Die

Anthropologie

als

die Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen.

Dargestellt von

Maximilian Perty,

Doctor der Philosophie und Medizin, Professor an der Universität zu Bern, Mitglied der k. bayr. Akademie d. W., der kais. Leop. Carol. Akad. d. deutschen Naturforscher u. Aerzte, Ehrenmitglied des Anthropological Institute of Great Britain and Ireland etc.

„Homo sum: humani nil a me alienum puto."
Terentius, Heautontimorumenos I, 1, 25.

2. Band.

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1874.

Vorwort zum zweiten Bande.

Hat der Verf. in s. Buche: „die Natur im Lichte philosophischer Anschauung" das Bild der Schöpfung wieder zu geben versucht, wie es sich in seinem Geiste spiegelte und „in den mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur" die sogen. Nachtseite dieser letzteren dargestellt, so bietet er in der nun vollendeten „Anthropologie" dem geneigten Leser eine Schilderung gleichsam der Tagseite des menschlichen Wesens. Der bereits in der Einleitung zum ersten Bande angegebene Begriff der Anthropologie stimmt fast ganz mit demjenigen überein, welcher in einem von Direktor Brabrook unterzeichneten Circular, Febr. 1873, festgestellt wurde und in welchem das anthropologische Institut von Großbritanien und Irland die Grenzen seiner Aufgabe und seines Gebietes bezeichnet hat.

Die in dem vorliegenden Buche behandelten Gegenstände können zwar verschieden aufgefaßt werden, haben aber sämmtlich den Vortheil, daß ihre Existenz von Allen wahrgenommen und als über allem Zweifel stehend anerkannt wird. Anders ist es mit denjenigen, welche ich die mystischen, d. h. in meinem Sinne des Wortes die geheimnißvollen, verborgenen genannt habe. Diese verlangen zu ihrer Erkenntniß eine besondere Beschaffenheit des Geistes und Gemüthes, sowie eine eigenthümliche Behandlung und es ist unpassend, wenn Menschen ohne Befähigung hiefür sich ein Urtheil über die hier in Frage kommenden Thatsachen anmaßen. Dieses hat aber in jüngster Zeit ein Carus Sterne in der Gartenlaube gethan und bei einer Besprechung des Vampyrismus Gelegenheit genommen, gegen Männer wie Calmet und Görres, von mir zu schweigen, Schmähungen auszusprechen und

meine Ansicht über den Vampyrismus aus dem Zusammenhang des ganzen Systems gerissen. Es wird auf Grund desselben die Möglichkeit einer Fortdauer des Menschenwesens in irgend einer Form postulirt, sowie das Vorhandensein eines magischen Vermögens des Geistes und drittens die Wandelbarkeit der Materie, von welcher ich überzeugt bin, — dann wird die über den Vampyrismus ausgesprochene Ansicht keineswegs ungereimt erscheinen, wie C. St. sich einbildet. Wäre das Phänomen bloß pathologisch durch ungesundes Wasser, schlechten Abort, Genuß verdorbenen Fleisches 2c. zu erklären, so hätten Calmet, Görres 2c. ihren Verstand wahrlich nicht anzustrengen gebraucht. Man komme hier nicht mit „Naturwissenschaft", deren Tragweite durch die vielseitigsten Studien eines langen Lebens mir wohl besser bekannt ist, als dem Genannten. Der Vampyrismus gehört wie die Dämonomanie und so vieles Andere unzweifelhaft in das Gebiet der mystischen Thatsachen und hat in diesem seine Realität, wenn auch so wenig alle Fälle, die für Vampyrismus gehalten wurden, in Wahrheit solche waren, als z. B. alle Geistererscheinungen, von denen man erzählt, einen realen Grund haben. Wenn besagter Carus Sterne mich dem Publikum als Feind der Aufklärung denunzirt, so ist darauf nur zu erwidern, daß ich dieses nicht bin, wohl aber ein Gegner jener flachen Weisheit des Tages, welche keinen Begriff von den Geheimnissen und dunkeln Tiefen der Schöpfung und des Geistes hat und diese durch Leugnung wegschaffen oder nach ihrer beschränkten Einsicht erklären zu können wähnt.

Bern, im Oktober 1873.

Der Verfasser.

Inhalt.

Seite.

Der Anthropologie zweiter Theil: Von der menschlichen Gattung.

Drittes Buch: Die Entstehung des Menschengeschlechtes und seine Ausbreitung in Rassen und Völker.

Sinnstörende Druckfehler:

S. 337 Z. 3 v. u. lies: eigenthümlichen statt eigenthümlich.
S. 360 Z. 13 lies: ihres Sonnenkultus statt ihrer Sonnenkultur.

Der Anthropologie

Zweiter Theil:

Von der menschlichen Gattung.

Drittes Buch.

Die Rassen und Völker.

Die Entstehung des Menschen.

Der fromme Glaube der Vergangenheit ließ den Menschen durch mehr oder minder unmittelbare Wirkung göttlicher Wesen entstehen, obwohl es zu allen Zeiten nicht an Solchen gefehlt hat, welche ihn für ein Produkt blinder Naturkräfte ansahen. Die neue Weltanschauung, auf die Erfahrung gestützt, daß alles Lebende eine Entwicklung durchlaufen muß, deren verschiedene Stufen im Causalverband stehen, muß nothwendig eine solche auch beim Menschen annehmen. Das Studium der Veränderungen, welche die organische Schöpfung, speziell die Thierwelt in den geologischen Epochen erfahren hat, die Umwandlung, welche jedes thierische und menschliche Individuum von seinem Keimzustande bis zur vollen Ausbildung erlebt, führten mit zwingender Consequenz zu der Ueberzeugung, daß auch die Arten Produkte einer allmäligen Entwicklung seien, die auch dann noch haltbar ist, wenn im tiefsten Grunde und in den ersten Anfängen auch diese Entwicklung wie Alles durch Gesetze geregelt wird, welche in die Materie durch höhere Macht gelegt worden sind.

Darwin's nun allbekannte Lehre postulirte zuerst nur einige wenige, später nur ein einziges primitives Wesen von der einfachsten Organisation, aus welchem sich, wie aus der Wurzel

der Stamm mit all' seinen Verzweigungen und höheren Metamorphosen die ganze organische Natur, zuletzt auch der Mensch im Laufe unermeßlicher Zeiten hervorgebildet hat. Die Arten sind entstanden durch natürliche Zuchtwahl unter Anpassung an die äußern Umstände, eine Menge von einzelnen Eigenschaften und Bildungen der Organismen wurden durch geschlechtliche Wahl herbeigeführt und durch Vererbung befestigt, den längsten Entwicklungsgang hatte der Mensch zu durchlaufen. Das niederste, jetzt noch vorhandene Wirbelthier, das Fischchen Amphioxus, der letzte Rest zahlreicher vorsilurischer Wirbelthiere soll aus einem Wurm entstanden sein, welcher den Ascidien verwandt war; aus dem Lancettfischchen gingen die Dipneusten hervor, jene wundersamen Fische, welche Lungen und Kiemen zugleich besitzen und aus diesen entstanden die Amphibien, von welchen ein Zweig sich in zwei Aeste spaltete, aus deren einem die Reptilien und Vögel, aus dem andern die Säugethiere hervorgingen, zuerst Monotremen, dann Beutelthiere. Am Ende der Secundär- oder am Anfang der Tertiärperiode wurden aus diesen die Säugethiere mit Mutterkuchen, unter ihnen auch zahlreiche Halbaffen, von welchen die Nager, Kerffresser, Fledermäuse und Affen stammen, endlich von ausgestorbenen schmalnasigen, die östliche Halbkugel bewohnenden Affen der Mensch. Die sehr weiten Lücken in dieser „Ahnenreihe des Menschen" läßt man durch nicht aufgefundene, z. Th. spurlos vernichtete Zwischenstufen ausgefüllt sein.

Es ist hier nicht die Aufgabe, in die Beweise einzutreten, welche zur Stützung dieser Lehre beigebracht wurden, noch in alle Einwendungen, welche gegen sie vorgebracht worden sind. Daß dieselbe ungeachtet ihrer Aeußerlichkeit, der bei ihr vorausgesetzten Zufälligkeit und dem gänzlichen Mangel eines inneren Entwicklungsprinzipes so vielen Beifall gefunden hat, zeigt unwiderleglich, daß sehr viele gegenwärtige Naturforscher der philosophischen Denkweise nicht huldigen, die eine unsichtbare, in aller Materie wirkende und treibende Kraft annehmen muß, ein Streben nach Umgestaltung nicht nur, sondern nach höherer Entwicklung. Ist diese Kraft nicht wirksam, so vermögen auch veränderte äußere Umstände keine merkliche Aenderung herbeizuführen und es überwiegt die andere Tendenz: Festhaltung der spezifischen Typen;

im Gegenfall kann auch bei gleich bleibenden Umständen eine Veränderung in Bau und Eigenschaften eintreten. Wallace in s. Artikel: „Die Grenzen der natürlichen Zuchtwahl in ihrer Anwendung auf den Menschen" führt an, daß das Gehirn des Wilden viel größer ist, als es für seine Leistungen und Bedürfnisse zu sein brauchte, daß die Haut des Menschen nackt ist und eine behaarte doch viel nützlicher wäre und durch natürliche Zuchtwahl eine Haarbekleidung der Haut sicher nur dann hätte verschwinden können, wenn sie positiv schädlich geworden wäre. Die Umwandlung des Greiffußes in den Gehfuß, des Daumens in die große Zehe könnte nur durch sehr strenge Zuchtwahl möglich werden und doch sei nicht einzusehen, was der Urmensch, als ein Thier, durch aufrechten Gang gewinnen sollte. Die Hand besitze ferner Kräfte und Fähigkeiten, welche sowohl Affen als Wilde unbenutzt lassen, und stelle ein Organ dar, vorbereitet für den civilisirten Menschen, ebenso das Stimmorgan und die Anlage geistiger und moralischer Eigenschaften. Wallace meint, auf den Körper des Menschen habe die natürliche Zuchtwahl keinen Einfluß, da sein Intellekt gegen sie wirke und ihn von Kräften unabhängig mache, die nur der Körperwelt angehören.

Die natürliche Zuchtwahl ist kaum im Stande, neue Arten, viel weniger neue Typen hervor zu rufen und was die geschlechtliche betrifft, so wählen bei ihr im Allgemeinen keineswegs die Individuen des einen Geschlechtes die fähigsten, tüchtigsten, „am schärfsten markirten" Individuen des andern zur Verbindung, wie Darwin annehmen muß, um die behauptete mächtige Wirkung der geschlechtlichen Wahl glaublich zu machen, sondern wenigstens beim Menschen findet dieselbe abgesehen von zahlreichen andern Verhältnissen, des Standes, Vermögens, der Politik 2c. hauptsächlich nach dem Contrast oder der Aehnlichkeit statt, so daß oft die kräftigsten Männer die zartesten Frauen wählen und umgekehrt, daß ferner kleine schwächliche Männer oder große kräftige ihnen gleichende Frauen wählen und umgekehrt. Auch der Vererbung wird eine viel zu große Macht zugeschrieben, da sie fortwährend von anderen Faktoren durchkreuzt wird, weshalb so oft Kinder von den Eltern ungemein abweichen. Settegast bemerkt, daß zufällige Verstümmelungen, künstlich herbeigeführte

Verluste oder Veränderungen sich nicht vererben, z. B. die verkrüppelten Füße der Chinesinnen, die beschnittene Vorhaut der Bekenner des Islam und daß da keine noch so ofte Wiederholung hilft. So werden sich gleichfalls viele natürliche Veränderungen nicht vererben. — Darwin betrachtet den Menschen als ein Thier, wie aus der ganzen Lehre und den Ausdrücken hervorgeht: „Der Mensch weicht darin von den niederen Thieren ab" .... „der Mensch gleicht den niederen Thieren" rc. Er versteht unter niederen Thieren nicht etwa die Gliederthiere, Mollusken u. s. w. sondern die den Menschen zunächst stehenden Säugethiere, speziell wieder die Affen und bezeichnet diesen „niederen Thieren" gegenüber den Menschen als „das höhere Thier." Weil Darwin alles Gewicht auf die Aehnlichkeit der körperlichen Organisation legt und den wesentlichen Unterschied übersieht, der von Anfang an durch die geistige Anlage gegeben ist, muß er dem Menschen einen thierischen Ursprung zuschreiben.

Die Entstehung und Ausbildung des Menschen ist auch jetzt noch ein Geheimniß. So viel scheint jedoch gewiß zu sein, daß der Mensch, ehe er in der gegenwärtigen Gestalt mit Fortpflanzung durch getrennte Geschlechter auf der Erde erschien, von einem einfachsten Keime beginnend eine Reihe niederer Zustände und Formen durchlaufen hat, über deren wirkliche Beschaffenheit jedoch weder die Entwicklung des Thierreiches noch die embryonische eine genügende Vorstellung zu geben vermag. Diese Urformen mußten so beschaffen sein, daß sie frei leben konnten, die Vermehrung konnte ganz im Anfang durch Sprossung und später hermaphroditisch erfolgen, bis die geschlechtliche Differenzirung und Fortpflanzung eintrat, wobei der Embryo im Uterus mit der nun unentbehrlichen Allantois ausgestattet wurde. Aus fortschreitender Entwicklung der Affen konnten nie Menschen entstehen, sondern nur noch brutalere Gestalten als Pongo und Gorilla. Bei der individuellen Entwicklung der Affen bilden sich Kiefer- und Gesichtstheil überwiegend aus und der Hirntheil des Schädels bleibt zurück wegen Kleinheit des Gehirns, daher die große Kluft zwischen dem erwachsenen Affen und erwachsenen Menschen. Nicht aus niedrigeren Wesen, nicht zuletzt aus einem ausgestorbenen Affen der alten Welt hat sich

der Mensch entwickelt, sondern aus niedrigeren Zuständen seines eigenen Wesens zu höheren, nicht durch zufällige natürliche Zuchtwahl, sondern nach gesetzmäßiger Nothwendigkeit, als das Endziel der irdischen Organisation, wie ich dieses vor Jahren in meinem Vortrag: „der Aufbau der Thierwelt" (Westermann's illustr. Monatshefte 1866, Mai) darzustellen versucht habe. Vom philosophischen Standpunkte aus gelangt man zu der Ueberzeugung, daß mit dem Menschen die Entwicklung der Organisation beschlossen ist, d. h. daß über ihn hinaus höchst wahrscheinlich keine Steigerung zu einer höheren Stufe mehr stattfindet, da in ihm der Geist seine angemessene Verkörperung erlangt hat, — wohl aber eine Erhöhung und Vervollkommnung innerhalb der Grenzen der menschlichen Natur.

Es wird wohl für immer unmöglich bleiben, Bestimmteres über die frühesten Zustände des Menschen und über die Zeiten ihres Verlaufes zu erfahren; scheint er doch in seiner gegenwärtigen Gestalt und wesentlichen Beschaffenheit schon in der Tertiärzeit und zwar der miokänen gelebt zu haben! Seine frühesten Formen waren wohl Wasserbewohner und erst die späteren Landbewohner mit sehr veränderter Organisation, Alles in Folge eines gesetzmäßigen innern Entwicklungsprinzipes, das mit der Erreichung der gegenwärtigen Beschaffenheit des Menschen erschöpft war und nun in der geistigen und culturhistorischen Sphäre wirksam ist. Der Engländer Sclater läßt die Affen und den Menschen von einem hypothetischen, nun versunkenen Continent zwischen Indien und Afrika ausgehen, aber es scheint nicht nothwendig, die bisherige Vorstellung aufzugeben, daß derselbe in Südasien seine gegenwärtige Gestalt erhalten habe und auch nicht unbedingt geboten, ein zweites „Schöpfungscentrum" in Afrika anzunehmen, oder ihn in Nordasien und Nordeuropa entstehen zu lassen. Jedenfalls ist der Mensch in einem warmen Klima entstanden und die Behauptung amerikanischer Anthropologen, die z. Th. 50, 60 und mehr Menschenarten aufstellen, daß diese da entstanden seien, wo wir sie jetzt noch finden, ist sicher unstatthaft.

Durch natürliche Züchtung sollen sich aus dem „sprachlosen Urmenschen", wie Häckel glaubt, verschiedene ausgestorbene Rassen entwickelt und von diesen im Kampfe ums Dasein als Sieger eine

wollhaarige und schlichthaarige, als Stammformen der gegenwärtigen Rassen übrig geblieben sein. — Der Mensch hat lange zusammengelebt mit dem Mammuth, Ohiothier, knochennasigen Nashorn, Höhlenlöwen und Höhlenbären. Dieses wurde trotz richtiger Beobachtungen schon im vorigen Jahrhundert hartnäckig bezweifelt; selbst die exakten Forschungen von Schmerling, in den dreißiger Jahren, der auch in den Höhlen von Engis und Engihoul Menschenknochen mit solchen fossiler Thiere zusammenfand, blieben bei dem herrschenden Vorurtheil unbeachtet. Die fossilen Reste vom Menschen sind ziemlich sparsam, z. Th. unvollkommen erhalten und gewähren bis jetzt nur schwankende Anhaltspunkte. Bei Natchez am Mississippi (bereits 1811) und anderwärts hat man Menschenknochen, Pfeilspitzen &c. mit Knochen ausgestorbener Thiergeschlechter zusammen gefunden. Ein menschliches Skelet in einem Kalkconglomerat von Florida schätzt Agassiz auf 10,000 Jahre. Nach Foster (Transact. of the Chicago Acad. of sciences 1869) wurde bei Angelos in Californien ein Menschenschädel in 100 engl. Fuß Tiefe aufgefunden, der nach Whitney's Untersuchung von fünf Schichten Lava und vulkanischen Tuffes und 4 Lagen Goldkies bedeckt war. Dieser Goldkies sei älter als Mastodan, Mammuth &c. Aber der amerikanische Geolog Marsh bezeichnet diesen Fund als Humbug. Bei Neuorleans fand Dr. Dowler 16 Fuß tief im Alluvium Indianerskelete, deren Alter er zu 150,000 Jahren, Andere nur 15,000 Jahre schätzen. 1844 entdeckte Aymard den „fossilen Menschen von Denise", eingeschlossen im vulkanischen Tuff eines Vulkans der Auvergne, der vielleicht lebte, als letzterer noch in Thätigkeit war. Er gehört einer Zeit an, wo daselbst Flußpferd und Höhlenhyäne lebten. Der Schädel in der Höhle von Engis im Meusethal, schon 1830 gefunden, galt längere Zeit für den ältesten bis jetzt bekannten. Ungemein viel wurde über den Neanderthalschädel verhandelt, 1857 von Fuhlrott mit dem dazu gehörigen Skelet im Neanderthal bei Düsseldorf gefunden. Es sollte sich dieser Schädel mehr als jeder andere Menschenschädel dem des Chimpanse und Gorilla nähern durch den enormen Superciliarbogen, die geringe Vertikalhöhe und die Form der Hinterhauptsgegend. Doch hat man seine Capazität auf 75 Kubikzoll geschätzt, wie bei den Polynesiern und Hottentotten. Dieser Schädel ist mehr und mehr zweifelhaft geworden, hat die verschiedenste Deutung erfahren, auch die als pathologisches Gebilde, ist vielleicht nicht einmal von sehr hohem Alter und weicht nach Gervais, Zool. et Palaeontol. génér. 1869, p. 107 nicht von andern Menschenschädeln ab; dick aufgeworfene Augenränder hatten nach Cäsar auch die Sueven.

Nach Spring ist der Mensch von Chauvaux, bei dem Mammuth und Höhlenbär fehlen, jünger als der von Engis. Man

findet in Chauvaux fast nur Frauen- und Kinderknochen und die markhaltigen Knochen sind zerbrochen, z. Th. der Länge nach gespalten, so daß hier wahrscheinlich Kannibalen hausten. 1863 fand Boucher de Perthes gest. 1868, in einer Kiesgrube bei Abbeville mit den ältesten Steinäxten nahe über der darunter liegenden Kreide die sogen. Kinnlade von Moulin-Quignon, die eine etwas thierische Bildung hat und 1864 nicht weit davon, 3 Meter tief verschiedene Menschenknochen, darunter einen Schädel von niedriger Bildung. Diese früher für sehr alt gehaltene Kinnlade soll nun wieder jünger sein als die alte Steinzeit, die Kiesschicht, in der sie gefunden wurde, später gebildet, als jene, in welcher die Elephanten- und Nashornknochen liegen. Auch die Reste aus Suffolk wolle manche als auf sekundärer Lagerstätte gefunden ansehen. 1868 wollte Issel im Pliokän bei Savona in Ligurien Menschenknochen gefunden haben, Bourgeois und Delaunay legten 1867 zu Paris in den Miokänschichten von Maine-Loire und Loire-Cher gefundene bearbeitete Knochen von Halitherium und viele geschärfte Feuersteine vor, wonach der Mensch schon in der Mitte der Tertiäzeit mit Halitherium, Dinotherium und dem Affen Dryopithecus Fontani zusammen gelebt hätte. Der Anthropologencongreß zu Brüßel 1872 hat übrigens diese angeblichen Kunstprodukte für nicht zuverläßig erklärt. Ein von Dupont 1866 in der Höhle von la Naulette bei Dinant aufgefundener menschlicher Unterkiefer soll unter allen menschlichen der Affenbildung am nächsten stehen, besonders durch den fast gänzlichen Mangel des Kinns und die Beschaffenheit der 3 bleibenden Backenzähne, deren Alveolen unversehrt sind. Es war nämlich wie bei den anthropoiden Affen der erste der kleinste und der letzte der größte, während bei der höheren Menschenrassen die Folge umgekehrt ist und bei Malayen und Negern alle 3 gleich groß sind. Nach Carles Blake (Anthrop. Review 1867 S. 294) wurde mit diesem Kiefer auch ein menschliches Ellenbogenbein, 2 Zähne und ein Stück bearbeiteten Renthiergeweihes gefunden. Er hält sie für gleichzeitig mit dem Mammuth und das Kiefer nähere sich dem der Australier oder stehe sogar noch unter demselben.

Jünger waren die Bewohner der 1852 entdeckten aber erst 1860 von Lartet untersuchten Höhle von Aurignac. Sie war ein Begräbnißplatz aus der Renthierzeit und enthielt 17 Leichen, die beerdigt wurden und nicht mehr aufzufinden waren. Die wenigen noch gefundenen Menschenknochen deuten auf kleine Statur. Diese Höhle enthielt auch viele Topfscherben und Schmuck aus Knochen gefertigt. Bei Solutré in Mâconnais fanden 1867 de Ferry und Arcelin eine Fundstätte mit fast zahllosen Knochen verschiedener Thiere, darunter von mehr als 2000 Pferden, Kiesel- und Knochen-

instrumente, Skelete von Erwachsenen und Kindern. Nach F. und A. war Solutré Lager- und Begräbnißstätte aus dem Anfang der Renthierzeit, älter als Madeleine und les Eyzies. Die große Masse der Pferdeknochen in Solutré brachten Arcelin auf den Gedanken, die damaligen Bewohner hätten die wilden Pferde, ihre Hauptnahrung, auf den steilen Felsen über diesem Knochenfeld getrieben und sie gezwungen, ihnen jeden Ausweg abschneidend, sich von demselben herab zu stürzen. Die Steingeräthe sind feiner als die der paläolithischen Zeit; mit den Thierknochen fanden sich ziemlich viele Schädel-Knochen von Menschen. Sie gehören nach Pruner-Bey zur „mongoloidischen Rasse" und scheinen wie jetzt noch manche hochnordische Völker in Grubenwohnungen gelebt und auch ihre Todten in solchen begraben zu haben. — Ferry schätzt die Aufschwemmung durch die Saone seit der Römerzeit auf 60 Centimeter, das Alter der Broncezeit auf 3000 Jahre, die neolithische auf 4—5000, die paläolithische auf 9—10000. Arcelin setzt für das Keltische Eisenalter 1800—2700 Jahre, für das Broncealter 2700—3600, das neolithische 3600—6700, das paläolithische 6700—8000 Jahre, aber all' dieses ist ziemlich unsicher.

Beim Graben des Södertelge-Canals, der den Mälarsee mit dem finnischen Meerbusen verbindet, will man 64 Fuß tief unter der Oberfläche eine Fischerhütte mit Kohlen, Reisig, eine Art Heerd gefunden haben, deren Alter Lyell auf 70—80,000 Jahre berechnet; Lindenschmitt macht sich jedoch über diese Berechnung so wie über jene des Schuttkegels von Tinière am Genfersee durch Morlot lustig. In Südchile beim See Llanquihue grub auf einem Höhenzug ein deutscher Kolonist einen Brunnen und fand in der Tiefe von etwa 60 Fuß einen irdenen Topf, wie man solche z. Th. jetzt noch gebraucht. Fonck, der hierüber in Bastian's und Hartm. Ztschr. II. 288 berichtet, hält jenen Höhenzug für eine einfache Moräne eines Cordillerengletschers; der Topf sei anderwärts vom Wasser und mit dem Geschiebe hieher transportirt worden, müsse demnach unglaublich alt sein.

Reich für die vorhistorische Zeit erweist sich besonders Südfrankreich; nach den Stein- und Knochengeräthen aus der Mammuth- und Renthierzeit fanden sich 1868 bei les Eyzies in Perigord auch menschliche Reste. In der Höhle von Cro-Magnon daselbst, die durch einen Eisenbahndurchschnitt aufgedeckt wurde, lagen Skelettheile von 3 Männern, einem Weibe und einem unreifen Kinde mit durchbohrten zum Schmuck dienenden Meerschnecken, bearbeiteten Stücken Elfenbein, Renthierknochen, Kiesel, Zähnen und Knochen vom Wildschwein, Renthier, Auerochsen, Hirsch, Steinbock und besonders vom Pferde, einem Hauptnahrungsthiere. Die Menschenreste zeigen nach Broca eine ganz ungewöhnliche Ver-

einigung hoher und niederer Charaktere und große Schädelcapazität, sehr entwickelte Stirngegend, Orthognathismus des Obergesichts bei enormer Breite des Gesichts, alveolarem Prognathismus, sehr breitem Unterkieferast mit rauhen Muskelerhabenheiten, wie auch die starke Entwicklung der linea aspera am Oberschenkel, die Gestalt und frühe Verschließung der Nähte auf ein rohes und starkes Volk hinweisen. Der Schenkelknochen des einen männlichen Skelets läßt eine schwere Verletzung erkennen, das Stirnbein des Weibes wurde wahrscheinlich mit der Steinart eingeschlagen; das Kinderskelet in ihrer Nähe gehört wahrscheinlich einer unreifen Frucht, die sie im Leibe getragen. Es läßt sich für jetzt nicht bestimmen, welcher Völkergruppe die Menschen von Cro-Magnon angehörten; ihre Werkzeuge deuten auf eine sehr tiefe Culturstufe. Die Höhle diente wohl früher zur Wohnung, zuletzt als Grabstätte. Vergl. Ecker in E. und L. Archiv IV, 109, mit der vollständigen Literatur über diese Fundstätte, welche von Lartet, Christy, Broca u. A. untersucht wurde. — Im Frühjahr 1872 fand man 3 Kilometer östlich von Mentone in den „rothen Felsen" in einer Höhle ein Menschenskelet in liegender Stellung mit einem Halsband aus einer Doppelreihe von Steinen und Muscheln und verschiedene Steingeräthe dabei: das gut gebildete Skelet, nun im zoologischen Garten in Paris ist 1 Meter, 80 Ctm. lang, der Schädel dolichocephalisch. Er scheint der Zeit vor dem Renthiere anzugehören; man fand bei ihm nur Knochen von Bären und Höhlenhyänen. Das vollständige Skelet von Mentone (Mensch von Baoussé-Roussé) hatte die Lage eines Schlafenden und gehörte wahrscheinlich einer begrabenen Leiche an. Der Schädel war höher als bei den nordischen Höhlenmenschen aus gleicher Zeit.

Frank Calvert will 1872 in der Nähe der Dardanellen Spuren des Menschen aus der Miokänzeit gefunden haben: einen Knochen von Dinotherium oder Mastodon mit eingeschnittener Zeichnung eines gehörnten Vierfüßlers und andern fast verwischten Gestalten, eine Feuersteinplatte, gespaltene Knochen, mit einer miokänen Melania. In einer Driftbildung unter geschichtetem Fels von mehreren hundert Fuß Mächtigkeit fand er zahlreiche Werkzeuge von Jaspis, Feuerstein und andern harten Steinen, z. Th. 4—5 Kilogramm schwer. C. meint, durch diese Entdeckung miokäner Spuren rücke das Alter des Menschengeschlechtes auf Millionen Jahre zurück.

Nach Frère wären die Schädel desto älter, je flacher die Stirn und je entwickelter das Hinterhaupt ist. Die ältesten in Europa gefundenen Schädel deuten auf verschiedene Rassen, theils gleichzeitig an verschiedenen Orten lebend, theils am selben Orte aufeinanderfolgend. Sie stimmen wie es scheint, nicht mit den Schädeln der jetzigen niedersten Rassen zusammen und weichen nicht

so sehr von den gegenwärtigen bessern Rassen ab. Der Neanderthalmensch scheint in Vergleich mit den Renthiermenschen groß, muskelkräftig, wild gewesen zu sein. Die Borreby-Schädel aus der dänischen Steinzeit gleichen nach Huxley dem Neanderschädel in Niedrigkeit der Stirn, verlängertem Hinterhaupt, vorspringenden Augenbraunenbogen. Eine äußerst reiche Sammlung von Schädeln aus den Steingräbern hat das Kopenhagener Museum. In den Kjökkenmöddinger sind nach Virchow bis jetzt keine Schädel gefunden worden. Die Kopenhagenerschädel aus den Gräbern der Steinzeit zeigen nach ihm bedeutende Verschiedenheiten, sind dolichocephal oder brachycephal, manchmal in derselben Gruppe, von derselben Lokalität. E. und L. Arch. IV. 55. C. A. Aeby über die unorgan. Metamorphose der Knochensubstanz ꝛc. Bern 1870 kommt zum Schluß, daß sehr alte und neue Knochen sich dadurch unterscheiden, daß die sehr alten wegen der Verbreitung des Gypses und des Einflußes der Kohlensäure durchaus arm an Magnesia seien; die Pfahlbautenknochen sind oft sehr reich an Fluor und Eisen, die aus Torflagern oft auch an Mangan. — Schädel aus primitiven Zuständen zeigen oft sehr abgeschliffene Zähne, infolge der rohen Mehlerzeugung durch Zerreibung des Getreides mit Handreibsteinen; das rauhe daraus hervorgehende Mehl wirkte als Schleifmaterial.

His und Rütimeyer (Crania helvetica etc., Basel u. Genf 1864) unterscheiden in der Schweiz mit Zuziehung der in alten Gräbern etc. gefundenen Schädel 4 Typen und außerdem eine Anzahl Formen, die in keinen dieser Typen passen, z. Th. isolirt stehen, z. Th. als Bastardformen der Typen anzusehen sind. Die 4 Typen sind 1) der Sion-Typus, 2) Hohberg-Typus, 3) Belair-Typus, 4) Disentis-Typus. Die drei ersten sind dolichocephal, am meisten der Hohberg-Typus; der Disentis-Typus ist brachycephal. Der Sionschädel ist charakterisirt durch mächtige Entwicklung des Hinterkopfes und der Superciliarbogen, tiefe Einsetzung der Nasenwurzel, sanfte Rundung der Hirnkapsel. Er trat schon in der vorrömischen Zeit überwiegend auf und ist zahlreich in der sogen. helvetischen Periode, vermuthlich der Schädel der alten Helveter und Kelten. Es gehören hieher Schädel aus der Broncezeit, vorrömischen Eisenzeit, den Pfahlbauten Nidau-Steinberg, aus alemannischen Gräbern der deutschen Schweiz. Jetzt ist dieser Schädel nur noch wenig zahlreich. Der Hohbergschädel ist bedeutend lang, wenig breit, mit verstrichenen Parietalhöckern; die Höhe überwiegt die Breite, die sagittale Scheitelkante ist scharf. Findet sich wie seine Mischlinge mit andern Formen fast nur in römischen oder nachrömischen Begräbnißplätzen, vorzüglich am Hohberg bei Solothurm und bei Grenchen, Basel, Vivis, am Bielersee, bei Biberstein in

Ct. Aargau, war der eigentliche Römerschädel und ist in der Gegenwart nicht mehr zahlreich. Der Belairschädel ist bedeutend lang, wenig hoch, mit abgeflachtem Scheitel, winkliger Ansetzung von Stirn und Hinterhaupt am Scheitel, sehr geringer Entwicklung der Superciliarbogen, fast senkrechter Stellung des Nasenrückens. Kommt vor in burgundischen Gräbern der französischen Schweiz, z. B. in dem von Belair bei Cheseaux, Ct. Waadt. Der Disentisschädel ist wahrscheinlich der Alemannenkopf, kurz, breit, das Hinterhaupt abgeflacht, fast rechtwinklig gegen den Schädel und die Schädelbasis abgesetzt. Meist völlig orthognath, selten etwas prognatisch. Herrscht im Gegensatz zu den 3 früheren, mehr der Vergangenheit angehörenden Typen in der Gegenwart vor, obwohl er auch, doch nur sparsam in der vorrömischen Zeit schon vorkömmt. — Die alten Helveter, durch Römer, Allemannen und Burgundionen fast ganz ausgerottet, waren Kelten und ihre Kopfform der Siontypus. Die Pfahlbauer der verschiedenen Perioden waren nach Keller Helveter; mit diesen sollen die Rhätier nichts gemein gehabt haben. Auch die Ungarn kamen in die Schweiz und im 10ten Jahrhundert waren die Alpenpässe von Saracenen besetzt. Der Hohbergschädel ist wie gesagt, höchst wahrscheinlich der Römerschädel, der Belair der Burgunderschädel. Die Disentisform mag vielleicht schon in der vorkeltischen Zeit in der Schweiz da gewesen sei; es gehören ihr aber auch von der gegenwärtigen Bevölkerung wohl $^3/_4$ an und diese stammt sicher nicht von vorkeltischen Urstämmen ab, wie eine solche brachycephale Urbevölkerung mit dem Disentisschädel Nilsson, Steenstrup, Retzius für Scandinavien, ja für ganz Europa annehmen, sondern die deutschen Schweizer stammen von den Alemannen, die französischen von den Burgundionen ab und auch jetzt überwiegen in Süddeutschland brachycephale Schädel, die Disentisform. — Ungeachtet fast 2000 jähriger Vermischung sind die in die Schweiz gedrungenen Völkerstämme nicht zu einem physisch homogenen Gemeng verschmolzen, sondern die reinen Urformen überwiegen weit die Mischformen.

Die ältesten Produkte menschlicher Kunst, von denen im nächsten Buche näher die Rede sein wird, bestehen in Steinwaffen und Steingeräthen, oft so roh, daß sie kaum als solche erkannt werden, und in Zeichnungen, Radirungen auf Knochen. Verneuil und Lartet, Castano de Prado fanden auch bei Madrid fossile Zähne des afrikanischen Elephanten mit Steinwerkzeugen, den rohen von Amiens und Abbeville ähnlich. Schon früher hatte man bei Madrid das Skelet eines Mammuths gefunden. 1864 fand man in einer Höhle der Dordogne einen Stoßzahn von einem Elephanten mit deutlich eingegrabenen Umrißen des Mammuths, wobei sogar die Mähne nicht fehlt. Später fand man in Frankreich einen Renthierkopf, auf

einen Pferdekopf gezeichnet. Der Renthierperiode gehören auch die angebohrten Fußknochen von Wiederkäuern an, die als Pfeifen dienten. All' dieses fällt weit vor die Pfahlbauten, doch kann man nicht einmal das Alter dieser genau angeben, obwohl sicher ist, daß manche der jüngsten Pfahlbauten noch in der christlichen Aera existirten. Wüßte man die verschiedenen Alter der phönikischen und ägyptischen Broncearbeiten, so könnte man sie mit den früheren Broncesachen der Pfahldörfer vergleichen und auf deren Alter schließen.

Körperbildung der Menschenformen.

Die Bildung des knöchernen Schädels wurde schon früh für maßgebend bei der Charakterisirung der Menschenformen erkannt und man hat über ihm das übrige Skelet sehr vernachlässigt. Prichard unterschied drei Hauptformen: 1) die ovale bei den Europäern (mit Ausnahme der Lappen), dann bei mehreren asiatischen und afrikanischen Völkern; 2) die viereckige mit mehr eckigen Umrissen bei den Mongolen und Uramerikanern; 3) die schmale, wo der Schädel hoch und von den Seiten zusammengedrückt ist, wodurch der Oberkiefer vortritt, bei den meisten Afrikanern, Neuholländern, Papuas, Mallikolesen, mehreren Polynesiern. Prichard meinte, die schmale oder prognathe Schädelform komme der tiefsten Culturstufe zu, den Waldmenschen und Jägern, die viereckige oder pyramidale den nomadischen Hirten und Fischern, die ovale den seßhaften und civilisirten Völkern, — eine unbegründete Ansicht. Retzius nahm zwei Schädel- und zwei Gesichtsformen an, wodurch 4 Formen entstehen, indem sich jede Schädelform mit der einen oder anderen Gesichtsform combiniren kann. Die beiden Schädelformen sind die kurze und lange, brachycephale und dolichocephale und Neuere haben zwischen sie noch eine mesocephale oder orthocephale eingeschoben, die beiden Gesichtsformen sind die orthognathe, wo die Profillinie des Gesichtes wegen der geraden Stellung der Kiefer und Zähne senkrecht ist und die prognathe, wo die Zahnhöhlenfortsätze und Zähne thierartig und schief vortreten. In Europa kommen, einzelne Individuen ausgenommen, nur Geradzähner vor und zwar mit kurzem oder langem Schädel, am meisten prognathisch bei vorherrschender Dolichocephalie ist die schwarze Rasse. Zwischen allen Formen sind unmerkliche Uebergänge. In den letzten zwei

Dezennien erschienen zahlreiche Arbeiten über die Rassenschädel, theils in eigenen Werken, theils in Zeitschriften für Anatomie und Anthropologie, die Mehrzahl für die letzten Jahre namentlich in Ecker's und Lindenschmitt's Archiv f. Anthropologie, ohne daß es bis jetzt rücksichtlich der Prinzipien der Messung und Zeichnung zu einer Einigkeit gekommen wäre.

Nach Lucae bestimmen 3 Momente die Schädelform: Nähte, Gehirn und Muskeln; die Synostose komme dabei nicht allein in Betracht. Schaaffhausen will auch die Form der geschloßenen Nähte für Feststellung der Zeit der Verwachsung berücksichtigen. Schaaffhausen und wohl jetzt alle Antropologen halten die Breite des Schädels für wichtiger als die Länge, denn letztere kann z. B. durch große Stirnhöhlen oder starke Hinterhauptsspina vergrößert sein, welche auf das Hirn keinen Bezug hat, wohl aber die Breite. Man muß aber angeben, an welcher Stelle die Breite des Schädels gemessen ist, wird übrigens durch die Maasse allein kein vollständiges Bild eines Schädels gewinnen. Breitenindex des Schädels ist das Verhältniß seiner Breite zur Länge, letztere = 100 gesetzt, z. B. bei Lappen 100 : 82, Eskimos 100 : 70. Eskimos sind in mancher Beziehung den Lappen verwandt, aber wie man sieht viel dolichocephaler. Holländischer Schädel nach Welcker 100 : 74 also bedeutend dolichocephal. Tabellen zur Ausschreibung der Breiten- und Höhen-Indices der Schädel gibt Welcker in E. und L. Arch. III, 197. Krause ibid. I, 253 schlug vor, als Grundlinie des Schädels die zu betrachten, welche in der Medianebene vom vorderen Umfang des Hinterhauptsloches zum Ansatz der Nasenbeine an das Stirnbein reicht, diese bei jedem Schädel in 100 Theile zu theilen und sämmtliche Zahlenwerthe in solchen Basistheilen auszudrücken, wo man dann relative Maasse erhält, die von der absoluten Größe der Schädel ganz unabhängig sind. Für Meßung und Zeichnung sind verschiedene Apparate erfunden worden; Rob. Hartmann zieht für Schädelaufnahmen die Photographie dem Apparat von Lucae vor. Nach Nathusius sind selbst geometrische (körperliche) Schädelaufnahmen für exakte Meßungen nicht verwendbar und können nie direkte Meßungen ersetzen; nach ihm gehören Meßung, Beschreibung und Bild zusammen. Jensen's „stereoskopisch geometrischer Zeichenapparat (E. u. L. Archiv IV, 233) soll geometrische Zeichnungen liefern, an denen Meßungen angestellt werden können und zugleich stereoskopische, welche die körperlichen Verhältniße des Objekts fast greifbar wiedergeben.

Die Brachycephalie innerhalb derselben Rasse ist durchschnittlich bei kleineren Individuen bedeutender als bei großen. Vogt Vorles.

üb. d. Menschen I, 58 möchte als Langköpfe alle Völker bezeichnen, bei welchen die Mittelzahl des Querdurchmessers unter 72 fällt, als Kurzköpfe alle die, wo der Querdurchmesser zwischen 74 und 84 schwankt. Welcker hat als Grundlage des Breitenmaßes die Schläfenbreite genommen, jetzt mißt man lieber die größte Breite, wenn auch diese oft weit nach hinten fällt. („Hinterhauptsbreite.") Daher sind Welckers Breitenindices meist um 2—3 Proz. des Längsdurchmeßers kleiner als die der meisten andern Anthropologen. W. will aber künftig auch die größte Schädelbreite annehmen. Bis jetzt waren die Begriffe kurz- und langköpfig sehr schwankend; der Schädel Schillers hat nach Welcker einen Index von 82, gehört also zu den allerbreitesten und ist exquisit brachycephal, wurde aber doch an den verschiedensten Orten als dolichocephal bezeichnet. Retzius, den Welcker sehr hoch stellt, bezeichnete die Deutschen als dolichocephal, mit Ausnahme einiger Stämme, z. B. der Württemberger, deren Brachycephalie er durch slavische Mischung erklärt, was W. in manchen Fällen keineswegs durch die Geschichte bestätigt findet; nach ihm sind die meisten Deutschen theils brachycephal und subbrachycephal, theils orthocephal, nicht dolichocephal. Er schlägt zwischen lang- und kurzköpfig ein mittleres: mesocephal oder orthocephal vor und nach ihm und Broca cumulirt die Mehrzahl aller menschlichen Schädel um diese Mittelform, die entschieden dolichocephalen und brachycephalen sind mehr nur vereinzelte Abschweiflinge. Nach W.'s Schätzung sind

Dolichocephalen	107	Millionen,
Subdolichocephalen	165	„
Orthocephalen	544	„
Subbrachycephalen	195	„
Brachycephalen	15	„
	1026	Millionen,

W. bezeichnet als Langköpfe Neger, Hottentotten, Neuholländer, Eskimos, Mexikaner, Marquesas-Insulaner, Hindus, Kabylen, Bergschotten; als Mittelköpfe, Orthocephali, amerikanische Indianer, Letten und Finnen, Chinesen, Tataren, Ungarn, Molukkesen, Alfuren, Altgriechen, Holländer, Altrömer, Aegypter und Kopten, Zigeuner, Juden, Basken, als Kurzköpfe Kalmüken, Türken, Birmanen, Baschkiren, Lappen, Japaner, Sumatraner, Buggesen, Makassaren von Selebes, Maduresen, Franzosen, Russen, Deutsche, Italiener, Rhätier. Rohe und hochgebildete Völker können kurz- oder langköpfig sein. Den Breitenindex der Hindu gibt W. an zu 72,4 bis 74,7, der Irländer 73,4, Altrömer 74, Spanier 74, Altgriechen 75, Schweden 75,2, Holländer 75,3, Schotten 75,9, Engländer 76, Dänen 76,1, Portugisen 76,2, Zigeuner 76,3, Deut-

schen 76,7 bis 80,1, im Mittel 78,7, Neugriechen 77,1, Finnen 78,6, Neuitaliener 78,9, Serben 78,8, Kleinrussen 79,1 Polen 79,4, Franzosen 79,5, Großrussen 80,1, Tungusen 81, Schweizer 81,4, Türken 81,6, Czechen 82,1, Lappen 82,5.

Aeby verwirft Retzius' Kategorieen der Dolicho- und Brachycephalie; was Retzius für lang oder kurz angegeben, sei nur schmal oder breit. A. theilt demnach die Schädel in stenocephale, schmale und eurycephale, breite. Die stenocephale Zone umfasse Afrika und Polynesien nebst einigen Theilen Asiens (Hindus, Malabaren, Nicobaren) und Amerikas (Brasilianer, Grönländer), die eurycephale hat ihr Hauptgebiet in Nordasien. Dann gibt es noch eine Uebergangszone. — Das Princip von Aeby's Neuerung fördert die Charakterisirung der Rassen kaum, gewährt nur die Ansicht von einem andern Standpunkt; es kommt ziemlich aufs gleiche hinaus, ob man den Schädel lang oder kurz oder ob man ihn schmal und breit nennt, und es sind daher dieselben Rassen und Völker, welche A. als stenocephal und Retzius als dolichocephal, dieselben, welche ersterer als eurycephal, letzterer als brachycephal bezeichnet. Wohl aber erweisen sich die positiven Angaben A.'s als werthvoll. Es genügt überhaupt nicht den Schädel nur nach einzelnen Richtungslinien aufzufassen, er muß als eine Totalität angeschaut werden. Gaussin und Welcker haben auch den Werth des Höhendurchmessers des Schädels in Betracht gezogen, welcher jedoch weniger wichtig als der Breiten- und Längendurchmesser ist.

Hypsistenocephalie nennt Barnard Davis die interessante Schädelform, die neben großer Länge und Schmalheit auffallend hoch ist und gewöhnlich starke Seitenhöcker und einen kantigen Scheitel zeigt. Sie kommt bei den Carolinen-Insulanern und mehreren andern des großen Oceans vor, welche also Hochschädel sind. Es handelt sich dabei wieder, nach welchem Princip man die Höhe schätzen soll; ob nach Längshöhenindex, wie Retzius, der einen Schädel hoch nannte, dessen Höhenindex groß ist, dessen Höhe also eine bedeutende Prozentzahl der Länge beträgt, oder ob wie Welcker, der die Höhe nach der Frontal- oder Occipitalansicht, demnach nach dem Breitenhöhenindex, d. h. nach dem Verhältniß des Breitenindex zum Höhenindex bestimmen will. Zwischen Längs- und Höhendurchmesser besteht nach W. ein weit constanteres Verhältniß, als zwischen Breiten- und Höhendurchmesser, weßhalb sich die Höhenunterschiede in der Stirn- oder Hinterhauptsansicht viel ausgiebiger zeigen, als in der Seitenansicht. Im Allgemeinen treffen nach ihm bei den Völkern die kleinen Breitenindices mit kleinen Höhenindices, größere Breitenindices mit größeren Höhenindices zusammen. Etwa 74 sei der Höhenindex der dolichocephalen, 76 der Brachycephalen. „Dieses Wachsen der Höhenindices mit der

Schädelbreite zeigt sich zumal dann, wenn man die extremen Brachycephalen und namentlich auch die künstlich geformten Schädel mit in Betracht zieht; die geformten Altperuaner- und Nordamerikanerschädel mit den mittleren Breitenindices 95 u. 100 zeigen die enorme Höhe von 87." W. unterscheidet 5 Schädelformen: 1. Hoch und schmal, Hypsistenocephali (Polynesier, Neger, Abyssinier, Neuägypter, Eskimos.) 2. Hoch und breit, Hypsibrachycephali (Sundamalayen). 3. Mittelhoch und mittelbreit, oft mit mäßigem Minus der Höhe, Orthocephali (Breitere Hindustämme, Altägypter, Kabylen, Araber, Germanen, Altrömer, Altgriechen). 4. Flach u. schmal, Platystenocephali (Hottentotten). 5. Flach und breit, Platybrachycephali (Breitere Germanen, Slaven, Mehrzahl der Mongolen, Patagonier, Caraiben). Einzelne Völkerfamilien, wie Amerikaner, Berbern mit Semiten, Malayen durchlaufen beinahe die ganze Skala der Dolicho- Ortho- und Brachycephalie. Aehnliches zeigt sich, wenn man Schädel desselben Volkes nach wachsendem Breitenindex ordnet und Mittelwerthe zieht.

Den Horizontalumfang des Mannesschädels fand Welcker nach mehr als 30 Messungen im Mittel 521 Mm. groß; er verhält sich zum weiblichen wie 100:97. Der Schädelinnenraum des männlichen Schädels, 1450 Cubik-Centimeter, verhält sich zum weiblichen wie 100:90. Schädel von mehr als 540—550 Mm. Horizontalumfang (Gehirngewicht 1490—1560 Gramm) sind abnorm groß. Virchow nennt dieß Kephalonie; viele geistig begabte Menschen sind kephalonisch. Die niederen Rassen (Neger, Malayen, Amerikaner) kommen im Horizontalumfang mit den kleinsten weiblichen deutschen Schädeln, die Mongolen mit den kleinsten und mittelgroßen überein.

Aeby bestimmte die Größe der Ebenen des Schädels durch ein aufgelegtes Netz kleiner Quadrate und fand folgende Verhältnißzahlen: Beim Guanchen 23836, Lappländer 21865, Neger von Mozambik 20408, Oran-Outang 10335; Gorilla 8828. Der Abstand der Affenschädel untereinander ist viel kleiner als der der höchsten Affenschädel vom Menschenschädel, von dessen ganz eigenem Typus keine Brücke zu den Säugethierschädeln führt.

Zieht man eine Linie von der weitesten Vorragung des Stirnbeins bis auf den vorragendsten Theil des Oberkiefers und eine zweite gerade durch die Höhle des äußeren Gehörganges bis zum Boden der Nase, so erhält man am Berührungspunkt beider den sogen. Camper'schen Gesichtswinkel, der bei den niederen Rassen wegen Vortreten des Gesichtstheiles und Zurückweichen der Stirne kleiner ist als bei den höheren, bei menschenähnlicheren Thieren größer als bei den ferner stehenden und im Menschengeschlecht zwischen 70° und fast 90° schwankt. Man gibt gewöhnlich den Gesichtswinkel der weißen Rasse an zu 80—85 Grad, der gelb-

braunen zu 75—80, der schwarzen zu 70—75, aber es kommen bei allen Rassen Individuen mit den kleinsten und größten Gesichtswinkeln vor, letztere selbst bei Australiern und Buschmännern.

Aeby, d. Schädelformen d. Menschen u. d. Affen, S. 81, gibt folgenden Gesichtswinkel bei von ihm untersuchten Schädeln an:

Caraibe	68°
Maravineger	69
Neger aus Mozambik, Guanche, Kalmücke, Indianer aus Nordamerika, Sitkakane, Schwede	71
Neger aus dem Sudan, Mahratte, Botocude, Grönländer	72
Kaffer, Hottentotte, Chinese, Zigeuner, Tunguse, Buräte, Malabare	73
Buschmann, Macassare, Puri, Sundainsulaner, Balinese, Nikobare, Finnländer, Tatare	74
Tongainsulaner, Sandwichinsulaner, Baschkire, Türke, Däne, Jude, Etrusker, Holländer, Lappe	75
Brasilianer aus Knochenhöhlen, Nukahiver, ägyptische Mumie, Graubündtner, Russe, Kosak	76
Neuholländer	77
Hindu, Grieche	78
Buggise	80

Sehr selten kommt doppelter Prognathismus vor, wie Pruner-Bey dieses Verhältniß nennt, wo nämlich auch die unteren Schneidezähne nach vorwärts gerichtet sind. Bekanntlich ist der Prognathismus bei primitiven und wilden Völkern vorherrschend.

Die Basislänge des menschlichen Schädels (und nach Daubenton auch des thierischen) ist bei zurückstehender Kieferstellung im Allgemeinen kleiner, bei Prognathismus größer. Mit letzterem ist beträchtlichere Größe des Gesichtes und Zurücktreten des Schädelgewölbes verbunden. Prognathismus ist ferner vorzugsweise mit Langköpfigkeit, zurückstehende Kieferstellung mit Kurzköpfigkeit verbunden. Kleinheit des Schädels vereinigt sich häufiger mit Brachycephalie, Größe mit Dolichocephalie; kleine Schädel sind relativ höher und an der Basis relativ breiter als große. Große Schädel sind nicht als einfache Vergrößerung kleiner Schädel der gleichen Rasse aufzufassen, sondern der große Schädel an sich ist nach anderen Proportionen gebaut als der kleine. Der männliche deutsche Schädel weicht von dem weiblichen mehr noch als durch seine Größe durch seine typische Verschiedenheit ab und zwar in höherem Grade als viele Rassenschädel unter sich, der weibliche steht zwischen dem männlichen und dem Kinderschädel, ist im höheren Grade dolichocephal und prognathisch als der männliche. Der weibliche Schädel überhaupt zeigt nach Welcker überall eine senkrechtere aber niedrigere Stirn als der männliche, er ist abgeflachter, Kiefer und Zähne sind schiefer, mehr vorgeschoben. Für den kindlichen Schädel ist charak-

teristisch die Kleinheit der Basis und des Gesichts, das sehr entwickelte Schädelgewölbe, besonders in der Stirngegend, ziemlich viel Dolichocephalie und eine Neigung zum Prognathismus. Dieser letztere nimmt beim Thierschädel mit dem Wachsthum zu, beim Menschenschädel ab. Ordnet man die Schädel nach dem Camper'schen Gesichtswinkel, so erhält der Schädel des Neugeborenen dem Thierschädel gegenüber bekanntlich einen höheren Rang als der Schädel der Erwachsenen. Welcker schreibt in f. „Untersuchungen üb. Wachsthum u. Bau d. menschl. Schädels", Leipz. 1862: „Die Aehnlichkeit des menschlichen und Affenschädels ist am größten in dem Entwicklungsstadium, in welchem an beiden Schädeln dieselben Nähte und Fugen unverknöchert sind. Die mehr und mehr hervortretende Formverschiedenheit hängt wesentlich ab von dem verschiedenen Gange, welchen die Nahtverknöcherung einschlägt. Die umschließenden und umschlossenen Theile, Schädel und Hirn, wachsen mit einander. Das in den Knochen liegende Wachsthum liefert, der Nahtvertheilung gemäß, an Schädelwandung so viel, als dem speziellen Fall entspricht; das Detail der Flächenformung wird bedingt durch mechanische Wirknng des Gehirns. .... Die Maaße des Schädels wachsen im Allgemeinen mit der Körperlänge, jedoch wie bekannt, keinesweges gleichmäßig, denn kleinere Menschen besitzen im Durchschnitt verhältnißmäßig einen größern Kopf als große. .... Kleinere Menschen zeigen durchschnittlich höhere Grade von Brachycephalie als große." — Die Schädel der Neger und Neuholländer, dann mancher Indianerstämme Brasiliens sind sehr hart; ebenso waren es jene der Urbewohner von Cuba und Hayti.

Die Größe der Hirnparthie des Schädels ist bedingt durch die Größe des Gehirns; das Gehirn des größten Gorilla ist noch nicht $^2/_3$ so groß wie das kleinste normale Menschenhirn. Morton gibt folgende Uebersicht der Hirnkapazität der einzelnen Rassen nach Messungen an 256 Schädeln:

	Zahl der Schädel.	Mittelzahl des räumlichen Inhalts in Kubikzollen.	Größtes Raumverhältniß.	Kleinstes Raumverhältniß.
Weiße Rasse	52	87	109	75
Schwarze Rasse	29	78	94	65
Mongolen	10	83	93	69
Malayen	18	81	89	64
Amerikaner	147	82	100	60

Bei den indogermanischen Völkern erhebt sich der Schädelraum fast bis zu 1600 Kubikcentimetern, während er bei der braungelben Rasse im Allgemeinen 1400 nicht weit überschreitet, bei der schwarzen diese Zahl nicht erreicht. Die kleinste Kapazität haben

Mexikaner und Peruaner mit nur 1246, Hottentotten mit 1234, Polynesier mit 1230 (?), Australier mit 1228 Kubikcentimetern. Es kommen bei allen Rassen sehr geräumige Schädel vor, doch findet sich die größte Schädelkapazität am häufigsten bei den indogermanischen Völkern, viel seltener bei den farbigen Rassen. Mit dem Schädel ist auch das germanische Gehirn vor der großen Mehrzahl der Nationen durch eine ungemeine Größe des Querdurchmesser ausgezeichnet.

Weißbach (Gewichtsverhältnisse der Gehirne österreichischer Völker im Arch. f. Anthropol. I, H. 2) hat Angaben, die von den gewöhnlichen bedeutend abweichen; er fand das größte und schwerste Gehirn bei den Slawen, das kleinste bei den Romanen und Deutschen; in der Mitte stehen die Magyaren. Sah er auf das Großhirn allein, so wurde dieses bei den Germanen am leichtesten gefunden. v. Wittich fragt, ob etwa deshalb die österreichischen Deutschen dem Uebergreifen der Slawen und Magyaren so wenig zu widerstehen vermögen?

Die Rassen sind auch in der Proportion der einzelnen Körpertheile etwas verschieden. Fritsch glaubt, daß bei den uncivilisirten Menschen Schulter- und Beckengürtel nicht ihre typische Entwicklung erlangen, z. B. bei den Kaffern sei das Becken weder recht männlich, noch recht weiblich, sondern ein Gemisch, welches jedoch dem männlichen Typus näher liegt. Martin (Monatsschrift f. Geburtskunde 1866, Bd. 28) fand das Becken der Europäerin am geräumigsten, das große Becken vor allen anderen Rassen am breitesten, das Becken der Negerin kleiner, schmäler, am allerkleinsten das der Buschmännin, das Becken der Amerikanerin etwas kleiner als das europäische, das der Australnegerin hat einen kleinen Querdurchmesser. Nach Pruner-Bey ist der Humerus bei Negern, Kalmücken, Peruanern, Boliviern, Mexikanern öfters durchbohrt. Broca bezeichnet diese Durchbohrung der Ellenbogengrube als affenähnliche Bildung beim vorgeschichtlichen Menschen zu 24—30 Proz. vorkommend, in Paris jetzt nur zu 4—5 Proz. Den prähistorischen Menschen waren z. Th. starke Stirnwülste eigen, wie dem Gorilla, bei dem nach Broca die Stirnhöhlen ungemein groß sind. Beim Unterkiefer von La Naulette fehlt das Kinn, wie bei den Affen. Nach Agassiz sollen die Knochen der Neger viel mehr Kalksalze enthalten als die der Weißen.

Die Haut der Menschen zeigt zahlreiche ineinander übergehende Nüancen von Weiß mit Incarnat zu gelb, gelbbraun, braun, kupferröthlich, broncefarben, manchmal mit grünlichem Schimmer, grauschwarz bis tiefschwarz. Die Struktur der Haut

ist überall die gleiche, die färbenden kohlenstoffigen Substanzen liegen zwischen der Leder- und Oberhaut in sehr ungleicher Menge.

Die weißesten Menschen gehören dem Norden Europas an, die schwärzesten Afrika, doch nicht gerade den Gegenden nächst dem Aequator. Es sind dieses die unter 10° n. Br. lebenden Djolof-Neger, die Hassanieh- und Scheiggia-Araber, die auf dem Hochland von Semen wohnenden Abyssinier, dann die Zuluh-Kaffern und Delagoaner. Die Ashanti und Gallas, welche ganz nahe am Aequator wohnen, sind braun. Die Kinder aller farbigen Rassen sind bei der Geburt sehr hell, z. Th. fast weiß. Ein Negerkind zur kalten Jahreszeit geboren, braucht längere Zeit, um schwarz zu werden, als ein in der heißen Zeit geborenes. Nach Flourens kommen auch die krankhaften Erscheinungen der Melanose häufiger in der heißen Jahreszeit vor, weil diese die Sekretion des kohlenstoffigen Pigments begünstigt. Auf den Philippinen bringt jedes Kind einen dunkeln Fleck mit auf die Welt, der später mit der allgemeinen dunkeln Hautfarbe zusammenfließt. — Von der durch die Rassenverschiedenheit gegebenen und mit ihr vererbten Hautfarbe muß man die durch das Klima erzeugte und mit der Aenderung des Aufenthalts theilweise verschwindende, nicht erbliche Färbung unterscheiden. In Folge des heißen Klimas sind Juden und Portugiesen in manchen Ländern braun und schwarz geworden. — Eine widrige Hautausdünstung kommt nicht bloß den Negern, sondern auch den Australiern, Tuaregs und z. Th. den Juden zu.

Die Farbe der Haare steht in Beziehung zur Farbe der Haut, beide hängen wesentlich vom Klima ab. Zu dunkler Hautfarbe gesellen sich oft schwarze Haare, mit weißer Haut sind meist blonde und braune Haare verbunden. Das Haar ist außerdem durch seine Fülle und sein Wachsthum verschieden und darnach schlicht oder kraus, gleichmäßig vertheilt oder in Büschel gesammelt; das einzelne Haar zeigt ferner nach den Rassen und Völkern auf dem Durchschnitt verschiedene Gestalt, indem es rund, elliptisch oder platt ist. Die große Mehrzahl hat schwarze Haare und diese sind meist mit schwarzen oder braunen Augen, blonde Haare mit blauen oder grauen Augen verbunden. Der Bart ist bei den arischen Völkern am stärksten, bei den Amerikanern am schwächsten entwickelt.

Auf die Haare hat das Klima mächtigen Einfluß; der reiche Haarwuchs der Aïnos (die Mongolen sind sonst haararm) muß

klimatisch begründet sein, arabische Stämme in der Wüste zwischen Bassora und Damaskus haben feines krauses Wollenhaar, dem der Neger ähnlich; in Südwestafrika lebt nach Wilson ein Stamm mit ganz jüdischer Gesichtsbildung aber wolligem Haar. Die Haare der Europäer in Aegypten werden nach Pruner dunkler und kräuseln sich und die von englischen Offizieren, die lange an den Küsten Afrikas gedient hatten, wurden nach Kennedy ganz kraus. Brown in Philadelphia (Trichologia mammalium, or treatise on the organisation, properties and uses of hair and wool, Philad. 1853) sagt, das Kopfhaar des Weißen zeige im Querschnitt ovale, das des Indianers cylindrische oder fast ovale, das des Negers gezogen elliptische Form. Der Mulatte hat zugleich die platte und die ovale Form, der Mestize zugleich die Form des Europäers und Amerikaners, der Zambo, ein Mischling von Mestizen und Mulatten hat alle 3 Formen zugleich. Die Haare der ägyptischen Mumien seien auf dem Durchschnitt oval, die der peruanischen Mumien ovalcylindrisch. Ueber die Haare der oceanischen Völker s. Davis im Journ. of the Anthrop. Inst. 1872, p. 95.

Alle Menschenrassen pflanzen sich unter einander fruchtbar fort und erzeugen Mischlinge, über deren unbegrenzte oder begrenzte Fortpflanzungsfähigkeit (ohne neue Verbindung mit einer der Stammformen) bis jetzt nicht sicher zu entscheiden ist; übrigens scheint doch die fruchtbare Fortpflanzung zu differenter Völker eine beschränkte zu sein. Zu differente Völker erzeugen eine schwächliche, leicht aussterbende Nachkommenschaft, wie z. B. Engländer und Hindu, Angelsachsen und Neger, während Franzosen und Neger in Louisiana, Portugiesen und Hindus eine kräftigere Nachkommenschaft erzeugten. Der Erfahrung zuwider ist die Behauptung von Gobineau, daß Vermischung verschiedener Rassen und Völker überhaupt Verschlechterung und zuletzt den Untergang der ganzen Menschheit herbeiführe.

Nach Gobineau soll die weiße Rasse durch die Vermischung mit den andern fortwährend verschlechtert werden und jetzt schon schlechter sein, als zur Zeit der Arier. Diese unvermeidliche Vermischung müsse zuletzt den Untergang der ganzen Menschheit herbeiführen. Nun lehrt aber die Erfahrung, daß eine geringere Rasse durch eine höhere verbessert wird und daß hochstehende Völker wie Engländer, Franzosen, Deutsche, Italiener mit einander eine vorzügliche Nachkommenschaft erzeugen; die Engländer sind das gemischteste europäische Volk und zugleich das kräftigste. Die Mischlinge von Arabern

und Franzosen sind körperlich und geistig sehr gut entwickelte Menschen. Nach d'Orbigny entstehen in Südamerika aus der Mischung verschiedener Indianerstämme schönere und begabtere Menschen. Niedere Rassen erzeugen unter sich eine häßliche Nachkommenschaft, am meisten vielleicht Neger und Rothhäute. Die Zambos auf der Moskitosküste, Mischlinge von Negern und Indianern, sollen wenigstens riesig stark sein. — Es ist nicht zu befürchten, daß die Vermischung der Weißen mit den Farbigen große Dimensionen annehme, und vorzugsweise nimmt die weiße Rasse an Zahl immer zu.

Aus der Kreuzung entstehen namentlich in Amerika eine Menge besonders benannter und qualifizirter Mischlinge, hinsichtlich welcher ich auf meine „Grundzüge der Ethnographie", S. 40—43, zu verweisen mir erlaube. Hier sei nur noch bemerkt, daß der Name Creole von Criollo, „der im Lande Erzeugte" kommt, ohne Unterschied von Nation, Rasse, Farbe. Gerstäcker, Mississippibilder, III, 323 schreibt: Creole wird in Neuorleans Alles genannt, was dort geboren oder erzeugt ist. Kommen Europäer nach Louisiana, so sind ihre dort geborenen Kinder Creolen. Selbst auf das Vieh und auf leblose Gegenstände hinunter erstreckt sich dieser Ausdruck. Die in Louisiana einheimischen oder dort gezüchteten kleinen Pferde heißen Creolenponeys und 1843 stand nach einer außergewöhnlichen kalten Nacht in einem Blatt von Neuorleans als Seltenheit, man hätte im Exchange-Hotel den Mint-Juley mit Creolen-Eis getrunken.

Fruchtbare Vermischung mit Thieren, etwa Affen, gehört in das Reich der Fabeln. Schwarz, Elias Hesse, Köping, Walther Schouter, de la Brosse, Zucchelli, Meister, Lopez de Castuneda sprechen zwar von fruchtbarer Begattung der Affen, namentlich des Orang und Chimpanse mit menschlichen Weibern, aber ihre Zeugnisse halten nicht Stich. Vergl. Girtanner, üb. d. Kant'sche Prinzip in d. Naturgesch., S. 277 ff. — Die Geschlechtsreife tritt nach den Rassen zu verschiedener Zeit ein, bei den germanischen, slawischen und romanischen Völkern später als bei den Semiten und den farbigen Rassen und zwar auch bei den kalte Länder bewohnenden. Die jüdischen Mädchen werden auch in nördlichen Ländern schon mit 13 Jahren menstruirt und haben ihre Ausbildung in diesem Alter erlangt; bei den Samojeden und Ostjaken heirathen die Mädchen mit 10 Jahren und sind oft Mütter mit 12, unfruchtbar vor dem 30. Jahr wie Völker der heißen Zone; die Bewohner der Lappmark heirathen mit 17—18 Jahren. Die Indianerinnen Amerikas gebären schon vom 10. Jahre an, die Mädchen auf der bei Sumatra liegenden Insel Nies sollen öfters schon im 7. Jahre Mütter werden. Die Araberinnen hören schon früh auf zu gebären, während die Männer lange zeugungsfähig

bleiben. Kinder von Negern, Kalmücken werden auch in fremden Gegenden viel früher reif, in Folge des eingeprägten ethnologischeu Charakters, als Kinder der in solchen von jeher lebenden Völker. Bei einigen Völkern finden sich geschlechtliche Eigenthümlichkeiten, wofür an die Steatopygie und die vergrößerten Nymphen der Hottentottinnen zu erinnern ist; letztere sollen auch bei den Frauen einiger Neger- und Araberstämme vorkommen, bei Berberfrauen nach Barth, bei den Dinkas und in Cordofan nach Pruner. Manche Besonderheiten sind sehr beharrlich, wie z. B. die großen Brüste der Spanierinnen von den Saracenen stammen sollen; bei den arabischen Frauen sind auch die Hüften sehr entwickelt. — Nach Broca wären Verbindungen der Europäer mit australischen Weibern wegen der großen Verschiedenheit der beiden Rassen in der Regel unfruchtbar. Aber dieses ist zu viel gesagt; die Mischlinge, die allerdings nicht sehr zahlreich sind wegen der Häßlichkeit jener Weiber und weil sie bei manchen Horden schon bei der Geburt getödtet werden, zeigen sich nach Nixon, Quatrefages, Verdyshe kräftig und intelligent. Strzelecki in s. Schilderung von Neusüdwales und Vandiemensland hatte behauptet, daß indianische und australische Weiber, einmal von einem Europäer schwanger geworden, es nicht mehr von einem Manne ihrer Rasse werden, was auch Broca glaubte, was aber durch die Untersuchungen von Thomson, Brown, Wallace widerlegt wird. Auch von Negerinnen wurde das Gleiche behauptet. — Jedes menschliche Individuum zählt bis in das 16. Glied rückwärts 65,536 väterliche und mütterliche Vorfahren. Nach dem Geschichtsschreiber Gibbon kann man die Abstammung durch Namen, Wappen und authentische Dokumente nur wenig über das 10. Jahrh. unserer Zeitrechnung hinauf nachweisen; selbst der römische Adel kann dieses nach Gibbon und Muratori nicht.

Eine Anzahl sehr tief stehender Menschenstämme lassen immerhin bald in dieser, bald in jener Beziehung eine Hinneigung zur Affennatur wahrnehmen. Es sind überwiegende Gründe vorhanden, dieses Verhältniß als das Resultat ungünstiger Umstände: der Verfolgung und Unterdrückung durch andere Völker (Hottentotten, Buschmänner, Indianer, Negritos), oder der Unwirthbarkeit und Unfruchtbarkeit der Wohnsitze (Australier, Feuerländer) anzusehen, so daß diese Stämme ihren gegenwärtigen armseligen Charakter nicht ursprünglich besaßen, sondern später erlangt und dann vererbt haben.

Pouchet u. A. wollen mit aller Gewalt den Menschen zu einem Vierhänder machen, indem manche Völker, deren große Zehe

weiter von den übrigen absteht, als bei den den Fuß beständig zusammen pressenden Europäern, letzteren zum Fassen und Greifen brauchen. Es sind aber nur wenige, welche dieses thun und dann hauptsächlich in Folge besonderer Lebensweise und Berufsart. Nach Avé-Lallemand (Reise durch Nordbrasilien, S. 295) wären die Botocuden kaum besser als Affen, ohne Schamgefühl, Alles blind nachahmend, die einfachsten Fragen nicht begreifend. Aber seine Versuche sind nicht entscheidend und daher der darauf gegründete Schluß nicht gerechtfertigt. Er mußte die Methode zu fragen ändern, wenn er jene Wilden nicht auf das bringen konnte, was er beabsichtigte. Sie mochten ferner glauben, daß sie nachzuahmen hätten, was er ihnen eben vormachte. Die Quimos, Mallikolesen, Caniguas sollen in Körper und Seele Affen ähnlich sein; so auch nach Baker die Kytsch-Neger am weißen Nil. Die Nyam-Nyam sollten gar geschwänzt sein, aber nach Lejean (Tour du monde), der im Kampfe einen Nyam-Nyam tödtete und eine Frau gefangen nahm, ist der angebliche Schwanz nur ein Kleidungs- oder Verzierungsstück. Die ehemals regierende Familie der indischen Stadt Purbunder rühmte sich vom Affen Hanuman (Simia Entellus) abzustammen und einer ihrer Vorfahren soll ein verlängertes Steißbein gehabt haben, — möglicherweise eine Mißbildung. Die Negritos der Philippinen heißt es, würden dort als eine Art Affen behandelt, leben in Erdlöchern und auf Bäumen und halten sich mit ihren abstehenden großen Zehen an den Aesten. (v. Hügel, der stille Ocean u. d. span. Besitzungen im ostind. Archipel, 1860, S. 358.) Aber ihre Pfeile wissen sie geschickt zu brauchen und verstehen Feuer zu machen und Fische zu fangen. Auch in den Einöden des indischen Festlandes gibt es sehr tiefstehende Menschen, welche z. Th. ganz einzeln oder nur familienweise leben. Bei Allem dem verläugnet sich auch bei den niedersten Stämmen der menschliche Charakter in Leib und Seele nicht, wie wieder schlagend Fritsch's Forschungen üb. d. Völker Südafrikas und die neuesten der Engländer über die Bewohner Neuhollands erweisen. So häßlich manche Hottentotten und Buschmänner sind, zeigt sich doch auch bei ihnen in der geistigen Begabung, Gemüthsäußerung und Handlungsweise der menschliche Charakter und die Kluft zwischen Mensch und Thier wird auch durch sie nicht ausgefüllt. Häckel hat in s. „natürl. Schöpfungsgeschichte", 2. Aufl., die Affenähnlichkeit mancher Völker und Menschenähnlichkeit mancher Affen für seine Ansicht zu verwerthen gesucht. Wie menschenähnlich ist z. B. der Nasenaffe, Fig. 5, tab. 13! Wäre die gar so lange Nase nicht, so hätten wir in der That ein Menschengesicht, wie uns so viele aufstoßen. Das Gesicht des vor ihm stehenden Budeng ist zwar stark prognathisch, aber sonst nicht so übel, der alte Gorilla, Fig. 12, gleicht einem etwas blödsinnigen, dabei aber gutmüthigem, harmlosen Burschen; alle drei Affen haben

einen ganz menschenähnlichen Blick! Wie schade nur, daß diese tendentiöse Zeichnung, wo auf tab. 13 die 9 unteren Affengesichter möglichst menschlich, auf tab. 14 hingegen die 9 unteren Menschengesichter möglichst thierisch gehalten sind, der Wahrheit der Natur sehr entgegen ist.

Bildung der Rassen.

Wenn alle Menschenformen sich unter einander fruchtbar fortpflanzen — das sicherste Kriterium der Art, — wenn alle Charaktere im Bau des Schädels und Beckens, der Hautfarbe, Beschaffenheit des Haares unmerklich ineinander übergehen, z. Th. wie der Schädelbau in einem Zusammenhang mit der Civilisationsstufe stehen, die Hautfarbe viel von Klima, Beschäftigung und Lebensweise abhängt, wenn spezifische Temperatur, Frequenz des Pulses, Lebensdauer keine wesentlichen Differenzen zeigen, so scheint die Aufstellung mehrerer Menschen*arten* nicht gerechtfertigt, obwohl seit *Bory* die Versuche hiezu sich wiederholt haben, was mit dem Streben zusammenhängt, die Menschen als eine Thier*gattung* darzustellen.

Die Gallavölker stehen ganz in der Mitte zwischen den Weißen und Negern und die südlichen Dinka's gleichen, die schwarze Farbe ausgenommen, ganz Europäern. Die Hottentotten sind vielleicht aus Kreuzung von Mongolen und Negern hervorgegangen. *Wallace* betrachtet die Bevölkerung der Molukken als durch Mischung von Malayen und Australnegern entstanden. *Meinicke* hingegen sieht in den Völkern der Molukken und der timoresischen Inseln nicht Mischlinge aus Malayen und Australnegern, sondern Uebergänge von den einen zu den andern, die nach Osten immer mehr den Australnegern ähnlich werden. Die alten Aegypter und ihre Nachkommen, die Kopten, ferner die Aethioper und Abyssinier verbinden die weiße Rasse mit der schwarzen. Die Kopten haben krauses Haar und ihre Hautfarbe ist wie bei den alten Aegyptern kupferroth oder hell chokoladebraun. Die Guanchen verbinden nach Retzius die Berberstämme mit den Caraiben und Guaranis. Alle diese Völker sind röthlichbraun, haben die gleiche Beschaffenheit des Haares, stimmen auch in Körper- und Gesichtsbildung überein. Indianer haben oft etwas Jüdisches; man will auch in den amerikanischen Sprachen semitische Worte gefunden haben. Die Malayen und Polynesier vermitteln den Uebergang von der gelbbraunen zu der weißen Rasse.

Die meisten Forscher, welche viele Menschen fremder Erdtheile gesehen haben, sind geneigt, nur eine Art anzunehmen; so spricht d'Orbigny (l'Homme americain I, 5) nach 20jähriger Untersuchung unter allen Breiten und Temperatur seine innigste Ueberzeugung aus, „daß alle Menschen zusammen nur eine einzige Spezies bilden." Ferner auch Werner Munzinger, Pickering, Burmeister, v. Baer, Waitz, der Nordamerikaner Bachman in s. doctrine of the unity of the human races. Auch Darwin nimmt nur eine Spezies an, will aber die Rassen lieber Subspezies nennen. Huxley (Anatom. d. Wirbelthiere, deutsch v. Ratzel, Bresl. 1873) unterscheidet in der einen Menschenart Ulotrichi, Neger und Buschmänner, Negritos und Papuas begreifend, sämmtlich dolichocephal, manche Eingeborene der Andamanen ausgenommen, dann Leiotrichi. Diese theilt er 1) in Australioiden, Schädel von extremer Länge, prognath, mit wohl entwickelten Brauenwülsten; in Australien und im Dekhan. Die alten Aegypter scheinen ihm eine Modifikation dieser Rasse dargestellt zu haben. 2) Mongoloiden; Schädel steht zwischen Brachycephalie und Dolichocephalie. Mongolen, Tibetaner, Chinesen, Polynesier, Eskimos, Amerikaner. 3) Xanthochroi, Haut blaß, Augen blau, Haar hell, reichlich, Schädel zwischen Brachycephalie und Dolychocephalie. Slaven, Teutonen, Scandinavier und die Blonden unter den celtisch sprechenden Völkern; die Xanthochroiden erstrecken sich jedoch bis nach Nordafrika und Westasien. 4) Melanochroi, Haut blaß, Haar und Augen dunkel, Schädel in der Regel lang, manchmal jedoch breit. Iberier, brünette Celten Westeuropas, brünette Bevölkerung der Mittelmeerländer, Westasiens und Persiens. Er ist geneigt, die Melanochroi nicht für eine besondere Gruppe, sondern für ein Produkt der Vermischung von Australioiden und Xanthochroi zu halten. Kaum wird Jemand geneigt sein, die alten Aegypter für eine Modifikation der Australioiden anzusehen und ebensowenig die Iberier, brünetten Celten und Westasiaten für Mischlinge von Germanen und Slaven mit Australioiden zu halten.

Man kann mit hoher Wahrscheinlichkeit die Meinung aussprechen, daß die Menschen in ihrer gegenwärtigen Gestalt sogleich in vielen Individuen in einer bedeutend ausgedehnten anthropogenetischen Zone aufgetreten sind, so daß gleich eine ziemliche Verschiedenheit der Stammeltern gegeben war, welche die Grundlage der Rassen gab, welche mit ungemeiner Beharrlichkeit durch ungezählte Jahrtausende ihre Beschaffenheit bis auf diesen Tag beibehalten haben, so daß z. B. der viele Jahrtausende alte Mississippischädel die größte Aehn-

lichkeit mit den jetzigen amerikanischen Schädeln hat, die Neger auf den ägyptischen Wandgemälden ganz den jetzigen gleichen. — Die Rassenbildung ist wesentlich in einem Differenzirungsprincip der Menschenart begründet, dessen Wirksamkeit erhöht wurde, als die Menschen durch ihre große Vermehrung gezwungen wurden, in differente Klimate einzuwandern und zwar in einer frühen Zeit bei noch größerer Indifferenz und Biegsamkeit der menschlichen Constitution, in Folge derer sich die Auswanderer aus der Urheimath in den fremden Gegenden noch akklimatisiren konnten. Die Wanderungen geschahen in Etappen, die Akklimatisation erfolgte stufenweise. Demungeachtet sind viele Einwanderer in fernen Ländern zu Grunde gegangen und durch akklimatisationsfähigere ersetzt worden. Die ursprüngliche Bildung der Hauptrassen schließt nicht aus, daß untergeordnete Verschiedenheiten später entstanden seien, wie ja auch bei den Hausthieren und kultivirten Pflanzen stets neue Varietäten entstehen. Z. B. die von den europäischen abstammenden Rinder in Amerika haben sehr verschiedene Varietäten erzeugt, manche mit ganz ungeheueren Hörnern, in Paraguay hornlose, solche mit Fettbuckeln oder großen hängenden Ohren, langen Mähnen. Die Farben sind eben so verschieden, die Größe wechselt von der eines kleinen Elephanten bis zu der eines großen Hundes.

Boué bemerkt, daß in der Osthalbkugel die drei Rassen schon vorhanden gewesen zu sein scheinen, als noch zwei große Meeresbecken, jetzt Wüsten, Asien und Afrika durchsetzten und der Nordrand von Afrika mit Südspanien und Sicilien zusammenhing. Dieser Nordrand war vom aequatorialen Afrika durch ein Meer getrennt, welches sich von der Westküste Afrikas fast ununterbrochen bis zum Himalayah fortsetzte und jetzt als Wüstenzone erscheint. An der Nordküste dieses Meeres scheinen nie schwarze Menschen gehaust zu haben, die man hingegen jetzt am Südrand von Westafrika bis Indien findet, während am Nordrand stets Indo-atlantische Völker lebten. In Asien bilden die der Tertiärzeit angehörenden ehemaligen Meeresbecken Tübets und der Gobi nach Süd und Ost die Scheide zwischen indo-atlantischer und mongolischer Rasse. Nicht die gegenwärtigen, sondern die Meere der Tertiärzeit bilden also die Grenze der drei Rassen, die also nach Boué schon damals wahrscheinlich vorhanden waren.

Die Rassen und Hauptstämme der Menschheit lassen immerhin auch eine bedeutende psychische Verschiedenheit erkennen, wie denn der Neger kindlich fröhlich ist und nur für den Tag lebt, der Mongole und Indianer ernst und melancholisch, der Chinese prosaisch, industriös, der Hindu phantastisch und beschaulich, der Malaye tückisch, rach- und mordsüchtig, der Tatare der Cultur feindlich. Vorzüglich die ethnologische Bestimmtheit bewirkt auch, daß diese Völker seßhaft, andere wanderlustig, die einen stabil, die anderen neuerungssüchtig, diese praktisch, jene spekulativ, manche industriell, andere mehr kriegerisch sind, was man durchaus nicht allein den äußern Verhältnissen zuschreiben darf, wie häufig geschieht.

Ob diese oder jene Rasse vorzüglicher sei, ist aus ihren Leistungen zu beurtheilen. Wenn die weiße Rasse in diesen alle anderen überragt und dabei noch in beständigem Fortschritt begriffen ist, so muß sie vollkommener sein als z. B. die gelbe mit ihrer stationären Cultur. Dann wird auch die Ansicht der ersteren über Wahrheit und Schönheit den Vorzug verdienen. Bory meint zwar, auch von der weißen Rasse ständen $^9/_{10}$ der Individuen in Entwicklung der Vernunft nicht viel über den Hottentotten, obschon die Ueberlegenheit einer Anzahl begünstigter Individuen den Weißen den ersten Rang zu sichern scheine, — aber dies ist eine der vielen Uebertreibungen dieses Schriftstellers.

Die Rassen haben sich in weit zurück liegender Zeit bestimmten Klimaten angepaßt und können jetzt nur schwer oder gar nicht in anderen akklimatisirt werden. Entweder sind sie, direkt in sehr differente Klimate versetzt, in diesen gar nicht lebensfähig, wie z. B. die Europäer im äquatorialen Afrika, die Neger in vielen nördlichen Ländern, oder es sterben mehr oder weniger Individuen und die Akklimatisation gelingt erst in den folgenden Generationen, wobei diese gewisse organische Veränderungen eingehen müssen.

Von den nach Ceylon gebrachten englischen Truppen starben von 1000 Mann im ersten Jahr 44, im zweiten $48,_7$, im dritten $49,_2$. Auf Jamaika ebenfalls von 1000 Mann im ersten Jahr 77, im zweiten 87, im dritten 93. In Guyana war die Sterblichkeit noch größer, so daß von 1000 in den ersten 5 Jahren 377, in den

folgenden 5 Jahren 525 unterlagen. Man beschloß daher, von der Idee der Akklimatisation abstrahirend, Truppen, wenn es irgend möglich sei, nie länger als 3 Jahre in derselben Kolonie zu lassen, wo sich dann ergab, daß die Sterblichkeit im Durchschnitt bis auf die Hälfte herabgesetzt wurde. Junghuhn (Java etc. II, 913) behauptet, im Allgemeinen könnten sich die Europäer des nördlichen und mittleren Europas in Java nicht akklimatisiren und erfahren wiederholt Anfälle von Dysenterie, Leberkrankheiten und allgemeiner Erschlaffung, denen sie endlich erliegen. Nur einzelne Individuen bleiben ganz von diesen Krankheiten verschont. Man muß in Java 9000 Fuß hoch steigen, um zu einer mittleren Jahrestemperatur von 8° R. zu gelangen. Die Kinder der Engländer in Ostindien müssen früh entfernt werden, wenn sie am Leben bleiben sollen, auch in Nordamerika können sich viele Europäer nicht vollkommen akklimatisiren, der Kinder sind weniger und die Bevölkerung würde ohne fortwährenden frischen Nachschub zurück gehen. Allerdings wird z. Th. die geringe Kinderzahl durch die Frauen absichtlich veranlaßt und der künstliche Abortus in ungeheurem Maaße geübt. Der Yankee unterscheidet sich auffallend von den Deutschen, Engländern und Iren, obwohl er von diesen stammt; er hat etwas vom indianischen Typus, dazu etwas Eckiges, Breites im untern Theil des Gesichtes, das Drüsensystem nimmt sehr ab, die Haut wird trocken wie Leder, die Wangenröthe verliert sich, das Gesicht der Männer bekommt einen lehmigen Teint, das der Frauen eine fahle Blässe. Kiefer, Backenknochen und Kaumuskeln entwickeln sich sehr, die Augen liegen in tiefen Höhlen, der Blick wird durchdringend und wild, die Fingerknochen werden sehr lang, das weibliche Becken dem männlichen ähnlich. Das Haar wird schlicht und straff wie beim Indianer, der Leib wird mager, der Hals schmal und lang, das Benehmen hat etwas Eiliges und Fieberhaftes. Manchmal zeigen schon die in Amerika geborenen Kinder vor einer kurzen Reihe von Jahren eingewanderter Europäer den Yankeetypus. — In Centralamerika nehmen die Weißen eher ab, auf Cuba und Portorico gedeihen sie gut und die weißen Frauen daselbst sind nach Ramon de la Sagra sehr fruchtbar. Hindus haben sich im heißen Indien akklimatisiren können und andere Arier in sehr nördlichen Gegenden. Von 100 Negern stirbt schon in Gibraltar jährlich $^1/_3$ an Lungenkrankheiten. Merkwürdig ist wieder, daß die Neger selbst in den nördlichen vereinigten Staaten, ja selbst in Canada noch gedeihen, während sie in Aegypten sich schwer akklimatisiren, wie dieses Land auch für Europäer, Türken, Araber todbringend ist. Südeuropäer können in beiden Hemisphären 3—4 Grad näher am Aequator leben, als Nordeuropäer. Die alten Germanen waren, wie Rauch l. c. S. 104 mit Recht annimmt, in Asien dunkelhaarig und wurden erst im europäischen Norden blond, welche Farbe jetzt sehr selten

geworden ist. Englische Offiziere, längere Zeit in Afrika dienend, bekamen ganz krause Haare. Man weiß, daß Europäer, die lange unter den Indianern gelebt haben oder Nachkömmlinge solcher Europäer, zimmtbraun oder kupferfarbig wie die Indianer wurden. Die Engländer bekommen in Amerika statt ihres lockigen, oft seidenartigen Haares ein steifes und struppiges, wie die Indianer es haben. Auch in Westindien und Südamerika nehmen die Europäer manche amerikanische Züge an. In neuester Zeit hört man weniger von der Ausartung der Europäer in Australien; früher hieß es, sie würden wie die Eingeborenen mager und erhielten eben so sehr lange Gliedmaßen. In Amerika verlieren selbst die Haare der Neger ihren krausen Charakter, die Lippen werden immer weniger wulstig, die vorragenden Unterkiefer verlieren sich, die Schneidezähne werden senkrechter, die Nasen gerader. Die in Amerika geborenen Neger werden den Weißen ähnlicher, erhalten immer mehr deren Züge, lange gebogene Nasen, eine judenähnliche Physiognomie. Die Feuerländer, welche d'Orbigny zu den Araukanern rechnet, haben gewisse Aehnlichkeiten mit den Eskimos, die offenbar durch Klima und Lebensweise bedingt sind. — Nach Blair's Beobachtungen von 1827—55 starben in Guyana am gelben Fieber von 100 Menschen:

Eingeborene	6,9
Franzosen und Italiener . .	17,1
Engländer, Schotten, Irländer	19,3
Deutsche und Holländer . .	20,2
Skandinavier und Russen . .	27,7

Wanderungen und Verbreitung des Menschengeschlechtes.

Nachdem die Menschen in einem tropischen oder subtropischen Klima, wahrscheinlich im südlichen Asien, ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hatten, waren sie bei ihrer raschen Vermehrung bald zu Wanderungen aus der Urheimath gezwungen, welche theils naturnothwendig, durch Nahrungsmangel, theils durch die gegenseitige Reibung, später auch durch verschiedene sociale und Religionsbegriffe bedingt waren und sich von der allerfrühesten Zeit durch alle Geschichtsperioden wiederholt haben. Sie geschahen, wenn immer möglich, auf den leichtesten, von der Natur vorgezeichneten Wegen, auf den Ebenen, den Flüssen entlang, manchmal bis zum Meere fort, seltener über Gebirgspässe in andere Stromgebiete oder auch längs den Meeresküsten bis zur Mündung eines Stromes und dann aufwärts gegen seine Seitenarme und Quellen

in den Bergen. Diese physischen Gesetze wurden in späterer Zeit durch den Conflikt mit anderen Völkern alterirt und schwächere wurden öfters von stärkeren in Richtungen und Gegenden fortgetrieben, die nur ein kümmerliches Dasein gestatten.

Mit den allerersten Wanderungen, lange vor aller Geschichte nicht nur, sondern vor aller Sage, war auch die Bildung verschiedener Rassen und Stämme gegeben, wobei ich annehme, daß die Urmenschen etwa die Mitte zwischen den jetzigen Rassen hielten, und noch am ähnlichsten der mongolischen oder gelbbraunen, zahlreichsten Rasse waren, von welcher Mitte die Differenzirung in die weiße und schwarze Rasse ausging. Die Schaaren, welche nordwestwärts wanderten, bleichten unter den Strahlen einer mildern Sonne, die nach Süden gewendeten dunkelten in der Sonnengluth, die nach Nordosten ziehenden behielten mehr den primitiven Charakter bei.

Die südwärts, dem Aequator zu wandernden Horden breiteten sich, immer mehr den heißen Klimaten sich akklimatisirend und stets von nachrückenden gedrängt, über das südliche Asien mit seiner Inselwelt und von da einerseits über Australien und Melanesien, andererseits der Meeresküste folgend, nach Afrika aus. Je nach den Ländern und besonders modifizirten Klimaten wurden sie zu Dravidas, Negritos, Alfurus, Neuholländern, Papuas, oder in Afrika zu Negern, Kaffern ꝛc.

Manche wollen die Dravidas als die alleinige Urbevölkerung Indiens ansehen, welche von den einwandernden Ariern z. Th. unterjocht, z. Th. ausgerottet oder in das Dekhan zusammengedrängt wurden, aber es sind nicht alle schwarzen, z. Th. auf den tiefsten Culturstufen stehenden Stämme Indiens Dravidas. Ob ein Theil der schwarzen Völker zu den Kuschiten der Schriftsteller gehört oder ob unter Kuschiten nur Aethiopen ꝛc. zu begreifen sind, ist schwer zu sagen. Räthselhaft sind die Hottentotten und Buschmänner, welche aus einer Vermischung von Negern und Turaniern entstanden zu sein scheinen. Durch den Sklavenhandel wurden die Neger seit drei Jahrtausenden nach Aegypten, dem Orient und in den letzten Jahrhunderten auch nach Amerika verbreitet.

Mächtige Schaaren der gelbbraunen Urmenschen richteten ihren Zug zunächst nach China, dort den großen Strömen folgend, immer

weiter gegen Osten, bis sie die Küste erreichten und trafen in den südlichsten Gegenden, wie es scheint, schon vor ihnen aus Hinterindien angelangte schwarze Menschen. Andere Schaaren breiteten sich über das ganze nördlichste Asien bis gegen den Ural einerseits, das ochotzkische Meer andererseits aus. Ein Theil von ihnen, durch nachdringende fortgestoßen, setzte über die Behringsstraße nach Amerika über, und während ein Theil sich mehr südwärts ausbreitete, folgte der andere der Meeresküste bis zum atlantischen Ocean und fand hier, im äußersten Norden sich akklimatisirend, als Eskimos seine bleibende Heimath. Sie haben nicht nur wie die Indianer ihre Hausthiere, ihre Culturpflanzen, ihre Sprache, sondern auch alle Erinnerungen an die Urheimath verloren und mußten ganz zu Fischern und Seejägern werden. Die schwache Bevölkerung der Polarländer, die niedere Culturstufe ihrer Bewohner und die Richtung der Meeresströmungen hat verhindert, daß aus jenen Ländern noch später südöstliche Wanderungen stattfanden, doch wurden Boote mit Eskimos und Grönländern schon einigemal an die Orcaden und selbst an die englische Küste getrieben.

Nach Markham stammen die Eskimos aus Sibirien und hätten, durch Mongolen und Russen gedrängt, ihr Stammland verlassen und seien über Inseln und Länder im Polarmeer nach den Parry-Inseln gewandert und von dieser über den Smith-Sund nach Grönland, vermuthlich mit Hundeschlitten.

Die unerschöpfliche Fruchtbarkeit der gelbbraunen Rasse ließ immer neue Völker den vorangegangenen in nordöstlicher Richtung folgen, theils über die Behringsstraße, theils über die Aleuten nach Amerika ziehend, und von dessen Norden sich immer weiter südwärts, endlich über Central- und Südamerika bis zu dessen äußerster Spitze sich verbreitend. Später dann erhielt Amerika über die beiden es begrenzenden Oceane Bewohner aus andern Richtungen kommend, theils verschlagene Fischer und Handelsleute, theils kühne Seefahrer, welche die Schrecken des Meeres nicht von Wagnissen zur Entdeckung und Eroberung neuer Länder abhielten. Doch sind die Bevölkerungszuflüsse von China und Japan, von Polynesien, von Europa, vielleicht auch von Afrika

nur unbedeutend im Verhältniß zu dem größern, lange dauernden Strome im hohen Norden, wo beide Continente fast zusammenstoßen. Und zwar begann die Bevölkerung Amerikas schon in einer weit zurückliegenden Zeit, wie paläontologische Funde beweisen, nicht bloß einige Jahrtausende vor Ankunft der Spanier, wie Acosta glaubte.

Der Ursprung des größten Theiles der amerikanischen Bevölkerung aus dem östlichen Asien wird theils durch die physische Beschaffenheit, theils durch die Sagen der Indianer, manche Uebereinstimmung in Sitten und Gebräuchen, dann durch einige Spuren der Sprachverwandtschaft gestützt. An einen autochthonen Ursprung der amerikanischen Menschheit ist nicht entfernt zu denken. — In der Behringsstraße, welche unter 68° n. Br. nur 13 Seemeilen breit ist und im Winter zufriert, finden sich noch die 4 Gwodsdeffsinseln, weiter südlich gestatten die Aleuten einen nicht zu schwierigen Uebergang. Japanische Schiffe sind schon oft durch die nordpacifische Strömung an die Columbia-Mündungen und andere Gegenden der amerikanischen Westküste getrieben worden. Diese und die Aequatorialgegendrift bringen Dinge aus dem großen Ocean an dieselbe; im Golf von Californien werden oft Trümmer von Booten, Baumstämme, Pflanzen Polynesiens angetrieben. Asiatische Tschuktschen kamen des Handels wegen an der Nordwestküste Amerikas bis Nutka, Kadjaken und Aleuten nach Californien, Eskimos und Californier sollen Bogen von gleicher Form haben, wilde Obercalifornier haben den Kopfputz der Sandwichinsulaner. Die canadischen Indier gleichen nach Bell ungemein den Tungusen, viele Indianer sind nach Dobell den Umwohnern von Tomsk sehr ähnlich, Pike läßt die Sius von Mongolen abstammen, Martius und Assal fanden vielfache Uebereinstimmung zwischen Chinesen und Amerikanern; ersterer, dann d'Orbigny u. A. fanden die Guaranis, Tschudi die Botocuden, Temple die Chiriguanos in Peru den Chinesen sehr ähnlich. Die Californier gleichen nach Pickering, die Indianer der Gegend um Acapulco nach Chamberlain ungemein den Sandwichinsulanern. Mitchell fand viele Künste und Gebräuche der Polynesier mit solchen auf der Westküste von Südamerika übereinstimmend. Rothe Farbe kommt auch Tungusen, Buräten, Kalmücken, Mongolen bei Bogdo zu. Die Aehnlichkeit der Indianer mit den Juden ließ schon früh die irrige Hypothese aufstellen, daß sie von den verloren gegangenen 10 Stämmen Israels stammten. Catlin findet zwischen dem jüdischen und indianischen Ceremonialgesetzen so viel Uebereinstimmung, daß diese nur durch Blutsverwandtschaft erklärbar sei, — eine ungegründete Behauptung. Was die Physiognomie betrifft, so weiß

man, daß sie bei den in Amerika geborenen Negern öfters judenähnlich wird.

Viele Indianerstämme haben Sagen von ihren Wanderungen von Norden her oder über das Felsengebirge. Die Delawaren kamen nach einer bei ihnen erhaltenen Sage weit von Westen her von der Seeküste und trafen am Mississippi mit den ebenfalls von Westen gekommenen Irokesen zusammen. Die Chepewayans, wie alle Athapaskas kamen nach Mackenzie's Bericht nach ihren Sagen von Westen her aus Sibirien und stimmen in Kleidung und Sitten ganz mit den Bewohnern der Küsten Nordasiens überein. Auch die Schawanoes, zur Algonquinfamilie gehörend, sind nach ihrer Tradition über das Meer gekommen. Die Azteken trafen in Mexiko die Tolteken und wurden ihnen tributpflichtig, die Tolteken behaupteten von Süden gekommen zu sein, vor ihnen lebten schon die Olmeken in Mexiko. Man fand in nordamerikanischen Gräbern große Exemplare der Schnecke Pyrula perversa, wie sie an der indischen Küste vorkommen, kleine am Golf von Mexiko, Cassis cornuta in den Mounds von Cincinnati. Die Amerikaner ließen ihre Culturbringer und Stammväter von weit her, über Meere und Gebirge kommen, so Manco Capac, Viracocha, Bochica, Votan, Quetzalcuatl, Amalivaka. Tiedemann wollte in Quetzalcuatl und andern Culturheroen christliche Missionäre sehen und mehrere Schriftsteller leiten gewisse Bräuche und religiöse Uebungen der Azteken vom Buddhismus her. Die Fluthsagen der Indianer haben z. Th. Aehnlichkeit mit den asiatischen. Der Wampum findet sich auch bei mongolischen Völkern und soll ähnlich den Quipus auch zur Erhaltung von Ueberlieferungen dienen. Auch der Inca in Peru, wie der Kaiser von China zog an einem bestimmten Tage feierlich von Cuzco auf das Feld und zog Furchen, um seine Achtung für den Ackerbau zu bezeugen. Man will auch Aehnlichkeiten in der Zeitrechnung der Mexikaner einerseits, der Japaner, Chinesen und anderer mongolischer Völker andererseits gefunden haben. Dieselbe ekelhafte Operation wie bei Bereitung der Kava findet auch bei berauschenden Getränken der Südamerikaner statt, wo Cassadebrod, Mais oder Hirse auch von alten Weibern gekaut und dann um zu gähren in einen Trog gespieen wird. Der indianische Hund ist dem sibirischen ganz nahe verwandt, Canis caraibicus Lesson soll mit dem chinesischen Hund identisch und von China oder Manilla nach Amerika gebracht worden sein. Manche sehen das wärmere Asien und seine Inseln als das Vaterland des Mais an und lassen ihn von hier aus nach Amerika und den andern Erdtheilen verbreitet werden; man hat ihn nach Bachmann nirgends wild in Amerika gefunden.

Ellis will in den Sprachen der Maoris und der Araucaner eine Anzahl ähnlich lautender Worte gefunden haben. Der Sprachforscher

Pott meint, — sicher mit Unrecht — die Uramerikaner könnten mit den Bewohnern der östlichen Halbkugel unmöglich gleichen Ursprung haben. Max Müller hingegen vertheidigt die Stammverwandtschaft der agglutinirenden amerikanischen Sprachen mit denen Asiens, wo Pott freilich nur eine generische Einheit sachlich ganz verschiedener Sprachen sieht. Müller weist jedoch nach, daß eine lautliche Verwandtschaft der Sprachen einen isolirten Continent bewohnender culturloser Völker Amerikas mit denen Asiens nicht gefordert werden könne, sondern nothwendig Eigenheiten und Abweichungen eintreten mußten. — Ich sehe hier ganz von dem Umstande ab, daß Sprachverschiedenheit keinenfalls gegen Blutsverwandtschaft beweisen kann. In Amerika ändern die Sprachen — und dies ist charakteristisch — ungleich schneller als in der östlichen Hemisphäre, Stämme, die sich von ihrem Volke trennten, wechselten in kurzer Zeit ihr ganzes Vokabular. Daß und die frühe Trennung ist der Grund, warum zwischen amerikanischen und asiatischen Sprachen so wenig Uebereinstimmung zu erkennen ist, wenn schon die Amerikaner größtentheils aus Asien gekommen sind.

Die gelbbraune Rasse hat sich aber nicht blos über einen großen Theil Asiens und über Amerika verbreitet, sondern Theile von ihr zogen auch südwärts und bevölkerten Hinterindien, in dessen Süden sie theilweise ihre physische Beschaffenheit und Sprache änderten und so den großen malayischen Zweig darstellten, der nicht nur über die südasiatische Inselwelt, sondern westwärts sich bis Madagaskar, ostwärts über den großen Ocean bis zu den Sandwichsinseln und der Osterinsel verbreitete. Und finnische Völker (Iberer, Basken), so wie tatarische wandten sich schon vor den Indogermanen nach Europa und stellten dessen Urbevölkerung dar.

Die Verbreitung der Polynesier scheint vom Samoaarchipel, namentlich der Insel Savaii und von den Tongainseln aus erfolgt zu sein; sie haben sich vielleicht erst von unserer Zeitrechnung an von den Central-Malayen abgesondert; wäre dieses viel früher geschehen, so müßten ihre Sprachen von der der Central-Malayen viel mehr abweichen. Die Fahrten der Polynesier nach Osten trotz der Passatwinde und westlich laufenden Meeresströmungen wurden durch die in gewisser Jahreszeit wehenden Westwinde erleichtert. Durch Verschlagen von Kanots mit Fischern, Reisenden oder ihren Bedrückern Entfliehenden wurden nach und nach zahllose Inseln entdeckt und bevölkert, wobei nach Fitzroy auch die Seevögel mit-

wirkten, bei deren Erblickung man immer auf die Nähe von Land schließen darf. Auf vielen asiatischen Inseln und einigen des großen Oceans stießen die malayischen Einwanderer auf lange vor ihnen aus dem gemeinschaftlichen Ursitz der Menschheit dahin gelangte, zu Australnegern rc. gewordene Bewohner, die sie von den Küsten weg in die Wildnisse des Innern drängten, wo ihnen die Möglichkeit abgeschnitten war, sich zu höherer Cultur zu erheben.

Retzius' Hypothese, daß die Ureinwohner Europas den Lappen ähnlich, klein und brachycephal gewesen seien, wollen Manche als unhaltbar aufgeben und doch scheinen mir finnische Völker die ersten Bewohner Europas gewesen zu sein. Schaaffhausen meint, zahlreiche brachycephale Schädel in den Sammlungen Kopenhagens seien den Lappenschädeln so ähnlich, daß man eine den Lappen nahverwandte Urbevölkerung Dänemarks annehmen dürfe, was auch die ältesten historischen Nachrichten und die Sprachforschung bestätigen, wobei noch zu entscheiden ist, ob diese Lappen auch die großen Steindenkmale errichtet haben. Viele nehmen an, daß die Finnen und Lappen die letzten Abkömmlinge der europäischen Urbevölkerung sind. Worsae bemerkt dagegen, daß man die ältesten Funde in Südwesteuropa gemacht habe; je weiter nach Norden, desto späteren Zeiten gehören sie an. Dänemark war wohl vor dem Ende der Renthierzeit gar nicht bewohnt, dieser gehören die Kjökkenmöddings an, während im übrigen Europa schon die Periode der polirten Steingeräthe da war. Norwegen und Schweden wurden noch später bevölkert als Dänemark, erst zur Zeit der polirten Werkzeuge und der Dolmen, die letzten dieser verschwinden an der finnischen Küste. Dann erst kam das Volk der Lappen und Russen. W. glaubt nicht, daß die Lappen ein sehr altes Volk seien; Dänemark erhielt seine Bevölkerung nicht aus Rußland, sondern aus dem mittlern und östlichen Europa. In Dänemark findet man nach Hébert Spuren des Menschen erst nach der Zeit der großen Säugethiere, so daß das Land zur Zeit dieser noch nicht von Menschen bewohnt war.

Bei vielen Völkern der weißen Rasse war ein Trieb da, der Sonne nachzuziehen und nur ein Theil derselben nahm die Richtung nach Süden. Will man den Namen Arier für einen sehr frühen Zustand dieses Theiles der Menschheit brauchen, so muß man annehmen, daß schon lange vor der Scheidung in die Zend- und Hinduvölker eine solche in Hamito-Semiten und Sanskritvölker stattgefunden hat, vielleicht beidemale in Folge verschiedener religiöser Anschauung. Die Hamito-Semiten wanderten nach West- und Südwestasien und traten von hier theils

über die Landenge von Suez, theils über den arabischen Meerbusen nach Afrika über, dasselbe im Norden und theilweise an der Ostküste erfüllend und sich mit den früher eingewanderten, schwarz gewordenen Menschen vielfach mischend Nach Hamilton Smith finden sich semitische Worte vom Nil bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Taenia Solium kommt bei den Nordabyssiniern und Hottentotten vor. Die Hamito-Semiten setzten ihre Wanderungen tief hinein nach Afrika, an dessen Ostküste weit hinab, im Norden bis zum atlantischen Ocean und selbst bis zu den Canarien, vielleicht auch in die pyrenäische Halbinsel fort.

Als Hamiten faßt man die Aegypter, Abyssinier, Berbern, Guanchen, Bedschas, Somalis, Dankalis, Gallas zusammen, deren Sprachen nahe verwandt und auch wieder den semitischen ähnlich sind, was auf Vereinigung von Semiten und Hamiten in früher Zeit hinweist, wo beide noch das Hochland im Norden Irans, um den Oxus und Jaxartes bewohnten, von wo zuerst die Hamiten (unter ihnen zuletzt die Aegypter), später die Semiten südwestlich auszogen, zunächst in die Länder zwischen Euphrat und Tigris, nach Palästina und Arabien. Im Grabe des Sethosis, in den Syringen von Biban el Moluk findet sich ein Gemälde, auf welchem vier Menschenrassen abgebildet sind: Aegypter, Redhu, Asiaten, Aamu, Neger, Nehasiu, Libyer, Thamehu, von ziegelrother, braungelber, schwarzer, weißgelber Hautfarbe, von verschiedenem Kostüm und Haartracht. Die ägyptischen Frauen sind heller, meist gelb, Prof. Lauth in München meint, durch Schminke. Schon vor 5000 Jahren berührten sich diese Rassen ohne Vermischung ihrer Unterschiede. Früh schon hat sich die ziegelrothe Rasse mit der schwarzen gekreuzt; auf manchen Porträts und Bildwerken erscheinen dicke Negerlippen. Mit der 6. Dynastie herrschen die Aethiopier über Aegypten und ihr letztes Glied, die Königin Nitokris gibt Manetho blond oder hellfarbig an. Könige der 11. und 12. Dynastie, auch die Hyksos, zeigen semitische Charaktere. Lauth läßt die Aegypter aus Asien über die Landenge von Suez eingewandert sein. C. u. L. Arch. Correspondenzblatt 1870, S. 31. Ebers in Leipzig glaubt, daß die aus Asien über Arabien gekommenen Aegypter bereits die Metalle kannten, ihre Sprache hat nach ihm mit den semitischen Sprachen eine Wiege gehabt, aber sich sehr früh getrennt. Mit ihnen wanderten vielleicht auch die berberischen Völker Ostafrikas ein. Die ältesten Aegypterschädel haben reinere und edlere Formen als die jüngern, welche auf die Ver-

mischung mit Negern deuten und oft prognathisch sind. Die Chamiten, wozu die Aegypter gehören, haben sich von den Semiten abgesondert, ehe die Sprachen dieser letzteren ihre hohe Ausbildung erhalten haben, deshalb kann man die ägyptische S. nicht eigentlich den semitischen rechnen; mit afrikanischen Sprachen hat aber die ägyptische außer einigen Vokabeln nichts gemein, wie auch die ganze psychische Anlage der Aegypter die der historischen Völker Asiens ist. Nach Owen (Compt. rend. de l'Acad. d. Sciences 15. März 1869) weisen die Physiognomieen aus der Zeit zwischen der 4. und 8. Dynastie nicht auf äthiopischen Ursprung der Aegypter, sondern auf orientalischen oder nordischen. Pferd und Esel fehlen auf den Wandbildern; die Aegypter scheinen also vor Zähmung dieser Thiere eingewandert zu sein und erst die Hyksos während der 15—17. Dynastie sie gebracht zu haben. Der Historiker Sharpe will auf den ägyptischen Monumenten zwei Menschenklassen erkennen, eine höhere herrschende und eine niedere. Erstere zeigten die meisten Statuen thebaischer Könige, letztere zwei in Unterägypten angefertigte Königsbildsäulen mit vorragendem Mund und Kinn. Die Ramses- und Taudmesköpfe seien die der Könige und Edeln von Thebais, fremden aus Osten gekommenen Eroberern, welche Sprache und Civilisation nach Aegypten brachten.

Rob. Hartmann will keineswegs die Kopten allein als Nachkommen der alten Aegypter ansehen, sondern auch die Fellachîn und die Städtebewohner, obschon bei diesem etwas arabisches Blut beigemischt ist. Alle zusammen seien Aegypter; Kopten möge man die christlich gebliebenen, Fellahs die mohammedanischen nennen. Ganz im Gegensatz zu der gewöhnlichen Meinung will Bastian, Zeitschr. für Ethnologie I, 44, Aegypten von der über Nordafrika verbreiteten Imôscharh- oder Berberrasse „von Libyen oder aus den höheren Landschaften Nord-Sudans her" sich Aegyptens bemeistern und es cultiviren lassen. — Räthselhaft ist der Ursprung der blauäugigen weißen und blonden Menschen im Rif Marokkos und im Aureßgebirge, die man z. Th. von weißen Söldlingen der Carthager, germanischen Soldaten der Römer, auch von den Vandalen ableiten wollte. Faidherbe bemerkt aber, es habe schon vor Carthago zahlreiche blonde Menschen in Libyen gegeben und die blonde Rasse sei den alten Aegyptern unter dem Namen Tamhu bekannt gewesen.

Die Japhetiten, Arier, Aryas im Sanskrit, nach Einigen so viel als die „Ehrenwerthen", nach Anderen die „Ackerbauer", sprachen Sanskrit, hatten die Brahmanen-Religion, stiegen zuerst in das Fünfstromland, dann in das Gangesland herab, vertilgten oder unterwarfen die Ureinwohner, die dann die 4. unterste Kaste, Sudras bildeten. Der Name des Landes Airyâ des Vendidad hat sich noch in Ariana, Aria, Iran erhalten; die Meder nannten sich nach

Herodot Arier und König Darius legte sich den Beinamen Ariya zu. — Die Inder sahen in den Dienern des Ormuzd Knechte der Hölle, der Zendavesta hingegen bezeichnet den indischen Himmelsherrn Indra als zum höllischen Geschlecht Ahrimans gehörend. Die Inder zogen etwa 1500 vor unserer Zeitrechnung nach Vorderindien; Herodot bezeichnete sie als das zahlreichste Volk der Erde, scheint aber unter ihnen die Urbevölkerung verstanden zu haben, mit pechschwarzer Haut, glattem Haar und rohen Sitten. In den Vedas finden sich noch Erinnerungen an ihre früheren Wohnsitze in Hochasien, wohin sie in einer weit zurückliegenden Vergangenheit aus südlicheren, der Ursprungsstätte des Menschen nähern Gegenden gelangt sein mußten. Andere Arier, die Stammväter der Zendvölker, Meder und Perser wandten sich nach Westen, wo sie sich festsetzten, während noch größere Massen, die westliche Richtung weiter verfolgend, auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten nach Europa gelangten und es allmälig erfüllten, mit Ausnahme mancher Striche, in welchen sich noch früher gekommene finnische Völker, unter ihnen die Iberer, behaupten konnten. Die Zendvölker und die nach Europa gewanderten, nahmen weiße Hautfarbe an, während bei den Semiten die gelb- oder braunrothe vorherrscht. Zuerst sind von den Indogermanen wohl die Kelten nach Europa gekommen: nach den untern Donauländern, Gallien, Britanien, Belgien, Oberitalien, Schweiz, Tyrol, Spanien, wo sie sich mit den Iberern vermischten. Ihnen folgten Illyrier, Armenier, Griechen, Italer, den Schluß in dieser älteren Periode bildeten Slaven und Germanen, nordwärts und südwärts vom Kaukasus gegen Westen ziehend. Nach Plutarch wohnten die Kelten zuerst jenseits der Riphäischen Berge (nach Einigen der Ural, nach Andern die Karpathen) und wanderten nach und nach bis Britanien und Gallien, von wo sie später (als „Gallier") in Italien einbrachen. Im 3. Jahrh. v. Chr. kamen wieder Kelten nach Europa und machten verheerende Raubzüge in Thrakien, Makedonien, Griechenland. E s c h r i c h t sieht die Kelten als älteste Bewohner Dänemarks an und bezeichnet sie als geschickte Schmiede, welche von den später kommenden Gothen bekämpft wurden. Bei den Kelten kam, was sehr selten ist, auch Rückwanderung vor; die Galater der Griechen hält man für Kelten, welche aus Europa nach Kleinasien zogen. Ein großer Theil der Germanen ist aus den Ländern am Kaukasus und weiter östlich liegenden nach Europa gezogen; letztere hießen Asen oder Asken. Andere Germanen kamen südlicher über Kleinasien nach Europa. Gfrörer hält auch die Thraker für Germanen und Gothen und Geten für identisch. Die Slaven scheinen z. Th. erst nach den Germanen in Europa eingewandert; zufolge E i c h w a l d und N o r d m a n n war Westeuropa schon lange bewohnt, als in Rußland noch Mammuths und Rhinocerosse lebten' Kameel, Ziege, Schaf, so wie die Getreidearten Hochasiens noch

nicht eingewandert waren. In Südrußland findet man Knochen vom Hund, Pferd, Ur und Bison stets ohne Menschenknochen. Die ältesten Bewohner Rußlands waren nach ihnen die Skythen oder Tschuden, ein mongolischer Stamm, ihre Gräber und bergmännischen Bauten gehören dem Steinalter an und reichen ins Broncealter herein; sie fertigten kupferne Messer und Schmucksachen. Die Broncearbeiten am Ural und Altai enthalten aber statt Zinn einen Zusatz von Blei. Küchenabfälle finden sich namentlich beim alten Olbia am Bug, mit Resten der noch jetzt dort lebenden Hausthiere.

Zahlreiche Wanderungen haben später stattgefunden und viele fallen bereits in die christliche Aera. Nicht selten wurden wandernde Völker von den früheren Bewohnern aufgerieben, oder die neuen Ankömmlinge unterwarfen sich diese, manchmal fand Verschmelzung beider statt. Wie sich verschiedene Erdschichten aufeinander legen, so schichteten sich die Völker übereinander, viele verschwanden aus jeder Erinnerung und nur in alten Denkmälern oder in der Tiefe der Erde haben sich sichtbare Spuren von ihnen erhalten. Nach Amerika und Afrika sind Menschen der weißen Rasse gelangt, Europa hat durch die große Völkerströmung des vierten und fünften Jahrhunderts gewaltige Zuflüsse aus Asien erhalten, später wanderten dann noch Magyaren, Tataren (Mongolen), Türken, Juden und Zigeuner in Europa ein.

Nach einigen Nachrichten wären schon im 5. Jahrhundert britische Seefahrer nach Amerika (Arkansas) gelangt. Viel früher als die Normannen, schon im 8. Jahrhundert, waren die Kelten von Irland und Wales nach Island und Nordamerika gekommen, wo sie in Florida und Carolina Ansiedlungen gegründet haben sollen. Man berichtet von Indianerstämmen, welche gälisch redeten (den Brydones und Chadogees Owen's), doch sind diese Nachrichten unsicher. Catlin betrachtete die Mandanen als ein Mischvolk von Negern und Weißen; sie verfertigen Glasperlen, eine allen übrigen Indianern unbekannte Kunst. Der Isländer Thorfinn Karlsefne segelte im Jahre 1007 mit seiner Frau und 160 Mann nach Vinland und verweilte 3 Jahre dort, verließ aber dann Vinland wegen dem feindseligen Benehmen der Skralinger oder Eskimos, welche also damals viel weiter südlich verbreitet waren. „Helluland" ist Neufoundland und Labrador, „Markland" ist Neuschottland, „Vinland" ist Massachusetts und Rhode Island. Auch mit den Indianern trafen die Normänner zusammen und erstere haben Sagen, welche darauf zu deuten scheinen. Bei Dighton Rock am Tauntonfluß in 41° 45′ n. Br. findet sich

eine Felseninschrift mit Thorfinn's Namen und einigen römischen Schriftzeichen, wozu dann später noch indianische Malereien kamen. In der Nachbargegend, am Fall-River hat man ein menschliches Skelet mit Messingsachen zusammen gefunden. Das steinerne Bauwerk von Newport auf Rhode-Island hat die achteckige Form der normannischen Baptisterien. Im Kopenhagener Museum amerikanischer Alterthümer finden sich aus Nordamerika viele Gegenstände, welche skandinavischen gleichen. Die Irländer kannten sowohl Amerika als Island früher als die Normänner. Bis gegen die Mitte des 14. Jahrh. bestand eine Verbindung zwischen Island, Grönland und Nordamerika, dann verstummen alle Nachrichten. Die Isländer haben noch Sagen von ihren Besuchen in Amerika und manche Grönländer sollen jetzt noch in Gesichtbildung und Größe auf Abstammung von normannischem Blute schließen lassen. Man will sogar bei Bahia in Brasilien Spuren der Normänner gefunden haben. Im Jahre 1871 wanderten Kolonisten aus Island, wo das Klima wegen der immer östlicheren Ablenkung des Golfstroms stets rauher werden soll auf die Inseln Washington und Detroit Island in der Greenbay, Wisconsin ein. Manche wollen sogar phönikische und carthagische Seefahrer nach Südamerika gelangt sein lassen, ebenso Neger von der Küste Westafrikas; schon Columbus und Peter Martyr sprechen von ganz schwarzen, negerhaften Menschen in Südamerika.

Nach Nordafrika kamen bereits durch die punischen Kriege und später sparsame europäische Elemente; in den Auresbergen Algeriens findet man, wie bemerkt, Menschen mit germanischen Gesichtszügen, blonden Haaren, blauen Augen. Berberische Völker, welche vielleicht schon vor den Iberern aus Nordafrika nach Spanien gekommen waren, breiteten sich von da nach Frankreich und den britischen Inseln aus und sind vielleicht die Erbauer der ältern Dolmen und Cromlechs, während die jüngern keltisch wären. In den Norden Europas kamen früh mongolische und uralische Stämme. Die Urbewohner von Skandinavien waren nach Nilsson (das Steinalter od. d. Ureinwohner d. skandinav. Nordens, übers. v. Mestorf, Hamb. 1868) wohl Lappen, welche ähnlich wie die Eskimos von den Indianern, von den später eingewanderten Völkern für Zauberer gehalten wurden; die „kunstreichen und zauberischen Zwerge" der spätern Sagen sind eben diese Lappen. Dann kam ein starkes grob gebautes Volk, das die sogen. Ganggräber baute, dann kamen Phöniker, welche die Bronce und den Baalcultus brachten, dann Cimbern, endlich Suionen (Gothen) mit dem Walhallacultus und dem Eisen. In s. Werke: das Broncealter, 1. Ausg. 1863, 2. 1868, sucht Nilsson das Dasein phönizischer Kolonieen in Skandinavien nachzuweisen, was Andere bestreiten,

obwohl Phönizier als Handelsleute oft nach Skandinavien gekommen sein mögen. Die in der Erde gefundenen Broncegeräthe und Waffen weisen in Form und Zeichnung nach Phönizien und Aegypten; die Phönizier führten in Skandinavien den Landbau, die Bier- und Methbereitung, den Dienst des Sonnengottes ein, erbauten Wacht- und Leuchtthürme. Auch das Kivikmonument in Schonen mit seinen für das Broncealter charakteristischen Verzierungen (Spirale, Ring, Rad, Bogen, Zickzacklinie, Raute) soll phönizisch sein, ebenso die Begräbnißstätten in Irland (Cairns) und Malta. Auf carthagischen Steintafeln im britischen Museum findet man Kreise, Halbmonde wie auf dem Kivikmonument, das Bild Baals, die phönizische Astarte mit den Emblemen der ägyptischen Isis, denn in den phönizischen Cult drang vieles Aegyptische ein. Die Phönizier brachten Salz, Töpferwaare, Bronce nach dem Norden und erhielten dafür Zinn, Blei, Gold, Bernstein und Pelzwerk. Das Broncealter möge im Norden bis 300 oder 400 Jahre v. Chr. gedauert haben, der Handel der Phöniker an den europäischen West- und Nordküsten dauerte über 1000 Jahre und schon Heeren habe bewiesen, daß sie auch im Norden Kolonieen anlegten. Die Germanen nannten den Bernstein glessum, die römischen Soldaten die Bernsteininseln glessariae und sie lagen nach Nilsson nicht in der Ostsee an der preußischen, sondern in der Nordsee an der deutschen und dänischen Küste. Die Verehrer Odin's waren unendlich roher und grausamer als die des Baal; neben den ältesten Broncewaffen findet man auch solche von Stein und manchmal krumme Heerhörner, auch Münzzeichen aus Leder mit Metallnägeln, wie sie die Carthaginenser hatten. Gleich den Tempelruinen auf Malta und Gozzo (hier liegt die von Giganteia) sind auch die irländischen Tempelgrotten, speziell die von Newgrange phönikisch; in allen findet sich der kegel- oder pyramidenförmige Stein, das Symbol Baals und der Astarte und das semitische Nationalsymbol, den Palmzweig, findet man in Newgrange wie auf Malta gravirt, ebenso die Spirale, vielleicht ein religiöses Symbol oder auch nur Verzierung. Die Giganteia und Newgrange dürften 1500 Jahre v. Chr. gebaut sein.

Jene stürmische Bewegung, welche man vorzugsweise „Völkerwanderung" genannt hat, währte nach gewöhnlicher Annahme von 375 n. Chr., wo die Hunnen in Europa erschienen, bis zum zweiten Drittheil des 6. Jahrh., aber das Hin- und Herfluthen gewaltiger Massen, Zertrümmerung alter Reiche und Gründung neuer dauerte eigentlich bis zum Imperium Karl's d. Gr. fort. Die Hunnen, höchst wahrscheinlich ein finnisches Volk, kamen aus den Gegenden zwischen Ural und Irtisch, besiegten unter Balamir die Alanen, zogen mit diesen vereint 375 n. Chr. über den Don und stürzten das Reich des Gothenkönigs Ermanrich. Dann setzten sie sich in der Theißebene fest und machten Raubzüge in Asien und Europa. Attila

433—53 herrschte nicht bloß über die Hunnen, sondern auch über viele slavische und germanische Völker. Bald nach seinem Tode zerfiel das Reich und die Hunnen existirten noch einige Zeit unter den Namen Kuturguren und Uturguren fort. Es ist noch immer ungewiß, ob die Magyaren von den Hunnen abstammen. Die Avaren, ebenfalls ein uralisches Volk, erschienen etwa am Anfang des 6. Jahrh. um den Don und das Kaspimeer, dienten später in den Heeren Justinian's, eroberten Pannonien, von wo sie Verheerungszüge nach Deutschland, Italien, gegen das schwarze Meer machten, wurden 796 von Karl d. Gr. auf das Haupt geschlagen und verschwinden bald darauf aus der Geschichte. Die räuberischen, hinterlistigen Avaren, nach Schafarik ein türkisch uralisches Bastardvolk, spannten ihre Weiber als Zugvieh vor die Wägen. Retzius rechnet sie zu den gentes brachycephalae orthognathae; 1820 fand man bei Grafenegg einen Avarenschädel, den T s c h u d i irrig für einen Peruaner-(Huanca-)Schädel erklärte. F i t z i n g e r, der 1846 eben so hohe Schädel erhielt, glaubt mit Andern, daß sie wie bei den Huancas, Aymaras (welche dolichocephal sind) künstlich ihre Form erhielten. Im ersten Jahrh. v. Chr. drangen die Cimbern und Teutonen in Italien ein, im dritten Jahrh. drängten germanische und sarmatische Völker fortwährend gegen die Nordgrenze des römischen Kaiserreiches und zwangen zu steten Kämpfen und kostspieligen Befestigungswerken. Unter den ersten waren die Alemannen, welche vom Main kommend, sich im heutigen Schwaben und der Schweiz ausbreiteten, dann die salischen Franken, welche von Norddeutschland bis zur Somme und den Ardennen das Land in Besitz nahmen und deren König Chlodwig im Anfang des 6. Jahrh., nachdem er die Alemannen unterworfen, das fränkische Reich gründete, welches später durch das Reich der Thüringer vergrößert wurde; in Verbindung mit den Angeln und Jüten hatten die Franken auch Britannien unterworfen. Beim Beginn des dritten Jahrh. zogen die Gothen von der Weichsel her nach den untern Donaugegenden, Südrußland, Griechenland bis Kleinasien, im 3. Jahrh. herrschte über Ost- und Westgothen König Ermanrich. Sein Reich wurde 375 n. Chr. wie das der Alanen zwischen Wolga und Don von den Hunnen zerstört. Im 5. Jahrh. zog der Hunnenkönig Attila in Verbindung mit tributpflichtigen germanischen Völkern verheerend durch Deutschland bis in die Champagne, wo er 451 auf den Catalaunischen Feldern von dem Römer Aëtius und dem Westgothenkönig Theodorich I. aufs Haupt geschlagen wurde. Die Westgothen waren vor den Hunnen in das byzantinische Reich eingebrochen und setzten sich in Mösien und Thrakien fest, ihr König Alarich verwüstete Griechenland und zog dann nach Italien, wo ihn Stilicho zurücktrieb, der auch ein großes germanisches Heer unter Radagais im Jahre 406 schlug. Zwei

Jahre darauf brachen die Westgothen wieder in Italien ein und von da unter Athaulf in Südfrankreich und Spanien und gründeten hier ein westgothisches Reich, das 711 durch die Saracenen vernichtet wurde. Es hatte sich nämlich in Arabien ein Prophet erhoben, welcher eine neue Weltreligion verkündete, deren begeisterte an Zahl immer wachsende Anhänger unter den Nachfolgern des Propheten, den Chalifen, einen Theil Asiens, ganz Nordafrika eroberten und nach Spanien übersetzend, hier eine glänzende Herrschaft gründeten. Im Jahre 476 machte Odoaker dem weströmischen Reich ein Ende, 488 zogen die Ostgothen nach Italien, Theodorich d. Gr. schlug Odoaker und gründete in Italien ein ostgothisches Reich, das 556 n. Chr. durch die Byzantiner zertrümmert wurde. Ein Theil der Vandalen zog nach Spanien, den größern führte Genserich im Jahre 429 nach Afrika; das dort von ihnen gegründete Reich wurde durch die Byzantiner 534 n. Chr. vernichtet. Die Burgundionen gründeten ein Reich in Südfrankreich und der Westschweiz, die Longobarden, auch ein germanisches Volk, zogen aus den Elbegegenden zuerst in die unteren Donauländer, und zertrümmerten dort das Reich der Heruler und an der Theiß das der Gepiden; im Jahre 568 führte sie Alboin nach Oberitalien, wo ihr Reich 774 n. Chr. von Karl d. Gr. erobert wurde. Im 8. und 9. Jahrh. begannen die auch nach Südeuropa ausgedehnten Raubzüge und Eroberungen der Normannen. Die Slaven setzten sich schon vom 6. Jahrh. an im östlichen Deutschland und Rußland fest, die räuberischen und treulosen Avaren an der Unterdonau, vor denen die Longobarden hatten weichen müssen, wurden im Jahre 796 von Karl d. Gr. bezwungen. Die aus den Uralgegenden gekommenen Magyaren setzten sich im alten Panonien fest und unternahmen von hier verheerende Züge nach Nord, West und Süd, denen im 9. und 10. Jahrh. durch die Kaiser aus dem sächsischen Hause ein Ende gemacht wurde.

Das letzte aus Asien nach Europa gekommene Volk sind die Zigeuner, manchmal auch Sinte, d. h. Indusanwohner genannt. Sie erschienen 940 n. Chr. in Persien (nach anderen Angaben schon 430), um 1100 in Süddeutschland, siedelten sich im 14. Jahrh. auf Cypern und in der Walachei an und durchziehen bis auf den heutigen Tag in kleineren Schaaren die Länder Europas. Im Jahre 1417 kamen sie in die Hansestädte an der Nord- und Ostsee, 1418 zogen sie durch Deutschland in die Schweiz. Aus der Moldau und Ungarn gekommen, wollten sie zuerst in „Kleinägypten" (vielleicht Morea) gelebt haben, woher der Name Aegyptii, Gypsies etc. stammt. Grellmann wies zuerst nach, daß ihre Heimath das Pendschab war und Pott, daß ihre verdorbene Sprache auf Indien deutet, was Paspati und Vaillant bestätigen. Gewisse Schaaren

waren über Aegypten nach dem Peloponnes, Corfu, Rumänien gekommen, andere von Norden her zu Lande in die Türkei eingewandert. In Corfu lebten sie bis in das 19. Jahrh. als Lehnsleute venetianischer Barone, wurden seßhaft und sind jetzt griechische Bürger; in der Walachei waren sie hingegen hart bedrückte Leibeigene der Fürsten oder Klöster. Noch jetzt leben in den Donaufürstenthümern gegen 250,000 Zigeuner als Sklaven der Krone, der Bojaren und Klöster. Sie sind Goldwäscher, Bärenführer, Köche, Diener, Schmiede, Kesselflicker, verfertigen auch Sättel, wurden schon öfter zum Prägen von Münzen verwandt, spielen nebenbei die Aerzte und Wahrsager oder sie sind Landstreicher, die sich meist vom Aberglauben, Diebstahl nähren; auch Seeraub verschmähen sie nicht. Diese Landstreicher waren es vorzüglich, welche im 15. Jahrh. Westeuropa überflutheten. Sie nennen sich selbst öfters Rom und Romei (Mann und Weib) und ihre Sprache Romany-tschib. — Nach Europa kamen auch Zigeuner in Folge eines Mongolensturmes und zwar im 13. Jahrh. mit den Nachfolgern Dschingis-Chans, wo sie im Norden des schwarzen Meeres heranzogen. Aber wohl schon im 7. und 8. Jahrh. war ein Heer Zigeuner aus Multan nach Persien und dann nach Kleinasien gezogen, wo der Patriarch von Byzanz ihre Vernichtung als Gottlose veranlaßte. Von 1415 an, unter der Herrschaft der Osmanen, scheint die Auswanderung aus der Walachei stärker geworden zu sein, zunächst nach Ungarn, wo jetzt noch über 100,000 leben; hierauf zogen viele unter ihren „Herzögen oder Grafen oder Königen" nach Westeuropa, gaben sich als christliche Büßer aus, waren ärmlich gekleidet, aber reich an Gold und Silber. Aus der Schweiz zogen Haufen nach Italien; überall stahlen sie viel, bettelten auch. Etwa von 1438 kamen mächtigere Schaaren von vielen Tausenden aus Ungarn nach Westeuropa und gerirten sich nun als Katholiken; Verbannung und Verfolgung halfen nicht viel. Immer wiesen sie Patente, nämlich Bettelprivilegien von Kaiser Sigismund oder Papst Martin V. vor. In Spanien sollen jetzt noch 40—50,000 leben, in Frankreich und England ging es ihnen schlecht, sie wurden in Frankreich mit Feuer und Schwert vertilgt, in Schottland aber geduldet. In Großbrittanien sollen noch im 18. Jahrh. gegen 100,000 da gewesen sein und die in England stehen noch jetzt unter ihren eigenen „Königen", die sich Stanley, Cooper, Aires, Peter, Lee 2c. nennen. In Italien konnten sie sich nicht halten. Man schätzt ihre Gesammtzahl in Europa auf 600,000, davon fast $^5/_6$ in der Türkei, Rumänien, Ungarn; größere Mengen leben noch in Asien und Afrika. S. Hopf, die Einwanderung d. Zigeuner in Europa, Gotha 1870. Borrow, ein abentheuernder, nimmer rastender Wanderer hat mehrere Werke über die Zigeuner geschrieben. — Howorth hat eine Reihe von Artikeln: die Westströmung der Nomaden vom 5.

bis zum 19. Jahrh. im Journ. of the Anthropol. Institute 1872.

Die Chinesen, früher nur nach Hinderindien und der asiatischen Inselwelt wandernd, ziehen seit den letzten Jahren massenhaft nach den südlichen Staaten der Union und füllen die Lücke aus, welche durch die Aufhebung der Sklaverei gerissen wurde, so daß man wieder reichen Baumwollernten entgegen sehen kann. Der Chinese eignet sich ganz besonders zur Lohnarbeit, wofür der frei gewordene Neger nicht taugt und schließt sich in der Fremde mit seinen Landsleuten zu festen Genossenschaften zusammen. Bereits beginnen auch chinesische Frauen mit zu ziehen, was eine bleibende Niederlassung der Chinesen in den fremden Ländern herbeiführen kann. Der 1868 zwischen China und der Union abgeschlossene Staatsvertrag beruht auf den Prinzipien der Nichtintervention, Religionsfreiheit, Gegenseitigkeit und verbürgt unbeschränkte Freizügigkeit und Recht der Uebersiedlung.

Die Rassen und Völker des Menschengeschlechtes.

Man muß die Vorstellung eines „ethnographischen Systems" in Folge der Wahrnehmung aufgeben, daß alle Menschenformen unmerklich in einander übergehen und durch fortwährende Kreuzung neue Mittelschläge entstehen. Zuerst glaubte man in der physischen Beschaffenheit, speziell der Hautfarbe, dem Haar und dem Schädelbau entscheidende Charaktere für Eintheilung der Menschenformen zu finden, später in den Sprachen, zuletzt in Combination der physischen und linguistischen Charaktere — aber da zeigte sich, daß diese beiden manchmal mit einander übereinstimmen, ein andermal sich ganz oder theilweise widersprechen.

„Es gibt Arische und Semitische Sprachen", schreibt Max Müller, „aber es ist unwissenschaftlich .... von Arischer Rasse, Arischem Blut, Arischen Schädeln zu sprechen und dann ethnologische Classifikationen auf linguistischen Grundlagen zu versuchen, Linguistik und Ethnologie können, für jetzt wenigstens gar nicht streng genug aus einander gehalten werden und viele Mißverständnisse und Controversen haben ihren Grund darin, daß man von Sprache auf Blut oder von Blut auf Sprache geschlossen hat. Haben erst beide Wissenschaften ihre Classifikation der Völker und Sprachen unabhängig von einander durchgeführt, dann wird es an der Zeit sein, die Resultate zu vergleichen, aber selbstverständlich kann man so wenig von einem Arischen Schädel als von einer dolichocephalischen Sprache

sprechen.“ Ecker behauptet, die Sprache beweise nur für die Erziehung, nicht für die Abstammung. „Täglich erfahren wir, wie unsere Schwaben und Alemannen über dem Ocean ihr heimisches Idiom leider nur zu bald vergessen und in Sprache und Sitte völlige Yankees werden, — aber ihre schwäbischen Schädel behalten sie.“ Dann wird aber von Manchen wieder angeführt, man dürfe heutzutage nicht mehr von keltischen, germanischen, griechischen Schädeln sprechen und müsse craniologische und ethnologische Classifizirung ganz auseinander halten. Es sei ganz unpassend, z. B. von einer „keltischen Schädelform“ zu sprechen; denn die einen bezeichnen den keltischen Schädel als dolichocephal, die Andern als brachycephal; sonst habe man den germanischen Schädel als dolichocephal bezeichnet, Welcker nenne ihn orthocephal. — Gerade der Schädelbau, auf den man seit Retzius so viel Gewicht gelegt hat, zeigt sich zur Aufstellung mehrerer Spezies ganz unzureichend; Lang- und Kurzköpfigkeit, Breit- und Schmalköpfigkeit, Orthognathismus und Prognathismus gehen unmerklich in einander über. Völker, die im Schädelbau in einer Rücksicht mit einander übereinstimmen, weichen in andern wieder weit ab, z. B. wie die Neger sind auch die Tungusen und Chinesen, die sonst ganz von den Negern abweichen, prognathische Dolichocephalen, wobei aber doch wieder die Schädel der Neger einerseits, der Tungusen und Chinesen andererseits völlig verschieden sind. Die Schädel der Lappen sind rundlich kurzköpfig, jene der Eskimos und Grönländer sehr langköpfig und doch gehören alle drei zur großen mongolischen Rasse.

Unbeschadet der Bemerkung des berühmten Sprachforschers M. Müller meine ich doch, daß der Ethnograph bei Aufstellung der Völkerstämme die Herbeiziehung der Sprache auch jetzt schon nicht ausschließen könne und mit Vorsicht sie üben dürfe. Allerdings beweist Gleichheit der Sprache für sich noch nicht die Blutsverwandtschaft von Völkern, indem z. B. häufig die Ueberwundenen die Sprache der Sieger annahmen und ebenso ist Verschiedenheit der Sprache kein Beweis gegen jene Verwandtschaft, — aber in zahlreichen Fällen fallen eben doch Bluts- und Sprachverwandtschaft zusammen. Außerdem ist die Geschichte eine große Lehrerin auf diesem Gebiete, obschon ihre Aufklärungen nur fragmentarisch sind und wenig weit in die Vergangenheit zurückreichen. Die Völkertafel der Genesis z. B., eine der schätzbarsten historischen Urkunden, ist mangelhaft, indem sie fast nur die weiße Rasse berücksichtigt, denn Phöniker und Hebräer hatten kaum eine Ahnung von der Existenz der Inder und Chinesen, geschweige der Amerikaner. — Noch weniger als Schädelbau und Hautfarbe kann die Beschaffenheit des Haares als entscheidender Eintheilungsmoment gebraucht werden; wollte man die Menschen unter zwei große Abtheilungen: kraus-

haarige und schlichthaarige bringen, so würde man ganz nah verwandte Völker auseinander reißen. Es gibt auch unter den Negervölkern Stämme mit kaum wolligem Haar, die Schädel vieler wollhaariger Südseeneger gleichen nach Huxley ganz denen der schlichthaarigen Neuholländer, die letzteren zunächst stehenden Tasmanier hatten krauses Haar, die zu den Dravidas gehörenden Gondas haben dickes, langes, schwarzes, zuweilen aber auch wolliges Haar, wie versichert wird. Die himmelweit verschiedenen Hottentotten und Papuas zu vereinigen, weil bei beiden das Haar in Büscheln wächst, geht nicht an. Ich ziehe daher vor, die früheren drei Hauptabtheilungen beizubehalten, die auf eine Combination von Merkmalen gegründet, wenn auch nach der Hauptfarbe benannt sind und gebe eine Aufzählung der wichtigeren jetzt lebenden Völker, wobei die dem Untergang verfallenden absichtlich weitläufiger behandelt werden, mit kurzer Hindeutung auf manche untergegangene, von vornherein auf eine einreihige Anordnung verzichtend, da die Verwandtschaften mehrseitig und complicirt sind.

I. Die schwarze Rasse.

Haut vorwaltend schwarz, selten röthlich oder bräunlichgelb. Haar in der Regel schwarz, schlicht oder kraus, grob, der Bart meist sparsam, steif. Der Kopf ist seitlich zusammengedrückt, die Stirne schmal, Backenknochen, Jochbogen, Kiefer ragen vor, der Prognathismus ist mehr als in jeder andern Rasse ausgesprochen, indem der Zahnhöhlenrand und die Schneidezähne sehr schräg nach vorne stehen. Gesichtswinkel 75—70°. Nase platt, mit weiten Löchern, Augen fast immer schwarz. — Ursprünglich bloß über die heißen und warmen Länder der Osthalbkugel vom stillen bis zum atlantischen Ocean verbreitet, wurde die schwarze Rasse durch den Sklavenhandel auch nach dem Westcontinent gebracht, woselbst sie sich im Ganzen gut akklimatisirt hat. Man kann die hieher gehörigen Völker in eine indisch-australische und eine afrikanische Abtheilung bringen, von welchen die erstere ihrem Untergang in kurzer Zeit entgegen geht, wie denn die Zahl der Neuholländer bereits ungemein reduzirt ist, die Melanesier und Papuas kein besseres Schicksal erwartet. Man findet in der Colonie Victoria jetzt fast keine Ureinwohner mehr, „weil sie", sagt Peßler (Westermann's Monatsh., Jan. 1864), „von den Europäern mit unerhörter Grausamkeit erschossen und schaarenweise vergiftet wurden."

A. Bei den indisch-australischen Schwarzen kann man schlichthaarige und kraushaarige unterscheiden; zu den ersteren gehören die Neuholländer und Alfurus, zu den kraushaarigen die Papuahs von Neuguinea und gewisse wilde Stämme im Innern des indischen Continents und seiner Inseln; die Melanesier sind z. Th. kraushaarig, z. Th. schlichthaarig, im malayischen Archipel und auf den Philippinen wohnen kraus- und schlichthaarige durch einander. Huxley meint, die Schädel der mehr oder weniger wollhaarigen Südsee-Neger von Tasmanien, Neu-Caledonien, den Fidschjinseln, den Neu-Hebriden hätten ganz australischen Typus und seien häufig von denen der schlichthaarigen Australier gar nicht zu unterscheiden. Die Neu-Caledonier und Neu-Hebridier sind sehr dolichocephal. Die Schädel der Negritos im Innern von Luçon sollen hingegen von den australischen sehr verschieden sein.

Es gibt in diesem Theile des Menschengeschlechtes sehr tief stehende Stämme.

Die Ajetas im Innern vou Luçon will de la Gironière ganz affenähnlich finden. Auf der Insel Banca bei Sumatra leben in den Wäldern mit Heerden von großen Affen zusammen die Orang-Koobos, ein nackter sehr behaarter Menschenstamm mit sehr unvollkommener Sprache. Die Orang-Gugur sind gleichfalls sehr behaart, fast ohne Kinn und Waden, mit langen Fersen und Armen, zurückliegender Stirn und vortretenden Oberkiefer. Ungemein tief stehen auch die einzeln in Urwäldern Indiens lebenden, von v. Hügel erwähnten Wilden, die auf Bäume flüchten.

1. Neuholländer. Topinard, Étude sur l. races indigènes de l'Australie, Par. 1872, will 3 Abtheilungen unterscheiden, eine erste, zahlreichste, an den Küsten und auf den Inseln des Nordens, Nordwestens und Westens, negerhaft, übel gestaltet, die zweite, höher stehende, überall vorkommend, doch hauptsächlich im Innern, mit langem straffem Haar und die dritte, Mischform der beiden ersten. Die bessere Rasse ist langköpfig, hoch gewachsen, wohl proportionirt, Haare lang, schlicht, Züge lebhaft, Haut chokolade- oder dunkel kupferbraun. Ihre Intelligenz reicht hin für ihre bescheidenen Bedürfnisse, sie wollen nicht die Lebensweise der Weißen annehmen. Die zweite Rasse ist noch langköpfiger, klein, übelgestaltet, tiefschwarz, prognathisch, Haar kraus; Intelligenz kaum für ihre Bedürfnisse ausreichend. Sie gehört wohl zu den Papuas und Melanesiern. Neuholland ist wahrscheinlich von der nordwestlichen Ecke aus be-

völkert worden. — Die Neuholländer sind schlank, haben lange Beine und Arme, die Mehrzahl ist sehr mager mit vorstehendem Bauch, einige Stämme sind besser beleibt und weniger häßlich. Der dolichocephale stark prognathische Schädel steht auf kurzem Nacken, seine Knochen sind ungemein dick. Haar lang, fein, tiefbraun, weniger häufig glänzend schwarz, wie der Bart reichlich. Gesichtsbildung zwischen Negern und Malayen. Stirn schmal, Augen tief liegend, klein, schwarz. Mund groß, Lippen dick, Zähne stark. Haut dunkelbraun oder röthlich-schwarz, manchmal heller. Manche Stämme durchbohren Nasenknorpel und Ohren. Die matt bis dunkelschwarzen nun ausgerotteten Tasmanier waren etwas besser gebaut. Wegen des Mangels Neuhollands an Nutzpflanzen und Thieren müssen die Neuholländer fortwährend wandern, wobei sie unter freiem Himmel oder beim Feuer übernachten oder in schlechten Hütten oft nur hinter Windschirmen von Flechtwerk; sie unterhalten stets Feuer, auch auf den Canots und führen bei den Wanderungen stets einen Feuerbrand mit sich. Viele kochen die Speisen nicht, rösten z. B. Fleisch und Fische nur etwas am Feuer und zerbeißen und verschlingen sie dann halb blutig. Wurzeln werden auch schwach geröstet oder ganz roh verschlungen. Backen in Gruben mit heißen Steinen findet sich nur an der Nordküste, als von den nächsten Inseln stammende Sitte. Beim elendesten Leben fehlen doch Gesang und Tanz nicht, es tanzen aber nur die Männer und die Weiber schlagen als Musik im Takt auf ihre Decken. Von Landbau keine Spur. Sie schleichen heran und entfernen sich ganz unbemerkt und erkennen die leisesten Spuren von Thieren und Menschen. Sie führen viel Krieg unter einander, haben Blutrache und die Sitte, die Frauen von einem andern Stamm zu rauben. Die Anthropophagie ist ziemlich verbreitet. Als Waffen dienen Bogen und Pfeil, Speer, Keule und der allein den Neuholländern eigene B u m e r a n g, nach v. B l a n d o w s k y ein leicht gekrümmtes Holz, auf beiden Seiten schneidig, eigenthümlich gewunden, wird im Schwunge gegen den Feind geschleudert, so daß es nach dem ersten Dritttheil des Fluges fast den Boden berührt, dann sich wieder hebt, den Feind trifft und dann aufsteigend in hohem Bogenflug wieder zurück vor die Füße des Werfenden fällt. Die Waffe beschreibt während des wirbelnden Fluges eine Reihe von Curven. Ihre Speere werfen sie mit einer Art Hebel, was deren Percussionskraft und Wurfweite sehr vermehrt. Kleine Thiere fangen sie in Fallen, Fische in Netzen oder erlegen sie mit Speeren und mehrzinkigen Gabeln, den Emeu beschleichen sie sehr listig. Sehen sie eine Biene, so kleben sie ihr eine weiße Feder an und folgen ihr zum Neste. Kähne fehlen an der West- und Südküste ganz, wo sie vorkommen, sind sie meist klein und schlecht.

Zur Zeit der beginnenden Geschlechtsreife schneidet man unter gewissen Festlichkeiten Wunden mit scharfen Muschelstücken in die

Haut, welche sonderbare Narben zurücklassen; Bora nennen sie diese Ceremonie, mit welcher der junge Mann in die Rechte der Männer eingesetzt wird. Bemalung findet durch ganz Australien mit rother, schwarzer, gelber und weißer Farbe statt und hat nach Farbe und Zeichnung verschiedenen Sinn. Hie und da findet sich Beschneidung, in vielen Gegenden schlagen sie sich Zähne aus oder schneiden sich Fingerglieder ab, Alles in Folge religiöser Vorstellungen. Sie haben, was fast unglaublich ist, eine Menge Regeln der Höflichkeit und Etiquette, auch bei ihnen herrscht die polynesische und melanesische Sitte, mit andern unter Vertauschung der Namen Brüderschaft zu schließen. An unzüchtigen Tänzen fehlt es nicht. Sie sollen sehr viel mimisches Talent haben, die Europäer, z. B. die Gouverneure so genau copiren, daß man sie vor sich zu sehen glaubt, es fehlt ihnen nicht an Witz und Beobachtungsgabe. Die Frankfurterin, Frau Dr. Bingmann, erklärt zwar die Neuholländer für ganz uncivilisirbar, stumpfsinnig, Hunger und Durst, Kälte und Nässe ertragend, ohne Stammeseigenthümlichkeiten, ohne Spur von Tradition, Gottesidee, zukünftigem Leben, sehr leidenschaftlich, ohne edlere Regungen, vom Gefühl ihrer Nichtigkeit den Weißen gegenüber durchdrungen, sie seien mit 10—12 Jahren schon ausgewachsen und lebten im Durchschnitt nur 36 Jahre, — aber manche dieser Angaben passen wohl nur auf die verkommensten Stämme. Nach Tench zeigen die Neuholländer oft ziemliche Urtheilskraft und Scharfsinn. Bei Arabanu war die Physiognomie gedankenvoll, aber nicht belebt. und er bewahrte dem Gouverneur Philipps immer gleiche Treue. Obschon sanft und nachgiebig, ließ er sich doch nicht unterdrücken. Manchmal hatte er glückliche Einfälle und machte seine Gegner lächerlich; im Englischen machte er aber trotz seiner Lernbegierde keine wesentlichen Fortschritte. Collins bezeichnet die Eingebornen von Neusüdwales als große Diebe, Meister in Ausflüchten und Lügen, als rach- und eifersüchtig, verschlagen, muthig, mit viel Talent für Grimassenschneiden (mimicry), doch auch der Freundschaft und des Mitleids fähig, Eyre hingegen erklärt sie für freimüthig, offen, zutraulich und leicht zu Freunden zu machen. Gerstäcker fand die Australier auf einer Insel in der Torresstraße sehr gutmüthig und glaubt mit Moorhouse, daß immer die Weißen die Veranlassung zu Feindseligkeit und Grausamkeit geben. Neumayer, in Verhandl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthropologie 2c., Oct. 1870 bis Nov. 1871, S. 69, stellt die Australier viel günstiger dar als andere Reisende; sie seien nur durch ihren gänzlichen Abschluß und degenerirende Wirkung physikalischer Verhältnisse verkommen. Er meint, auch vor der europäischen Besiedlung habe Neuholland kaum mehr als 70,000 Bewohner gehabt. Die Australier hätten manche der edelsten Eigenschaften, wenn auch ungeläutert und nicht zum klaren Ausdruck gebracht. Die europäischen Aus=

würflinge hätten die Eingebornen auf bestialische Weise wie Wild zusammengeschossen. Die Mission habe darin gefehlt, ihnen über die höchsten Lehren der Religion zu predigen, statt ihre physische und sociale Verfassung zu heben. Die Neuholländer hätten ihm viele Beweise von Verstand und Charakter gegeben, aber man dürfe ihnen nicht Begriffe zumuthen, über welche wir nach tausendjähriger Cultur nicht ins Klare gekommen sind.

Ihre vielen Lieder sind monoton und arm an Gedanken. Sie schneiden buntgefärbte Verzierungen in Känguruhfelle ein, zeichnen oder graviren Figuren auf Baumrinde oder Holz von Eucalyptus, um Botanybai und Port Jackson fand man Bilder von Thieren, Menschen, Waffen, europäischen Schiffen sehr roh in Felsen gehauen oder mit Kohle gezeichnet. Sie haben Namen für jeden Fluß, Berg, Thal, für jede Pflanze und jedes Thier, für die einzelnen Theile des Leibes, auch Namen für einzelne Sternbilder, eine Eintheilung des Jahres und scheiden den Himmel in 8 Gegenden, mit deren Namen sie die Winde bezeichnen. Sie unterscheiden und benennen die Planeten und eine Menge Fixsterne, die Milchstraße heißt Worambul, ein Strombett mit einem Lustwald dabei, reich an Nahrung, Früchten, Blumen und allem Wünschbaren; dahin gelangen die Seelen der Guten nnd vermögen ihren Freunden auf Erden zu helfen, wenn man sie anruft. (Ridley.) Ihr Gedächtniß ist sehr gut, ihr Orts- und Orientirungssinn wunderbar; über fünf scheinen sie nicht zu zählen. Die Stämme im Norden und Osten treiben etwas Handel, die der Prinz Walesinseln in der Torresstraße, die Kowrarega, verkehren mit den Papuah, am tiefsten stehen auch hierin die von Neusüdwales. Die Neuholländer wissen sehr bald das Nützliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden und einzelne Individuen stehen geistig sogar weit über dem Mittelschlag der europäischen. Anständig behandelt sind die Neuholländer zu verschiedenen Diensten brauchbar, als Schäfer, Wasser- und Holzträger, Jagdgehilfen und scheinen übrigens von einer frühern höhern Culturstufe herabgesunken zu sein.

Vielweiberei ist selten, da sie mehrere Frauen nicht ernähren können. Blandowsky fragte einen Eingebornen, der früher nur eine Frau, nun zwei hatte, warum? Die eine kocht sehr gut und die andere singt sehr schön, war die Antwort. Bei vielen Stämmen wird die Braut entführt oder gewaltsam geraubt, bei manchen wird sie dem Manne von den Eltern zugeführt; der beraubte Stamm nimmt dann Repressalien und es kommt zum Streite. Die Männer und die Jugend beider Geschlechter sind keineswegs an ein Gesetz der Keuschheit gebunden, bei verheiratheten Frauen wird Verletzung dieser blutig bestraft. Lubbock druckt in s. Prehist. Times eine Note aus Eyre's Discoveries II, 320 ab, nach welcher bei den meisten neuholländischen Stämmen von Jugend auf der freieste geschlechtliche

Umgang stattfindet, was meines Erachtens nicht der geringste der Faktoren ist, die ihren Untergang herbeiführen. Dabei ordnen die Männer alles Geschlechtliche zu ihrem Vortheil und Ehefrauen begehren sie eigentlich nur zu Sklavendiensten. Die Frauen werden ihr ganzes Leben lang prostituirt, Freunden und Weiberlosen geliehen rc., in Adelaide von den Männern gezwungen, sich für eine Kleinigkeit preiszugeben. Lagern zwei Stämme neben einander, so werden die Frauen gegenseitig gebraucht. Mädchen von 10 und Knaben von 13—14 Jahren begatten sich und zu gewissen Zeiten wird durch eine Art Brummkreisel, ein mystisches aus Holz gemachtes Gebilde, dessen Anblick den Frauen verboten ist, der Jugend das Zeichen gegeben, daß Allen die Beiwohnung gestattet sei. Die Frauen haben ein sehr hartes Loos, müssen die härtesten Arbeiten thun, denn die Männer sind „Tabu", dürfen bessere Speisen nicht genießen, aber doch ruht auf der Frau alle Vererbung, auch die Blutrache. Sonderbar genug darf in Australien der Name der Todten nicht genannt werden, ferner darf der Schwiegersohn nie den Namen der Schwiegermutter, die Schwiegertochter nie den des Schwagers nennen, bei manchen Stämmen dürfen sich diese Verwandten nach der Verlobung sogar nicht mehr sehen, was auf unbekannter Ideenverbindung beruht. Obschon Mord der Kinder, namentlich der Mädchen häufig vorkömmt, so lieben doch wieder die Eltern ihre lebenden Kinder zärtlich. Beschneidung, Tätowirung, Ausschlagen von Zähnen durch die Priesterärzte, wenn die Knaben mannbar erklärt werden, geschieht in Folge mystischer Vorstellungen, ein böser Geist in Pferdegestalt verschlingt die Menschen, denen kein Zahn ausgeschlagen ist.

Nach v. Blandowsky herrschen in ganz Neuholland derselbe Typus, dieselben Gebräuche, Waffen rc., die wahrscheinlich schon seit langer Zeit so bestanden haben. Grey behauptet, alle Neuholländer seien in große Zünfte getheilt und jeder Mann führe außer seinem individuellen Namen auch noch den seiner Zunft, welche manchmal noch in Abtheilungen mit Lokalnamen geschieden ist. Manche Stämme sind in drei streng geschiedene Rangklassen gesondert, die zwar äußerlich und an Rechten einander gleich sind, aber doch nicht unter einander heirathen. In Neuholland ist jeder Mann vollkommen frei, eigentliche Häuptlinge gibt es nicht, sondern nur Rath ertheilende ältere Männer, deren Ansehen mit den Jahren zunimmt. Das Gebiet ist auf die Stämme und Familien genau vertheilt und die Europäer, es für herrenlos betrachtend und ohne weiteres in Beschlag nehmend, haben auch in Neuholland schweres Unrecht geübt. Jede Familie, jeder Stamm haftet für den Einzelnen, Blutrache für ein begangenes Verbrechen kündigen sich die Westaustralier sogleich durch Schreien von einem Distrikt zum andern

an. Manche Vergehen lassen sie allein durch die Götter bestrafen. Ihre früher wohl höher ausgebildete Religion und Mythologie haben sich nur in schwachen Spuren erhalten, Gespenster- und Dämonenfurcht sind allgemein, man glaubt an greuliche Tod und Verderben bringende Götter, auch an feindliche Elementargeister, an ein gutes Wesen glauben nur manche Stämme. In Ridley's Ber. üb. d. austral. Sprachen u. Traditionen, Journ. of the Anthr. Inst. 1872, p. 257 ff., wird angeführt, daß die Australier an ein höchstes Wesen, Baiamai, glauben, nach seiner Meinung bei den Denkenderen eine Reminiscenz jener bei den Alten über die Gottheit herrschenden Vorstellung, indem sie ihr Ewigkeit, Allmächtigkeit, Allgüte zuschreiben. Auch ist die Idee der Fortdauer bei ihnen nicht ganz erloschen, obschon manche nicht daran glauben und davon nichts hören wollen. Ein Theil nimmt an, daß die Guten nach dem Tode zu Baiamai gehen; Aehnliches hat Ridley bei den Kamilaroi beobachtet. Ein Eingeborener, der englisch lesen gelernt hatte, blickte bei der Lektüre des 8. Cap. des Römerbriefes plötzlich auf und sagte: Herr Günther, was glauben Sie, wandle ich nach dem Fleische oder nach dem Geiste? Der Geistliche erklärte ihm den Sinn dieser Ausdrücke und der Schwarze sprach mit einem Seufzer: Ich glaube, daß ich immer nach dem Fleische wandle. Dieser Mann wurde zuletzt ein andächtiger und praktischer Christ. Die am Murrayfluß glauben auch an ein höchstes Wesen, daß sie Nourelle nennen, ebenso die am Loddonfluß an ihren Binbeal, der Alles macht. Auch von anderen Stämmen weiß man, daß sie ein gutes höchstes Wesen annehmen, dabei glauben sie allerdings auch an böse Wesen; Andere nehmen wieder mehr oder weniger göttliche Wesen an. Es kommen Mythen vor von Schöpfung und Fluth, die an die polynesischen erinnern, in manchen Gegenden werden Sonne und Mond verehrt, in Süden machen sie Idole von Stein, Holz, Rinde und bringen ihnen Opfer, heilige Tänze und Feste finden sich bei vielen Stämmen. Die Zauberer, in manchen Gegenden zugleich Aerzte, gewinnen Macht über einen Menschen, den sie verderben wollen, wenn von diesem etwas genommen und dem Zauberer gegeben wird; jeder Todesfall ist Folge einer Bezauberung. Die Todten werden auf sehr verschiedene Weise bestattet. Weil die meisten Neuholländer die Seele für immateriell halten und an deren Fortdauer glauben, sterben sie sehr ruhig. — Von den Europäern haben die Neuholländer nur Trunksucht, Fluchen und andere Schlechtigkeiten gelernt. Nach einer Tabelle, welche George Taplin in Port Macleay, Südaustralien, im Journ. of the Anthrop. Inst. 1871, p. 88, von den australischen Sprachen gibt, sind dieselben unter einander ungemein verschieden, doch gehören sie nach Grey sämmtlich zum selben Stamm. Von den polynesischen Sprachen weichen sie durchaus ab, schließen sich hingegen nach Norris, Caldwell und Bleek an die Dravidischen und in

den Fürwörtern an die Tübetanischen und Indochinesischen Sprachen an, demnach an die Turanische Gruppe. Vom Cornustamm in Australien gibt Pechey ein Vocabular. Ibid. S. 143. S. ferner H. Barlow in Journ. of the A. I. 1872, p. 165 ff., dann Ridley p. 257.

2. Die Tasmanier glichen in Lebensweise und Sitten wesentlich den Neuholländern und hatten wie diese halbkugelförmige Hütten oder nur Windschirme aus Flechtwerk. Wie viele wilde Völker hielten sie die Europäer für zurückkehrende Geister Verstorbener und nahmen keine von ihnen angebotene Speise an. An Begabung standen sie wohl den Neuholländern nicht nach, waren friedfertig, aber ängstlich und scheu und suchten deshalb der Europäer sich zu entledigen. Nachdem sie wie die Neuholländer, die man mordete, durch Arsenik vergiftete rc., auf das greulichste behandelt worden waren und man doch mit ihnen, welche einen verzweifelten Widerstand leisteten, nicht fertig werden konnte, gelang es dem Baumeister Robinson, sie zu bewegen, sich nach der Schwaneninsel, der Insel Gauencarriage, dann 1843 nach Flinders-Insel, zuletzt nach Oyster Cove deportiren zu lassen, wo sie in Folge der veränderten Lebensweise und aus Heimweh ausstarben. Der Untergang der Tasmanier ist „eines der schmachvollsten Blätter in der englischen Kolonialgeschichte", sagt ein Schriftsteller. Bei den Tasmaniern war das Haar kraus und die Hautfarbe noch dunkler als bei den Neuholländern, fast schwarz.

Melanesien hat man einen Complex größerer und kleinerer Inseln im westlichen äquatorialen Theil des großen Oceans genannt; es gehören hierher von West nach Ost fortschreitend die Aruinseln, Neuguinea, Neubritannien, die Salomons- und Luistadeinseln, die neuen Hebriden, Neucaledonien (Baladea) und die Fidschiinseln. Die meisten Inseln Melanesiens sind hoch, die einzelnen und die ganze Reihe von Riffen und flachen Koralleninseln umgeben, das Ganze vielleicht Reste eines versunkenen Continentes. Man findet gewaltige Urwälder, in Neuguinea Berge über der Schneegrenze, in Neubritannien und den Salomonsinseln solche bis 9000′ Höhe. Auf Neuguinea und Neubritannien kommen Krokodile vor. Die Bevölkerung von Melanesien gibt Behm auf etwa 2,200,000 Seelen an, wovon auf Neuguinea eine Million, auf die Salomonsinseln und Neubritannien 800,000, auf den Fidschiarchipel 200,000, auf die übrigen Inseln eben so viele kommen. Die Abnahme der Bevölkerung ist weniger rasch als in Polynesien, wohl nur, weil die Berührungen mit den Weißen noch jünger sind und weniger häufig waren.

Die meisten Melanesier sind nur mittelgroß, doch gibt es auch Ausnahmen, wie auf Neu-Caledonien, Fate, Espiritu Santo, den Fidschis. Dunkelbraun ist vorherrschende Farbe, aber manche sind

hell kupferroth, gelbbraun, rußschwarz. Haupt-, Bart- und Körperhaar vieler Melanesier, namentlich auch der Neucaledonier, wächst in Flocken oder Büscheln, indem zwischen den behaarten Stellen unbehaarte sind, so bei den Fidschis, einzelnen Gegenden in Neuguinea, Torresinseln, Baladea u. s. w. Dann ist das Haar entweder kraus und nicht sehr lang, meist schwarz, oder es ist länger, schlicht, bräunlich. Bauch oft dick und vorstehend, Arme und mehr noch die Beine schwach. In Neuguinea und anderwärts ist der Mund meist groß, weit mit dicken Lippen, die Nase ist platt, das Gesicht breit durch die vortretenden Backenknochen, die Augen liegen tief. In einigen Gebieten giebt es eine schönere Gesichtsbildung mit römischer Nase. Gerland bestreitet in Beziehung auf diese Schwankungen im melanesischen Typus die Behauptung von Hombron und d'Urville, daß in manchen Gebieten Malayen oder Polynesier mit Melanesiern sich gemischt hätten, wohl nicht mit Recht. Wenn auch nach Wallace und Dumoutier Malayen und Melanesier scharf geschiedene Völkerfamilien sind, auch nach dem Sprachgenius, so konnten doch eben so gut Mischungen zwischen beiden stattfinden, wie zwischen Negern und Weißen oder Negern und Amerikanern.

Die Melanesier gehen meist nackt, nur mit bedeckter Scham, tragen viel Schmuck, auch im durchbohrten Nasenknorpel (was kein Polynesier thut), wenden viel Mühe auf ihren Haarwuchs, tätowiren sich selten, bemalen sich sehr allgemein. Beschneidung findet hier und da statt. Die Melanesier machen irdene Töpfe und Gefäße (was die Polynesier nicht kennen), auf Neuguinea versteht man Eisen zu schmieden. Als Waffen haben sie Bogen- und Pfeile, die allen Polynesiern fehlen, — Keule, Lanze, Schleuder, Schild. Viele Melanesier, namentlich die Küstenfidschis, schwimmen und tauchen vortrefflich. Am wenigsten im Wasser zu Hause sind die Neuholländer. Die Papuas von Dorei, aber auch andere Melanesier, verfertigen künstliche Holzschnitzereien. Die Bewohner der östlichen Malayeninseln treiben mit Melanesien, namentlich Neuguinea, schon seit Jahrhunderten Handel und die Fidschis handeln mit Tonga. Die Bewohner von Tanna haben eine Menge Sternbilder unterschieden und benannt, viele Melanesier kennen ihre und andere Inselgruppen genau und sind gute Schiffer. Ursprünglich konnten die Melanesier nur bis 3 zählen, nach und nach bis 20; immer ist, was über die erreichte Stufe hinausgeht, „viel“. In der Humboldtbai auf Neuguinea stehen die Dörfer auf dem Lande oder im Wasser auf Pfählen, oft weit vom Lande und haben in der Mitte einen Tempel. Manche hochgelegene Dörfer sind mit Pallisaden verschanzt. Die Fidschis haben befestigte Plätze mit Wällen, Gräben, Pallisaden, Zugbrücken, in ganz Melanesien wird viel Krieg geführt, die Gefangenen werden Sklaven, die meisten Männer jedoch getödtet. Die Salomoinsulaner

und Küstenpapuas treiben auch Seeraub. Anthropophagie ist bei den Melanesiern sehr verbreitet, Menschenfleisch gilt als größte Leckerei, so auf Neuguinea, Fidschi, wo man nicht blos im Treffen Gefallene oder Gefangene und Schiffbrüchige verzehrte, sondern bei jedem Fest, bei Errichtung eines Hauses, Bau eines Kahnes Menschen opferte und die Leichen fraß. Fürsten und Häuptlinge tödteten ihre Frauen und verzehrten sie, selbst Leichen wurden zu diesem Zweck wieder ausgegraben. Dabei mischten sich religiöse oder phantastische Vorstellungen ein und obscöne Handlungen gesellten sich bei, Williams kannte einen Häuptling, der wenigstens 900 Menschen gefressen hatte. Man schnitt sogar Lebenden einzelne Theile ab und verzehrte sie vor ihren Augen oder bot sie ihnen selbst an und glaubte dabei die guten Eigenschaften der Verzehrten in sich aufzunehmen und meinte, die Götter selbst liebten Menschenfleisch über Alles. Nach Pickering ist die Zubereitung von Menschenfleisch bei den Fidschis fast zu einer Art Kunst ausgebildet. Namentlich die westlichen Melanesier kauen Betel.

Die Melanesier sind meist diebisch, zu Lug und Trug geneigt und so hochmüthig, daß sie aus Hochmuth sich manchmal selbst morden, es nicht ertragen, in etwas unter die Weißen gestellt zu werden. Sie sind rachsüchtig ohne Tapferkeit, mißtrauisch, blutgierig und grausam wegen unentwickeltem Gemüthsleben bei guter intellektueller Begabung, sonst culturfähig, arbeitsam, ziemlich sittenstreng; manche Bevölkerungen sind wieder stumpf und elend. Auch in Melanesien haben die Europäer abscheulich und grausam gehaust. Die Frauen, die schon aus religiösen Gründen weniger gelten als die Männer, werden hart gehalten und es liegen ihnen die meisten schweren Arbeiten ob. Solche Ausschweifungen wie bei den Polynesiern kommen nicht vor, Raub der Braut hat auf manchen Inselgruppen und bei den Bergvölkern Neuguineas statt. Strenge Tabugesetze verbieten den Verkehr von Mann und Frau, die nicht zusammen essen, auch abgesondert schlafen, der geschlechtliche Umgang findet im Walde statt. Auch die meisten Verwandten dürfen nicht mit einander essen, nicht einmal sprechen. Ermordung der Kinder und Alten ist in ganz Melanesien Sitte, von den Kindern werden wohl $^2/_3$ gleich nach der Geburt getödtet, hauptsächlich Mädchen, „weil sie doch nicht zum Kriege taugen." Und doch sind sie gegen hilflose lebende Kinder äußerst mild. Auch künstlicher Abortus ist sehr häufig. Der Mord der Alten und Kranken scheint jetzt mehr abzukommen; übrigens wünschen diese selbst, daß man sie tödte. Die Melanesier halten alle Menschen für unsterblich.

Die Verfassung ist im Allgemeinen die polynesische, aber im Verfall begriffen, selten findet man Fürsten, die dann wie in Polynesien göttlich verehrt werden, meist nur einzelne Häuptlinge, deren

Gewalt oft sehr gering ist; der in Polynesien so wichtige Mittelstand fehlt. Rang und meist auch Vermögen vererben sich durch die Mutter, wie dieses von Neuguinea und den Fidschjinseln sicher ist; auf letzteren herrscht die eigenthümliche Einrichtung, daß jeder Mann, dessen Mutter ein Glied der Häuptlingsfamilie eines anderen Bezirkes oder Stammes ist, als Neffe, vasa, desselben gilt und sich Alles aneignen kann, das Eigenthum der Häuptlinge ausgenommen, ohne Widerstand zu finden. Gottesgerichte und Zauberei hat man in Neucaledonien, Fidschi und anderwärts gefunden. — Die Bewohner der Loyalitätsinseln glauben an eine unsichtbare Macht, die Alles leitet, an der Speelmannsbai von Neuguinea glaubt man an einen über den Wolken wohnenden, Alles regierenden Herrscher. Dann gibt es in Melanesien Gewitter-, Berg-, Windgötter 2c. und Schutzgeister. Man hat eigene Aufenhaltsörter oder Paradiese für die Seelen; die Götter werden als geistige Wesen vorgestellt, Fetische hat man nicht. Bei mancher Aehnlichkeit mit Polynesien haben sich die melanesischen Religionen selbständig entwickelt.

3. Die Fidschi-Insulaner sind wohl unter allen Melanesiern die begabtesten, muthigsten, kräftigsten und stehen den Polynesiern in nichts Wesentlichem nach. Die Männer tragen einen langen, mehrmal um den Leib geschlungenen, dann zwischen den Beinen durchgezogenen Gürtel, die Frauen eine Schürze mit Fransen. Durch eigene Behandlung machen sie ihr Haar sehr hart und wenden auf die Frisur viel Sorge; jeder Häuptling hat seinen Friseur. Die Fidschis sollen sich durch eine eigene Härte und Rauhigkeit der Haut auszeichnen; im Gegensatz zu Polynesien sind hier fast nur die Frauen tätowirt. Das Kawatrinken, das Kochen auf erhitzten Steinen in Gruben haben die Fidschi von den Polynesiern gelernt. Sie leben von Schweinen, Hunden, Hühnern, Fischen, bauen die Pflanzen Polynesiens, in neuerer Zeit auch Kaffé, Tabak, Mais; auf Fidschi, Baladea, Eheyan und andern Inseln ist die Lebensweise der der Polynesier sehr ähnlich; sie haben auch die Nasenflöte und die Panflöte der Polynesier. Die Fidschis bauen Kähne bis 118 Fuß lang, 25 Fuß breit, mit 60 Fuß hohen Masten, die Neucaledonier auch Doppelkähne. Die Religion der Fidschis ist kaum bekannt, ihr Hauptgott Ndengei, der etwa dem polynesischen Tanga entspricht, halb Fels, halb Schlange ist, trägt die Welt und wenn er sich wendet, entsteht Erdbeben oder ein fruchtbares Jahr. Ein anderer mächtiger Gott ist Ove. Die Priester sind zugleich Wahrsager und jeder kann Priester werden, der etwas vorher verkündigt hat, die Aerzte sind zugleich Zauberer. Die erste Frau eines Häuptlings wird bei dessen Tode erdrosselt und dann mit ihm begraben. Im Fidschiarchipel fehlt es auch nicht an Dichtern und Dichterinnen, selbst Improvisatoren, und die angesehensten Dichter beiderlei Ge-

schlechts glauben, daß sie im Schlafe zum Himmel entrückt werden und ihnen dort eine Gottheit das Gedicht und den dazu gehörigen Gesang lehre. Die Fidschis haben einige hervorragende Individuen hervorgebracht, so den in unserem Jahrhundert lebenden Thakombau, der in der Jugend noch Kannibale war, dann Christ wurde, ein listiger, kluger, tapferer, zum Herrschen gemachter Mann. W. v. Humboldt fand in der Sprache der Fidschis nicht wenige Wörter polynesischer, aber auch eigentlich malayischer Sprachen und Hale behauptet, daß $^1/_5$ der Fidschisprache polynesisch sei; Austral-neger seien die Urbewohner gewesen, dann kam eine Kolonie Polynesier von den Tongainseln. — Die ganz nackt gehenden Neucaledonier schildert man als völlig schamlos, ohne sittliche Regungen, hinter-listig und mörderisch.

4. Ueber Papuahs und Alfuren s. v. Baer, in Mém. de l'academie de St. Petersb. 6. série, scienc. natur. 1859. Finsch, Neuguinea und seine Bewohner, Bremen 1865. Mairassis, Arfakis, Endamenes ist nach v. Baer das Gleiche. Der Name Papuah wurde von Europäern schon über 400 Jahre, von Malayen noch viel länger gebraucht und Papuah heißt nach W. v. Humboldt im Malayischen krausgelockt. Die Malayen nennen Papuahs alle schwarzen kraushaarigen Menschen des großen Oceans. Im Anfang des 16. Jahrhunderts fielen schon die Papuahs den Europäern durch ihre schwarze Farbe auf. Die Bewohner der Papuahsinseln: Waigiu, Sallwaty, Gammen, Batenta und selbst die nächsten Theile von Neuguinea sind jedoch sehr gemischt; man findet überall unter den Papuahs heller gefärbte Menschen und die Vermischung der Malayen mit Papuas nimmt zu; die Fidschis, die östlichsten Australneger verdanken vielleicht ihre edlere Bildung der Beimischung polynesischen Blutes. v. Baer bemerkt, daß die Papuas ungemein begierig nach eisernen Beilen seien; im 16. Jahrhundert kannten sie noch nicht den Gebrauch der Metalle und höhlten ihre Kähne mit scharfen Fischzähnen aus. d'Urville lernte die Bewohner des Innern von Neuguinea unter dem Namen Arfakis kennen, die Mairassis sind ein Stamm der Papuas. Die Neuholländer sind viel roher als die Papuas. Es scheint auf Neuguinea keine Menschen mit schlichtem Haar zu geben, sondern nur solche mit krausem. Bei den Papuahs ist nach Earl jedes einzelne Haar spiral gedreht und die Haare sammeln sich in getrennte Büschel oder Troddeln; sie sind starrer als die Negerhaare. Die Haare der Fidschi nennt Pickering drahtig und sie leisten den Keulenschlägen bedeutenden Widerstand. Nach Earl und v. Baer wären die Hottentotten und Buschmänner den Papuahs in der Beschaffenheit des Haares am ähnlichsten, am steifsten ist das Haar der Küstenpapuas. Eine wesentliche Verschiedenheit des Haares der Papuahs und Neger gibt v. Baer nicht

zu, eine solche bestehe nicht zwischen Spiral- und Wollhaar, der große Quastenkopf der Papuahs entstehe nur durch Kämmen, wobei sich dann die einzelnen steifen aufrechten Haare gegenseitig halten. Falsch ist die affenartige Darstellung der Papuahs von Raffles. Alle Papuahs sind kräftig, ganz verschieden von den kleinen schwächlichen Andamanen. v. Baer wollte bei den kraushaarigen Bewohnern Neuguineas ꝛc. zwei Typen unterscheiden: 1. Schädelform flacher, Stirn etwas zurück liegend, Kinn etwas zurücktretend, so im Westende von Neuguinea, der Südküste im Luisiadearchipel, Neuirland, Tasmanien. 2. Stirn höher, Schädel gewölbter, höher, Kinn mehr vorstehend; Südwestküste von Neuguinea, Arfakgebirge an der Nordküste, Torresstraße, Samangs im Innern von Malacca, Vanicoro; auch die Bewohner Australiens, wenn sie krauses Haar hätten. Den ersten negerähnlicheren Typus nennt v. Baer Papuahs, den zweiten Alfuren-Papuas.

Neuguinea hat keine Affen, keine Hirsche, keine Raubthiere (mit Ausnahme von Paradoxurus) und Nagethiere, keine Geier und Adler, keine Hühnervögel und Spechte (wie Neuholland), dafür Paradiesvögel, prachtvolle sonderbar gestaltete Tauben, Spielvögel, Epimachus, Glanzdrosseln, Megapodius. Wie die Thierwelt so gleicht auch die Pflanzenwelt der der östlichen Molukken und Neuhollands.

Die Etna-Expedition, 1858 durch die Niederländer veranstaltet, hat gegen v. Baer festgestellt, daß die Bewohner des etwas mehr im Innern gelegenen Arfakgebirges ganz zum selben Schlage gehören, wie die Küstenbewohner von Neuguinea. Die in den letzten Jahren bekannt gewordenen Bewohner der nordöstlich liegenden Humboldtbai, fern von allem Verkehr geblieben, haben ihren Charakter am reinsten bewahrt und sind keinesweges ganz barbarisch. Die eigentlichen Beherrscher des Landes sind die Sultane von Tidore, welche schon im 16. Jahrhundert ihre berüchtigten Hongie-Flotten aussandten zu Brandschatzung, Vernichtung, Menschenraub, was bis jetzt die Holländer nicht zu verhindern vermochten. Die Bewohner des Binnenlandes erkennen den Sultan von Tidore und seine Rajahs nicht an. Im ganzen indischen Archipel, sogar auf Neuguinea hat der Islam viel mehr Anhänger gewonnen als das Christenthum. Ein Papuah äußerte gegen einen Missionär, sein großer unsichtbarer Geist, Gott, müsse wohl in der Flasche der Weißen wohnen, denn als er von dem köstlichen Naß getrunken, glaubte er von zwei Geistern besessen zu sein. — Nur an den fernsten nordöstlichen Küsten, wohin die Hongie-Flotten nicht kommen, gibt es regelmäßige Dörfer (Campongs) und Pflanzungen und doch sind es ganz dieselben Stämme. Für den Handel ist übrigens Neuguinea bis jetzt sehr unbedeutend; die gewinnreichsten Artikel sind die Masoi-Rinde, in Indien für alle möglichen Leiden gebraucht, etwas Sago, Paradiesvögel, Schildpatt,

Perlen, Trepang. Die meisten Stämme Neuguineas leben nomadisch, wo feste Wohnungen, sind sie immer auf Pfählen, oft im Wasser gebaut. Die Papuahs sind ziemlich klug, führen als Waffen Bogen und Pfeil, eine Art Lanze, Streitkolben, bewegen sich fast mit der Leichtigkeit der Affen auf den Bäumen, manche fletschen gleich bissigen Hunden die Zähne. Hautfarbe schwarz oder dunkelbraun. Sie führen untereinander Kriege und die Küstenbewohner verkaufen die erbeuteten Bergbewohner, namentlich des Arfakgebirges, als Sklaven. Viele haben kein Hausgeräthe, nicht einmal Töpfe, rösten die Nahrung nur ein wenig über dem Feuer; legen den Kopf beim Schlafen auf Blätter; Rauchen ist der liebste Zeitvertreib der Männer, den Tabak erhalten sie von Ceram. Sie haben Rohre von Bambus und blasen aus denselben Staub und Asche in die Höhe, wahrscheinlich als Signale, viele schwimmen und schiffen gut. Am begierigsten sind sie auf Kattun, von dem sie sich sogleich Schürzen machen. Auf der großen Insel von Neuguinea zählen die Papuahs in manchen Gegenden bis 10, bevor die Zusammensetzungen kommen, in andern bis 5, auf einigen kleinern Inseln zählen sie mit einfachen Worten nur 1 oder 2, drei wird schon zusammengesetzt: eins, netat, zwei, nees, drei neesa-netat, vier neesa-nees, fünf neesa-neesa-netat, sechs neesa-neesa-nees. Ueber sechs zählen nur wenige, sondern wiederholen rasch neesa-neesa, um die Vielheit auszudrücken. Manche blasen auf Tritonsschnecken und einige Stämme prügeln sich bei Festlichkeiten mit eigens geformten Stöcken. Die Macht der Häuptlinge ist fast Null, die Religion ursprünglich roher Fetischismus, manche haben die Idee eines höheren Wesens, Auwre genannt, das in den Wolken wohnt und ihre Schicksale leitet. Die Bergpapuahs, Wuka, sind kräftiger gebaut als die Küstenpapuahs, aber roher, bringen bisweilen der Sonne Opfer und schwören bei ihr. Manche Stämme der Papuahs graben ihre beerdigten Todten nach einem Jahr wieder aus und setzen die Gebeine in Felsgrotten bei.

Die Bewohner des Doreh-Hafens, des besten von Neuguinea, segeln in ihren elenden Booten oft bis Ternate, manche ihrer Prauwen fassen über 20 Mann. Manche Stämme schneiden den Erschlagenen den Kopf ab und nehmen ihn als Siegeszeichen mit. Die Frauen sind fast nur Lastthiere, die Männer thun nichts als fischen, jagen, rauben, weshalb die Frauen höchstens nur 2 Kinder am Leben lassen, die anderen schon im Keime tödten, daher die Bevölkerung eher ab- als zunimmt. Sterben Erstgeborene im Jünglingsalter, so werden ihre Köpfe aufbewahrt und zu Hausgötzen gemacht. Den Todten geben sie möglichst viel Waffen und Schmuck mit ins Grab und sie glauben an Unsterblichkeit der Seelen, welche auf dem Grunde des Meeres wohnen und dort thun, was sie im Leben am liebsten gethan. Sie sind sehr abergläubig, achten auf

Vogelflug, Vogelstimmen ꝛc. und jeder ist sich selbst Zeichendeuter und Priester. Die Bewohner von Doreh haben die Idee zweier mächtigen Wesen, eines guten Geistes, Narvojé, und eines bösen, Manuwel und opfern nur ersterem. Das Gebäude Rumsram oder Rumslam genannt, über welches die Etna-Expedition berichtet, in dem man z. Th. sehr unzüchtige Götzenbilder, holzgeschnitzte Krokodile und Schlangen sieht und welches Frauen und Mädchen nicht betreten dürfen, ist ohne Zweifel ein gottesdienstliches. Die Papuahs haben verschiedene Sagen über ihre Herkunft, bei einigen Stämmen war eine Frau die Urmutter, dann erst kam der Mann dazu. Manche tätowiren sich, einige sind Anthropophagen. Die am Dorehhafen machen mit einem elenden Messer allerhand Holzschnitzereien, wissen sogar Eisen zu schmieden, Armbänder und Ohrringe aus Silber zu verfertigen. Sie haben eine Art Gottesurthelle, bei welchen sie die Glieder in heißes Wasser stecken, im Meere untertauchen ꝛc. Festlichkeiten finden vorzüglich bei Geburten und Hochzeiten statt. Die Australneger zieren die Gräber ihrer Häuptlinge öfters mit Menschenschädeln, wie Quoy und Gaimard auf Waigiu fanden, Macgillivray auf einer Insel der Torresstraße, wo um ein Grab 10 Menschenschädel und über diesen ein Dugongkopf aufgestellt waren.

Unbeschreiblich schön ist das Arfakgebirge, seine sehr steilen Kegelberge sind bis 9000 Fuß hoch, oben abgerundet, mit dem prächtigsten Grün bekleidet, schwach bewohnt von sehr rohen primitiven Menschen, welche Tabak pflanzen und nach Doreh verkaufen. Das gewöhnliche Schwein Indiens und Chinas wird in Neuguinea seit Jahrhunderten gezogen. Die Papuas der Humboldtsbai waren neben vielen guten Eigenschaften sehr diebisch und reichten sich die gestohlenen Gegenstände mit den Zehen zu; sie haben eine Art Tempel. Die Männer tragen im linken Armbande eine Art von Dolch, aus dem sehr scharf zugespitzten Schenkelknochen eines Mannes verferligt, ihre Kähne sind bis 30 Fuß lang, ihre Campongs, bis 200 Ellen vom Lande entfernt, inselartig, sie haben Töpfe und Schüsseln aus rother Erde gebrannt und in ihren Tempeln, so wie auf ihren Prauwen als Zierde oft Casuarfedern. Einer von diesem Stamm zeichnete mit Bleistift sogleich allerhand Dinge sehr kenntlich auf Papier, die er zuvor nie gesehen hatte und zwar aus dem Kopfe. Sie wissen nach Monaten zu rechnen und zählen über hundert, Spiegel wiesen sie ängstlich von sich und schienen sie für zauberische Wesen zu halten. Auch unter diesen rohen Wilden von Neuguinea fehlt es nicht an Beispielen von Dienstfertigkeit, Artigkeit, Bescheidenheit, so daß man deutlich sieht, wie auf allen Culturstufen immer die gleichen Züge der Menschennatur wiederkehren. Die Raub- und Gewinnsucht civilisirterer Völker hat auch den Papuahs Verderben gebracht, indem man die Küstenbewohner gegen die Bewohner

des Innern zum Morden und Raub von Sklaven reizte, welche erstere dann an die Schiffe verkaufen oder an den Sultan von Tidore als Tribut liefern müssen. Und doch sind beide nur Stämme desselben Volkes. Die Küsten-Papuahs schilderten d'Urville zwar die Arfakis als wild und roh wie Thiere, aber d'Urville, der eine Horde besuchte, fand ihre Wohnungen denen an der Küste im Allgemeinen gleich, nur das letztere im Wasser stehen, wo dann die Boote auf eine Plattform hinauf gezogen werden. Das Gebäude der Arfakis war 100 Fuß lang und stand auf einem complicirten Gerüste; auf einem gekerbten Balken stieg man bis auf den Boden. Wie an der Küste lief ein Gang der Länge nach durch das Gebäude, zu dessen beiden Seiten waren die Gemächer, an den Enden Plattformen, obwohl hier keine Boote waren. Der Bewohner bewirthete d'Urville mit Sago, Taro und andern Speisen; in einem andern Hause sah er Schweine und Hühner; beide Häuser waren umzäunt. Ob Papuahs im Innern von Borneo existiren, wie Manche glauben, ist zweifelhaft, im Nordosten hingegen gibt es von den Sulus eingeführte. 1870—72 sind mehrere Reisende nach Neuguinea gegangen; im Innern der Astrolabebai sah man mit Erstaunen hohe, alpenartige Gebirge. Holland hat nun seine Ansprüche und Besitzungen auf Neuguinea an England abgetreten, „gegen Freigebung des unbegrenzten Eroberungsrechtes auf Sumatra.“ Leider hat man auch Gold auf Neuguinea gefunden.

Indien und seine Inseln wurde in früher Zeit außer den Dravidas von schwarzen theils kraushaarigen, theils schlichthaarigen Menschen bewohnt, die in Vorderindien durch die eingewanderten Arier, in Hinterindien und Südchina durch turanische Völker größtentheils ausgerottet wurden. Es ist möglich, daß diese schwarze Urbevölkerung sich noch weiter westlich, vielleicht bis Arabien verbreitet hat, wo man dann aus ihrer Vermischung mit Ariern die Aethiopen und Himjariten entstehen lassen will. — Man hat die Reste des schwarzen Urvolkes in Indien und seinen Inseln Alfurus, Haraforas, Negritos, Negrillos, Endamenes genannt, welche nicht alle auf ganz tiefer Kulturstufe stehen. Nach Early würde der Name Alfuren auf die indischen Schwarzen gar nicht anwendbar sein, denn die Malayen unterscheiden mit diesem Worte nur die Bewohner des Innern von Neuguinea und der andern von Papuahs bewohnten Inseln von denen der Küste. Das Wort ist portugisisch (Alforias) und bedeutet die Freien, die Wilden, was Indios bravos der Spanier.

Schwache wilde Stämme der indischen Urbevölkerung trifft man auch noch in den bewaldeten Höhenzügen des Innern gegen Westen und an der Grenze gegen Hinterindien. Diese Menschen gehen fast nackt, fliehen vor jedem Fremden, bauen ärmliche Hütten aus

Bambus und Baumblättern. Gesichtsausdruck roh und zurückstoßend, Mund breit, meist schief gezogen, Nase platt, Lippen etwas dick. Sie leben nomadisch, haben nur Bogen und Pfeil und Versuche, sie zu civilisiren, scheiterten an der Rassenabneigung. Die Gebirgswilden der hinterindischen Halbinsel sind nach früheren Reisenden theils Negritos, Moïs genannt, theils gehören sie den Dravidas an; in den Gebirgen Cochinchinas kommen nach Earl wollhaarige schwarze Stämme vor.

Die Orang-Samang oder Semang im Innern Malaccas hält v. Baer übereinstimmend mit den Papuahs auf Neuguinea; sie hätten den dachförmigen Scheitel der Arfakis. Auch die Neuholländer haben diese Form, manchmal sogar einen scharfen Kiel über dem Scheitel, aber dabei schlichtes Haar oder ganz schwach gelocktes, mit einziger Ausnahme einiger kleinen Stämme der Nordküste, z. B. der Kowraregas, die man als Mischlinge von Papuahs und Neuholländern ansieht.

Die Aetas, Ajetas im Innern von Luçon führen ein Wanderleben, bauen nur leichte Hütten, leben von Wurzeln, Früchten, Honig, Jagd, Fischfang, ohne Ackerbau oder Hausthiere, wissen den Bogen und ihre vergifteten Pfeile gut zu handhaben, erklettern mit Leichtigkeit, Affen gleich, die höchsten Bäume, tauschen gegen das Wachs der wilden Bienen Reis, Tabak, Matten, Glasperlen ein. Die Aetas gehören zu den Papuahs. Ihre Sprache ist nach Earl rauh, wie Vogelgezwitscher.

Die Mincopies auf den Andaman-Inseln mit ihrer höchst großartigen wundersamen Vegetation sollen klein, aber sehr muskelkräftig sein; ein entflohener Brahminensträfling, der längere Zeit unter ihnen lebte, berichtet von der bei ihnen herrschenden Sitte, daß ihre (häßlichen) Weiber öffentlich gebären müssen. Die Mincopies sind ein Wandervolk, das nur leichte Hütten baut, gehen vollständig nackt und beide Geschlechter schaben sich alle Haare an Kopf und Körper ab. Haut tief schwarz, Haar schlicht. Owen erklärt sie für Reste der Bevölkerung eines ehemaligen Continentes im bengalischen Meerbusen, der vielleicht mit Ceylon zusammenhing, aber von Südasien getrennt war, deshalb gleicht die Fauna der Andamanen nicht der von Südasien, sondern eher von Java u. s. w. Quatrefages (Broca, Revue d'Anthropologie I, 37 ff., Paris 1872) hält die Mincopies für sehr nah verwandt den so weit entfernten Negern. Sie seien der sprechendste Zeuge der alten Ausdehnung der Negerrasse. Er unterscheidet die schwarzen Melanesier, Negritos, scharf von den Papuas, die bedeutende Verschiedenheit zeigen; Negritos und Papuas seien Zweige des orientalischen Astes des Negerstammes. Nach der in Broca's Revue gegebenen Photographie des englischen Obersten Tytler gleichen allerdings die Min-

copies den Negern sehr und sind auffallend klein, doch nicht ganz so schlecht geformt, wie frühere Berichte sie schildern. Der Prognathismus tritt nicht sehr stark hervor. Männer und Weiber rasiren den Kopf. Nach Fytche sind die Mincopies ungemein wild, geschlechtlich ganz schamlos; nach Owen, der in ihnen in sittlicher Beziehung die tiefste und ursprünglichste Menschenrasse sehen will, ist ihr Vorderkopf gut gebildet, ihre Ohren sind klein und schön, ihre Lippen nicht dick, das Haar wächst in Büscheln. Sie gehen ganz nackt, sollen ohne jeden Glauben an Gott und Unsterblichkeit sein; Kannibalen sind sie nicht.

B. Die afrikanische Abtheilung der schwarzen Rasse ist ungleich zahlreicher als die indisch-australische, bietet physisch und geistig größere Unterschiede ihrer Völkergruppen dar, die demungeachtet durch zahlreiche Uebergänge verbunden sind, wie denn Werner Munzinger behauptete, er wisse nicht, wo der Neger anfange und wo er aufhöre. — Nach Prichard ist das Negerhaar keineswegs wollig, wie gewöhnlich angenommen wird, sondern nur kraus. Foissac fand zwischen dem Blut des Europäers und Negers keinen Unterschied. Man kann immerhin eine Gruppirung in Südafrikaner und Centralafrikaner oder Neger aufstellen, an welche beide sich dann Völker von abweichender Beschaffenheit anreihen, bei welchen Mischung mit hamitischem, semitischem (arabischem) und arischem Blute stattgefunden hat.

Die Südafrikaner theilen sich in drei Familien: Hottentotten und Buschmänner, Abantu und Congovölker. Die Sprachen der Hottentotten, Buschmänner und Damaras haben zahlreiche Schnalzlaute, die Sprachen der Abantu und Congovölker sind wohlklingend und nah unter sich verwandt. Viele Südafrikaner sind Nomaden, welche hauptsächlich Rinder und Schafe ziehen.

1. Die Buschmänner und Hottentotten sind von den Bantu mit Ausnahme des krausen Haares, welches sie gemein haben, in allen Stücken verschieden. Allgemeine Charaktere der Koi-Koin oder Hottentotten sind nach Fritsch (die Eingeborenen Südafrikas 2c., Breslau 1872) eigenthümlich fahle, gelbbraune Hautfarbe, sehr krauses, verfilztes Haar, schmale Stirne, stark nach der Seite vortretende Backenknochen, spitzes Kinn, mittelgroßer, wenig kräftiger, aber zäher Körper, kleine Hände und Füße, platystenocephaler Schädel. Die Sprache ist suffix pronominal, gehört also zu denen, welche das

Geschlecht im Fürwort bezeichnen. Man unterscheidet 4 Dialekte: den des Cap, der östlichen Provinz, den Kora- und Nama-Dialekt. Ethnographisch fallen die erste und zweite Abtheilung zusammen, so daß man annimmt 1. eigentliche oder koloniale Hottentotten, die ihre Unabhängigkeit schon seit 2 Jahrhunderten eingebüßt haben, 2. Korana, 3. Namaqua. Die Hautfarbe nähert sich der mongolischer, selbst europäischer Völker, ist beim weiblichen Geschlecht oft sehr hell. Charakteristisch für dasselbe sind Fettansammlungen am Hintertheil (Steatopygie), wodurch wirklich manchmal scheusliche Gestalten entstehen, und verlängerte Nymphen. Hauptkleidungsstück der Hottentotten ist der „Kroß", Fellmantel. Sie waren früher insgesammt ein nomadisches Hirtenvolk, bei welchen noch viel weniger Ackerbau betrieben wurde, als bei den Kafern und leben z. Th. von einigen wildwachsenden Wurzeln, namentlich der Kamra und Kaanap. Im Schießen mit dem Feuergewehr, im Reiten, der Jagdkenntniß übertreffen die Hottentotten die A-bantu, in Gesichtsschärfe und Spürvermögen auch die Weißen, sie haben mehr Intelligenz und persönlichen Muth als die immer weit zahlreicheren, mehr kriegerischen Kafern. Ihre Gutmüthigkeit ist groß, aber noch größer ihr Leichtsinn, der nicht wenig zu ihrem Verfall beigetragen hat; auch ist bei ihnen Trunksucht, Sinnlichkeit, Lüge, Dieberei nur zu häufig. Von jeher standen die Hottentotten unter Häuptlingen mit einem Beirath der Alten. Sie sind nicht ohne religiöse Vorstellungen, doch scheint ihr höchster Gott nur ein vergöttlichter Häuptling zu sein, sie glauben an Fortdauer, fürchten das Wiederkommen der Geister und sind zu allerlei Aberglauben geneigt, so daß sie sich auch nicht photographiren lassen wollten, weil dadurch, wie sie meinten, ein Theil ihres Lebens ihnen entzogen würde. Auch bei den Hottentotten, namentlich dem weiblichen Geschlecht, werden oft Finger verstümmelt, um damit nach ihrer Ansicht gegen schädliche Einflüsse aller Art zu feien. Auch bei den Nama oder Namaqua (die Silbe qua bedeutet das männliche Geschlecht im Plural) findet man nur ganz rohe Vorstellungen einer geistigen Welt, dafür ist aber die Zauberei sehr im Schwang. Die beiden Jonker Afrikaner, welche sich in den Kriegen der Hottentotten auszeichneten, waren Namaqua. Die gegenwärtigen Korana, welche den Nigritiern (A-bantu) und Buschmännern gleich feindlich sind, lassen zwei Typen erkennen, einen von mittlerem, selbst hohem Wuchs, kräftigem Bau, wesentlich hottentottischen Gesichtszügen, einen zweiten sehr kleinen, magern, mißgestalteten, mit fast viereckigem Gesicht, dem Buschmannstypus nahe stehend. Röthliche Hautfarbe ist bei den Korana ziemlich häufig, ihr Augenschlitz ist schmal, geistig sind sie ziemlich stumpf, wenig regsam, still, sonst gutmüthig, geschickt in Behandlung des Viehes, im Reiten und Gebrauch des Feuergewehres. Die Griqua (das Wort bedeutet „die am fernsten Wohnenden") haben sich vielfach

mit anderen Hottentotten und mit Buschmännern gemischt. — Der Hottentotte Andreas Stoffles war mehrerer Sprachen mächtig und hielt einen Vortrag für seine Landsleute vor dem englischen Parlament.

Van Riebeek, der Gründer der Capkolonie 1652 hat die ältesten Nachrichten über die Hottentotten. Sie heißen sich selbst in den verschiedenen Dialekten Koi-koin, Tkuhgrub, Quenau, Quaiquae (bei Barrow), im Zulu heißen sie Qwaka, die 3 letzten Worte mit Schnalzlauten zu sprechen. Ihr Aeußeres ist abschreckend häßlich durch die dicken, aufgeworfenen blaugrauen Lippen, die platte Nase, die kleinen funkelnden Augen, sehr großen Ohren, prominirenden Backenknochen und Oberkiefer, stark vortretenden Bauch. Die Haut ist gelbbraun, das Haar kurz, wollig, schwarz. Durch die Hautfarbe und die etwas schiefen Augen erhalten sie eine entfernte Aehnlichkeit mit den Chinesen, aber das Skelet gleicht dem der Neger. Die Griqua sind Bastarde von Boers und Hottentottinen. Früher herrschte die abscheuliche Sitte, neugeborene Mädchen zu tödten durch Lebendigbegraben oder Aufhängen an Bäumen, wo sie verschmachteten oder wilden Thieren zur Beute wurden. Ihre bienenkorbförmigen, niedern Hütten sind in einen Kreis gestellt; nach Bory sollen die Hottentotten kaum das fünfzigste Jahr erreichen. Nach Cole sprechen sie alle holländisch, einige auch englisch und sind die gewöhnlichen Bedienten in der Capkolonie, aber unreinliche und unangenehme. Kähne haben weder Hottentotten noch Kafern. Die Hottentotten waren früher in besserer Verfassung, wurden aber durch die holländischen Boers, welche ihnen ihr Vieh nahmen und sie in die Wüsten am Oranjefluß drängten, elend gemacht. Weil die englische Regierung dieses nicht duldete, brachen 5000 Boers 1836 aus der Kolonie auf und zogen über den Gariep nach Port Natal, wo sie 1840 nach blutigen Kämpfen mit den Zulus festen Fuß faßten und das bisherige Plündern und Morden möglichst auch dort fortsetzen. — Die Damaras, kriegerische Nomaden, um die Mitte des 18. Jahrh. aus Centralafrika gekommen, sind jetzt fast erloschen.

2. Die Buschmänner, Saan (Plural von Saap), Sonqua, bis zum 17° s. Br. vorkommend, dürfen durchaus nicht mit den Hottentotten zusammengeworfen werden, sondern bilden eine eigene, scharf geschiedene, obschon sich jenen anschließende Abtheilung. Sie sind die früheren Bewohner des später von den Hottentotten besetzten Landes, von charakteristischer Kleinheit, die Männer im Durchschnitt nur 144 Cm. groß, die Frauen hingegen kaum kleiner, während bei den Hottentotten die Frauen viel kleiner als die Männer sind. Die Haut der Buschmänner gleicht in Textur und Farbe roh gegerbtem Leder, sie sind sehr unreinlich. Nach Fritsch beruhen die charakteristischen Merkmale ihres Körpers nicht wie bisher angenommen

wurde, in Verkommenheit, sondern sind ethnographisch begründet. Er bezeichnet den Buschmann als „das unglückselige Kind des Augenblickes“, als unglaublich leichtsinnig, gleichgiltig gegen Besitz, daher auch das Eigenthum Anderer nicht achtend, zu Gewaltthat und Mord geneigt, von unbändiger Freiheitsliebe, weshalb sie sich an nichts binden wollen. In Schärfe der Sinne, in Schlauheit und Geschicklichkeit auf der Jagd übertreffen sie alle andern Südafrikaner weit, sind lebendig und intelligent, ungemein sinnreich sind ihre Giftpfeile construirt. Sie haben sich sogar an Zeichnen und Malen gemacht, ihre Bilder von Antilopen, vom Elephant, Nashorn, die sie auf Steine zeichnen oder auf dunkel angelaufenen Steinen auskratzen, zeigen scharfe Auffassung, treues Gedächtniß, leichte sichere Hand; weder Hottentotten, noch A-bantu können sich darin mit ihnen messen; sie haben auch eine Art Maultrommel, die Gcurra oder Gcorra. Die Sonqua leben in buschigen Gegenden oder Höhlen, immer ohne feste Wohnungen und bleibende Sitze und kennen außer Branntwein und Tabak keinen Genuß. Das Wasser, von dem die ganze Familie leben muß, führen sie in Straußeneiern mit sich, die in einem Netz aus Mimosenfasern getragen werden und behandeln die geringen Wasservorräthe mit äußerster Vorsicht, da ihr Leben von ihnen abhängt, wissen auch Quellen geschickt zu verstecken, was die Annäherung der Feinde an die Gegenden ihres Aufenthaltes hindert. Sie klopfen die Knochen des Markes wegen auf, wie unsere Vorfahren in früher Zeit. Die Buschmänner wollen nicht Vieh züchten, sondern es nur rauben und tödten, daher wurde ihnen von den andern Völkern der Tod geschworen, sie sind geächtet und vogelfrei, werden schonungslos vertilgt. Wenn Buschmänner manchmal in Dienst treten, so geschieht es oft nur, um Gelegenheit zu Räubereien auszuspähen. Staatliche Vereinigungen haben sie nie gebildet, sondern die meisten zogen stets vom Cap bis zum Zambesi und weiter nordwärts heimatlos in Horden oder Familien umher. Ihre Frauen haben ein besseres Loos als bei den Kafern, wo sie nur Lastthiere sind, bei den Buschmännern hingegen die Lebensgefährtinnen. Der Name Buschmänner wurde ihnen gegeben, weil sie für die Nacht in Höhlen oder Erdlöchern aus Gesträuch eine Art Nest machen oder sich einfach in einen Busch setzen. Sie sind sehr mager, haben Schädel und Becken der Neger, Körperform der Hottentotten, Gesicht ziemlich regelmäßig, gleich den Ohren affenartig beweglich, Blick wild, listig, unsicher, Gefräßigkeit ungeheuer. Sie sind namenlos und entwickeln bei der sinnreichen Construktion ihrer Giftpfeile und ihren nächtlichen, oft mit Brand und Mord verbundenen Raubzügen Scharfsinn und Schlauheit. Manche unter ihnen gelten für Zauberer und sie fürchten, von diesen nach deren Tode beunruhigt zu werden. Ein Theil hat sich als friedliche Arbeiter unter den Ovambos niedergelassen.

3. Bei weitem zahlreicher als diese erste Familie sind die A=bantu; sie werden im Süden Kafern genannt und reichen weit nach Norden, noch über den Aequator hinaus. Sie sind von Nordosten her in ihre gegenwärtigen Wohnsitze eingewandert und sind vielleicht durch Mischung von Negern und Hamiten entstanden, wofür auch einige schwache Anklänge ihrer Sprache zu zeugen scheinen. Zu den A=bantu gehören die Ama=posa, Ama=zulu, Be=chuana, Ova=herero, alles Stämme mit dunkler, schwärzlich pigmentirter Haut, dickem, festen, wolligen, nie schlichtem oder straffem Haar. Die Hautfarbe geht durch die verschiedensten Nuancen von tief Sepia bis zum Blau=schwarzen, fahle, matte oder röthliche Pigmentirung sind abnorm, obwohl ziemlich häufig. Körper meist kräftig, Schädel dolichocephal und hoch (hypsistenocephal nach Welcker); Gesichtsbildung bei reiner Rasse nie wirklich europäisch, sondern von abweichendem Typus. Die Sprachen gehören zur Gruppe der sogen. präfix=pronominalen. — Die Kafern, besonders die Männer, sind schrecklich schlank und schmal, die Frauen keineswegs schön, ohne Anmuth und Grazie, mit fast männlichen Zügen, ziemlich plump, wohl wegen der harten, ihnen aufgebürdeten Arbeit früh verwelkend. Feinheit und Anmuth gehen überhaupt dem Nigritier auch bei ziemlich regelmäßigen Zügen immer ab. Die Hütten der K. sind wie die der Hottentotten bienen=korbartig und sie haben einige ziemlich bedeutende Städte. Wie alle Wilden, sind die Kafern bald hochmüthig, bald Bettler, wenn sie eben etwas gerne haben möchten, stehlen auch gerne und sind wie die meisten Wilden kaltblütig grausam. Sie sind ziemlich begabt, urtheilen namentlich über Rechtsfragen mit Scharfsinn. Eine Idee von einer persönlichen Gottheit haben sie und alle A=bantu nicht, wohl aber verworrene Begriffe von überirdischen Dingen und daran sich knüpfenden Aberglauben. Sie besitzen unklare Vorstellungen von einer Fortdauer nach dem Tode und widmen den Geistern der ver=storbenen Vorfahren einen Cultus. Die officiellen Verbreiter des Aberglaubens, die Isi=ntonga, Aerzte und Priester zugleich, dienen den Häuptlingen auch, ihre Gegner zu unterdrücken und zu verderben. Sie bilden eine besondere Kaste, setzen sich durch wilde Tänze in Ekstase, wo sie dann hellsehend werden. Zauberei, wobei auch Gifte gebraucht werden, ist allgemein verbreitet, Verfolgung und gräuliche Torturen angeblicher Hexen und Zauberer kommen häufig vor. Der Kafer Tyo=Saga war ein trefflicher Kanzelredner in englischer Sprache.

Der Name Kafern soll vom arabischen Kafir, Ungläubiger, kommen. Gesichtszüge sehr eigenthümlich, Augen lebhaft, Nasen=rücken erhaben, Backenknochen vorragend, Lippen aufgeworfen. Die Kaffern mögen vielleicht noch gegen eine Million Köpfe zählen, sie reiten, schwimmen, fechten gut, leben von Viehzucht und Ackerbau,

wissen Eisen und Kupfer zu gewinnen und zu verarbeiten. Es besteht Beschneidung. Manche glauben, daß nur die Seele der Bösen fortdauere, die dann herumspukt und die Lebenden zu tödten sucht. Sie haben außer Fürsten noch erbliche Häuptlinge. Bekannt selbst in Europa wurde der Zulukönig Tschaka, der Ama-Ponda Fako, der Ama-Kosa Hintza; Tschaka's Nachfolger und ähnliche Despoten wie er waren Dingaan und Panda. Reste zahlreicher, von den Kaferfürsten Tschaka aufgeriebener Kaferstämme wanderten 1835 unter englischem Schutz in die Kapkolonie ein und wurden dort unter dem Namen Fingu bekannt. — Die Todesstrafe wird nach Cole meist auf teuflisch grausame Weise vollzogen. Die Zulas (Zulus) haben ein vom König angesetztes Erntefest, vor welchem Niemand von den neuen Früchten genießen darf. Wangeman hält die Kafern für Mischlinge von Ismaeliten und Negern, denn Sprache, Sitten und Physiognomie sollen an die Juden erinnern. Im Evangelischen Missions-Magazin, Calw, Jan. 1867, ist die Rede von „dem trefflichen Missionär“ Tiyo Soga von Emgwali im brit. Kafraria, einem Kafer, der in Schottland zum Prediger gebildet worden war und über seinen Besuch in der Kapstadt berichtet. Ein Vortrag, den er dort über Glauben und Unglauben hielt, wurde vom Missions-Comité sehr gerühmt.

Zu den Abantu gehören auch die im innern Hochland lebenden Be-chuana oder Beschuana, welche in der Kultur z. Th. etwas höher stehen als die östlichen und westlichen Völker Südafrikas und deren Sprache, Seschuana genannt, noch Verwandtschaft mit der der Kaffern erkennen läßt. Den Charakter der Beschuana, namentlich der eigentlichen Beschuana, der Macaronga, Bororos, Mowiza bezeichnet man verrätherisch, habsüchtig und grausam. Die Beschuana haben als Centralpunkte der einzelnen Stämme nicht unbedeutende Städte, um welche dann die einzelnen Hirtenwohnungen meist unter Mimosenbäumen gebaut sind, treiben viel Garten- und Ackerbau, haben die Sitte der Beschneidung. Die friedlichen Ovambos leben ohne Städte familienweise, jedes Haus in einem Kornfelde von starker Einfriedigung umgeben. Sie besitzen viel Vieh, treiben Acker- und Gartenbau, sind verständig, ehrlich, gastfrei. Als ihren sie despotisch beherrschenden König fand Andersson einen ungemein feisten Neger, wie es überhaupt in manchen afrikanischen Ländern Sitte ist, nur recht fette Männer zu Königen zu wählen. Zahlreiche Buschmänner, unter den Ovambos geduldet, treiben hauptsächlich das Schmiedehandwerk. Im Lande der Ovambos, Ondonga, leben etwa 100 Seelen auf der engl. Quadratmeile, für Afrika ziemlich viel. Sie führen vergiftete Pfeile, behandeln Alte und Kranke gut, aber ihre Weiber, deren sie mehrere haben, wie Lastthiere und Handelswaare. Fritsch rechnet zu den Beschuanas, welcher

Name „Leute, die sich gleichen", bedeutet, die Ba-tlapi, Ba-rolong, Makololo, Ba-kalahari, Basuto, die mächtigsten von allen, Ba-tsetse, Ba-khatla und viele andere kleinere Völker oder Horden. Auch bei den Beschuanas findet man manche ansehnliche Städte, d. h. große, durch Dornhecken in Straßen abgetheilte Haufen bienenkorbartiger Hütten, mit einem Rathsplatz in der Mitte und etwas größeren Gebäuden für die Häuptlinge. Die Alten werden bei den Beschuanas als eine überflüssige Last betrachtet und man entledigt sich ihrer gern auf irgend eine Weise. — Die Ova-herero sind ein nomadisches Hirtenvolk, welches hauptsächlich mit der Zucht des Rindes sich abgibt und wenig Ackerbau treibt, daher sie auch Vieh-Damara genannt werden. Sie sind später als andere von Nordosten her eingewandert, verehren den Baum als ihren Urstammvater und haben statt einer eigentlichen Religion, wie es scheint, nur abergläubische Gebräuche.

4. Die westlichsten Südafrikaner sind die Congovölker, die Magia-lua-Sprache redend, welche von der Molua stammt und als Töchter das Bunda, Congo, Benguela hat, sämmtlich sanfte und fließende Sprachen, von welchen sich das Bomba durch seine Härte unterscheidet. Die Congovölker gleichen sehr den echten Negern, haben schwarze Haut und wolliges Haar wie diese, doch ist die Nase weniger flach, die Lippen sind minder dick. Tuckey behauptet übrigens, die Congovölker seien eine Mischung ohne entschiedene Nationalphysiognomie mit vielen südeuropäischen (portugisischen) Zügen. Meist sind sie groß, wohl proportionirt, die mehr depravirten in Angola und Benguela unter portugisischer Herrschaft ausgenommen, welche auch im Kriege und auf der Jagd weniger Energie entwickeln. Die Frauen sind auffallend kleiner als die Männer und altern noch früher als letztere, welche mit 30 Jahren schon Greise sind und selten über 40 Jahre leben. Die Gesichtszüge sind oft wild, grausam, im Widerspruch mit dem Charakter, der mehr zum sinnlichen Genuß und behaglichen Nichtsthun neigt. Sie halten Ziegen, Hunde, Schweine; Pferde und Esel kennen sie nicht. Sie leben in Vielweiberei und die Frauen, denen alle Geschäfte obliegen, da die Männer fast nichts thun als jagen, werden gekauft. Sie sind rohem Fetischismus, z. Th. auch dem Thierdienst ergeben und es kommen Menschenopfer und Anthropophagie vor. Der Dschaga von Cassange ist der mächtigste Herrscher; unter den Fürsten stehen dann Häuptlinge.

Die Eingeborenen Südafrikas sind im Verfall begriffen, zu dem gleich die erste Invasion der Holländer im 17. Jahrh. den Grund legte. Man nahm ihnen ihre Weideplätze, so daß ein Volk auf das andere und alle immer weiter nordwärts gedrängt wurden und zugleich unter einander und mit den Europäern in Krieg geriethen. Die Gold- und Diamantensucher werden die Vernichtung

der Eingebornen beschleunigen. — Schon bald nach der Gründung der Kolonie kam es zu Streitigkeiten, zu gegenseitigem Raub und Mord, dann fanden wieder Friedensverhandlungen statt, bei welchen sich die intelligenten H. Harry und Anthonius betheiligten. Letzterer stellte den Rechtsstandpunkt mit solcher Klarheit dar, daß den Kolonisten nichts übrig blieb, als ihre Ansprüche auf den Besitz des Grundes und Bodens auf das Recht der Eroberung zu stützen und den Krieg für die Erhaltung dieses Besitzes als einen „Vertheidigungskrieg" zu erklären. Gegen diese Sophisterei suchten die Eingeborenen mit besserer Logik zu erweisen, daß sie die sich Vertheidigenden seien, gegen die eingedrungenen Fremden, die sie von ihrem heimathlichen Boden verdrängten und die ihnen nöthigen Weideplätze mit dem Pfluge umstürzten, ohne sie nur zu fragen. Der holländ. Kommandant schnitt aber die Debatte, in der er unterliegen mußte, einfach dadurch ab, daß er auf das Recht des Stärkeren pochte und die H. aufforderte, die Europäer mit Gewalt zu vertreiben, wenn sie stark genug hiefür wären. In den darauf folgenden Kriegen des 17. und 18. Jahrh. wurden die H. und Buschmänner durch die Holländer zu Tausenden hingemordet; bei den Kriegen der Boers gegen die Eingeborenen blieben von diesen durchschnittlich immer 500 gegen 1 Boer, und jetzt sind die H. mit Ausnahme der in der Kolonie dienstbar gemachten, größtentheils vernichtet. Bald nach der englischen Besitznahme 1798 tauchten die beiden Namaqua-Häuptlinge Jonker-Afrikaner auf, von welchen besonders der ältere viel Talent und Energie entwickelte. Im 19. Jahrh. kamen die Kafern an die Reihe, in deren Kämpfen gegen die Boers der Kaferfürst Dingaan große Schlauheit und wilde Energie entwickelte; nach heftigen Kämpfen in den letzten dreißiger Jahren wurden die Boers unter Prätorius' Führung der Zulu's Meister und Dingaan fand seinen Untergang. In den Kriegen der fünfziger Jahre mit den Kafern fanden die Europäer an den europäisch disciplinirten Fingu eine werthvolle Hülfe und die Macht der K. wurde dauernd gebrochen, weiter nach Norden ist jedoch auch jetzt noch keine Ruhe eingetreten. Meist kämpfen die Eingeborenen selbst unter sich; die Bechuana wurden durch Trans-Vaal Boers unterjocht, wo wieder Scenen unmenschlicher Grausamkeit vorkamen.

5. Nördlich von den Kafern leben eine Anzahl Völker, die verwandte Sprachen reden und von welchen sich die näher gegen den Aequator wohnenden an die Neger anschließen, z. Th. aber auch eine Veränderung durch Mischung mit Arabern erfahren haben, wie die Sawáhili, Wakuafi, Masai 2c. Livingstone fand im südöstlichen Afrika sehr schöne, wohlgebildete Menschen; viele verstehen den Landbau gut, sind auch geschickte Schmiede und haben natürlichen Verstand. Livingstone und Magyar trafen in Süd-

afrika keineswegs Sümpfe oder brennende Wüsten, sondern meist fruchtbare, an Wild, Nashörnern und Elephanten reiche Gegenden, große Grasfluren und Wälder, Gold, Silber, Diamanten. Mauch fand zwischen Zambesi und Limpompo ausgedehnte Goldfelder, Wollaston 1868 im Namaaqualande reiche Silber- und Bleiadern. Alle diese Völker hatten um so trefflichere Eigenschaften, je weniger sie mit Europäern in Berührung kamen. Hottentotten, Kaffern und andere beschäftigten sich meist mit Viehzucht und Ackerbau, sind sehr bildsam, thätig, gastfrei; es gab auch Eisenschmelzen. Leider werden die reichen Mineralschätze den Untergang auch dieser Völker herbeiführen, von denen Livingstone manch edeln Zug berichtet. Als einst sein Boot in einer Stromschnelle des Zambesi in Gefahr zu sinken kam, sprangen zwei Makololo sogleich in den Strom und befahlen einem Batoka das Gleiche zu thun, „da die weißen Männer gerettet werden müßten" und führten dann die Kähne, nebenher schwimmend, glücklich durch die reißende Strömung. Die Südostafrikaner gewinnen aus einer Pflanze der Familie Vallisnerieae, die gekaut salzig schmeckt, durch Verbrennung Salz. Merkwürdig genug ist, daß die Leute, welche in der Sumpfluft des Zambesi-Deltas geboren und erzogen waren, als sie kaum mit Livingstone die Kante des Plateaus in Ndonda erreicht hatten, sich hinstreckten, über Schmerzen im ganzen Leibe klagten und in zwei Tagen einer von ihnen starb. Im Sawahililande hält man von den Eingeborenen des Innern die Monomoezi, Bewohner des stark bevölkerten Uniamesi für die wohlhabendsten und vorgeschrittensten. Sie dehnen sich südwärts über Monomotapa bis nach Inhambane aus, wo sie sich mit den roheren Batonga gemischt haben. Man spricht von größeren Reichen jener Gegenden in früherer Zeit: dem Reiche der Maravi, vielleicht identisch mit dem der Monomoezi und dem der Munhaes in Monomotapa. Verwandte Stämme der Monomoezi im Norden und Süden des Nyassasees sind die Moviza und Mucamango, alles große schöne Menschen von brauner oder rothbrauner Farbe mit gewissen nationalen Zeichen an den Schläfen. — Die Manganja wohnen nach Livingstone um den großen Schirwasee, dessen Wasser bitter, doch trinkbar ist, in einem prachtvollen tropischen Hochland und stehen kaum höher als die Buschmänner; bauen aber doch Mais und Durra, verschiedene Bohnen, Melonen, Gurken, Cassave, Tabak und indischen Hanf, Zuckerrohr, Baumwolle, haben Schafe, Ziegen, Hunde, Hühner. Die Baumwolle wird von Männern gesponnen und verwebt, die Weiber besorgen die Speisen und Getränke, brauen Bier. Livingstone fand viele Hochöfen zum Schmelzen der Eisenerze, sie machen ausgezeichnete Messer, Speere, Aexte und sind fast sämmtlich auf den Handel sehr erpicht, in vieler Beziehung aber doch Wilde, stets voll Furcht vor andern Stämmen und den Weißen; die Sklavenhändler, von welchen sie Vieh genannt werden, halten sie für Menschenfresser.

Sie schweben in fortwährender Furcht vor Zauberei und kennen das „Probewasser" zur Entdeckung des Zaubers. Die beim Tode den Körper verlassende Seele glauben sie in einem Sacke auffangen und aufbewahren zu können, der Körper verwandle sich in ein wildes Thier. Die Sawáhili bekennen sich zum Islam, sind olivenbraun bis schwarz, manche gleichen mehr Arabern, andere Negern, aus deren Vermischung sie entstanden sind. Westlich von der Sawáhiliküste leben die Wakamba, im Quellgebiet des weißen Nils die Wakuafi und die wilden räuberischen Masai, deren Sprache einem alten Arabisch gleicht, südlich und östlich vom Kilimandscharo die tiefschwarzen Dschagga, an der Küste von Mozambik die Makua, weiter einwärts die Mlomoi, Marawi, Wanyassa, Mumbos, Mazimbas. Letztere waren nach Cavazzi ein rohes, tapferes, anthropophagisches Räubervolk, das in früherer Zeit große Länder in Südafrika eroberte und verwüstete, jetzt aber sehr reduzirt ist. Im Reich der Matabele fand Ad. Hübner zerstörte Befestigungen von sehr beschränktem Umfang, wahrscheinlich in den dreißiger Jahren von den durch die Matabele vertriebenen Mashoenas zum Schutz ihrer Eisenindustrie gemacht. Steere glaubt, der Name Zanzibar sei vielmehr Zenjibar, von Zenj, Neger und bar, Küste, also Negerküste. Einige Sprüchwörter der Nyamvezi zeigen von gutem Verstand. „Eines Lügners Weg ist ein kurzer Weg." „Ein Honiglecker hat mehr als einmal geleckt." „Wenn ihr glühende Asche verbergt, so wird der Rauch euch verrathen." „Ein Feigling gewinnt keine Beute, außer Lehm, um Töpfe zu machen." „Schwelgerei bringt Armuth."

Mittelafrika wird hauptsächlich von den eigentlichen Negern bewohnt, die jedoch physisch wie geistig von den südlichen und nördlichen Völkern durch keine scharfe Grenze getrennt sind. Nach Ecker unterscheidet sich der Negerschädel vom Europäerschädel durch geringere Erhebung der Gelenkfortsätze über der horizontalen Unterlage, kleinere Condylenwinkel und steilere Stellung des großen Hinterhauptsloches nach hinten. Das Skelet ist schwerer als bei den Weißen, die Knochen sind dicker, Stirn und Schläfen niedrig, zusammengedrückt, der Prognathismus bedeutend, der Gesichtswinkel nicht viel über 70°, Zähne sehr lang und breit, weiß, manchmal sind 24 Backenzähne da. Der Kehlkopf des Negers weicht von dem des Weißen dadurch ab, wie Duncan Gibb bemerkt, daß die sogen. Wrisberg'schen Knorpel bei ersterem constant vorhanden und groß sind. Der Hals ist kurz, der Brustkasten stark gewölbt, das Becken eng, keilförmig, Glieder und Finger sind lang, die große Zehe eher kürzer als die zweite, der Wuchs ist ziemlich hoch. Fett, Häute, Knochen sind gelb tingirt, ebenso fast immer die Bindehaut des Auges. Haut sammetartig, ziemlich dick, braun bis tiefschwarz durch reichliches

Pigment, Haare wollig, fast immer schwarz, sehr selten fuchsroth. Speicheldrüsen, Leber, Milz, Geschlechtstheile ungemein entwickelt, Blut nach Einigen dick, schwarzroth. Nerven im Verhältniß zum Gehirn ziemlich dick, Windungen der Halbkugeln symmetrischer als beim Europäer, Kleinhirn schmäler. Augenlider wenig gespalten, Ohren abstehend, gerundet, Schmeck- und Riechsinn roh. Beide Geschlechter altern ziemlich früh. Muskelsystem weniger als Knochensystem entwickelt, die Wade sehr schwach. Nach Serres ist das männliche Glied viel länger als bei den Weißen, bei den Negerinnen ist die Harnröhre viel länger als bei diesen; beides beruht in der Bildung des Negerbeckens, welches etwas nach hinten geneigt ist. Die Begattung eines Weißen mit einer Negerin ist deshalb ohne Beschwerden für letztere, aber eine Weiße leidet bei der (häufig unfruchtbaren) Begattung mit einem Neger, indem der Hals des Uterus schmerzhaft gegen das Heiligenbein gepreßt wird. Bei den Djur-, den Bongo- und Dinkanegerinnen findet sich nach Dr. Schweinfurth Steatopygie in außerordentlichem Grade. Dazu tragen sie immer einen langen Schwanz von Rindenbast, der zwischen den Beinen durchgezogen wird und ihnen ein pavianähnliches Ansehen gibt. Der Gesichtsausdruck des Negers ist apathisch, zusammengekniffen, etwa wie unsere Physiognomie bei starkem Licht oder großer Hitze. Die lebhafte Energie des Weißen würde den Neger aufreiben, für sein Klima ist geringere Erregbarkeit des Nervensystems naturnothwendig. Waitz irrt darin, wenn er gerade die häßlichsten Neger für den „reinen und wahren Typus ihrer Rasse" hält und sich einbildet, die schöneren Züge vieler Negervölker seien durch Vermischung mit anderen Völkern hereingekommen! Gerade bei den meisten dieser schöneren Negervölker ist Vermischung mit andern Rassen fern geblieben; dem widerspricht nicht, daß manchen Negern zur Veredlung ihrer Rasse Mischung mit weißem Blute wünschenswerth erscheint, wie denn der König von Benin als Preis seines Uebertrittes zum Christenthum eine Portugisin verlangte und man am Zaire den Weißen gerne das Ehebett überläßt in Aussicht auf vorzüglichere Nachkommenschaft. Froville sah an der ostafrikanischen Küste viele Neger mit fast europäischer Gesichtsbildung, Anderson rühmt ungemein die Schönheit der Batoana am Ngami und der Damara, Barth war überrascht von der Schönheit der Marghi und der Bewohner von Baghirmi, wo viele Frauen dem griechischen Ideal entsprechen sollen, sehr wohl gebildet sind auch die Mandingos; viele der erwähnten Negervölker haben hohe Stirnen.

Die Seele des Negers vereinigt Züge der Kindheit und des Alters, cholerische, phlegmatische und sanguinische Elemente in eigenthümlicher Mischung. Seine Stimmung wechselt schnell zwischen ausgelassener Lust und bitterem Schmerz, er geht von der wildesten

Erregung rasch zu dumpfer Abspannung über. Wegen der vorherrschenden Sinnlichkeit fehlt die besonnene Sorge für die Zukunft oft nur des nächsten Tages, der Neger lebt nur dem Moment. Bei der geringsten Aufregung, bei Handelsgeschäften &c. fangen sie die lebhafteste Gestikulation, oft mit lautem Selbstgespräch an und sind aus geringfügigen Ursachen zum Selbstmord geneigt. Ihre Leichtgläubigkeit ist ungemein groß, ihre Neugierde, Horcherei und Zudringlichkeit sind sehr lästig. Sie bilden den schärfsten Gegensatz gegen die ernsten, stolzen, melancholischen und verschlossenen Indianer Nordamerikas. Man hat im Interesse der amerik. Sklavenhalter die niedrigere Beschaffenheit der Neger (in Afrika der Hottentotten) allerdings übertrieben, aber doch schreibt Franz Engel: „Begierde und grobe Sinnlichkeit, ohne Bewußtsein ihrer Widerwärtigkeit und Entwürdigung sind die mächtigsten psychischen Triebe der Negerrasse; obschon mit gesundem Menschenverstande, großer Bildungsfähigkeit und instinktivem Scharfblicke bei lebhaftem Nachahmungstriebe ausgerüstet, ist sie zu einer geordneten Centralisation und Combination ihrer Geisteskräfte nicht fähig." Der Neger entbehrt allerdings des schöpferischen Vermögens, ist Copie seines originaleren Mitmenschen. Trägheit ist nicht blos ihnen, sondern den meisten Tropenvölkern mit ihren wenigen Bedürfnissen eigen. Die Neger sind gewandte Handelsleute, geschickt zu technischen Arbeiten, doch wenig geeignet für die höchsten geistigen Produktionen und abstraktes Denken. Uebrigens erschlafft das Vermögen hiezu in den heißen Ländern auch bei den Weißen ungemein. In ihrer leidenschaftlichen Aufregung sind sie leicht grausam und aus Habsucht verkaufen manche wohl selbst Weib und Kind. Aus Eitelkeit lieben sie Pracht und phantastischen Putz, gegen Große und Mächtige sind sie leicht kriechend. Namentlich in Affekt und Lust unterscheidet sich der Neger sehr von den Weißen, Nase und Mund tanzender Neger athmen lüsterne Gluth, wie Engel sagt, ihre Empfindungen schwanken ohne Halt in der Einbildungskraft, Alles deutet auf unzusammenhängendes Begehren und Genießen, während bei den Weißen immer eine gewisse Sammlung und Bestimmtheit der Seele bleibt. Kein Stundenzeiger regelt das Treiben jenes sorglosen Volkes. Mitten in der Nacht springt der Neger oft vom Lager auf und geht seinen Einfällen nach und macht umgekehrt den Tag wieder zur Nacht, zu jeder Zeit rollt sein Blut leicht und unbefangen, Genuß des Augenblickes und Taumel der Sorglosigkeit sind sein Lebensziel. Der Neger taugt nicht zur freien Arbeit, weshalb man in Texas, Californien &c. sich um Chinesen umsieht und stirbt seit der Emancipation schnell weg; in Charleston sterben täglich etwa 30 Neger, Kinder werden fast nicht mehr geboren und wenn, bei der Geburt von den Negerweibern erwürgt. Sie wissen nicht für sich zu sorgen und haben ihre Fröhlichkeit verloren. Bosman schreibt von den

Guineanegern, man könne ihnen nie ihr Schicksal ansehen. Wie nach einem Siege, so kommen sie auch nach einer Niederlage flüchtend mit Tanzen und Springen zurück, bei einem Feste wie bei einem Begräbnisse spielen und tanzen sie und sind fröhlich bis zum Tode. Ebenso die Kafern. Viele Neger, auch die Mandingos sind verlogen, mißtrauisch, üben Gastfreundschaft nur, wenn es ihnen Nutzen bringt, doch gibt es einzelne erfreuliche Ausnahmen, namentlich unter den Frauen. Der Verkehr mit den Europäern und Arabern hat die Neger nur verschlechtert, am meisten an den Küsten. Auch Cruikshank hat sich aufs eindringlichste gegen die abscheuliche Wirthschaft der Europäer in Afrika ausgesprochen.

Generalisirende Urtheile sind auch bei den Negern gewagt. Während die einen Beobachter ihnen überhaupt oder doch einzelnen Völkern alles Gute absprechen, heben Andere mit ebensoviel Recht wieder mancherlei Vorzüge hervor. Sehr ungünstig urtheilt Baker, der sie unedler findet als die Hunde; man finde dort weder Dankbarkeit, noch Mitleid und Selbstverleugnung, keinen Begriff von Pflicht, keine Religion, sondern Habgier, Undankbarkeit, Selbstsucht und Grausamkeit. Alle seien Diebe, faul, neidisch und bereit, ihre schwächern Nachbarn zu plündern und zu Sklaven zu machen. Milde wird von ihnen immer als Schwäche ausgelegt, der Segen der Freiheit wird nicht empfunden und gewürdigt. Reise I, 212. Wird ein Neger frei, so denkt er nur daran, Andere zu Sklaven zu machen, gerade die besten Sklavenjäger und energischsten Schurken waren Neger, die einst selbst geraubt wurden, wie Baker bemerkt. Aber Baker hatte doch dem Latuka=Häuptling Commora seine Gattin und sein Lager anvertraut und dieser bewahrte bis zu seiner Zurückkunft Alles wohl und er bemerkt selbst, daß Wilde selten täuschen, wenn man sich an ihr Ehrgefühl wendet und bezeichnet dieses als einen hellen Strahl in ihrer Finsterniß und einen Beweis von den Widersprüchen im afrikanischen Charakter. Der österreichische Missionär Morlang sagt von den „affenartigen Negerstämmen" am obern Nil, sie ständen weit unter dem unvernünftigen Thiere, hätten weder Zuneigung noch Dankbarkeit und jede Mission sei dort ganz nutzlos. — Es ist allerdings richtig, daß beim Neger Alles auf leibliches Wohlbefinden, Ruhe, Genuß geht, der Besitz von vielen Weibern und Kindern für ihn das Wünschenswertheste ist, daß er wenig Gefühl für Liebe oder Verachtung hat, daß ihm Stolz und Freiheitssinn fehlen. Lächerlich ist seine Pracht= und Putzliebe, wenn er z. B. einzelne Stücke einer europäischen Uniform trägt und diese verkehrt anzieht; die oft von dummem Hochmuth erfüllten Negerkönige putzen sich auf die barokeste und geschmackloseste Weise. Der Mandingoneger Soulouque, nachmals Faustin I., Kaiser von Haity 1847—59, war ebenso unwissend als blutdürstig. Bereits 68 Jahre alt, machte

er sich durch einen Staatsstreich zum Kaiser, stiftete Orden und äffte in barbarischer Weise den Hofstaat Napoleon's III. nach. In der Negerrepublik Liberia, welche der große Geograph Ritter 1853 als einen Lichtpunkt am afrikanischen Negerhorizont bezeichnete, geht es erbärmlich, die Leute arbeiten fast nichts und müssen z. Th. noch von Maryland her ernährt werden. Die von Amerika nach Liberia geschickten Neger fallen wieder in afrikanische Barbarei zurück. Die Neger sind keinesfalls zu der Kultur der weißen Rasse angelegt, sie haben keine Genies produzirt, keine Gesetzgeber, Dichter, Propheten, welche ideale Zustände anbahnen könnten und wenn ein Neger über andere die Herrschaft gewinnt, so ist es nur, weil er listiger, kräftiger, grausamer ist. Graf Alexander de la Borde sagte einst in der französischen Deputirtenkammer, von allen Aristokratien, die er kenne, sei ihm die der Haut die lächerlichste, aber sein Ausspruch ist mehr blendend als wahr.

Ganz ohne Lichtseiten ist aber auch die Seele des Negers nicht, die Gefühle der Liebe und Zuneigung unter ihnen hat selbst das Heidenthum und der Sklavenhandel nicht auszurotten vermocht. Kräftige Männer pflegen manchmal die Säuglinge zärtlich, Brüder und Schwestern lieben sich sehr, vor Allem lieben aber die Kinder die Mutter. Viele Neger zeigen gute Anlagen, nach Speke fassen die Negerknaben in den Schulen selbst schneller als die europäischen; untereinander sind sie sehr schlau, schlagfertig in scharfen Antworten und wissen ungemein geschickt zu lügen. Schon Tiedemann in seiner Abh. über das Gehirn des Negers führte mehrere gelehrte Neger an; Benjamin Bannaker, geb. 1732 in Baltimore, gest. 1804, Mechaniker und Astronom, verfertigte schon in der Jugend eine Thurmuhr, obschon weit herum keine zu finden war, gab viele Jahre einen Almanach heraus, entdeckte Fehler in astronomischen Werken, Ferguson und Leadbetters verriethen viel Talent für Naturbeobachtung. Der kluge Toussaint war ein Neger, der Negerbischof Dr. Crowther, ein vorzüglicher Theolog, hat eine Grammatik seiner Muttersprache geschrieben, Ira Aldridge war ein bedeutender Schauspieler, Daolu Bukere erfand eine Schrift, der Negerschmid Ellis in Alabama lernte für sich selbst Latein, Griechisch, Hebräisch. Rohlfs spricht sich über die Civilisationsfähigkeit der Neger von Lagos sehr günstig aus. Er kam in ein Haus James, das einem Schwarzen gehört, der ein bedeutendes Kolonialwaarengeschäft betreibt; Mrs. James, ebenfalls eine Schwarze, sei in Lagos eine der liebenswürdigsten Salondamen und spielte die schönsten und schwierigsten Sonaten und Symphonien von Mozart und Beethoven. R. meint, man dürfe den Neger nicht nach den Negersklaven Amerika's beurtheilen.

Bei Negern, Hottentotten und Kafern sind die Steingeräthe und Waffen schon lange durch das Eisen verdrängt, Fulahs und Ashantis

machen auch feine Goldarbeiten. Das Wasser ist sonst nicht des Negers Element, doch die an der Goldküste sind vortreffliche Schwimmer und erreichen auch mit schwerer Last schwimmend stets das Ufer, wenn ihr Kahn in der Brandung umgeworfen wurde. Munzinger bemerkt, daß die Leute in Borka im Spursuchen so geübt sind wie die Indianer; geht die Fußspur eines Thieres oder Menschen verloren, so leitet sie der Geruch, der an Steinen und Bäumen hängen bleibt. Die Hütten oder Häuser der Neger haben meist die Form eines Bienenkorbes und ein spitzes Dach; der einige Fuß hohe Grund ist von Steinen gemauert oder besteht nur aus Erde, Stroh oder zwei Reihen von Stäben, deren Zwischenraum mit Erde ausgefüllt ist, während man das Dach von Stroh, Rohr oder Blättern macht. Diese Hütten, deren fast jede Familie mehrere hat, sind gewöhnlich in Dörfer zusammengebaut, Städte mit größeren gemauerten Häusern finden sich nur bei den ansehnlicheren Völkern. Für die Neger ist besonders wichtig die Oelpalme, Elais guineensis, der Butterbaum, Cassia butyracea, die Dattelpalme, deren Saft den Palmwein liefert; viele Neger bereiten aus Mais und Mohrhirse Bier, machen auch Branntwein. Die Viehzucht will nicht viel heißen, es gibt unter den genuinen Negern kein wahres Hirtenvolk.

Von der Menge sonderbarer Sitten und Gebräuche, die z. Th. sehr barbarisch sind, mögen nur einige angeführt werden. Die Neger bekämpfen sich gleich Widdern durch Zusammenstoßen ihrer Schädel und durchbohren gleich vielen Amerikanern Nase, Lippen, Ohren, um Schmuckgegenstände hinein zu stecken. Nach Baker ziehen sich alle Negerstämme des weißen Nils die 4 Vorderzähne des Unterkiefers aus, auch findet bei den Frauen Zerfetzung der Wangen und Schläfen statt, indem kleine Hautstreifen ausgeschnitten und dann die Hautränder zusammengeheilt werden, was nach ihren Begriffen zur Schönheit gehört, wobei jeder Stamm seine eigene Mode in der Form und Lage der Narbe hat. Die Frau ist bei allen Süd- und Mittel-Afrikanern Sklavin. In Massua ist es nach Munzinger am 8. Tage des Monats Assur den Knaben erlaubt, jedes Mädchen, das sie antreffen, unbarmherzig durchzupeitschen, was gar nicht sentimental ausgeführt wird. Da sich die Mädchen natürlich in den Häusern verborgen halten, so suchen die Knaben als Bettler verstellt oder durch sonstige List sie herauszulocken. Nach Römer werden in Guinea vornehme Frauen kurz vor ihrer Niederkunft ganz nackt in zahlreicher Begleitung durch den Ort geführt, von jungen Leuten mit Schmutz beworfen und dann am Strande gebadet, wobei sie nach Hutton auf dem ganzen Wege weinen. Die Frauen mancher Negervölker haben die Gewohnheit, durch angelegte Binden ihre sonst wohlgeformten Brüste zu strecken und lang kegelförmig zu machen. Bei

vielen, auch nicht mohammedanischen Negern findet Beschneidung statt, bei den Mandingos und andern Exstirpation der Nymphen. Ein merkwürdiges Beispiel weiblicher Energie gab Assumina, eine junge, reiche Ashanti, die ihre zahlreichen Freier zu einem Festmahl einlud, ein Lied sang und sich während desselben mit einem Pulverfaße in die Luft sprengte, um den vielen Feindschaften zu entgehen, welche sich ihr durch die Wahl eines derselben bereitet hätten. Die meisten Negervölker halten den Vorwurf des Geizes für den schimpflichsten, den man Jemand machen kann, sind sehr gastfrei und manche bieten hiebei den Fremden auch Mädchen an. Die Tänze der Joloffen und Loandas sind sehr unzüchtig und werden bei letzteren noch von Gesängen gleichen Charakters begleitet. Jährlich, anfangs September, um die Reife der Yamswurzel feiern die Ashanti das Yamsfest, wo jede Zügellosigkeit straflos verübt werden darf und wobei auch Menschenopfer stattfinden und die Ausstellung zahlreicher Köpfe der wegen Empörung hingerichteten Häuptlinge durch die Schaaren der Henker des Königs, die hiebei mit leidenschaftlichem Tanze vorüberziehen. Alle Häuptlinge müssen gegenwärtig sein und mancher wird, ohne daß er es ahnen konnte, hingerichtet, weil er in den Augen des Königs etwas verbrochen hat, dessen Verherrlichung der eigentliche Zweck dieser und anderer Feste ist. Ein Hofbeamter fängt von jedem mit dem Beile Geköpften Blut in einer Tasse auf und reicht sie dem König, der die Spitze des kleinen Fingers eintaucht und sie ableckt, worauf die Körper begraben, die Köpfe auf Stangen gesteckt werden. So geht das 10—14 Tage fort. Manche Negervölker entmannen nicht nur die gefallenen, sondern auch die gefangenen Feinde, und die Bertat und Gallas bringen die abgeschnittenen Geschlechtstheile ihren Weibern, welche sie als Trophäen am Halse tragen.

Anthropophagie ist in Afrika nicht selten; wenigstens im 18. Jahrhundert noch wurden in Guinea und Congo die Leichen der gefallenen Feinde gebraten und verzehrt. Die Mombuttu und Niam-Niam im obern Nilgebiet sind nach Schweinfurth die ärgsten Kannibalen, der König von Mombuttu ißt täglich Menschenfleisch, die noch wilderen Schwarzen im Süden seines Reiches werden wie Wild gejagt, die Niam-Niam erlegen häufig Nubier, um sie zu verzehren, der König von Munsa, dessen Reich unter dem dritten Breitengrad liegt, nährt sich täglich von Menschenfleisch. Nach Marno (Mitth. d. Wiener geograph. Gesellsch. 1870, S. 557) machen die Amamneger, wahrscheinlich Anthropophagen, wie die Funje von Dull-Jumjum und Dull-Migmig ihre Schurzfelle aus Menschenhaut und reden eine zwitschernde Sprache. Im Anthropological-Review April 1869 berichten Bowker, Bleek und Beddon über die höhlenbewohnenden Anthropophagen Südafrikas; in der größten Höhle jenseits

Thaba Bosigo fanden sie eine ungeheure Menge von Menschenknochen, meist von Kindern und jungen Personen. Bis fast zur Gegenwart waren dort viele Höhlen von Anthropophagen bewohnt, welche Menschenjagden anstellten zum Schrecken der umwohnenden Völker. Sie fraßen auch ihre eigenen Weiber, Kinder, Kranken, auch Europäer, deren sie habhaft wurden.

Die meisten Negervölker werden despotisch regiert, einige wenige sind Hirten, doch ist Viehzucht bei den Negern wenig verbreitet, die Mehrzahl sind Ackerbauer. Dem Fürsten oder Häuptling steht gewöhnlich ein Rath alter Männer zur Seite. Die Negervölker bestehen übrigens außer dem König und dem Adel meist aus Sklaven; der freien Männer, welche Ackerbau, Viehzucht, Handel treiben, sind nur wenige. Auf der Westküste sucht jeder Negerkönig das Aufkommen eines andern zu vernichten und überfällt ihn unvermuthet, woraus ein ewiger Kriegsstand hervorgeht. Wenn in Loango der König stirbt, bilden die sieben obersten Beamten eine Regentschaft, deren Präsident der Scharfrichter des verstorbenen Königs ist, der Todeshauptmann, wie sie ihn nennen, den aber auch der König ohne allen Grund als Sklaven verkaufen kann. Beim Tode mancher Könige werden ihre Lieblingsfrauen und zahlreiche andere Menschen geschlachtet, um ihnen in der andern Welt zu dienen. Wird in Widah ein Mann bei einer der königlichen Frauen ertappt, so werden beide nackt in einer Grube angeschlossen und durch Feuer oder kochendes Wasser getödtet. — In der Nordhälfte Afrikas üben nach Hartmann öfters Mitglieder eines Stammes über Mitglieder eines andern die Hegemonie aus, so bei den Fundj, Takláwîn, Fûrâwern und Njâm-Njâm, ferner bei den Ahl-Tûârik der westlichen Wüste, auch bei gewissen abyssinischen Stämmen, wo Adelige von siegreichem Volk eine Art Schutzrecht über Leute des Besiegten in Anspruch nehmen. — Bei den Mandingos, Veis, Timmanis besteht der geheime Purra-Bund, der nach Art der mittelalterlichen Feme mächtig in die Rechtspflege eingreift; manche Negervölker haben Ordalien. Zur Aufnahme der Jünglinge in die Gesellschaft der Männer finden bei den Negern Feierlichkeiten statt, denen die Beschneidung vorhergeht; bei den Hottentotten wird den Knaben der linke Hode ausgeschnitten.

Der Fluch der Sklaverei lastet seit Jahrtausenden auf der schwarzen Rasse. Munzinger meint, es sei schwer sie auszurotten, aber anstatt der Scheinverbote wäre es ersprießlicher und dem europäischen Handel zuträglicher, wenn streng richtende Konsuln die Europäer wenigstens an der Betheiligung beim Sklavenhandel hindern würden, so daß auch die Wilden zwischen freundlichen christlichen Kaufleuten und mohammedanischen Räubern unterscheiden könnten. „Nur so werde der weiße Nil eröffnet werden und Europa und Afrika Segen bringen.“ Da die Negersklaven meinen, die Europäer

kauften sie, um sie zu verzehren, so suchen sie um jeden Preis zu entfliehen, weshalb die Sklavenhändler sie auf die grausamste Weise Tag und Nacht gefesselt halten. Die Portugiesen haben von den abendländischen Völkern der neuen Zeit den Sklavenhandel zuerst angefangen und zuletzt aufgegeben. Bei der Einschiffung wurden schon öfters, namentlich von französischen Kapitäns die Kinder den Müttern entrissen und zum Verschmachten auf den Strand geworfen, „weil eine Sklavin dreimal so viel Platz einnehme als ein männlicher Sklave.“ Der Sklavenhandel ist um so schwerer abzustellen, als viele Neger bei demselben ihre Rechnung finden; solche klagten gegen die Brüder Lander über dessen Abnahme und der König von Dahomey sagte 1862 den Engländern Wilmot, Luce und Havan, er könne den Sklavenhandel nicht aufgeben, da er ihm die Mittel liefere, seine Leute zu erhalten, wozu der Erlös aus dem Palmöl nicht ausreiche. „Und was die Menschenopfer betrifft, so habt ihr gesehn, daß nur Wenige geopfert werden, nicht die Tausende, von denen böse Menschen gesprochen haben. Wenn ich diese Sitte heute aufgäbe, so fällt morgen mein eigener Kopf. Nach und nach, allmälig läßt sich viel thun, Ihr wißt nicht, mit welchen Schwierigkeiten ich zu kämpfen habe; nach und nach, nach und nach!“ Den Kern seines Heeres bilden Amazonen, nach Wilmot's Schätzung 5000.

Die Religion ist mehr oder minder Fetischismus und die verschiedensten Dinge können als Fetisch dienen: eine eigenthümlich gestaltete Wurzel, Stamm, Ast, Stein, ein Goldklumpen, eine ausgestopfte Schlangenhaut, ein Klotz mit Kopf und Gliedern; manche Neger lassen sich Fetische auf die Haut malen, andere tragen ein Stück Leder, eine Kürbis- oder Schildkrötenschale am Leibe oder als Amulet gegen Schlange und Krokodil Schlangenköpfe, Krokodilzähne. Der Glaube an einen guten Geist fehlt zwar auch den Negern nicht, aber demselben werden keine Opfer gebracht, keine Verehrung gezollt. Das Christenthum macht so gut wie keine Fortschritte unter den Negern, denen der bis Westafrika ausgebreitete Islam besser zusagt; die Mandingos sind nach Leigthon Wilson besondere Förderer desselben und bald dürften die heidnischen Völker um Sierra Leona seinem Einfluß unterworfen sein. Zuchelli möchte die genaue Nachahmung der christlichen Gebräuche nur für eine äffische Nachahmung ohne Verstand und Gefühl ansehen. Nach dem Missionär Kaufmann kann den Neger nicht der Unterricht, sondern nur die Arbeit heben und erziehen; die Missionäre müßten nach Art der Benediktiner zugleich Kolonisten, die Mission auch eine Ackerbauschule sein. Die Neger essen manche Thiere nicht, weil sie glauben, daß die Geister ihren Sitz in ihnen haben; der eine ißt deßhalb kein Fleisch des Schafes, ein anderer nicht vom Rind oder Schwein, Ziege, Elephant. Bei manchen Negervölkern und auch bei den Hottentotten wird ein

Jäger, der einen Löwen oder anderes großes Thier erlegt hat, unrein und muß sich einem Reinigungsproceß unterwerfen, der manchmal auch sein Weib trifft. Die Latukas glauben nach Baker nicht an Fortdauer. Ein todter Mensch meinen sie, kann nicht aus seinem Grabe kommen und seine Knochen sind viel eher zerstört als die dickern eines Ochsen; stirbt der Ochse, der doch stärker sei, so müsse auch der Mensch sterben. Was die Vernunft betreffe, so sei mancher Mensch nicht so gescheidt wie ein Ochse, die Menschen müssen erst Getreide säen, um Nahrung zu bekommen, die Thiere können sich solche verschaffen, ohne zu säen. Diese Menschen, sagt Baker, haben nur Sinn und Verstand für das Materielle und hierüber sehr klare Vorstellungen, aber keinen Sinn für das Ideale. — Die Barea und die Kunáma haben nach Munzinger, ostafrik. Studien S. 472, keine Sonn- und Feiertage, jeder Tag ist dem andern gleich. Es fehlt ihnen nicht der Begriff von Einem Gott, dem Herrn der Welt und auch bestimmte Namen sind in ihren Sprachen da, aber sie zollen ihm keine Anbetung, es bleibt beim leeren Begriff. Diese Völker haben weder Götter noch Götzen, es fehlen ihnen Kirchen und Gottesdienst, Festtage, Gebet, Offenbarung. Der Begriff von Unsterblichkeit ist nur undeutlich da.

Waitz läßt die Neger erst von 12° n. Br. beginnen und nur eine schmale Zone von 10—12° einnehmen, deren Nordgrenze eine Linie bildet, welche man von der Mündung des Senegal nach Timbuktu und über den Tschadsee bis Sennaar zieht und reicht vom Senegal südwärts bis zum Niger. Zu diesem Gebiete gehört dann noch ein Theil von Darfur, Kordofan und Sennaar. Er theilt die Neger in 8 Gruppen: 1. Mandingo und Serrakolets, 2. Jolof und westatlantische Völker, 3. Sourhay, Haussa und Bornu, 4. Kru, Avekon, Ashanti, Dahomey, Yoruba, 5. Neger am unteren Niger und von Fernando Po, 6. Adamaûa, 7. der von Baghirmi, Wadai und Darfur, 8. der Nilländer. Da jedoch eine scharfe Abgrenzung der Neger nicht möglich ist, so läßt sich auch deren geographische Verbreitung nicht sicher festsetzen. Ich bemerke noch, daß in den Neger- und angrenzenden Ländern eine ewige Fluctuation stattfindet und zahllose Versuche gemacht wurden, Reiche und Staaten zu bilden, die bald wieder durch Krieg und Empörung zu Grunde gehen. Der noch unbekannte Theil des äquatorialen innern Afrika's schwindet immer mehr zusammen.

1. Die Mandingos nächst den Fulbe das mächtigste Volk, leben am obern Senegal, an der Gambia und dem Dscholiba Quorra, treiben viel Viehzucht und Ackerbau, vielerlei Gewerbe, auch Handel, und sind strenge Mohammedaner. Ihre Staaten Bambuk, Sakadu, Konkadu zc. haben theils eine beschränkte monarchische, theils eine republikanische Regierungsform, und man findet in denselben be-

deutende, wohleingerichtete Städte, während andere Mandingos wieder in einem primitiveren Zustande leben. Man rechnet hierher Bambukis, Kurankus, Bambarras, Dschallonkos, Sokkos, Serrawallis.

2. Die Yoloffen, Dscholoffen, zwischen Senegal und Gambia, ein mächtiges und kriegerisches Volk mit glänzend schwarzer Haut, träg und arbeitsscheu, sind zu Plünderung und Menschenraub sehr geneigt. Die meist häßlichen Küstenneger, Senegambiens: Felups, Banyonen, Popels, Balanten, Bußagos, Biafaren, Bafaren &c. stehen alle auf einer niedern Kulturstufe. Die glänzend schwarzen Neger an der Küste von Sierra Leona und dem angrenzenden Hochland: Susus, Bulloms, Timmanis, Bagas, Sulimas sind schön von Körper, haben angenehme Gesichtszüge und einen ziemlichen Grad der Kultur erlangt.

3. Zahlreiche Völker, bei welchen der Fetischismus und die Fetischpriester besonders floriren, bewohnen Guinea; Leigthon Wilson unterscheidet die Bewohner von Nordguinea als nigritischen Stamm, weil sie vermuthlich von den im Nigerthale wohnenden Negern abstammen, die von Südguinea als äthiopische oder nilotische Familie, welche sich über die ganze Südhälfte des afrikanischen Kontinentes bis zum Kap verbreiten, während der nigritische Stamm die Länder vom Mondgebirge bis zum Südrand der Sahara bewohnt. Die Sprache dieser beiden Familien sei so verschieden wie Englisch und Chinesisch — ein etwas hyperbolischer Ausdruck. Die kleinen Völker an der Pfeffer- und Elfenbeinküste und weiter einwärts wie die Kruhs, Kassus, Quaquas, Buntakus sind mehr oder minder barbarisch, zum Menschenraub geneigt, mit Ausnahme der Kruhs oder Kromen, welche sich auf den europäischen Küstenfahrern als geschätzte Matrosen verdingen. Die Aschantis in Westguinea sprechen die Inta- oder Aminasprache, sind tiefschwarz, wohlgebildet, die Frauen oft sogar sehr schön, intelligent, die im Innern leben friedlich vom Landbau, die an der Küste sind kriegerisch und grausam, haben Menschenopfer. Wenn der Sultan der Aschanti seinen Vorfahren eine Botschaft senden will, läßt er zu diesem Zwecke einen Menschen tödten.

Die sonst mächtigen Akras sind von den Aschantis fast völlig vernichtet worden, haben eine eigene Sprache, obwohl sie auch das Amina reden; man unterscheidet bei ihnen hauptsächlich Adampi und Adaer. Eines der betriebsamsten und zahlreichsten Völker in Guinea sind die Dahomey, welche seit langem die meisten Sklaven für Brasilien geliefert haben. Einerseits gastfrei, würdevoll, bis auf einen gewissen Grad civilisirt, sind sie andererseits blutigem Despotismus verfallen, beten den Panther und die Schlange an, welchen ihre Tempel geweiht sind, in denen junge Priesterinnen funktioniren. Der König, der unbeschränkte Herr, in ihren Augen ein göttliches Wesen, besprengt alljährlich die Gräber seiner Vorfahren mit Menschenblut.

Stämme der Dahomeys mit besonderen Dialekten sind die Whidah, Ardra, Papaa, Atsche, Watsche. Im Nigerdelta und einwärts leben einige kleine ganz wilde Völker, wie die Calabari, Mocco, Bibi, Ibus rc. unter welchen die Ibus sich durch hellkupferfarbige oder gelbliche Haut auszeichnen.

4. Die nun folgenden Negervölker bewohnen das innere Afrika, das Nigritien der Alten, den Sudan der Araber. Früher ausschließlich von Negern bewohnt, drangen in den letzten Jahrhunderten Araber, Berbern, Fulbe in den Sudan ein, zertrümmerten einen Theil der Negerstaaten, gründeten neue, die sich wieder vernichteten oder unterworfen wurden; manche konnten ihre Unabhängigkeit retten. Rohlfs schreibt in der Zeitschrift von Bastian und Hartmann: „Während wir in den großen Negerstaaten, westlich vom Tsad-See: Bornu, Sokoto, Gando rc. die Schwarzen auf einer Kulturstufe finden, weit vorgeschrittener als die unserer Vorfahren vor ca. 2000 Jahren, erstreckt sich dieser höhere Grad von Gesittung nur durch die Tiefebene westlich vom Tsad. Gleich im Süden am Mendif-Gebirge oder auf den Abhängen des Gora-Stockes, stehen die Völker den intelligenten Kambri und den von den Pullo beherrschten noch civilisirteren Haussa-Negern eben so schroff gegenüber, wie bei uns z. B. die rohen Slaven oder Türken den dicht nebenan wohnenden Germanen." Das ächte Negervolk der Bagermi steht in der Kultur zwischen den ganz rohen Negerstämmen und den gut organisirten großen Negerkönigreichen und ist physisch ziemlich gut gebildet. Sie sind Fetischdiener und verehren den Baum. Es ist das Porträt eines Bayermi-Jungen: Henry Noël beigegeben, der in Berlin auf k. Kosten unterrichtet wird. R. hatte ihn mitgebracht, seine Gesichtsbildung ist fast kaukasisch, nach 2jährigem Aufenthalt in Deutschland hatte sich das tiefe Schwarz seiner Haut in lichtes Braun umgewandelt. Die Anlagen und das Gemüth des etwa 14jährigen Knaben sind sehr gut. Die Kußars in Westsudan haben den Mohammedanismus angenommen, sind ein ziemlich cultivirtes, freundliches Volk, in dessen Schulen das Arabische gelehrt und im Koran unterrichtet wird; ihre Städte sind mit Mauern umgeben. Besondere Stämme der Kößurs, welche meist den Fulbe unterworfen sind und mit den Mauren und Mandingos den Handel auf dem Niger nach Dschonni und Timbuktu betreiben, sind die Diriman, Makara, Dschumbala. Einen Theil des östlichen Sudans haben die ebenfalls muhammedanischen, dem Fulbereich Sokoto unterworfenen, sehr gewerbthätigen, z. Th. große Städte bewohnenden Haussaer inne, die von den anderen Negern durch minder schwarze Farbe, kleine nicht platte Nase und gefällige Gesichtszüge sich unterscheiden. Beide Geschlechter färben sich Lippen und Zähne, die für die Harems in Marocco sehr gesuchten Frauenzimmer außerdem Haare, Hände,

Füße, Lenden und Augenbrauen blau. Weniger günstig organisirt sind die Bornuaner oder Kanowry, ein friedfertiges, höfliches, aber häßliches Volk, liefert den Arabern, die ihm von Fezzan und Tripolis europäische Waaren bringen, besonders Sklaven, ihre Städte sind von hohen Mauern umgeben. Sie sind Muhammedaner und werden von einer maurischen Dynastie beherrscht. Die Tibbo oder Tibbu im südöstlichen Theil der Sahara sind nach den Stämmen kupferrothbraun, mattschwarz, glänzend schwarz, das Haar zwar wollig aber ziemlich lang; die schwarzen Tibbusklavinnen sind sehr beliebt. Manche sind seßhaft, andere nomadisirende Kaufleute oder Räuber, die auf ihren schnellen Meharis (Dromedaren) weite Reisen machen und den Handel zwischen dem Sudan und Fezzan vermitteln. Manche Stämme leben noch in rohem Naturzustand. Die sehr harmonische Sprache der theilweise sich zum Islam bekennenden Tibbus soll den Negersprachen ganz unähnlich sein. Bei den Eyers oder Oyos am Quorra, sofern sie nicht Muhammedaner sind, herrscht Thierdienst. Ein ziemlich industriöses Volk sind die Mobbas in Wadai, welche sich zum Islam bekennen und deren Lebensweise und häusliche Einrichtung ungemein an die Zeit der Patriarchen bei den Juden erinnert; beide Geschlechter werden beschnitten, die Frauen färben den Umkreis der Augen tief schwarz. Die an Bornu und Wadai tributpflichtigen Baghirmis verfertigen blaue, im Sudan sehr verbreitete Zeuge, die Mandaras, deren Frauen sehr wohlgebildet sind, verfertigen geschätzte Eisengeräthe. Zwischen all diesen sich zum Islam bekennenden Völkern, die größtentheils unter dem Einfluß der Fulbe oder Mauern stehen, leben rohere, heidnisch gebliebene Negerhorden.

5. Das mächtigste und intelligenteste Volk des Sudan sind die Fulah, Fulbe, Felláta, Pouls, von Senegambien bis Bornu und Mandara, vom Südrand der Sahara bis zu den Gebirgen von Guinea verbreitet, wenigstens 3 Millionen Seelen zählend, in physischer Beziehung von den Negern bedeutend abweichend, sich der weißen Rasse nähernd, ungewisser Herkunft und Verwandtschaft, wahrscheinlich von Nordosten gekommen, vielleicht durch Mischung von Berbern oder Aegyptern mit Negern entstanden. Haut bronce- oder lohfarbig oder kupferroth, bisweilen sogar weißlich, Haar nicht immer kraus und wollig, manchmal seidenartig, stets lang, Augen schwarz. Gesichtszüge angenehm, Nase wenig stumpf, Lippen dünn, nicht roth wie bei den Negern, sondern dunkel, Wuchs groß. Ein kriegerisches Hirtenvolk, das auch die Bodenkultur und Jagd fleißig betreibt; sie bringen namentlich viel Elfenbein in den Handel. Die Frauen färben den Umkreis der Augenlider, die Schneidezähne Hände und Zehen. Sie erhalten Straßen und Wege in gutem Stand und sind trotz ihrer Sanftheit und Leutseligkeit sehr tapfer. Ihre Sprache ist die herrschende in Sudan, sie werden von ihren Häuptlingen auf

die sanfteste Art regiert. Nachdem sie den Islam angenommen hatten, traten sie zu dessen Verbreitung als Eroberer in den Negerländern auf und gründeten eine bedeutende Anzahl von Reichen, so in Westafrika Futa Torro, Futa Bandu, Futa Dschiallo und Fuhladu, an deren Spitze ein Wahlfürst steht, bemächtigten sich auch der Gewalt in östlichen Ländern des Sudan, wie im alten Sonrhayreich Mássina, Sókoto, Adamaûa, Korórofa, Gándó und rotten bei den wilden Negern den Kannibalismus und die Menschenopfer aus. Sie stammen nach Barth wahrscheinlich aus Ostafrika, waren aber schon im 16. Jahrhundert bis Westafrika vorgedrungen. Wie in den übrigen Sudanstaaten, so ist aber auch in denen der Fulbe Alles in ewiger Bewegung und fast keiner vollständig befestigt.

6. Die folgenden Nationen lassen mehr oder minder deutlich eine Mischung des schwarzen Blutes mit hamitischem erkennen oder sind ursprünglich schon als Mittelformen zwischen diesen Rassen entstanden. Unter dem Namen Nubavölker scheint ein Gewirre sehr verschiedener Stämme zusammengefaßt zu werden, wie überhaupt in Nordostafrika Bestandtheile größerer Völker und selbst verschiedener Rassen in einander geschoben sind. Die einigermaßen cultivirten, ziemlich mächtigen Funje haben das Sultanat von Sennâr begründet. Die Funje sind sehr alte Bewohner des innern Afrikas, manche sollen schon den Pharaonen tributpflichtig geworden sein. (Waitz schreibt nach Hartmanns Bemerkung fälschlich Fundsch). Sie wohnen vom 13. bis 10. Grad n. Br. in den Gegenden längs dem blauen Nil, dann zwischen diesem und dem weißen Nil und theilen sich in eine bedeutende Anzahl von Stämmen, die von eigenen Fürsten, Melik's, regiert werden, z. Th. unter ägyptischer Oberhoheit. H. bezeichnet die Funje als die „direkten Erben der meroitischen und aloanischen Institutionen, welche auch in den von den Funje (singular Fungi) durch drei Jahrhunderte beherrschten nubischen Provinzen Geltung behielten und diese selbst noch heute unter der ägyptischen Säbel- und Karbatschen-Herrschaft bewahrt haben." Ihre Sprache nennt H. eine äthiopische, was der Franzose Lejean bestreitet.

Die Nubavölker, welche Kordofan, Sennaar, Dongola und das nubische Nilthal bewohnen, fließen z. Th. durch ihr Wollhaar und meist schwarze Farbe unmerklich mit den Negern zusammen. Die Barabra stammen von den Nubas Kordofans, haben sich aber mit Arabern vermischt, ihre Haut ist broncefarbig, nach neuern Angaben glänzend dunkelschwarz, ihr Haar kleinlockig, nicht wollig, die Nase spitz, sie sind demnach Aethiopen ähnlich, aber reden das Kundschara, eine Negersprache. Durch die ägyptische Herrschaft stark bedrückt, leben sie sehr dürftig. Die zum kleineren Theil mohammedanischen Kordofani sind meist schwarz, seltener braun, haben Wollhaar,

lassen aber doch auch arabische Züge erkennen. Sie sind ziemlich gewerbfleißig und haben die Sitte, wie viele Negervölker, den jungen Mädchen in die Haut an Armen und Unterleib symmetrische Figuren zu schneiden. Die Dongolawi stehen in sittlicher Beziehung tief, sind nach Rüppell leichtsinnig, fröhlich, äußerst sinnlich, ohne Liebe, Dankbarkeit, Gemeinsinn, aber auch ohne Rachsucht und Fanatismus; das Landvolk soll nach Hoskins doch ehrlich, offen und gastfrei sein. Die Furis in Darfur sind alle Mohammedaner, gleichen übrigens den Kordofani; ihre Sprache enthält viele arabische Wörter. Am nächsten stehen den Negern die Schilluks, ein ursprünglich heidnisches Volk, welches seit dem 16. Jahrhundert das von ihm eroberte Sennaar im Besitz hat, daselbst seinen Mond- und Sonnenkultus gegen den Islam aufgab und sich mit Arabern vermischte, wobei ihre Gesichtszüge angenehmer und ihre Haut kupferbraun wurde. Ein armes, heidnisches Volk in den Sumpf- und Waldgegenden am Fuß des abessinischen Hochlands sind die Schangalla, von welchen die Abessinier stets Sklaven rauben. Die Denka, Fertit u. a. auf der Ostseite des weißen Nils verehren einen Stierkopf und brechen um die Zeit der Geschlechtsreife Knaben und Mädchen einen Zahn aus dem Oberkiefer. Die sehr zahlreichen kriegerischen, grausamen Galla haben sich vom afrikanischen Hochland seit mehr als 3 Jahrhunderten nach Norden und Osten bis an den indischen Ocean verbreitet und sind auch in Habesch eingedrungen, das viel von ihnen zu leiden hat. Sie sind braun oder schwarz, oft ziemlich hell, mit langem fast schlichtem Haar, gerader oder Adlernase, stolz und wild und wurden wie Mongolen und Komantschen zu einem kühnen Reitervolk, besitzen auch große Schaf-, Rinder- und Ziegenheerden, sind sinnlich und geschickt in Verstellung und haben z. Th. den Islam angenommen. Ihre Sprache ist wohlklingend; die heidnischen Stämme werden demokratisch regiert, die mohammedanischen von Stammesältesten. Die Gallas sollen den niedergestreckten oder einzeln überraschten Feind kastriren und auf dem abessinischen Feldzuge soll manchen zurückgebliebenen Hindu dieses Schicksal betroffen haben. Nach einer Schlacht geschehe dieses häufig und sie sollen die ausgeschnittenen und getrockneten Geschlechtstheile den Fürsten überreichen, eben so ihren Mädchen. Die Krivoscier in Süddalmatien sollen dieses auch an österreichischen Kriegsgefangenen 1869 geübt haben. Berchtinger Ostafrika &c. Wien 1870, S. 133—4. Zu dieser Völkergruppe gehören auch die Dankali, Sumali an der Ostküste Afrikas von der Straße Bab el Mandeb bis zum Jubafluß, ein arabisirtes Gallavolk, welches mit Indien Handel treibt, die Schoho und vielleicht auch die wilden Dokko oder Dako. Ein Sklave theilte dem Missionär Krapf mit, daß die Dakos südlich von Schoa in Abessinien nur 4 Fuß hoch seien. Ihre Haut sei dunkelolivenbraun, sie kennten Feuer und

Waffen nicht, lebten von Früchten und kleinen Thieren, die sie zerreißen und roh verschlingen, ohne geselligen Verband, ohne Häuptlinge. Man raubt von ihnen alljährlich Sklaven. Die Schohos sind nach Munzinger ein armes Hirtenvolk ohne Ackerbau, besitzen aber die Päße nach Habesch und machen alle Durchreisenden tributpflichtig. Der Sprache nach sind sie Brüder der Somali und Gallas; von Farbe dunkelbraun bis schwarz, von Physiognomie wild, doch wenig negerartig; die Haare gleichen hingegen grober Schafwolle. Die Sitten sind einfach, frisch, rein; sie haben viel geistige Fähigkeiten, sind freiheitsliebend, keck, schlau; Diebstahl und Raub gelten keineswegs als Unrecht. — Die Sprachen der Galla und Somali sind nach Pott von den südafrikanischen ganz verschieden.

Baker gibt als nördlichste Stämme des weißen Nils die Dinkas, Schilluks, Nüer, Kitsch, Bohr, Aliab und Schir an, zwar wollhaarig, aber sonst ohne den eigentlichen Negertypus. Die Nüer schildert er als leibhafte Teufel; bei den Schir tragen die Weiber vorne kleine Stücke gegerbten Leders an einem Gürtel, von dessen Rückseite ein Schwanz aus fein geschnittenen Lederstreifen herabhängt, woher die Sage der Araber, in Mittelafrika lebe ein Menschenstamm mit Pferdeschwanz. Alle diese Stämme sind kräftig, muskulös, haben Feldbau und Vieh; entsetzlich mager, mückenähnlich hingegen sind die im endlosen Sumpf von Eidechsen, Schlangen, Mäusen, Insekten lebenden Kitsch, die kläglichsten Wilden, reine Affen nach B. Mit dem 5.° n. Br. beginnt der mächtige, wohlhabende Stamm der Bari; ihre Gesichtszüge sind hübsch, dicke Lippen und Plattnasen fehlen, das Wollhaar ist das einzige Merkmal des Negerblutes. Achtzig Meilen östlich von den kriegerischen Bari leben die von allen vorhergehenden Stämmen ganz verschiedenen Latukas, die schönsten Wilden, die B. sah, groß, schlank, mit prächtiger Muskulatur, mit hohen Stirnen, großen Augen, etwas hohen Wangenknochen, mäßig großem, wohlgeformten Mund, etwas vollen Lippen, vielleicht eine Abzweigung der Galla. Die Männer sind sehr hübsch, gehen ganz nackt, die Weiber sehr groß, vollgliederig, von ordinärem Aussehen, tragen vorne einen Lederlappen, hinten lange Schwänze aus Garn, mit rothem Eisenocker und Fett eingerieben. Die L. ziehen die vier untern Vorderzähne aus und stecken in die durchbohrte Unterlippe einen Stift. Die Männer durchweben ihr Haar mit Garn, so daß es nach und nach zu einem festen Filz wird, den sie dann mit Perlen &c. verzieren. Als Waffen haben sie weder Bogen noch Pfeile, sondern außer dem Schild eine Lanze, eine gewaltige Keule, ein langklingiges Messer und ein „häßliches" eisernes Armband mit 4 Zoll langen und 1 Zoll breiten Messerklingen besetzt, welches am Handgelenke getragen wird und das sie im Handgemenge, wenn sie sonst entwaffnet sind, zum Schlagen und Reißen benützen. Auf dem

Südufer des Nil in 2.° 15′ n. Br., in Unyora wohnt hingegen ein halbcivilisirtes, bekleidetes, von allen nördlichen Stämmen verschiedenes Volk. — Das Land der Njam=Njam ist nach Piaggia waldig, wasserreich, mit vielem Wild; sie sind Anthropophagen aus Rachsucht. Sie stecken das Gras in Brand, treiben die Elephanten gegen den Rauch und erlegen sie dann mit Speerwürfen und Pfeilen. Die Frauen tätowiren sich und durchbohren Nasenscheidewand und Lippen. Ihre Wahrsager sind zugleich Aerzte und Regenmacher. Bei Verträgen öffnen sich die N. eine Ader und trinken gegenseitig von ihrem Blute. Sie machen Thongefäße verschiedener Größe; manche derselben aufgehangen und angemessen geordnet und mit einem kleinen Hammer geschlagen, dienen als Musikinstrumente. Schweinfurth schildert die Niam=Niam als wohlgestaltet, mittelgroß mit langem Oberkörper, roher aber gutmüthiger Physignomie, röthlichbrauner bis braunschwarzer Farbe. Jochbögen breit, Brauen und Augen schief gestellt, Nase und Mund breit mit dicken Lippen. Sie hätten mehr Mongolisches als Negerhaftes in ihren Zügen. — Die Bareas sind kein besonderes Volk, sondern nur der abessinische Name für Negersklaven vom Takazze.

Im Süden des Niam=Niamlandes fließt ein gewaltiger Strom westwärts, um sich in den Tsad=See zu ergießen. Dort entdeckte Dr. Schweinfurth das von den umgebenden Negerstämmen sehr verschiedene Volk der Monbuttu, welche an den Ufern dieses Stromes leben, etwa eine Million Köpfe zählend, in einem paradisischen Lande von 250 Quadratmeilen und von zwei großen Häuptlingen, fast Könige zu nennen, beherrscht werden. Das Land ist reich bewässert, wildreich, mit Hainen gewaltiger Bäume, endlosen Bananenpflanzungen, Kulturen von Mais und Zuckerrohr, herrlichen Oelpalmen. Die halbcivilisirten klugen M. kennen das Weben nicht, die Männer bekleiden sich mit dem Bast eines Feigenbaumes, die sehr schamlosen Weiber gehen nackt. Sie ziehen Hunde und Hühner, den Potamochoerus, verfertigen Waffen und Geräthe aus Eisen und Kupfer, Holzschnitzereien, flechten Körbe, die Weiber machen Töpferarbeit. Die M. machen Raubzüge zu den südlichen Negervölkern, denn sie sind ungemein der Anthropophagie ergeben, Menschenfett ist allgemein im Gebrauche. Sch. verweilte einige Zeit bei ihrem König Munsa, der allen Pomp eines Negerfürsten entfaltet. Die M. scheinen den Fulbe verwandt zu sein, wohl ein Fünftel hat graulich=blondes Haar, sie tätowiren und schminken sich, gebrauchen die rothen Federn des Psittacus erythacus zum Schmuck, bauen treffliche Häuser und Hallen aus den unverwüstlichen Blattschäften der Raphia. Das Wort Allah übersetzte ein M. mit Noro und deutete auf die Frage, wo Noro wohne, gen Himmel. Bastian und Hartmann Ztsch. f. Ethnol. 5. Jahrg. H. 1.

II. Die gelbbraune Rasse.

Die gelbbraune, mongolische, tatarische Rasse ist die zahlreichste an Völkern und Individuen und hält wie in der Hautfarbe, so auch in der Schädelbildung gewissermaßen das Mittel zwischen der weißen und schwarzen Rasse; der Prognathismus erreicht nicht denselben Grad wie bei letzterer. Charakteristisch sind das breite Gesicht mit vorragenden Backenknochen, die enggeschlitzten, tief liegenden, schief stehenden, nicht großen Augen, die flache Nase mit weit offenen Löchern. Der Gesichtswinkel ist wenig kleiner als bei der weißen Rasse, der Schädel viel häufiger kurz als lang. Mund groß, Kinn fast ohne Bart. Die Hautfarbe wechselt vom Blaßgelben zum Braungelben, Kupfer- und Broncefarbenen bis zum Braunschwarzen, die Haare sind schlicht, fast immer schwarz. Diese Rasse ist seit vorhistorischer Zeit über beide Halbkugeln verbreitet und zerfällt in zahlreiche Abtheilungen, von welchen eine nach Norden bis zu den kältesten Ländern vorgedrungen ist, eine andere Amerika von einem Ende zum andern bevölkert hat, während die nach Süden gezogene sich auch über die Inselwelt des großen Oceans verbreitet hat, die centrale, dem Orte des Ursprungs näher geblieben, den größten Theil Asiens inne hat und eine westliche Abtheilung auch nach Europa gelangt ist.

Erste Abtheilung: Malayo-Polynesier. Ich habe in meinen „Grundzügen der Ethnographie" die hierher gehörenden Völker als letzte Abtheilung der weißen Rasse angeführt, muß aber nun dieselben mit Linck, Wallace und Mohnike zur gelbbraunen stellen, mit der sie mehr Berührungspunkte haben, auch die Falte am obern Augenlid. Weniger richtig scheint, wenn Yvan die Malayen für einen Mittelschlag zwischen Kaukasiern und Negern erklären will. Die Hautfarbe ist vorzugsweise braun, wechselt aber von weißgelb bis schwärzlich. Das schwarze Haar ist lang und dicht, die Augen braun oder schwarz, die Zunge und Mundhöhle bei den eigentlichen Malayen, namentlich den Frauen, oft violett oder schwärzlich, Nase breit, am Ende dick, Mund groß, Gesichtszüge stark ausgeprägt, der Prognathismus mäßig. Diese Völker sind rastlos von Meer zu Meer gewandert, haben vorzüglich Küsten und Inseln bevölkert, ohne in das Innere einzudringen, wobei Vermischung mit den Australnegern nicht ausbleiben konnte. Vor den Malayen lebten nämlich

im indischen Archipel roh gebliebene kraushaarige Schwarze, ähnlich denen im Vindjhagebirge in Vorderindien, die in Indien großentheils ausgerottet wurden. Auf dem asiatischen Continent finden sich Malayen nur auf der Südspitze von Malacca, von der indischen Inselwelt, ihrem Hauptsitz, haben sie sich dann westlich bis nach Madagaskar, nordöstlich und östlich auf die Philippinen und die Inseln des großen Oceans verbreitet, nicht als wenn die Tagalen, Mikronesier und Polynesier Abkömmlinge der Völker wären, die man jetzt als eigentliche Centralmalayen bezeichnet, sondern alle zusammen sind Abzweigungen von einem gemeinschaftlichen Stamme in früher Zeit, dessen Eigenthümlichkeit vielleicht am reinsten in den isolirt gebliebenen Polynesiern sich erhalten hat. Die auf die Philippinen eingewanderten Malayen, die Tagals, nennen die Spanier „Indianer". Wallace bezeichnet den Malayen als blöde, kalt, verschlossen, ernst, ungastlich, den Papua als kühn, reizbar, lärmend, fröhlich; der Papua hat auch nach andern Nachrichten ein besseres Gemüth als der Malaye, wenn ihn aber Wallace auch intellektuell über den Malayen stellen will, so werden ihm nicht Viele hierin beistimmen.

1. Man unterscheidet Centralmalayen auf Malacca, am Brahmaputra, in Assam, auf den indischen Inseln, Westmalayen, Hovas, das herrschende Volk auf Madagaskar und Ostmalayen, Polynesier. Das Malayische ist Handelssprache im indischen Archipel geworden; die gebildetsten M. sind die Javaner, deren Sprache viele Elemente aus dem, dem Sanskrit verwandten Kawi aufgenommen hat. Wallace unterscheidet bei den Centralmalayen wieder eigentliche Malayen, Javaner, Bugis (diese auf Selebes). Die höheren Klassen der Malayen sind sehr höflich, ruhig, würdevoll, aber rücksichtslos grausam, Menschenleben für nichts achtend. Auf den indischen Inseln hausen noch allerlei rohe Stämme: Battas (nach Einigen nicht zu den Malayen, sondern zu den Indoeuropäern gehörend), Redschangs, Sumbavas, Illamos, Dajaks. Diese auf der gewaltigen Insel Borneo mit ihren plötzlichen Stürmen, großen an Krokodilen reichen Flüssen, ihren Riesenschlangen, bewohnen nach Spenser St. John befestigte Dörfer, die nur aus wenigen, sehr großen, auf hohen Pfählen ruhenden Häusern bestehen. In einem Dorfe fand Sp. bloß zwei Häuser, eines 200, das andere 475 Fuß lang, die Pfähle 40 Fuß hoch, 18 Zoll dick. Die Pakatan und Punan, zwei Wanderstämme, schießen aus Blasrohren vergiftete Pfeile, entwickeln bedeutende Geschicklichkeit in der Holzschnitzerei, stellen Krokodile, Eidechsen, den Nashornvogel als freie Figuren oder als Reliefs sehr kenntlich dar. Die sehr begabten Küstendajaks sind meist verwegene Seeräuber, wenn zu Hause aber ganz fleißige Arbeiter. Sie machen auch einzelne Züge, um Köpfe abzuschneiden, die z. Th. als Sühnopfer gelten, wie z. B. ein Witwer sich nicht eher wieder

verheirathen darf, bis er den Geist seiner Frau mit dem Schädel eines Fremden oder Feindes versöhnt hat. Ehescheidung findet auf die leichteste Weise und bei geringer Unzufriedenheit des einen oder andern Theils statt; Sp. sah eine 17 Jahr alte Frau, die schon den vierten Mann hatte. Die Dajaks oder Biadschos tödten alle Feinde, weil sie der Meinung sind, dieselben müßten ihnen im Jenseits als Sklaven dienen; jeden in das Dorf gebrachten abgeschnittenen Kopf begrüßen sie jubelnd als neuen Diener, Köpfe zu erbeuten, wenn auch durch hinterlistigen Mord, gilt für höchste Ehre.

Die Einen lassen die Malayen vom Continent über die malayische Halbinsel nach den indischen Inseln gekommen sein, Andere sehen als ihren Ausgangspunkt Sumatra an. Die Cultur der Hindus hat mächtig auf die Malayen eingewirkt. Sumatra hatte sie von brahmanischen Einwanderern erhalten, die Malayen gründeten von ihrem Reiche Menangkabao auf Sumatra aus um 1252 n. Chr. ihr Reich auf Malacca. Indische Kultur wirkte auch durch Vermittlung von Javanern auf die Philippinen ein, wo es unter den zu den Malayen gehörenden Bisagos ganz weiße Frauen geben soll. Dann haben auf die Kultur der Malayen auch Araber, Chinesen und Europäer Einfluß geübt. Die höchste Stufe erreichte ihre Macht und Kultur in Malacca, Atjin, Bruni unter Einwirkung indischer und arabischer Elemente im 16. Jahrh.; schon im 13. war in Malacca der Islam angenommen worden. Die Fähigkeiten der M. sind mittelmäßig, ihre Leidenschaften glühend (Amoklaufen!), mit Landbau und Viehzucht geben sie sich wenig ab, viel mehr mit Fischerei, Handel und Seeraub. Ihre Sultane auf Borneo sind habsüchtige und wollüstige Tyrannen. — Die Battas leben im Innern Borneos und Sumatras, die in Sumatra theils in zerstreuten Wohnungen der Waldwildniß, jede von einem kleinen bepflanzten Grundstück umgeben, zugleich mit ihren Hunden, Hühnern und Schweinen. Das Grundstück wird zur Abwehr der Elephanten mit langen spitzen Bambusstäben umgeben. Manche Häuser werden wegen der Ueberschwemmungen und Elephanten auf Bäumen erbaut und man steigt auf Leitern hinauf. Hähne krähen im Hause, Affen schaukeln sich auf den Baumzweigen, Stenopsarten und langschwänzige Eichhörnchen springen herum, fliegende Makis und Kalongs ziehen durch die Luft, während Elephanten sich im Flusse baden und Rudel von Hirschen den Wald durchstreifen. Junghuhn, die Battasländer auf Sumatra II, 78. Die Battas sind Anthropophagen aus Rache. — Die Eingeborenen der Nikobaren sind nach Scherzer groß, wohlproportionirt, dunkelbroncefarben, von Cocosöl glänzend. Der Kopf der Nikobaren ist sehr ansehnlich groß, der Prognathismus geringer als bei allen übrigen Malayen, Hals- und Brustumfang, Breite der Taille sind sehr bedeutend. Bemalung des Gesichts ist selten, Tattui-

rung wurde nicht beobachtet. Stirn leicht gewölbt, Gesicht breit, Jochbeine ziemlich stark, Nase ungemein breit, plump. Das unaufhörliche ekelhafte Betelkauen verdirbt die Zähne und erzeugt geschwollene Lippen. Ohrläppchen durchbohrt zum Einstecken eines Bambusröhrchens. Augenbrauen dünn, Haar meist schön schwarz, dicht, weich, Bart sehr spärlich. Gesichtsausdruck ernst, apathisch. Arme und Schwache werden von Andern ernährt. Die Männer tragen als ganze Bekleidung nur einen sehr schmalen langen Streifen blauer Leinwand mehrmal um den Leib gewickelt und zwischen den Beinen durchgezogen, was 1647 den schwedischen Reisenden Keoping zu der Meinung verleitete, die Nikobaren seien geschwänzt. Die Frauen sollen häßlich und derb sein. Die Wohnungen sind meist runde, bienenkorbartige Hütten, auf hohen Pfählen ruhend, Wände geflochten, Dach von Palmenstroh, nur mit einem rauchgeschwärzten Raum. Man findet in ihnen blos einige Speere und Harpunen, Cocosschalen zum Trinken, plumpe irdene Geschirre für den Pandanusbrei, geflochtene Körbchen und Kistchen, rohe Talismane, keine Bänke, Stühle, Tische 2c. Nachts strecken sie sich auf eine Blüthenscheide der Arecapalme, etwa mit einem Holzstück unter dem Kopf. Sechs bis sieben solcher Hütten bilden ein Dorf. Die Nikobaren sind noch ganz im Kindheitszustand, heirathen früh und zwar eine Frau, altern bald und scheinen nur kurz zu leben. Ihre Aerzte, Manluraa, suchen durch Drücken, Kneten der Glieder unter Pfeifen, Heulen, Schreien den bösen Geist auszutreiben, der nach ihrer Meinung die Krankheit erzeugt.

2. Die westlichen Malayen sind die Ovas, Hovas, aus einer Mischung von Malayen mit Arabern und mit den schwarzen Urbewohnern der Inseln, den Betsimasarakas, denen sie sehr überlegen sind, hervorgegangen. Sie sind nach Ellis fein gebildet, wohl proportionirt, zu Fortschritten in Industrie und Regierungskunst sehr befähigt.

3. Die Ostmalayen sind die Formosaner, die Tagals und Bisagos auf den Philippinen und die Polynesier. Noch wenig bekannt sind die Bewohner von Formosa, deren Sprache zur malayischen Familie gehören, deren tattuirte Haut aber schwarz sein soll. Nach dem engl. Missionär Lobscheid sind sie meist groß und corpulent, braun oder gelb, die Weiber sind heller, kleiner, doch stark und es liegen ihnen fast alle Arbeiten ob. Die Formosaner gehen im Sommer ganz nackt. Sie hatten nie einen König und wurden wenigstens früher durch einen Rath, Quaty, regiert, bestehend aus 12 Männern von wenigstens 40 Jahren und zweijähriger Amtsdauer. Sie haben keine Priester, sondern Priesterinnen, welche opfern und beten, wobei sie endlich unter Augenverdrehen und Kreischen zu Boden stürzen, außer sich gerathen und behaupten, daß ihnen in diesem Zustand der Gott erscheine; wieder zu sich

gekommen, sind sie ganz schwach. Jetzt sind die Chinesen die Herren der Inseln, welche die Eingeborenen härter behandeln als früher die Holländer. S. Verhandl. d. k. k. zoologisch-botan. Gesellsch. in Wien 1866. Ferner hat man durch Swinhoe, Guèrin, Schetelig in neuester Zeit einige Aufschlüsse über die Bewohner von Formosa und ihre Sprache erhalten. Die wilden Chinwan leben in den südlichen Bergen und mordeten schon oft schiffbrüchige Mannschaften, die friedlichen Shekwan sind über die ganze Insel zerstreut. Beide gehören zum malayischen Stamm; in ihren Sprachen fehlen nach Favre die sonst im Malayischen aus dem Sanskrit und Arabischen entlehnten Worte, so daß die Trennung von den Central-Malayen schon früh stattgefunden haben muß. Schetelig unterscheidet auf Formosa drei Rassen, eine größere, Shekevans von den Chinesen genannt, mit Schädeln denen der Sandwichsinsulaner ähnlich, eine kleine zartere in den nördlichen Gebirgen, gelb wie vorige aber heller und endlich einen Stamm im Süden, dessen Schädel denen der Tagals am meisten gleicht.

Auf Luçon wohnen nach Jagor (Reisen in den Philippinen 1872) Tagalen und Bicols, auf den Inseln südlich und östlich davon Bisayer, sämmtlich zwar Malayen, aber von den Centralmalayen doch merklich verschieden und sie körperlich und geistig überragend. Namentlich ist der Menschenschlag in den großen Verkehrscentren am schönsten, wo vermuthlich zahlreiche Kreuzung mit Chinesen, Japanesen und Spaniern stattgefunden hat. Am Ostrande von Luçon fand Berührung mit Polynesiern, namentlich Palaos- und Carolineninsulanern statt. Jagor brachte aus einer Höhle bei Lanang Schädel mit, die Virchow als künstliche Flachköpfe wie die der Flathead-Indianer erkannte. Die Einwohner der Philippinen hatten schon 200 Jahre vor der christl. Zeitrechnung einen lebhaften Verkehr mit dem asiatischen Continent. Es mögen ihrer jetzt 4—5 Millionen sein; die Zahl der in die Gebirgswildniß zurückgedrängten Ureinwohner, der Negritos, schätzt man auf Luçon etwa auf 25000.

Die Polynesier hat man wieder in eine mikronesische Abtheilung und eine polynesische im engern Sinn gesondert, von welchen erstere den Centralmalayen geographisch und physisch etwas näher steht. Die Mikronesier haben im Allgemeinen eine dunklere Hautfarbe und ihre Sprachen weichen untereinander mehr ab als die der eigentlichen Polynesier. Unter dem Namen Mikronesien faßt man die Pelew- oder Palauinseln, Marianen, Carolinen, Ralikinseln, Marshallinseln, Gilberts Inseln und auch den Fidschiarchipel zusammen, welche sämmtlich im äquatorialen und westlichen Theil des großen Oceans liegen. Nach Semper sind die Bewohner der Pelew-Inseln ziemlich kultivirt, was ihre staatliche Verfassung (sie haben einen Priesterkönig und Stammesfürsten, deren Wohnungen mit gemalten Bas-

reliefs geziert sind), socialen Zustände und religiösen Uebungen erweisen. Obwohl aber zu diesem Complex auch die Fidschiinseln geographisch gehören, so sind deren Bewohner von denen der übrigen als Australneger verschieden und wurden daher auch bei diesen betrachtet. Das eigentliche Polynesien begreift die Samoa- und Tongainseln, die Cooks-, Gesellschafts-, Austral- und Paumatuinseln, die Osterinsel, die Marquesas- und die Sandwichinseln, dann Neuseeland und unzählige zwischen diesen liegende, z. Th. sehr kleine Inseln. Die hohen vulkanischen Inseln, vielleicht Reste eines versunkenen Continentes, gehören mehr Polynesien an, in Mikronesien überwiegen die niedern Koralleninseln.

Mikronesien und Polynesien empfingen ihre Bevölkerung von Westen her, wahrscheinlich aus der Gegend der Molukken; Waitz und Gerland glauben das Alter des malayo-polynesischen Stammes, der sich nach und nach über den großen Ocean verbreitet hat, bis in das 3. Jahrtausend v. Chr. verfolgen zu können. Zuerst mußte Mikronesien bevölkert werden, dann der Samoa-Archipel, für das östliche Polynesien wurde dann Tahiti der Radiationspunkt für alle östlichen, auch die Sandwichsinseln. Tahiti selbst hatte seine Bevölkerung von Rajatea erhalten, welches daher für Tahiti noch lange eine besondere Bedeutung behielt. Von den Sundainseln haben die Auswanderer Schwein, Hund, Huhn, Borstenratte nach Polynesien gebracht, auch die Kulturpflanzen weisen z. Th. auf Asien hin. Die Wandersagen der P. haben Hawaiki zum Ausgangspunkt, welches Hale in der Insel Sawaii in der Samoagruppe erkennen will, während Schirren und Hochstetter Alles mythisch fassen wollen, Hawaiki bedeutet nach Schirren die Unterwelt, Todtenwelt, den Ort, von wo die Ahnen gekommen und wohin die Seelen der Verstorbenen zurückkehren. Es fehlen in den polynesischen Sprachen Sanskritische Elemente, welche doch in den malayischen Idiomen, selbst auf Madagaskar vorhanden sind, die Polynesier müssen sich also vom gemeinschaftlichen Stamme vor der Einwirkung des Sanskrit auf diesen abgelöst haben, wahrscheinlich schon im zweiten Jahrtausend vor der christlichen Aera; es mochte eine Reihe von Jahrhunderten verfließen, bis die Verbreitung auf die äußersten östlichen Inseln erfolgt war. Die Eingeborenen von Viti behaupten, daß ihr Stammsitz Viti-Levu sei und sie von dort über die Vitiinseln sich verbreitet haben. — Im Allgemeinen stehen die Bewohner der hohen vulkanischen Inseln höher als die der Koralleninseln mit ihren spärlichen Mitteln, welche wilder, ärmer, ungeselliger sind. Die ersten Entdecker der Südseeinseln waren die Spanier, welche daselbst Schweine und Hunde fanden.

Wie bei den Malayen alle Abstufungen von hellgelb bis schwarz vorkommen, so auch unter den Polynesiern helle und dunkle Menschen, manchmal mit krausem Haar, sei es in Folge von Mischung von

Australnegern oder klimatischer Wirkung. Die hellste Hautfarbe um den Aequator zeigt folgende Ordnung: Tokelau, Markesas, Samoa, Tahiti, Tonga. Hawaier und Neuseeländer sind bedeutend dunkler, nicht wegen der Hitze, sondern wegen schlechterer Nahrung und schwerer Arbeit, auch ist ein Unterschied nach der Farbe, indem die Häuptlinge fast überall eine hellere Hautfarbe haben, als das Volk. Manche Markesanerinnen und Hawaierinnen haben rothe Wangen und können erröthen. Das meist dicke schwarze Haar hat eine leichte Neigung zum Kräuseln, die Augen sind schwarz, selten braun, die Nase ist verschieden geformt aber an der Spitze stets niedergedrückt, daher die Nasenlöcher auseinander stehend. Die Ohren sind meist groß, abstehend. Der Schädel ist kurz und breit, die Backenknochen etwas vorspringend, das Gesicht oval, die Züge sind oft sehr schön, mit lebhaftem Mienenspiel und wenigstens bei vielen frohem Ausdruck. Uebrigens variiren die Polynesier außerordentlich, manche sind fast europäisch weiß, andere licht schwarz. Besonders weiß und hübsch sind die Frauen auf Huaheine und die Züge mancher Tahiterinnen, Markesanerinnen, Hawaierinnen sind ganz europäisch. Die Bewohner mancher Inseln, z. B. Tahiti, Tokelau sind sehr wohlgeformt, unvergleichlich schön gewachsen die Aru-Insulaner, viele Polynesier sind groß, namentlich die Häuptlinge, Erihs und ihre Frauen oft riesig, während das Volk kleiner, schlechter geformt, verkümmert, dunkler ist. Es gibt auch häßliche Menschen, wie wenigstens Bory, S. 191, die Bewohner der Bogeninsel, einige Grade östlich von Tahiti als die scheuslichsten und dümmsten Menschen schildert, mit breiten, platten Nasen, ausdruckslosen eingefallenen Augen, dicken Lippen mit niedergezogenen Mundwinkeln, stark gerunzeltem Gesicht, langem, struppigem, von Schmutz und Ungeziefer starrendem Haar, über mittelgroßer Statur, dicken Gliederknochen, schlaffen Muskeln; die Weiber waren noch abscheulicher und arbeiteten in der brennenden Sonnenhitze, während die Männer sich umschlingend im Schatten der Palmen sich wälzten. Beide Geschlechter gingen mit Ausnahme der Genitalien nackt, die auf Matten liegenden Kinder waren ganz von Fliegen überdeckt. Auf Tahiti und Neuseeland gibt es in den Einöden des Innern ganz verwilderte, scheue, fast sprachlose Menschen, entlaufene Sklaven oder Verfolgte.

Die Nahrung der Polynesier ist meist vegetabilisch, wobei die Hauptrolle die Brodfrucht, dann der Taro (Wurzeln mehrerer Arum-Arten) spielt, ferner Yamswurzel, Bataten, Bananen, die Kokosnuß, Frucht des Pandanus ꝛc. Von thierischer Nahrung liefert das meiste die Klasse der Fische, sonst ißt man Vögel, Ratten, Hunde, Schweine. In Neuseeland war früher Pflanzennahrung sehr spärlich, am meisten genoß man noch die Wurzel des Farrnkrauts Pteris esculenta. Die Speisen werden in Polynesien gewöhnlich in einem Erdloch

über heißen Steinen gekocht oder gebraten, nachdem man diese zuerst durch ein starkes Feuer erhitzt hat, dann legt man die Fleischstücke oder ganze Ferkel, Hunde ꝛc. oder Früchte, Alles in Bananenblätter gewickelt auf die Steine und über sie wieder glühende Asche oder Steine und füllt dann das Loch mit Erde zu. Sie hatten nur ein berauschendes Getränk, Kawa, bereitet aus der Wurzel von Piper methysticum, die man kaut, den Brei in ein Gefäß ausspuckt und dann mit Wasser übergossen gähren läßt! Nur die Häuptlinge dürfen Kawa trinken. Die Hütten vieler Polynesier stehen vereinzelt, die Neuseeländer hatten und haben z. Th. noch zusammengebaute und befestigte Dörfer, auch steinerne Gebäude. In Matalanien findet man mächtige Wälle von Basalt mit unterirdischen Gewölben, auf vielen anderen polynesischen Inseln Steinpyramiden, Terrassen, Mauern, Bildsäulen. Auf andern Inseln, z. B. Tahiti, gibt es Häuser von 60—300 Fuß Länge; der Firſt des Daches ruht auf hohen, die Seitenflächen auf niedern Pfosten, die Wände sind offen, aber durch Einsatzstücke von Rohrgeflecht schließbar; in jedem Dorfe findet sich ein Gemeindehaus, das zugleich die Schlafstätte der unverheiratheten Männer ist. Die Polynesier verstanden große, z. Th. doppelte Kähne bis über 90 Fuß Länge zu bauen, die manchmal 200 und mehr Menschen faßten. Forster sah auf Tahiti eine Kriegsflotte von nicht weniger als 159 großen, doppelten Kriegscanots von 50—90 Fuß Länge und außer der Linie noch 90 kleinere. Er glaubte, daß die Bemannung der ganzen Flotte, die für einen Kriegszug nach Eimeo bestimmt war, wohl 4000 Mann Ruderer und 1500 Streiter betragen mußte und doch war das nur die Flotte eines Theiles von Tahiti. Alle Polynesier beiderlei Geschlechtes sind vortreffliche Schwimmer und Taucher, schießen ungemein schnell auf den Grund und können auch lange unter Wasser bleiben; ihre Kinder lernen eher schwimmen als gehen. Sie bleiben mehrere Stunden nach einander, selbst im Mondschein im Meere, essen im Wasser, tragen ihre Kinder auf dem Rücken, treiben in den Wellen der Brandung allerlei Spiele und manche, deren Boote viele Stunden weit von der Küste zu Grunde gegangen, erreichten noch dieselbe schwimmend. Auch in Mikronesien ist die Gewandtheit im Wasser sehr groß, fast unglaublich in Tahiti und Hawaii, wo Frauen mit ihrem Säugling am Arm in der Brandung umherschwimmen; Markesanerinnen schwammen mit gefüllten Wassergefäßen durch die Brandung, ohne das Wasser zu vergießen, Sandwichinsulaner schwimmen 20—30 Stunden durch das Meer, viele können 4, andere 5, 6, ja bis $7^1/_2$ Minute unter dem Wasser bleiben, wie Meares berichtet. Unglaublich ist ferner nach Pickering die Geschicklichkeit der Tahitier, sich überall auf die einfachste Weise und in kürzester Zeit Nahrung, Kleidung, Wohnung, Geräthe zu schaffen. Die Polynesier sind keineswegs ohne Anlagen zur Kunst, neuseeländische Kinder bildeten

nach Nicholas das vor Anker liegende englische Schiff aus Weidengerten nach, gaben ihm 2 Masten und einen Bugspriet und probirten es dann auf dem Wasser. Die kolossalen Steinbilder auf der Osterinsel bezeichneten die Eingeborenen als die Bilder ihrer verstorbenen Vorfahren. 1867 fand man in Oahu beim Umgraben eines Ackers ein hölzernes, mit Steinmesser geschnitztes Götzenbild, mit kleinem Menschenleib und Gliedern, aber einem ungeheuern an einen Haifischkopf erinnernden Schädel mit gewaltigem, gezahntem Rachen. Andere Götzenbilder lassen die Zunge aus dem aufgesperrten Maule hervorragen, bei den Kanakas eine abweisende oder verächtliche Geberde. Sehr wenig leisteten die P. in der Musik; sie haben eine Trommel, Flöte und Muscheltrompete und ihr sehr eintöniger Gesang umfaßt nur wenige Töne. Die P. und Maori hatten wie viele andere Naturvölker kein Wort für blau, hingegen (die Neuseeländer einbegriffen) Namen für alle ihre Pflanzen, Thiere, selbst die Arten des Gesteins. Zählen konnten die Tahitier meist nur bis 10, einige wenige bis 200, ihre Zeitrechnung richteten alle P. nach dem Monde ein und zwar rechneten sie nach Nächten, deren 28—30 einen Monat, 12 Monate ein Jahr bilden. Manchmal wurde ein Schaltmonat zugesetzt. Sie hatten Namen für einige Fixsterne und wußten sich bei Nacht nach den Sternen zu richten. Die Markesaner theilen Nachrichten in die Ferne durch Ruf mit, der von ferner und immer ferner weilenden fortgepflanzt wird.

Die P. sind zum größern Theile leichtsinnig, vergnügungssüchtig und wollüstig; auf vielen Inseln bieten sich Mädchen und Frauen den Fremden an und auf Tahiti und Hawaii werden noch ganz junge Mädchen, namentlich durch üppige Tänze zur Sinnlichkeit herangebildet. Für die rothen Vogelfedern von den Freundschaftsinseln war schon zu Cook's Zeit auf Tahiti Alles feil und selbst die Ehre der Frauen, die sonst (im Gegensatz zu den Mädchen) sich rein erhalten hatten, widerstand diesen rothen Federn nicht. Auch vor den Kindern, die nicht gezogen werden, halten sie geschlechtliche Verhältnisse nicht geheim. Mißtrauen, Verstellung, Verrätherei sind ziemlich allgemein, ebenso List, wie dieses namentlich Pomare I. auf Tahiti, Tamehameha auf Hawaii, Finow auf Tonga bewiesen haben. Sie sind rachsüchtig und vergessen Beleidigungen nie, dabei wechselt ihre Gemüthsstimmung fast so sehr wie bei den Negern und sie gehen schnell von einem Extrem zum andern über. Fast alle lieben den Krieg und sind grausam; in der Schlacht hat jeder Fürst seinen Kriegsgott bei sich: eine Büste von Flechtwerk mit rothen Federn bedeckt, mit verzerrtem Gesicht und abscheulichem Maul. Eigene Schlachtredner feuern zum Kampfe an, die Leichen der gefallenen Feinde werden schändlich mißhandelt. Die beständigen Kriege oft wegen Kleinigkeiten ließen die Bevölkerung nirgends zahlreich werden und

haben namentlich in Neuseeland viele Stämme vernichtet und das Volk roh gemacht. Der Kannibalismus war früher durch ganz Polynesien verbreitet, die Getödteten wurden manchmal gleich roh verzehrt, das noch warme Blut getrunken, die linken Augen der Opfer hinabgeschlungen, weil man diese für den Sitz der Seele hielt. Haß und Rachedurst waren wohl anfänglich Hauptveranlassung, später genoß man Menschenfleisch gleichgiltig wie jede andere gute Speise und selbst Weiße nahmen an solchen Mahlen theil. Das Herz wurde verschlungen, weil man dadurch in Besitz der Tapferkeit des Feindes zu kommen wähnte. Die Tonganer waren zuerst harmlos und friedfertig, da gingen einige junge Leute nach den Fidschiinseln und lernten dort das Kriegshandwerk, nach ihrer Zurückkunft begann der Häuptling Finow I. mit ihnen seine blutige Herrschaft, wo dann die Gefangenen, die man früher schonend behandelt hatte, getödtet und z. Th. gefressen wurden; erst unter den folgenden Finow's wurde die Herrschaft wieder milder.

Die meisten P. sind sehr begehrlich und zugleich sehr arge und sehr geschickte Diebe. Anhaltender Fleiß ermüdet sie bald. Wie alle Barbaren und Halbbarbaren sind sie stolz und haben von der Geltung ihres Volkes und ihrer Individualität sehr hohe Begriffe. Neben diesen Untugenden sind sie aber alle gastfrei und nicht ohne sittliches Gefühl und Dankbarkeit. Als auf einer der Freundschaftsinseln Cook's Wundarzt Patton zwischen den Insulanern sehr ins Gedränge und in Lebensgefahr kam, trat ein junges Frauenzimmer mit fliegendem Haar zu ihm, nahm sich seiner an, schützte und erquickte ihn. Sie haben gute Anlagen und für ihre Verhältnisse einige bedeutende Menschen hervorgebracht, denen besonders auch der Maori William Thompson beizuzählen ist. Tamahameha war ein gewaltiger, kriegerischer Fürst, der Hawaii und die umliegenden Inseln zu einem Reiche vereinigte. Er war klug und mäßig und blieb seinem alten Glauben treu. Die P. beobachten gut, Finow that oft sehr verständige Fragen. Ein schönes Mädchen von Rajatea, welches ein Liebhaber von Tahiti entführt hatte, schlich sich, als Cook's Schiff von Tahiti absegeln wollte, heimlich auf dasselbe und kam erst zum Vorschein, als man auf offener See war. Sie zog Offizierskleider an, die sie gar nicht mehr ablegen wollte, speiste mit den Offizieren, zeigte sehr viel natürlichen Verstand, Lebhaftigkeit und Freundlichkeit, so daß sie nach Forster bei guter Erziehung sogar unter europäischen Damen sich würde ausgezeichnet haben. Forbisher, der Kommandant der Churchill erklärte in s. Ber. an die Admiralität die Pelew-Insulaner für die abergläubigsten, trägsten und rohesten Wilden, dabei aber für sehr bildungsfähig. Aber er und die ganze Mannschaft, auch der Arzt, wären an einem fürchterlichen Fieber gestorben, hätten sie nicht zwei dieser armseligen Wil-

den an Bord gehabt, welche einen tintenschwarzen Trank aus mit Wasser übergossenen getrockneten Blättern bereiteten, die sie in ihren Hütten aufbewahren und der in fünf Tagen Rettung brachte, so daß F. von 17 Mann nur 3 verlor. Hundert europ. Aerzte mit all ihrem Latein hätten uns nicht zu retten vermocht, schrieb er. Mit Kneten und Drücken stellen die Tahitier oft kranke Glieder wieder her, verstehen Wunden zu heilen, Luxationen einzurichten.

In ganz Polynesien existirt eine Masse von Höflichkeitsgesetzen, Umgangsnormen, Ceremoniell, Etiquette, am meisten auf Samoa. Viele P. grüßen sich durch gegenseitige Berührung der Nasen, Schütteln der Hand besteht überall und bestand schon vor Ankunft der Europäer; spricht ein Niederer mit einem Höhern, so muß er sich setzen, während der Höhere steht. Ueberall findet man Tänze, in Tahiti auch Spuren dramatischer Composition und mancherlei Spiele, auf mehreren polynesischen Inseln auch Hahnenkämpfe wie auf den Marianen. Die Frauen werden nicht eben schlecht behandelt, nehmen aber doch, etwa Neuseeland ausgenommen, eine tiefere Stellung ein als die Männer, was früher nicht in dem Maaße der Fall gewesen zu sein scheint. Die Frauen dürfen die besten Speisen nicht genießen, indem diese für sie Tabu sind, Ehebruch der Frauen wird streng bestraft, während den Mädchen (und den Männern) alle Freiheit gestattet ist, schließen zwei P. Freundschaft, so überläßt einer dem andern auch sein Weib. Es kommt überall und oft vor, daß die Frauen die Männer freien. Wenn auf Nukahiva ein vornehmes Mädchen heirathet, so werden nach Langsdorff Schweine geschlachtet und Gastmähler angerichtet und jeder Gast darf mit Bewilligung der Braut die Freuden der Hochzeitnacht mit dem Bräutigam theilen. Nach 2—3 Tagen, wo alle Schweine verzehrt sind, gehört die Frau dem Manne allein, der sie indeß auch gegen ihren Willen an einen andern verkuppeln kann. Eine Hochzeitsfeier auf den Tongainseln, wo ein Prinz zwei Häuptlingstöchter zugleich heirathete, beschreibt Mariner. Kindermord ist in ganz Polynesien sehr allgemein: aus Rache gegen den Mann, Trägheit, Sorge wegen der Ernährung. Die Häuptlinge ausgenommen, darf eine Mutter nur 3 Kinder haben, die folgenden muß sie selbst lebend vergraben; auf Neuseeland wird den Neugeborenen der Kopf zusammengedrückt. Demungeachtet lieben die P. ihre Kinder, erziehen sie jedoch nicht, sondern lassen sie ganz wild aufwachsen und die Kinder bekümmern sich auch nicht um die Eltern, haben durchaus keine Pietät gegen sie.

Die polynesischen Verfassungen sind von der Familie ausgegangen, gipfelten zuletzt im Königthum und dieses wich später der Herrschaft von einander unabhängiger Häuptlinge. Diese oder der Fürst, über dem Gesetz stehend und frei von Strafe, sprechen auch allein Recht und diktiren Strafen, die meist in Verstümmelung und Hin-

richtung bestanden; der Einzelne durfte sich übrigens auch selbst Recht nehmen, wenn er einen Dieb oder Ehebrecher auf der That betraf, für Mord oder schwere Beleidigungen bestand überall das jus talionis, in Tonga und Hawaii hatte man Reinigungseide und Ordalien. Auf Tahiti gliederte sich die Bevölkerung in die Erihs oder Arii, die königl. Familie und den hohen Adel begreifend, die Raatira, Landbesitzer und die Manahum, das besitzlose Volk; Zusammenhang mit den Göttern hatten nur die Arii. Sie zerfielen wieder in den König und seine Familie, zweitens die hohen, drittens die niedern Häuptlinge, der Sohn des Königs galt für vornehmer als dieser selbst, weil er wieder einen Ahnen mehr hatte. Die höchsten und heiligsten Personen wurden immer getragen, durften nicht den Boden berühren, sonst wäre dieser Tabu geworden, waren aber eben wegen ihrer Heiligkeit besondern Beschränkungen unterworfen. Trotz der Abgaben und Lasten war das Volk doch fröhlich, denn es sah die Staatseinrichtung vom religiösen Standpunkte an, konnte sich auch seine Lebensbedürfnisse leicht verschaffen, kam aber zuletzt dem-umgeachtet doch immer mehr herab. Bei der Krönung des Königs von Tahiti fanden Menschenopfer statt. Die gleichen drei Stände bestanden auch auf Rarotonga und Tonga, wo an der Spitze aller Fürsten der Tui-Tonga als höchstes weltliches und geistliches Haupt stand und wo bei der jährlichen Tributdarbringung an ihn stets Menschen geopfert wurden, beim Tode desselben auch sein Weib getödtet wurde. Mit dem Emporkommen hervorragender Häuptlinge erblaßte nach und nach die Macht des Tui-Tonga. Die Verfassung von Samoa ist aristokratisch-patriarchalisch, der Häuptling eines Dorfes wird von den Familienhäuptern gewählt, ein Distrikt wählt dann einen Häuptling höhern, eine ganze Insel einen solchen noch höheren Ranges. Die Macht der Häuptlinge und Fürsten daselbst ist zwar nicht groß, doch genossen sie, vor Allen die Fürsten religiöse Verehrung. Unter den Häuptlingen standen als zweite Klasse die Tulafale, dann kam das ganz rechtlose gemeine Volk, das selbst als seelenlos betrachtet wurde. Dieß gilt eigentlich für ganz Polynesien, man respektirt das Eigenthum der gemeinen Leute nicht, der König auf Tonga läßt sie tödten, wenn es ihm gefällt und Finow sagte einst Mariner, der sein Bedauern darüber aussprach: an einem gemeinen Menschen sei nichts gelegen und er habe nicht einmal eine unsterbliche Seele. Trotzdem sind die Tonganer nie unzufrieden und lassen Alles ohne Widerstand über sich ergehen. Neuseeländische Häuptlinge bedeuteten die Missionäre, doch nicht die Kinder der gemeinen Leute zu unterrichten, da es diesen nie etwas helfen könne.

Auf den Marianen existirte eine zügellose Adelskaste, Ulitaos genannt, auf mehreren Südseeinseln sind Königinnen im Besitz der höchsten Gewalt, indem wahrscheinlich die Erbfolge auch für die Frauen gilt. Auf den Sandwichinseln gelangte nie der Adel, son-

dern der König zu einer ganz despotischen Gewalt und manche übten Grausamkeit und harten Druck; in der Nähe des Königs muß jeder den Unterleib entblößen. Die Vornehmen auf den Sandwichinseln verkehrten frei und höflich mit einander und ihr ganzes Leben war streng von dem des Volkes geschieden, sie waren stark gebaut, groß (manche bis $6^1/_2$ engl. Fuß), fett, hochmüthig, das Volk mager, armselig, knechtisch. In Neuseeland waren früher wahrscheinlich dieselben obersten Rangstufen vorhanden, aber schon zu Cooks Zeit kein König mehr, sondern nur Häuptlinge etwa gleichen Ranges, welche an der Spitze einer Menge einzelner Stämme standen und zugleich oberste Priester waren, außer ihnen gab es dann noch Rangatira, Freie und Taurekareka, Sklaven. Die Neuseeländer standen früher auf einer höheren Kulturstufe, was man auf Tahiti Arii nennt, heißt auf Neuseeland Ariki. Ohngefähr gleiche Verhältnisse herrschen auf den Markesas und im Archipel von Paumotu, wo auch kein gemeinschaftliches Oberhaupt mehr da ist. Auf der Insel Waihu fand Forster zwar einen König, aber ohne Einfluß. — Die genannten Stände in Polynesien sind erblich und Versetzung aus einem in den andern ist nicht möglich; Früchte aus der Verbindung verschiedener Klassen wurden oder werden noch gleich bei der Geburt getödtet. Ein complicirtes Tabusystem schützte die Vorrechte des Adels. Je vornehmer ein Mensch, desto vornehmer die Götter, zu denen er in Beziehung steht, Könige von besonderer Bedeutung wurden nach ihrem Tode selbst zu Göttern und allmälig nahmen solche neuen Götter die Stelle der alten ein und drängten diese in den Hintergrund.

Die Religionen der P. hat namentlich Gerland eingehend untersucht. Er unterscheidet drei Klassen von Göttern: höchste, welche die Welt erschaffen haben, die ältesten und heiligsten Götter; zahllose niedere Götter, Diener der ersten; Elementargeister, Feen, Riesen, endlich vergötterte Menschen. Der erste und Hauptgott ist Tangaloa, der Himmelsgott, fast im ganzen großen Ocean verehrt, der alle übrigen Götter und auch die Menschen geschaffen hat und trägt, in Tahiti Taaroa genannt. Auf manchen Inselgruppen, auch auf Neuseeland galt er nicht als mächtigste, sondern nur als eine vielen anderen gleiche Gottheit; an Tangaloa knüpft sich eine Masse von Mythen über die Weltschöpfung, die ersten Menschen u. s. w. Der zweite lebenvollste Hauptgott ist Maui, Personifikation der Sonne, um den sich ein ungeheurer Kreis von Mythen und wunderlichen Abentheuern gruppirt. Maui bezeichnet Hochstetter als mythischen Heros, Lehrer im Kahn- und Häuserbau, in der Kunst Stricke und Schlingen zu drehen, Herr des Wassers und Feuers, der Luft und des Himmels, dem Sonne und Mond angewiesen. Ein dritter Hauptgott, aus dem Po, der Nacht oder dem Himmel geboren, besonders

auf Huaheine verehrt, ist Tane, den man dort zugleich für den ersten Menschen nimmt, während auf Neuseeland er und sein Weib Paia als Erzeuger des Menschengeschlechtes angesehen werden. Auf Hawaii stand besonders hoch Tairi oder Kaili, der Kriegsgott, zugleich Familiengott Tamehamehas, auf Neuseeland war der Kriegsgott Tu. Ein Gott des Meeres ist Rua-Hatu, ein Gott der Wolken und des Regens ist Roo auf Tahiti, Rongo auf Aitutaki und Neuseeland, Lono auf Hawaii; als Cook kam, hielten ihn die Hawaiier für Lono. Außer diesen auf fast allen Inseln verehrten Hauptgöttern hatten die P. eine Schaar anderer für einzelne Inseln, auf Samoa O-le-Sa, auf Tonga die Windgöttin Kalla-Frilatonga, auf Tahiti Oro, auf Hawaii die Vulkangöttin Pele, dann gab es menschenfressende Götter, Riesen, Geister, Götter für menschliche Zustände und Verrichtungen, sogar für die Spiele. Man ließ die Götter in einem oder mehreren Himmeln (Po) wohnen, es gab außerdem noch ein Paradies, Rohutu, Miru und eine Art Hölle. Der Po oder Himmel wird öfters mit dem unterirdischen Todtenreich, wohin die Menschen kommen, vermengt. Doch dauern daselbst nur die Seelen der Häuptlinge fort, die Seelen der Leute aus dem Volk werden entweder von dem Vogel Lota gefressen, der auf Begräbnißplätzen weilt oder gehen in Thiere über, die Seelen der Häuptlinge hingegen werden in einem schnellen Kahn nach Bulotu, dem Todtenreich, zum Gott Hikuleo oder Oro geführt und setzen dort das Leben fort, wie sie es auf der Erde gewohnt waren. Unbeerdigte Todte hingegen irren Nachts umher, jammern über Kälte, plagen die Lebenden, verursachen Krankheiten, besitzen sie auch manchmal und veranlassen sie zum Weissagen. Damit Todte nicht wiederkämen, suchte man sie auf mancherlei Weise zu versöhnen; als Schutzgeister hatten die P. entweder verstorbene Menschen oder Götter. Uebrigens war nach Meinicke nnd Gerland die ganze Religion der P. zur Zeit der Entdeckung schon im Verfall. Besonders reich an Erzählungen von der Weltschöpfung, der Auswanderung aus Hawaiki, den Erlebnissen der Stammeshäupter sind Tongo und Samoa, aber sie finden sich überhaupt bei allen P.

T a b u oder Tapu ist eine durch die Religion geheiligte Bestimmung oder Beschränkung, ein Bann, gelegt auf etwas, dessen Berührung, Gebrauch, Ueberschreitung Sünde und Verbrechen ist. Es konnte und kann nur der König oder ein Priester Tabu auflegen auf Sachen und auch auf Personen, mit welchen letzteren dann Niemand umgehen durfte, sie waren verfehmt, wie in anderem Sinne durch das Tabu Vornehme im Verhältniß zu den Geringen geheiligt waren. Man legte nach großen Schwelgereien auch auf gewisse Früchte oder Thiere das Tabu, welche dann eine bestimmte Zeit nicht genossen werden durften, um Mangel oder Ausrottung zu verhüten;

Tabu sind auch die Tempel, die Wohnungen des Königs, der Häuptlinge und Priester. Die Strafe des Tabubruches ging nach der polynesischen Vorstellung vom Zorn der Götter aus. Die Männer als die höheren waren den Weibern gegenüber Tabu, darum durften letztere nicht mit ersteren essen, auch waren für sie die besten Nahrungsmittel Tabu. Häuser und Grund der Fürsten waren so heilig, daß man sich vor ihnen niederwerfen mußte; ferner war eine Menge z. Th. sehr unbedeutender Handlungen Tabu. Auflegung und Aufhebung eines temporären Tabus, besonders erstere geschah mit weitläufiger Feierlichkeit.

Die oft ungeheuer großen Marae der Tahitier waren öffentliche oder Privattempel, gewöhnlich auf vorspringenden Landspitzen, viereckig, an zwei Seiten mit hohem Steinwall, auf der dritten mit einem Zaun geschlossen, worin der Eingang war, gegenüber auf der vierten Seite mit einem pyramidenartigen Gebäude; sie wurden nach einem Kriege, einer Thronbesteigung u. s. w. gebaut. Die Priester bildeten einen abgeschlossenen erblichen Stand und waren aus dem höchsten Adel, religiöse Feste fanden vor oder nach Kriegen und bei Krankheit eines Fürsten statt. Auf Hawaii mußte, wer Priester werden wollte, mehrjährige Keuschheit beobachten und asketische Uebungen durchmachen, es gab hier auch Priesterinnen, die wahrsagten, Asyle für Verbrecher, Puhonua genannt, die Tempelplätze hießen Heiau. Man schrieb den Priestern in Hawaii nicht nur, sondern in ganz Polynesien die Macht zu, durch Bezauberung Lebende sterben machen zu können. — Auf Tahiti und Tonga wurden manchmal bei Krankheit der Fürsten oder Tabubruch Kinder geopfert, um den Zorn der Götter zu versöhnen. Die Hawaier hielten die ersten Missionäre für Zauberer, vergleichbar ihren Zauberern, aber die Götter der Missionäre seien mächtiger. Bei den Hawaiiern oder wie sie auch heißen Kanakas (Kanaka, der Mann, die Frauen der Sandwichinseln nennt man Wahines), ist noch jetzt ein Priester Kahuna, d. h. Mann Gottes zugleich Kahuna laau, Medizinmann, auch Kauka geheißen. Trotz der zahlreichen Missionäre halten die ächten Kanakas, nicht die Mischlinge, noch immer am alten Glauben und ihren Priesterärzten, welche mit Singen und Beten kuriren, aber mit den Kanakas werden auch der Kaukas immer weniger, beide sterben aus. — Die Gesellschaft der Areoi auf Tahiti war dem Gotte Oro geweiht und deshalb heilig, unverletzlich und vor ihren Mitgliedern galt kein Eigenthum eines Andern, das sie, wie auch die Töchter, ohne Umstände, wenn es ihnen gefiel, nehmen konnten. Kein größeres Fest fand ohne sie statt und an verschiedenen Punkten Tahitis waren schöne Häuser für ihren Besuch eingerichtet, wenigstens die unteren Klassen der Areoi lebten ganz zügellos, in Weibergemeinschaft. Alle Kinder männlicher oder weiblicher A. wurden

gleich bei der Geburt getödtet, weil die beiden ersten Areoi auch kinderlos gewesen seien, z. Th. auch, weil die A. sich für Götter hielten und ihre Kinder nicht von einer niedern Frau geboren werden durften, wenn sie mit einer solchen zu thun gehabt hatten oder sie wurden getödtet, um bei den Göttern als Opfer und Vermittler zu wirken. Diese Gesellschaft der A. verbreitete allerdings Bildung und feinere Sitten aber wirkte höchst entsittlichend. — Die Samoaner hatten weder Tempel noch Götzenbilder und auch auf anderen Inseln fehlten letztere oft oder man legte keinen besonderen Werth auf sie. Auf den Tongainseln sind die Priester die von einem Gott Begeisterten, welche von den Häuptlingen auch über die Zukunft befragt werden, zu deren Verkündigung sich die Priester durch den Kawatrank geschickt machen. Die Priester der Karolinen waren zugleich Zauberer.

Mit der Religion hängen auch Beschneidung und ursprünglich auch Tätowirung zusammen. Erstere ist auf den Fidschiinseln beobachtet und noch eine andere Operation bei den Knaben kommt in einem großen Theil Polynesiens vor und ist ein religiöser Akt, wodurch sie den Göttern geweiht werden. Wie die Orang Benua in Malakka, so schlitzen nämlich die meisten P. den Knaben schon in früher Jugend die Vorhaut auf und binden sie dann über die Eichel zu, die zu entblößen sie große Scheu haben. Vielleicht stecken aus diesem Grunde die Männer auf den Admiralitätsinseln die Eichel in die Meerschnecke Bulla ovum und tragen auf Neuguinea viele das Glied in einer Muschel oder einem Kürbis- oder Bambusstück. Die Tattuirung ist eine schmerzhafte Operation, die oft viele Jahre fortgesetzt wurde, nachdem sie bei beiden Geschlechtern schon früh begonnen hatte. Die Priester tattuiren oft im Tempel unter bestimmten Ceremonien und Gebeten und die Procedur entsprach etwa unserer Confirmation. Das geistliche Oberhaupt und die Häuptlinge wurden weder beschnitten noch tattuirt, weil sie an und für sich schon heilig waren. Oft war der Operateur, der Operirte und dessen ganzes Dorf Tabu. Die Tattuirung hatte anfangs eine religiöse Bedeutung, später war sie nur noch Schmuck, jetzt ist sie durch den Einfluß der Missionäre auf den meisten Inseln abgeschafft. Am vollkommensten war sie wenigstens früher auf den Markesas- und Washington-Inseln, wo sie durch besondere Künstler ausgeführt wurde. Manche P. schneiden als Opfer einzelne Fingerglieder ab, andere lassen den Daumennagel lang wachsen. — In ganz P. war es Sitte, bei dem Todesfall eines Vornehmen eine unmäßig leidenschaftliche und lärmende Trauer zu äußern, die Weiber schrieen und heulten, Männer und Weiber schlugen sich Wunden, Alles aus Ehrenbezeugung für die hingegangene Seele, damit sie nicht erzürnt zurückkehre und umgehe. Bei Gemeinen, welche keine fortdauernde Seele hatten, fand dergleichen

nicht statt, auch das Begräbniß war bei Vornehmen und Geringen verschieden. Wenn auf Tahiti ein Vornehmer stirbt, so muß einer der nächsten Verwandten eine besondere Kleidung anlegen, stirbt dort ein Kind, so schneiden sich die Eltern ihr Haar an einer Seite des Kopfes ab. Auf Tahiti und einigen andern Inseln, auch auf Neuseeland glaubte man, die Augen des Menschen würden nach dessen Tode als Sterne an den Himmel versetzt, weßwegen die Häuptlinge besiegten Feinden die Augen nahmen und sie verschlangen, um damit ihre Sterne zu vermehren. Die schon lange ausgerotteten Bewohner der Marianen glaubten an persönliche Fortdauer, an Paradies und Hölle, gute und böse Geister.

Die Neuseeländer haben neben Vielem, was ihnen mit den übrigen Polynesiern gemein ist, vieles Eigenthümliche. Der gewaltige Complex von Inseln, Neuseeland geheißen, an Größe etwa den brittischen Inseln gleich, ist von großartiger Natur, in der Nordinsel mit hohen bis in die Schneeregion aufragenden Vulkankegeln mit heißen Quellen, Fumarolen, brodelnden Schlammkesseln, Geisern wie Island sie hat, in der Südinsel mit wilden, Gletscher aussendenden Alpengebirgen bis 13000 F. Höhe, welche nach Photographieen, die ich von ihnen sah, sehr den Schweizeralpen gleichen. Man hat hier Goldfelder und Kohlenlager entdeckt; die Wässer sind reich an Aalen und Krebsen, der Waikato ist ein majestätischer Strom wie Donau oder Rhein; es gab früher nun ausgestorbene Riesenvögel, über welche die Eingeborenen noch Traditionen haben. Wann Neuseeland bevölkert worden, ist unbekannt, nach Hochstetter etwa 1300 nach Chr., nach Hole schon 11—1200 J. vor Chr.; die im Innern noch unbewohnte Südinsel wurde von der Nordinsel aus bevölkert. Die N., welche sich selbst Maori, die Einheimischen, Eingeborenen, nennen, sind meist groß, stark, die Gesichter breit, die Lippen dicklich, Nase meist an der Wurzel breit, wenig aufgestülpt, oft vollständige Adlernase, Hautfarbe braun, Haar schwarz, lang, schlicht, dick. Viele, auch Frauen sind blau tattuirt, was namentlich dem Gesicht einen umheimlichen, wilden Ausdruck gibt. Manche tragen in den durchbohrten Ohrlappen Ringe oder Haifischzähne oder um den Hals an einer Schnur eine sitzende Figur als Amulet, aus Nephrit gemacht, Heitiki genannt und in den Familien forterbend. Einige tragen noch den alten ursprünglichen Mantel, aus Matten von neuseeländischem Flachs, Phormium tenax gemacht, die schwarz und weiß gefärbt werden, auf dem bloßen Leib, andere europäische Kleidung, sind aber doch sehr schmutzig. Sie sollen beim Weben und Flechten ihrer Stricke die große und nächste Zehe brauchen. Auf Hochstetter machten die Maoris den Eindruck einer vielfach gemischten Rasse; unter 100 seien etwa 87 braun mit schwarzem straffen Haar, echt polynesisch, etwa 10 hätten eine mehr röthlich braune Hautfarbe und

entweder kurzes, gekräuseltes oder langes straffes Haar, mit einem Stich in schmutziges Rothbraun, 3 hätten eine schwärzliche Hautfarbe mit krausem, jedoch nicht wolligem Haar — Mischungen mit Malaien und Melanesiern; auch die Physiognomieen seien sehr verschieden. Die Häuptlinge gehören gewöhnlich zum rein polynesischen Typus. Von der Tattuirung der Neuseeländer sagt Hochstetter: Gewisse Linien bezeichnen den Stamm, andere die Familie und wieder andere das Individuum. An den den Häuptlingen errichteten Denkmälern, unförmliche Menschenfiguren darstellend, erkennt man aus der genau nachgebildeten Tattuirung Stamm, Familie und Person. Die M. kochen oder eigentlich dämpfen in runden Erdlöchern, in welche zu unterst glühende Steine, dann abwechselnde Lagen von Fleisch, Kartoffeln und grünen Blättern gebracht und welche, nachdem Wasser darin gegossen wurde, sehr schnell mit Erde zugedeckt werden, um die Entweichung des Dampfes zu verhindern. Sie gebrauchten die petrifizirten Schädel jener Riesenvögel, der Moas als Büchsen zum Aufbewahren der Farbpulver; die großen Fußknochen wurden als Keulen verwandt, kleine zu Angelhaken verarbeitet. Die Gipfel der erloschenen Vulkane und Schlammkegel dienten den M. früher als befestigte Wohnplätze, sie terrassirten die äußere Wand, verbanden die Terrassen durch bedeckte Gänge miteinander, sicherten die Außenränder durch Pallisaden und beschossen die Angreifer aus überdachten Gräben und unterirdischen Ausfallgängen. Das waren die Burgen oder Kriegs-Pa's, und jeder Stamm hatte eine solche; am Fuße waren die Felder und Wohnungen der Leibeigenen. Dann gab es auch offene Pa's, Dörfer und Hütten im Flachlande an Plätzen mit vielen eßbaren Farrn oder Teichen mit Aalen. Fische, Muscheln und Wurzeln des Farrnkrauts Pteris esculenta waren früher, vor der Einführung von Schweinen, Schafen, Kartoffeln, Getreide Hauptnahrung. Seit der Tabak eingeführt ist, haben sie den Gout an Menschenfleisch, das sie sonst sehr liebten, verloren, weil dieses, wie ein Häuptling sagte, dessen Geruch angenommen habe. Die M. hatten auch Holzschnitzereien an ihren Häusern.

Die M. sind geistig und gemüthlich sehr begabt, waren aber zur Zeit der Entdeckung schon von einer frühern höhern Kulturstufe herabgesunken, wie wohl alle Polynesier. Gerland, Anthropol. d. Naturvölker VI., 88, gibt eine Anzahl ihrer oft sinnreichen Sprichwörter; sie vermögen jedoch nicht englisch zu sprechen, obschon sie es verstehen, vom Christenthum haben sie sich höchstens nur die äußere Form angeeignet. Die europäische Kultur ist überall nur als fremdes Reis auf den wilden Stamm gepfropft; der Häuptling Ko Paora Matataora, den Hochstetter abbildet, trägt ein europäisches Hemd und Halstuch, darüber aber den Maorimantel aus Hundefellen oder neuseeländischen Flachs, in der einen Hand die Doppel-

flinte, in der andern die Streitaxt aus Nephrit, statt den einstigen Albatroßfedern als Kopfschmuck Pfauenfedern. Der Maori betet regelmäßig, aber lebt und arbeitet unregelmäßig. Der Häuptling Te Heuheu an dem von Vulkanen umgebenen, oft stürmischen und gefährlichen Tauposee, den Hochstetter in seinem Pa besuchte, erklärte ihm, daß er die Matrosen und anderes Gesindel, welches Neuseeland überschwemme, äußerst verabscheue, die Europäer höheren Ranges dagegen aufrichtig achte. Er ließ sich nicht taufen, weil er fürchtete, sein Ansehen zu verlieren, das auf der ihm zugeschriebenen Macht über böse Erd-, Luft- und Wassergeister beruhte. Ein ausgezeichneter, tapferer und edler Neuseeländer ist Wiremu Tomehana, als Christ William Thompson von Waikato genannt, der unter seinen Stammgenossen europäische Kultur förderte, ein „Maorikönig und Königsmacher", der nach dem dreijährigen den Maoris aufgedrungenen Krieg 1865 sich „dem Gesetz" der Königin Viktoria unterwarf. Der thatkräftige, ehrgeizige Häuptling Tongi war 1820 in England gewesen, nahm sich Napoleon I. zum Vorbild und begann nach seiner Rückkehr Eroberungskriege, welche die Nordinsel verwüsteten, bis er 1827 erschossen wurde. In den letzten Fünfziger Jahren kamen die Maori zum Bewußtsein, daß die Europäer nicht besser als sie seien und suchten, da sie ohnedem viel gegen die englische Regierung zu klagen hatten, dem Fremdkönigthum ein nationales entgegen zu stellen. Daher brach 1859 der Krieg aus, der 1863 und 1869 erneuert wurde.

Die M. hatten früher große Verbrüderungs- und Friedensfeste, Hakari genannt, wozu die Häuptlinge verschiedene Stämme einluden. Auf einem hausgroßen Holzgestell von Balken und Latten wurden Lebensmittel aufgehangen, das Holzgestell diente zu ihrer Bereitung, die Reste wanderten mit den Gästen nach Hause. Mancher Häuptling ruinirte sich durch die unüberlegteste Freigebigkeit und mußte dann mit den Seinen Monate lang hungern. Die Begierde, Eisen zu bekommen, trieb die Neuseeländer an, zu Cook's Zeit ihre Töchter — nicht ihre Frauen — den Engländern preiszugeben, wozu sich manche im Gegensatz zu den Tahiterinnen und Hawaiierinnen nur mit dem äußersten Widerwillen, der Gewalt weichend, verstanden. Mehrere M. treiben jetzt Handwerke, Küstenschifffahrt, Holzhandel, haben Sägemühlen, Geld in den Banken, sind Aktionärs, eine gute Zahl kann lesen und schreiben; die Bibel, einige kleine populäre Schriften und eine eigene Zeitung sind in ihrer Sprache erschienen. — Die zahlreichen Götter der Neuseeländer sind Schöpfer oder Urheber von Naturdingen oder Vorgängen; da gibt es einen Gott (oder Vater) der Vögel, Fische, Hunde, Menschen, der Kartoffel, der Steine, der Gewässer, des Feuers 2c., alle in menschlicher Gestalt gedacht, zugleich als die Geister der Urahnen verehrt. Sie brachten wenig-

stens früher den abgeschiedenen Seelen und den Schutzgeistern Opfer unter besonderer Anrufung und richteten an die Götter nicht eigentliche Gebete, sondern suchten sie durch Sprüche zu zwingen und unschädlich zu machen. Man hatte eigene Methoden, um Geister, die Krankheiten erzeugt hatten, wieder auf demselben Wege zurück gehen zu machen, auf welchem sie gekommen waren. Auf die Gestirne wandten sie viele Aufmerksamkeit und verschiedene Sagen und Traditionen beziehen sich auf die Sterne, welche ihre Priester fortwährend beobachten.

Die Maoris wie die Polynesier überhaupt gehen ihrem Untergang entgegen und erstere werden kaum das Ende des 19. Jahrh. erleben; ihr Protestiren gegen die Besitznahme des Landes durch die Weißen hat ihnen so wenig geholfen, als den Indianern Nordamerikas. Nach der Berührung mit den Weißen brachen unter den Polynesiern bis dahin unbekannte Seuchen aus; nach Hochstetter sind die Maori am Taupo-See (1859 nur noch 2000), welche europäischen Einflüssen noch am fernsten geblieben sind, die besten und kräftigsten ihrer Rasse. Wie bei den Rothhäuten, so ließen auch bei den Maoris die beständigen Kriege keine größere Volksmenge entstehen, — aber beide erhielten sich doch, während sie durch den europ. Einfluß zu Grunde gehen; Kleidung, Lebensweise, Nahrung der Europäer wirkt schon verderblich auf diese barbarische Bevölkerung, abgesehen von den Krankheiten, der Noth, den Kriegen, welche ihnen die Weißen bringen. 1868 zählte man in Neuseeland auf 218,668 Weiße nur noch 38,540 Maori. Auch auf Tahiti und den Sandwichinseln nimmt die Urbevölkerung rasch ab, zu Vancouver's und Cook's Zeiten lebten auf letzteren 2 bis 300,000 Menschen, jetzt kaum noch 60,000, während die Zahl der Kirchen, Kapellen und Missionäre immer zunimmt und diese und die Ansiedler alles Land in ihren Besitz bringen. Auf Hawaii, am Mauna Kea konnten sich wegen der Entvölkerung die wilden Hunde zu vielen Tausenden vermehren, haben die Wildschweine fast ausgerottet und zerreißen viele Eingeborne, die an Zahl, sagt Berchtinger, sich immer vermindern, während die wilden Hunde sich immerfort vermehren. Viele Südseeinsulaner haben nach langer Bemühung der Missionäre bis jetzt viele ihrer heidnischen Vorstellungen beibehalten und daß das Christenthum wenig Fuß gefaßt hat, kommt zum Theil auf Rechnung der pedantischen Strenge der Missionäre. — Bei aller Heiterkeit und Leichtigkeit des Lebens haben die P. doch nur wenig Fortschritte gemacht, was größtentheils auf die Ungunst der Verhältnisse zu setzen ist. In ganz Polynesien finden sich keine Metalle, auf den meisten Inseln als Baumaterial nur Korallenkalk, in dessen Höhlen sich das Regenwasser sammelt; ganz wasserlos ist Oatafu und der Paumotuarchipel, wo man das Regenwasser in Löchern auf-

fängt, die man in die Kokospalmen schneidet, es gibt wenig Nutzpflanzen und Hausthiere, die Berge und hohen Inseln sind oft unfruchtbar, die niederen werden leicht von der See überfluthet, weite Meeresstrecken zwischen den einzelnen Inselgruppen erschweren die Verbindung, weshalb jede ihre eigene Geschichte hat. Polynesien ist also ziemlich ungünstig für menschliche Entwicklung, das Leben eintönig, ermüdend, Sitten, Sprachen, Einrichtungen sind fast immer gleich geblieben. Man darf wohl annehmen, daß diese Rasse in dieser Natur keinen viel höheren Standpunkt als den halbbarbarischen erreichen konnte.

Zweite Abtheilung: Indianer. Obschon jetzt kaum noch 15 Millionen zählend, zerfallen sie in eine Unzahl kleiner Völker und Stämme, deren Zahl sich, etwa Mexiko ausgenommen, von Jahr zu Jahr vermindert. Ihr Hauptunterschied von den asiatischen Turaniern besteht in der Form der Nase, die nur selten wie bei jenen platt, sondern fast immer vorragend ist; man findet sogar Adlernasen. Hautfarbe gelb, kupferroth, zimmetbraun, manchmal fast schwarz. Nur in Nordamerika findet sich kupferrothe Hautfarbe, die Südamerikaner sind nach d'Orbigny immer olivenbraun bis gelb, mit allen Zwischennuancen. Die Amerikaner haben einen etwas stärkeren Hautgeruch als die Europäer und einen eigenthümlichen. Kopf groß, Rumpf robust, Brust gewölbt, Glieder gerundet, Hände und Füße klein, Haar dicht, reichlich, grob, schwarz, schlicht, tief über die Stirne herabhängend, im Alter ausdauernd. Bart sparsam, grob, schwarz, spät erscheinend; er ist nur Kinn- und Schnurrbart. Augen klein, tiefliegend, zwischen schwarz und grau, ziemlich ausdruckslos, Brauen sehr ausgebildet. Züge in der Regel sehr stark markirt. Ueber die Kopfform der Amerikaner läßt sich um so weniger etwas Allgemeines sagen, als sie bei den verschiedenen Völkern und selbst den Individuen des gleichen Volkes sehr verschieden ist. Der Prognathismus und die Vorragung der Backenknochen sind gemäßigt. Bei den Südamerikanern scheint Dolichocephalie öfter vorzukommen als bei den Indianern Nordamerikas. Nach Huxley sind die A. vorherrschend dolichocephal, brachycephal nur die Patagonen, einige Stämme im Westen von Peru und die Bewohner des Missisippithales. Kinn kurz, Gesichtswinkel 75—80°, mittlere Schädelkapazität bei den Irokesen 88 Kubikzoll, bei den sehr begabten Cherokees nur 79°. Mund groß, mit etwas dicken Lippen, Zähne schön. Die amerikanischen Völkerschaften sind übrigens unter sich bedeutend verschieden und wenn manche Reisende von einer Gleichheit derselben sprechen, so ist es der Ausdruck im Gesicht, welcher allen wilden Völkern überhaupt zukommt Im übrigen ähneln viele Amerikaner Mongolen, andere Chinesen oder Polynesiern, einige wenige arischen und Negervölkern. Die Schädelformen sind theils brachycephalisch,

theils dolichocephalisch. Schiefe Augen findet man fast nur auf der westlichen, Asien zugekehrten Seite Nordamerikas. Bart meist schwach, doch haben Chilesen, Guarayos, Potowatomies, Azteken, Neukalifornier (auch Eskimos) einen ziemlich starken Bart. Die Mehrzahl der A. scheut die Arbeit und bürdet deren Last den Frauen auf, darum, meint Burmeister, würden sie auch zu Grunde gehen. Wenn man von den großen untergegangenen Kulturvölkern absieht, so stehen die Amerikaner in materieller und geistiger Kultur hinter den Negern zurück; sie sind wesentlich Jägervölker. Alle, auch die wildesten, haben nach d'Orbigny eine Art Religion.

A. Urbewohner Südamerikas. Die Anzahl der Andoperuvianischen Völker berechnete d'Orbigny auf 1,364,000 Seelen, der Pampasvölker auf 78,982, der brasilisch-guaranischen auf 242,136, zusammen auf 1,685,118, wovon die Quichuas allein fast 1 Mill. ausmachen. Rechnet man dazu noch die Mischlinge spanischen Blutes, so würden 2,331,936 Seelen herauskommen, wovon nur etwa 94,197 sich im Urzustand befinden. Ueberall, selbst im Gebiet des Amazonenstromes breitet sich die weiße Rasse immer mehr aus und die eingeborene nimmt immer mehr ab. Vergeblich war schon im vorigen Jahrh. die Bemühung der Jesuiten, den Verfall der Eingeborenen im Conflikt mit der stärkeren Rasse aufzuhalten. Pflanzer Brasiliens führten Indianer, die in ihre Dienste getreten waren, bei der Abrechnungszeit an eine einsame Stelle und erschossen sie als angebliche Spione, nach Hensel in Bastian's u. Hartmann's Ztschr. I, 131.

Auf der waldlosen Westseite der Anden, wo es wenig oder gar nicht regnet, herrscht dunkle Hautfarbe, auf der waldigen, regnerischen Ostseite wird der Teint immer heller; die Yuracaré's gehören ihren Zügen nach zu der andoperuvianischen Familie, sind aber statt olivenbraun fast weiß. Die mittlere Größe der Andesvölker gibt d'Orbigny an zu $1_{,6272}$ Meter, der Pampasvölker zu $1_{,6732}$, der Brasilianisch-Guaranischen zu $1_{,6200}$, die größten sind die Patagonen mit $1_{,730}$ M. D'Orbigny fand die Bergvölker und die der ebenen Länder der gemäßigten Zone am intelligentesten; am höchsten standen die Quitschuas. Beim Mannbarwerden der jungen Amerikanerinnen finden nach d'Orbigny vielerlei Ceremonien und barbarische Gebräuche statt: strenges Fasten, Waschungen, Tätowiren an Gesicht und Armen, selbst Verwundungen an der Brust. — Man unterscheidet Andesvölker, Pampaner und brasilisch Gujanische Völker.

1. Die Andesvölker haben eine mehr oder minder dunkelbraune Haut mit einem Stich ins Olivengrüne und sind von kleiner Statur, ihre Augen horizontal, am Außenwinkel nicht verengt, die Stirn ist niedrig oder weicht zurück. Das sogen. Os Incae, os epactale der Peruanerschädel ist ein großes Schaltstück zwischen den Scheitelbeinen und der Hinterhauptsschuppe. Auch an Schädeln von den Phi-

lippinen hat man es gefunden, bei den Weißen und Negern kommt es nur im früheren Embryoleben vor, dann tritt Verwachsung ein. (Die Incaschädel in den Gräbern sollen von denen ihrer Unterthanen ganz verschieden sein.) Bei den Aymaras und Incas überwiegt der Rumpf ungemein in Folge der starken Entwicklung des Brustkastens, die wieder eine Folge der durch die unablässige Athmungsbewegung in der dünnen Luft veranlaßten enormen Vergrößerung der Lungen ist. Europäer und die Bewohner der Tiefländer können nach d'Orbigny wegen Asthma selten lange in der Höhe der Sierra oder Puna existiren. Nur unter ihnen finden sich Nationen, welche in früherer Zeit zu einer ziemlich hohen Stufe der Cultur sich erhoben haben. Man unterscheidet wieder erstens Cundinamarcas, zu welchen die Muïscas, Pantsches, die schwarzen Goajiros gehören, Peruaner mit den Quitschuas, Aymaras, Puquicas, Atacamas, Tschangos, welche letztern durchschnittlich nur $4^3/_4$ Fuß groß sind, ein Fischervolk an der Küste der Wüste von Atacama; sie scheinen den Uebergang von den Peruanern zu den Araucanern zu bilden.

Ueb. d. Goajiro-Indianer auf der nördlichsten Halbinsel Südamerikas s. Ernst in Bast. u. Hartm. Ztschr. II, 328. Die Goajiros, auf 100,000 Seelen geschätzt, in 12 Stämme zerfallend, sind ein kräftiger, obschon ziemlich kleiner Menschenschlag mit plumpem Gesicht, grobem, straffem, pechschwarzem Haar, hell lohfarbiger Haut, leben meist von Viehzucht. Die Quitschuas wohnen von 2000 bis 4792 Meter über dem Meere; sie stimmen in physischen Charakteren ganz mit den Aymaras in Bolivia und Peru überein; diese haben nach Forbes bis zur Gegenwart ihre Sprache, ihren Charakter, ihre Sitten bewahrt und stehen in scharfem Gegensatz sowohl zu den Weißen als zu den Mischlinge; sie hassen die ersteren grimmig als ihre Unterdrücker und Ausbeuter. Die Aymaraschädel, welche d'Orbigny abbildet, sind durch künstliche Verunstaltung ungemein in die Höhe getrieben.

Die Atacamas gleichen physisch den Aymaras, aber ihre Sprache ist eigenthümlich; sie zählen nur 9—10,000 Köpfe. Gleich den Quitschuas legten sie ihre Todten mit zusammengefalteten Gliedern in Erdlöcher und bedeckten diese, nachdem sie Kleider, Geräthe, Vasen, Waffen ꝛc. beigegeben, mit Mauersteinen. Die Antisaner bewohnen den Ostabfall der Anden in Bolivia und Peru und sind rohe Jäger und Fischer, von denen viele nackt gehen; ihre Sprachen hingegen sind meist sanft und wohlklingend. Hieher die Yuracarés, welche keine über dem Menschen stehenden Mächte annehmen, Alles nach Nothwendigkeit geschehen lassen und dem Menschen unbedingte Freiheit zugestehen, dann die Mocetenas, Tacanas, Apolistas, Maïnas ꝛc. Der Name Yuracarés bedeutet in der Quichuasprache weiße Männer: yurak weiß, kari Männer, die Mocetenas und Tacanas, welche

analoge Länder bewohnen, haben auch so blasse Hautfarbe. Die Yuracares, abergläubischer als alle ihre Nachbarn, kennen keine Gottheit; alle Naturdinge sind nach ihnen von selbst entstanden. Die südlichsten Andesiner sind die Araucaner, welche die Anden bis zum Feuerland bewohnen, mit fast kreisrundem Gesicht, weibischen Zügen, kurzer platter Nase, ernster kalter Physiognomie. Sie haben ihre Freiheit stets sowohl gegen die Incas als gegen die Spanier behauptet, sind z. Th. nomadische Reitervölker, wissen Bolas, Schleudern und ihre langen Lanzen wohl zu brauchen. Sie haben einige Gewerbe, auch Liedersänger und Dichter und schreiben ebenfalls dem Menschen absolute Freiheit zu. Die Araukaner machten wenigstens früher aus den Schienbeinen der erschlagenen Feinde Flöten und brauchten deren Schädel bei Festgelagen als Trinkgefäße. Man theilt sie wieder in Araucanos, Tschonos, Pechuentsches, Aucas und Feuerländer. Die ausgestorbenen Tschonos südlich von Chiloe, hatten die eigenthümliche Sitte, ihre Todten in Rinde von Libocedrus tetragona einzuschließen und sie dann in Höhlen beizusetzen, wo sie zu Mumien vertrockneten. Ein spanisches Aktenstück von 1729 gibt an, daß sie Aexte, Hohlbeile, Meißel und Messer von Stein hätten. Ein Russe fand in gegenwärtiger Zeit eine steinerne Schüssel und eine Vorrichtung zum Schärfen der Steinmeißel. Fonck glaubt, die einheimische Bevölkerung von Chile sei wenig zahlreich gewesen, habe den Spaniern geringen Widerstand entgegengesetzt und sich mit ihnen so vermischt, daß sie nicht mehr kenntlich sind. Die schmutzig kupferrothen Feuerländer leben in den südlichsten unwirthbaren Gegenden armselig, meist von Fischerei, ohne Häuptlinge. Sie verzehrten nach Darwin Talg, Fett &c. sehr gierig, aber Brod, Oel, Wein behagten ihnen durchaus nicht. So arm sie sind schmücken sie sich doch; das Loos ihrer Frauen ist das allerhärteste.

2. Eine zweite Gruppe bilden die Pampasvölker, so genannt von den unermeßlichen Grasfluren des südlichen Amerika auf der Ostseite, in welchen und den anstoßenden Ländern sie nomadisiren. Man kann Pampaner, Tschikitos und Mochos unterscheiden. (De Moussy theilt mit den Argentinern alle Indianerstämme daselbst vom 34° s. Br. bis zur Magelhaensstraße in Pampas, nördlich vom Rio negro und in Patagones, südlich von demselben.)

Die Pampaner haben eine ganz dunkelbraune Haut wie Sepia, ziemlich dicken Kopf, breites, plattes Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, manchmal am Außenwinkel etwas verengte Augen, breite Nase, großen Mund, schwarze lange Haare. Beide Geschlechter sind groß und massiv gebaut. Sie sind kalt, ernst, unbändig und nähren sich als nomadisirende Jäger, Hirten oder Fischer. Häuptlinge haben sie nur während dem Kriege. Die Sprachen ermangeln alles Wohllautes. Außer den Tehueltsches oder Patagonen (nach Musters

1870 nur etwa 3000 Seelen) rechnet man hierher die Pueltsches, Charruas, Abiponer, eines der keuschesten Völker, Payaguas, Mbayas, Guaycurus u. a. Patagonien wird im südl. Theile außer den Feuerländern oder wie sie die Tehueltschen nennen, Yamonascunna von den Patagonen bewohnt, welche sich selbst Ahonicanka oder Tschonek heißen, aber unter dem (ihnen wohl von den Araucanern gegebenen) Namen Tehueltschen bekannter sind und in nördliche und südliche zerfallen. Das zweite Volk Patagoniens sind die Pampas oder Peock und das dritte Volk ist ein Zweig der Araucaner. Alle drei Völker sind in Sprache, Sitten und Lebensweise verschieden. Die Tehueltschen haben Hämmer, Amboße, Schober von Stein; Feuer machen sie mit Stahl, Stein und Schwamm. Gegen ihre Kinder sind sie ganz so übermäßig nachsichtig, wie die Rothhäute. Beim Tode eines Tehueltschen werden seine Pferde, Hunde und andere Thiere getödtet. Beim Neumond schlagen sie auf ihre Köpfe und murmeln eine Incantation. Musters in Journ. of the A. Inst. 1871, S. 193 ff. Gleich den Chaldäern in ihren Weiden und Wüsten haben auch die Patagonen in ihrem berg- und waldlosen Lande den Sternhimmel aufmerksam studirt. Nach Mayne sind die Patagonen im Durchschnitt 5′ 10 bis 11 Zoll groß, also nur 4 bis 5 Zoll größer als die Engländer; mehrere maßen aber 6′ 4″, einer 6 Fuß $10^1/_2$ Zoll. Bei den Chiquitos, Araucanern, Patagonen wird der Tod eines Chefs, den der Medizinmann nicht retten konnte, gewissen Individuen einer entfernten Familie zugeschrieben, was nach d'Orbigny oft den Krieg herbeiführt.

Die Tschikitos im Südosten Bolivias, hell olivenbraune Menschen etwas über 5 Fuß groß, sind mäßig stark gebaut, mit vollem, nicht eben schönem Gesicht, nicht vortretenden Wangenknochen, fröhlicher Physiognomie. Ihre Sprachen sind wohlklingend und die Männer haben für Vieles andere Wörter als die Frauen. Sie sind gutmüthig und gastfreundlich, haben das Christenthum und eine seßhafte Lebensweise angenommen. Außer den eigentlichen Tschikitos sind zu nennen die Samucus, Curaves, Saravecas, Otuquis, Paiconecas ꝛc. Endlich gehören noch zu den Pampasvölkern die Mochos, von der Provinz gleichen Namens so genannt, die zur Regenzeit unter Wasser steht. Sie gleichen in Hautfarbe und Größe den Tschikitos, doch sind namentlich ihre Frauen etwas hübscher. Die harten armen Sprachen haben zahlreiche Kehltöne. Manche Mochos sind gesellig und gastfreundlich, andere wild, barbarisch, wie namentlich die anthropophagischen Canitschanas. Sie machen ihre Kleider aus Baumwollenzeug oder Feigenbaumrinde, verehren einen Naturgott und den Jaguar und geben sich oft grausamen asketischen Uebungen hin. Hierher außer den Mochos im engern Sinn die Tschapacuras, Pacagouras, Itenes, Canitschanas u. A.

3. Eine dritte Gruppe, zahlreicher als die vorigen, machen die brasilisch-guyanischen Völker aus, welche über die ganze Osthälfte Südamerikas vom 30. Grad n. Br. bis zum 34. Grad s. Br. und vom Fuß der Anden bis zur atlantischen Küste verbreitet sind. Obschon kaum eine Million Köpfe zählend, sind sie in eine Unzahl kleiner Völkerschaften mit sehr verschiedenen Sprachen zersplittert, die man in die drei Sektionen der Guaranis, Botocuden und Puris theilen kann, von welchen die erste die zahlreichste ist.

Die Guaranis von Paraguay, Corrientes und Bolivia, fast Sklaven der Kolonisten, haben nach d'Orbigny eine traurige, niedergeschlagene Miene, scheinen weder zu fühlen, noch zu denken; die freien G. (Guarayos) sind sanft, interessant, stolz, geistvoll. Die Sirionos und Chiriguanos haben viel Stolz, aber nicht das Sanfte der Guarayos. Indios da Matto heißen überhaupt die Waldindier Südamerikas, sie sind im Ganzen geistig unentwickelter als die Rothhäute, nach einigen Reisenden ohne Freundschaft, Liebe, Scham, theilen aber mit jenen die heftigen Gefühle der Rache, des Hasses, der Eifersucht; untreue Frauen werden bei den Botocuden höchst grausam behandelt. Die Waldindier sehen in der Regel dem Tode sehr ruhig entgegen; desto sinnloser ist das Geheul, Wehklagen ohne Thränen, tolle Geberden der Ueberlebenden, namentlich der Weiber. Die Waldindier haben schon kleine Pflanzungen, verstehen Waffen, einige Geräthe und kleine Schmucksachen zu machen und gebrauchten vor dem Besitz eiserner Messer solche aus gespaltenem scharf zugeschliffenem Rohr. Sie erkennen am Geruch die Fährte der verschiedenen Nationen, von höheren Mächten haben sie nur einige dunkle Vorstellungen. Tupan nennen sie das Wesen, welches den Donner hervorbringt, auch glauben sie an allerhand gespenstige Wesen. Glaubenslehren, Opfer, heilige Stätten fehlen, ihre Zauberer, Paje, zugleich Aerzte, wollen mit Dämonen in Verbindung stehen.

Gustav Wallis, der 14 Jahre in Oberamazonien zugebracht hatte und 1869 nach Berlin zurückkehrte, schildert die dortigen Indianerstämme sehr günstig; manche sind unerwartet kultivirt, dabei ehrlich und gastfreundlich, liegen dem Ackerbau und der Industrie mit Ausdauer ob. Bei einigen wenigen Stämmen jedoch kommen Fälle von Cannibalismus vor. Mamelucos nennt man die Nachkömmlinge von Indianern und Negern und sie bilden nach Bates jetzt einen großen Theil der Bevölkerung. Das Stammland der Guaranis will man in das südliche Brasilien versetzen, von wo sie sich dann immer weiter auf dem Continent nicht nur, sondern über die Antillen ausgebreitet haben, wo sie den Namen Caraiben erhielten, während sie in Nordbrasilien Tupis heißen. Ein guaranischer Dialekt erhob sich sowohl für die Eingeborenen als die Portugisen zur sogen. Lengua geral, allgemeinen Umgangssprache. Die Zersplitterung der

Sprachen ist so groß, daß manche nur von einigen Familien, selbst nur von einer einzigen gesprochen wird. Die Guaranis haben eine gelblich braune, bei den Frauen oft fast weiße Haut, sind ziemlich klein, plump geformt, Kopf und Gesicht rund, die Nase kurz, Mund und die lebhaften Augen klein, letztere etwas schief, die Backenknochen treten nicht besonders hervor, das Gesicht hat fast immer weichliche Züge, das schwarze Haar ist lang und grob. Die Sprache ist ziemlich weich, die meisten Wörter endigen in a und i. Die Guaranis sind gutmüthig, leutselig, gastfrei, das Verhältniß in der Familie ist viel weniger kalt als bei den Nordamerikanern. Einige Stämme haben feste Wohnsitze und nähren sich vom Landbau, der Jagd und Fischerei, manche haben auch einige Gewerbe, viele aber streifen, blos von der Jagd und Früchten lebend, unstät durch die Wälder. Bei den Sirionos gehen beide Geschlechter nackt, bei manchen andern Stämmen höchstens die Männer, aber auch die nackten wenden nach d'Orbigny auf Schmückung ihres Körpers viel Sorge, bemalen ihn mit senkrechten und queren Linien schwarz, roth, gelb, manche tragen Armbänder, Halsbänder, Ohrgehänge, auf dem Kopf prächtige Federn. Die Gewalt der Häuptlinge ist sehr beschränkt, als Gott wird Tamoi verehrt, ein vergötterter Mensch, der sie den Ackerbau gelehrt hatte. Ihre Paje, Beschwörer und Aerzte, haben großen Einfluß, beim Eintritt der Geschlechtsreife haben die Mädchen Büßungen und Fasten auszuhalten, die Frauen werden gekauft oder geraubt und ziemlich hart gehalten. Wiedervergeltungsrecht und Blutrache sind sehr allgemein, die Streitigkeit daher endlos, das geistige Leben liegt sehr darnieder. — Man kann mit Martius sie in Tupis und Caraiben scheiden, jede dieser Völkerfamilien etwa $^1/_4$ Million Köpfe zählend, die südlichen Tupis sind fast ausgerottet, zu den östlichen oder eigentlichen Tupis, auch Tupinambis genannt, gehören die Tamojos, Tupinakis, Potiwaras, die durch Vermischung mit Negern entstandenen Cafusos u. a. Auch die nördlichen Tupis: Pacajases, Rhengahibas, Gujanases, Omaguas, Maxurunas ꝛc., früher z. Th. als See- und Stromfahrer berühmt, sind am Erlöschen. Im innern Brasilien leben noch unabhängig die Opiacas, Cahahibas, Mundrucús. Die halbcivilisirten Mundrucú in Amazonien sind zahlreich, thätig, kriegerisch, intelligent, haben große Mandiocapflanzungen, verkaufen Mandioca, Sassaparilla, Federharz und Tonkabohnen an die Weißen. Für städtische Civilisation sind sie jedoch nach Bates eben so unfähig wie die übrigen Brasilianer. Die Mùras sind übelberüchtigt, träge, diebisch, treulos und grausam, führen ein nomadisirendes Fischerleben, sind aber auf Anstiftung der Portugisen durch die Mundrucús jetzt fast ausgerottet. Westliche Tupis sind die Tschiriguanos, Sirionos, Guarajos. Von den sonst mächtigen von der Mündung des Maranon über Guyana und die kleinen Antillen verbreiteten Caraiben sind jetzt nur noch schwache Reste in Venezuela, Cayenne und Ober-Amazonien

vorhanden: so die Galibis, Tuapocas, Javi, Caracas, Carianas ꝛc. Zweifelhaft ihrer Stellung nach, weil eine sehr verschiedene Sprache redend, sind die Arawacken in britisch Guyana und die Tamanacus am untern Orinoko; deren Weiber stecken oft in die durchbohrten Ohrenlöcher Korkstöpsel, in welchen sie ihre Näh- und Stecknadeln bewahren. — Die Sektion der Botocuden oder Aymores besteht nur aus einigen Horden sehr tief stehender armseliger Indianer, etwa 4000 Köpfe, in den Wäldern besonders der Serra des Aïmores streifend, die ihren Namen von dem runden Stück Holz, Botoque, haben, das sie in ihrer durchbohrten Unterlippe tragen. Sie sind heller gelb als die Guaranis, denen sie sonst ziemlich gleichen, mit kleineren am Außenwinkel stärker geschlitzten Augen, etwa wie bei den Mongolen. Ihre näselnde Sprache hat viele sehr harte Consonanten. Die Puris, von welchen man eigentliche Puris, Coroados, Coropos nnd Macuanis unterscheidet, z. Th. noch freie, barbarische Indianer, leben in den brasilischen Provinzen Espirito Santo, Minas Geraës und Bahia. — Zweifelhaft hinsichtlich ihrer ethnographischen Stellung und ihrer Sprachen sind noch eine Anzahl anderer, meist sehr kleiner Horden in Brasilien und im Orinokogebiet. Der Name Coroado soll von coroa, Krone kommen, weil sie eine Tonsur tragen, die von einem Haarkranz gleich einer Krone umgeben wird. Die Coroados sind eigentliche Waldindier. Hensel bezeichnet sie als sehr intelligent. Ein Kazik der Coroados begriff sogleich die Einrichtung eines Revolvers, obwohl er nie einen gesehen.

Civilisation der Südamerikaner. Ein mythischer Kulturheros hat den Peruanern die Civilisation gebracht, Viracocha mit Namen, ist der Sage nach beim Aufhören der großen Fluth auf einer der Inseln des Sees von Titicaca abgestiegen und verschwand, nachdem er Sonne, Mond, Sterne, die Menschen gebildet, auf einem Schiffe im Meere; die Peruaner hielten die Spanier für Viracochas, die Mexikaner hielten sie für Söhne des Quetzalcoatl. Obschon blos die Incas, Quitschuas und Aymaras eine etwas höhere Kultur erreicht haben, waren doch auch manche andere Völker über die Stufe der Barbarei hinausgeschritten. In Portobello fand Columbus die Häuser in Pfeilschußweite von einander, von Fruchtbäumen, Palmen, Pflanzungen von Mais, Hülsenfrüchten, Ananas umgeben. Die Pariagoten, einen Caraibischen Stamm, schildert er 1498 civilisirter als viele europäische Bauern, sie bauten die Erde sorgfältig, hatten Maniocbrod, reinliche bequeme Häuser, sehr große Canots mit einem Frauengemach. Manche spanische Historiker stellen dieses Volk als ein weißes dar, mit blonden Haaren, wie von gemanischer Abstammung. Columbus erhielt von ihnen ein unreines Gold, das sie Guanin nannten und aus 63 Proz. Gold, 14 Silber und 19 Kupfer bestand, sie fischten in ihrem Golf viele Perlen. Die Spanier haben auch

in dieser Gegend wild gehaust. — An der amerikanischen Küste im Westen von Curaçao fand Ojeda ein Dorf aus 20 großen glockenförmigen Häusen bestehend, auf Pfählen in das Wasser gebaut, jedes mit einer Zugbrücke und Kanots. Die Spanier nannten diesen Ort Venezuela (Klein-Venedig). In der Provinz Quarequa, im Isthmus von Darien sah Balboa einige schwarze Sklaven, ganz denen von Guinea ähnlich; man sagte ihm, sie lebten nur ein paar Tagereisen von da und man sei immer mit ihnen im Kriege. Peter Martyr hielt sie für schiffbrüchige afrikanische Seeräuber, Humboldt für Papuas oder Negritos. Nach Columbus wurde Haiti öfters von schwarzen südlich lebenden Menschen angegriffen, er selbst sah aber solche nie. Balboa erhielt vom Caciken von Careta, den er auf das treuloseste überfallen hatte, seine Tochter, später Isabella getauft, die ihm dieser anbot, um sein Leben zu retten. Später ließ er auf den Verdacht von Päderastie hin diesen Caciken mit andern durch seine Hunde zerreißen. Eine andere Maitresse Balbao's war die Indianerin Fulvia. Der Cacik von Comagre auf der Landenge von Darien zeigte Balboa in einem entlegenen Saal seiner Wohnung die Leichen seiner Vorfahren. Man hatte sie im Feuer getrocknet, in ein Baumwollkleid gesteckt, mit Perlen, Gold und kostbaren Steinen geschmückt und an Baumwollschnüren im Saale aufgehangen. Der Leibhund Balboas bekam bei der Rückkehr vom stillen Ocean auch seinen Antheil bei der Theilung: 500 Pesos. — Hayti war bei der Ankunft der Spanier in 5 kleine, von Caciken beherrschte Reiche getheilt. In einem derselben, Xargua, herrschte Bohechio und nach ihm seine Schwester Anacaona, ein hochbegabtes, poetisches Weib, das der spanische Gouverneur Ovanda, nachdem er einen Theil des Volkes mitten unter heiterem Spiele niedergemetzelt und sie gefangen genommen hatte, schimpflich am Galgen sterben ließ. Die Christen haben auch über die brasilischen Indianer unsägliches Elend gebracht; s. Eschwege, Journ. v. Brasilien I, 69, 99, 103.

Nach Chevalier soll Neugranada jährlich 13276 Pfund Gold liefern. Bereits die alten Einwohner suchten im Schuttland emsig nach Gold und verarbeiteten es zu Amuleten, Figuren und Götzenbildern, die man noch jetzt in den Urnen der alten Gräber mit Menschenresten zusammen findet. Die peruanischen Inkas, welche das Land unterwarfen und die Priester und Caciken von Bogota und Socorro zogen viel Gold aus Neugranada, das zur Zeit des Einfalls der Spanier unter Maldonado und Quesada stark bewohnt war. Sie erhielten die ersten Nachrichten von den Schätzen im Tempel zu Iraca von einem Indianer, der von dem dortigen Caciken grausam behandelt worden war; er und sein Volk gingen schmählich zu Grunde. Den prächtigen Tempel fanden die Spanier außen und

innen von goldenen Sonnen und Monden strahlend, mit 2 Reihen reich geschmückter Mumien, Vorfahren des Oberpriesters, kunstvollen Geweben und Arbeiten in edeln Metallen. Durch Unvorsichtigkeit beim Plündern gerieth dieses Denkmal alter Kultur in Brand. Später tödtete Quesada auch den letzten Caciken von Hunsahua mit allen seinen Häuptlingen; die Einwohner versenkten einen Theil des Goldes in Seen und bei Ableitung eines derselben hat man in neuerer Zeit Goldfiguren im Schlamm gefunden, meist Menschen in groteskester Auffassung darstellend, aber in der Technik und den ausgedrückten Ideen von den mexikanischen, denen sie etwas gleichen, doch wieder, wie Karsten bemerkt, sehr verschieden. — Sind auch die südamerikanischen Kulturvölker ursprünglich aus dem Norden über Mexiko und Centralamerika her eingewandert, so scheint ihre Kultur doch eine selbstständige zu sein, was auch ihre Verschiedenheit von der mexikanischen beweist. Die Muiscas wohnten, als die Spanier eindrangen, in Cundinamarca, wareu ein landbauendes Volk, welches später die spanische Sprache und christliche Religion annahm; ihre physische Beschaffenheit hat sich seitdem nicht verändert und die Muiscasprache hat sich noch in einigen entlegenen Thälern erhalten. Ihr Reich war damals ein theokratisch-weltliches, mit dem Zaque als weltlichem, dem Oberpriester von Iraca als geistlichem Herrscher, und umfaßte noch andere Völker von los Pastos bis Panama und den Golf von Venezuela. Sie leiten ihre Kultur von einem fremden langbärtigen Mann her, der vom Gebirge hinter Bogota herabstieg, der die wilden Menschen zu einem Volke vereinigte, sie Mais und Quinoa pflanzen lehrte, den Sonnendienst und das Mondjahr einführte, Städte baute und dann sich in das heilige Thal von Iraca zurückzog.

Die Kultur der Muïscas erreichte nicht die der Aïmaras und Quitschuas, oder wie letztere auch von der Herrscherfamilie heißen Incas. Die Aïmaras, weither um den großen Alpensee von Titicaca wohnend, physisch den Quitschuas gleich, aber in der Sprache abweichend, die sich bis heute erhalten hat, sind das älteste südamerikanische Kulturvolk; ihre Bauart hat einen eigenthümlichen Styl und die Werke sind von kolossaler Größe, wie die 300—600 Fuß langen Tempel von Tiaguanaco mit riesigen Säulen, Statuen und Portalen und ein Palast daselbst aus ungeheuren Steinblöcken erbaut, beweisen. Die Reliefs zeigen, daß dieses Volk, welches sich später den Incas unterwarf, den Sonnencultus hatte. Aïmaras und Quitschuas faßt man als Peruaner zusammen. Die Incas erweiterten ihr meist aus Alpenländern bestehendes Reich mehr durch die friedliche Eroberung der Kultur, als durch Krieg; die Quitschuas waren die herrschende Nation, Aïmaras, Atacamas, Tschongos ihnen unterthan; jetzt sind alle Christen und bis zu einem gewissen Grade

civilisirt. Seit Pizarro's Zeit haben sich physische Bildung, Kleidung, Sitten und Lebensweise wenig verändert und eben so ist die ungemein rauhe Sprache die gleiche geblieben. Wie früher sind die Quitschuas auf den Plateaus der Anden Bauern, welche Kartoffeln und Quinoa pflanzen, und Lamazüchter, in den heißen Thälern pflanzen sie Mais und Occa, an der Küste sind sie meist Fischer. Sie waren immer schweigsam, kalt, sanft, gehorsam und haben sich ihren Fürsten wie später den Spaniern unterworfen, weil sie beide für göttlichen Ursprungs hielten. Sie wußten die Metalle mit Ausnahme des Eisens zu gewinnen und zu verarbeiten, Zeuge aus der Wolle des Alpaco zu weben und zu färben, legten große Heerstraßen an, bauten Brücken und Wasserleitungen, berechneten das Sonnenjahr und hatten eine eigene Knotenschrift, Quipus; am meisten lag die Kriegskunst darnieder. Das Volk lebte äußerst einfach, baute für die Incas, die Söhne und Priester der Sonne und für die Sonnenjungfrauen Paläste, für die Sonne goldstrahlende Tempel (merkwürdigerweise ohne Fenster), denn die Sonne war der sichtbare Stellvertreter des unsichtbaren Schöpfers und Herrn der Welt, Patschacamac. Der Pilot Quintero hatte sich nur die silbernen Nägel ausgebeten, welche im Tempel des Patschacamac die Goldplatten an den Wänden festhielten und es waren 4000 kastilische Mark Silber im Werthe von 204000 Francs. Auf einer der zahlreichen Inseln des Sees von Titicaca, Coati, der Mondinsel, befand sich auf dem Gipfel ein großer Tempel mit Zellen, die sich gegen die Mitte öffneten, die meisten hatten Nischen, manche scheinen zu Kerkern für die Opfer gedient zu haben. Auf der noch größeren Sonneninsel, Titicaca, fand man einen Sonnentempel mit zahlreichen Thoren. Den Opfern öffnete der Oberpriester den Rücken mit einem Steinmesser; dem Tempel war ein Konvent von Jungfrauen beigegeben. Bei den Aïmaras sind die Thüren der genau nach Osten gerichteten Tempel oben und unten gleich breit, bei den Quitschuas verengern sie sich nach oben. Die Bauwerke in Tiaguanaco sind alle mit Skulpturen und Reliefs geschmückt, die bei den Bauten der Quitschuas in Cuzko ganz fehlen. Diese (und die Araucaner) hatten Dichter, um die Großthaten ihrer Könige zu schildern. Die Peruaner wahrsagten aus den Eingeweiden gefallener Thiere und begruben ihre Leichen bekleidet und in sitzender Stellung in Grüften, wo sie zu Mumien vertrockneten, die sich bis jetzt erhalten haben. Die Kultur der Quitschuas scheint von den Aïmaras ausgegangen zu sein, der erste Inca, Manco Capac, soll im 11. Jahrh. n. Chr. vom Titicacasee nach Peru gekommen sein, den peruanischen Staat und seine Hauptstadt, das heilige Cuzco, gegründet haben, wo alle Völker des Reiches zusammenströmten. Seine Nachfolger, welche göttliche Ehren genossen, geistliche und weltliche Gewalt in ihrer Person vereinigten, erweiterten das Reich fortwährend und es reichte

bei der Invasion der Spanier vom Rio Maule in Chili bis über Quito hinaus. Wie die Gewalt des Herrschers, so waren auch die Aemter und Gewerbe erblich und der Sohn mußte immer in die Fußtapfen des Vaters treten. Bloß bei den Peruanern übernahm der Mann einen Theil der beschwerlichen Arbeiten, die bei allen andern südamerikanischen Völkern allein den Frauen aufgebürdet wurden. Vor den Incas waren bei den Völkern Perus, die den Jaguar und die Riesenschlange verehrten, Menschenopfer und Verzehren der Gefangenen allgemein gebräuchlich; die Huancas machten Trommeln aus deren Haut.

B. Die Indianer von Nord- und Centralamerika sind speziell unter dem Namen Rothhäute bekannt, obwohl die Haut oft eher gelb- oder zimmetbraun zu nennen ist. Manchmal ist ihre Farbe sehr hell, weiß, wie bei den Menominies, sehr dunkel wieder bei den Sioux, Panis, Pottowatomies. Erröthen kann der Indianer nicht. Größe 5′ 4″ bis 6′; Frauen im Ganzen klein und untersetzt, die Körperkraft im Ganzen geringer, als bei den Europäern, denen sie hingegen im schnellen und anhaltenden Lauf überlegen sind. Sie sind ernst, verschlossen, schweigsam, Beschwerden, Hunger, Durst ertragen sie leicht, sind wenig krank, behalten bis ins höchste Alter, das jedoch selten über 80 Jahre währt, ihre Kräfte und scharfen Sinne. Sie sind Meister im Deuten und Verfolgen der Spuren des Wildes und der Menschen, in der Jagd, sehr geschickt auch in der Fischerei, z. B. dem Schießen der Fische. Bei Schmerzen und Qualen zeigen sie großartige Ruhe und Selbstbeherrschung, ihre Weiber gebären ohne Stöhnen und die Weißen werden verachtet, „weil sie schreiend sterben und dazu saure Gesichter ziehen.“ Beim Kampfe der Unionstruppen mit den Indianern am Washita 1869 betheiligten sich viele Indianerkinder und wurden, meist schwer verwundet gefangen genommen. Sie zeigten bei den chirurgischen Operationen erstaunliche Kaltblütigkeit und ihre Wunden heilten überschnell. Bedenkt man den Muth, mit welchen zu Martern verurtheilte Kriegsgefangene aushalten, so könnte man fast zweifeln, ob den Indianern dieselbe Empfindlichkeit der Nerven zukommt, wie den Weißen. Dem Spiel sind sie leidenschaftlich ergeben, in der Liebe und gegen die Familie kalt. Daher zeigten sich gleich anfangs die Frauen den Spaniern geneigt, Cortez hatte seine Marina, Ojeda seine Isabella. Nichts zu denken und nichts zu thun, hält der Indianer für das größte Glück. Damit wechselt in Folge von Hunger oder Rachsucht die heftigste Aufregung und Anspannung aller Seelenkräfte. Wie die fleischfressenden Thiere können auch die Rothhäute ungeheure Portionen auf einmal verzehren.

Sie sind gastfrei, tapfer, freigebig, ehrliebend, treu in der Freundschaft, liebreich gegen Unglückliche und Fremdlinge, aber auch

roh und grausam, von unglaublichem Selbstgefühl und achten die Civilisation des Europäers, den sie unter sich stellen, für gering, weil sie immerwährende Unruhe und Sorge mit sich bringe und weil ihm neben Reichthum und Rang Charakter und persönliche Kraft so wenig gelten. Wie jede Rasse mehr oder minder, so zeigen auch die Indianer eine gewisse Beschränktheit, einen beengten Horizont, inner welchem sie freilich Alles richtig beurtheilen; la Potherie rühmt vorzüglich die Klugheit und Feinheit der Huronen; Indianerknaben in Schulen stehen europäischen nicht nach. Gerade ihre ausgezeichnetsten Individuen wollten nichts von der europäischen Civilisation wissen, stritten vielmehr für ihr Volkswesen, wie der Ottowa Pontiac, welcher die Indianervölker zu einem Bund gegen die Weißen vereinte, der Choctaw Puschenataha, der Mestize Cornplanter, der Miami Little Turtle, Tecumoeh, Red Jacket u. A. Die Indianer lernen zwar auch europäische Sprachen nicht sehr schwer, der Mohican Okkum wurde ein berühmter christlicher Missionär, ein Chikasaw, von dem Möllnhausen berichtet, bildete sich zum Arzt, aber im Ganzen genommen paßt europäische Civilisation und seßhaftes Wesen durchaus nicht zur Natur des Indianers, er verkümmert durch sie. Die amerikanischen Indier können nicht eigentlich civilisirt, sondern nur gezähmt werden, wobei sie jedoch ihre männlichen und kriegerischen Eigenschaften verlieren. Offenbar haben die verschiedenen Rassen verschiedene civilisatorische Bestimmung. Ein tragisches Geschick waltet auch über diesem Theil der Menschheit, hat begonnen mit der Entdeckung des Columbus und wird in nicht vielen Dezennien mit dem Untergang der Indianer sich vollenden. Die Trappers oder Pelzjäger betrügen und morden die Indianer ohne Scheu und die Regierung der vereinigten Staaten hat wenig oder nichts für sie gethan, auch wenig thun können.

Die Chippeways, Choctaws, Dakotas haben Zahlensysteme, bei welchen man in viele Millionen zählen kann, manche Stämme am Mississippi und im Westen desselben hatten eine Zeichensprache, durch welche sie sich auch sehr verwickelte Gegenstände mittheilen konnten, viele hatten eine Bilderschrift auf den Wigwams, Festkleidern, Thierhäuten, Birkenrinde, Grabpfosten, Steinen, Metallplatten. In neuerer Zeit haben die Indianer das Schreiben gut begriffen und der Irokese Gneß hat für seine Sprache ein Alphabet aus dem der Weißen compilirt. Manche entwickeln eindringliche Beredtsamkeit, wie z. B. bei den resultatlosen Konferenzen 1870 zu Washington mit Siushäuptlingen. Red Cloud erwies sich als ausgezeichneter Redner, Spottel Tail entwickelte bittern Sarkasmus. Man gewann die Ueberzeugung, daß die Indianer in jeder Weise schändlich betrogen wurden, aber ihre Forderungen, z. B. die Demolition des Forts Fetterman glaubte man nicht bewilligen zu können. Rothwolke ließ

deutlich durchblicken, daß er die Weißen und ihr Treiben verachte und schlug alle Geschenke aus. Selbst die guten Intentionen des Präsidenten Grant scheinen nichts zu vermögen, — die Indianer werden von den weißen Kolonisten und Soldaten wie wilde Thiere gehetzt. — Die Indianer erkennen zwar moralische Verpflichtungen an, deren Erfüllung Segen, deren Vernachlässigung Unglück bringe, aber sie bringen das nicht in Beziehung zur Religion und viele glauben, der große Geist gestatte dem Menschen volle Freiheit des Handelns. Nach Gerstäcker gibt es namentlich unter den Häuptlingen „aufgeklärte und scharfsichtige Männer, die keineswegs blindlings mit dem großen Haufen gehen und dessen religiöse Gebräuche und Possen nur deßhalb mitmachen, um dadurch die Untergebenen besser leiten zu können.“

Die meisten Indianer begnügen sich mit einer Frau, um die sie beim Vater durch Geschenke werben, nur Reiche haben mehrere. Die Frau, Squaw, wird selten verstoßen, obschon der Mann, wenn ihrer überdrüssig, nicht gebunden ist, sie zu behalten. Untreue der Frauen wird in Nord- und Südamerika mit Prügeln, Verstümmelung, Verstoßung bestraft. Mißhandelt werden die Frauen zwar nicht oft, weil dieses der Mann unter seiner Würde hält, erfreuen sich aber auch keiner Theilnahme und Rücksicht. Demungeachtet haben sie doch bei den Cheppewayans, Irokesen, Natchez, Narraganset Einfluß und eine Stimme selbst bei Krieg und Frieden. Die Frauen müssen das getödtete Wild zerlegen und trocknen, die Felle gerben, die Hütte (Wigwam) bauen und unterhalten, Jagdhemd, Leggins (Kamaschen für Ober- und Unterschenkel) und Mocassins (Schuhe) nähen, Holz schleppen, kochen, die Kinder warten, auf dem Marsch das Gepäck tragen, während der Mann jagt und fischt, kriegt, Waffen und Kähne fertigt. Bei manchen Indianerstämmen beider Amerikas tödten die Mütter die meisten Töchter gleich bei der Geburt, theils um ihnen die Leiden ihres Geschlechtes zu ersparen, theils um die Frauen nicht zu zahlreich werden zu lassen, nicht Nebenfrauen dulden zu müssen, den Männern bald wieder zur Verfügung stehen zu können. Bei den Kanadiern, den Mandans, manchen Südamerikanern nehmen einzelne männliche Individuen Weibertracht an, verrichten alle weiblichen Arbeiten, angeblich in Folge eines Traumes oder höherer Eingebung und durch nichts hiervon abbringbar, was an die bekannte skythische Krankheit erinnert. — Zusammenpressen des Kopfes der Neugeborenen kam bei den Choctaws, Arowaken, Caraiben u. a. vor; letztere drückten auch die Nase platt. Die Rothhäute lassen ihren Kindern nach dem Prinzen von Neuwied die zügelloseste Freiheit, gestatten selbst Insolenzen und Thätlichkeiten gegen die Eltern, wo dann der Vater den Kopf senkend spricht: Das wird einst ein tüchtiger Krieger werden.

Die Knaben werden schon ganz früh zum Schießen und Reiten angeleitet, zum Erlegen, Morden, Quälen der Thiere, um ihr Gefühl abzuhärten. Bei vielen Stämmen müssen die Jünglinge sich Entbehrungen, Züchtigungen, Schmerzen und gewissen Leistungen unterziehen, ehe sie wehrhaft gemacht, in die Zahl der Krieger aufgenommen werden. Alles concentrirt sich auf Jagd und Krieg und mit der größten, dauerndsten Anstrengung aller körperlichen und geistigen Kräfte wechselt träge Ruhe. Durch den Pelzhandel wurde das Wild vermindert, was manche Stämme in das Elend stürzte, namentlich wurde der Handel mit Büffelhäuten verderblich, denn der Büffel hatte ihnen fast Alles geliefert. Nach Espinosa hätten in Neumexiko nicht die Eingeborenen, sondern die Spanier das Wild vernichtet, welche von den erlegten Büffeln nur die Zungen zu essen pflegten. Das Pferd hat sich weder in Amerika noch in Hochasien der Kultur sehr förderlich erwiesen; die Indianer züchten es nicht einmal, sondern fangen nur die Mustangs ein.

Amerika hatte wenig einheimische Cerealien und überhaupt Nutzpflanzen, z. B. Mais, Bohnen, Kürbisse und wenige zur Zucht geeignete Thiere, weßhalb seine Bewohner nicht vom Ackerbau leben, sondern zu Jagd und Fischfang herum ziehen mußten. Der wilde Reis, Zizania aquatica, wurde nicht gebaut, sondern nur gesammelt, wo er sich fand. Etwas Landkultur haben übrigens doch viele Stämme, wie man denn bei Irokesen und Huronen große Getreidevorräthe und zahlreiche Fruchtbäume fand. Die Indianer sind schon zur Bodenkultur zu bewegen, aber nur solcher Gewächse, die schnell reifen, wie Mais, Manioc, Bohnen, Kürbisse, Tabak, weil ihr Blick nicht weit in die Zukunft reicht. Der Oneidahäuptling Kesketomah erkannte richtig, daß die Zunahme der Weißen und die Abnahme der Indianer darin begründet sei, daß erstere die Erde zu bauen wissen und daß dieses das einzige Rettungsmittel der Indianer sei. Bei den Cherokees, Choctaws, Chikasaws, wo dieses geschieht, soll auch die Bevölkerungsabnahme etwas weniger rasch sein. Die Paraguay-Indianer in den Missionen der Jesuiten waren sehr folgsam, in den verschiedensten Gewerben thätig, dabei aber wieder im Stande, die Ochsen, mit denen sie pflügten, über Nacht im Geschirr stehen zu lassen oder sie Abends zu schlachten, wenn sie etwa hungerig waren. Manche Indianer waren früher Anthropophagen, aber in einzelnen Individuen trat doch schon ein Widerwille gegen diese Barbarei ein. Die meisten Nordamerikaner kannten früher kein anderes Getränk als Wasser und es kostete bei manchen viel Mühe, „Feuerwasser", nämlich Rum und Branntwein einzuführen. Sehr allgemein war hingegen der Gebrauch des Tabaks, den sie in ihren Gärten pflanzten, auch beim Kultus.

Viele Nordamerikaner errichten ihre Wigwams oder Zelte aus

Büffelhäuten, die namentlich bei den westlichen wandernden in wenig Minuten aufgeschlagen und abgebrochen werden können; andere Stämme, wie die Mandanen, bauen glockenförmige Hütten zum bleibenden Aufenthalt aus Baumstämmen und Erdwällen. Jagdhemden, Leggins und Mocassins werden aus fein gegerbten Hirschhäuten verfertigt und verschiedentlich ausgeschmückt. Die vielen Federn um und auf dem Kopf (auch die Tabakspfeifen sind mit solchen verziert), die zahlreichen Fransen an Jagdhemd und Leggins geben einem Indianerhäuptling, besonders wenn noch sein Gesicht bemalt ist, ein phantastisches Ansehen, das durch Hinzukommen einer Büffel-, Adler- oder Bärenmaske oft noch mehr erhöht wird. Manchmal ist auch der Kopf des Pferdes mit einer Federkrone geschmückt. Früher galten als werthvollster Schmuck der Tapfersten die Federn des Kriegs- oder Calumelsadlers, Falco furcatus Schooler.; nach Andern war es der Steinadler. Der rothe Thon, aus welchem die feierliche Friedenspfeife, Calumet und die anderen Pfeifen geschnitten werden, findet sich in der Couteau de Prairie, etwa 100 engl. M. vom St. Petersfluß und zwischen dem obern Missuri und Mississippi, diese Stelle halten alle Stämme für heilig, der große Geist habe dort gestanden und Büffel gegessen und deren Blut habe dort die Erde rothgefärbt. Alle Indianer kommen dort im Frieden zusammen und holen sich den Thon für die Pfeifen, aber die Gegenwart eines weißen Mannes würde die Gottheit entheiligen. Die rothen Felsen sind mit allerlei Zeichen und Inschriften bedeckt. Früher hatten die Indianer auch einen allgemeinen Marktplatz am Mississippi, la prairie des chiens genannt. — In den Gegenden um die Mississippiquellen spannte man früher die Hunde an Schlitten an und legte mit ihnen bis 60 engl. M. in einem Tage zurück; sie wurden im Winter meist mit Fischen gefüttert. Manche nördliche Indianer haben Schneeschuhe und gebrauchen diese auch auf der Büffeljagd. Die Apachen beschuhen die Hufe der Pferde mit Pferde- oder Ochsenhaut. In der Schiffsbaukunst haben es die Indianer nie über das Kanoe hinausgebracht; die Kanoes der Chippewayans aus Birkenrinde sind ungemein leicht und werden ungemein schnell bewegt; sie stellen in denselben manchmal Wettfahrten an. Historische Ereignisse werden manchmal auf Büffelfelle gezeichnet, auch in Felsen eingeritzt.

Feste, selbst Tänze sind fast immer nur für die Männer meist mit Ausschluß der Frauen. Die Indianer haben nach Gerstäcker den Kriegs- und Skalptanz, Pfeifentanz, Bettlertanz, Mais-, Hunde-, Adler-, Büffel-, Bären-, Sklaven-, Medicin-, Schneeschuhtanz &c., alle mehr ein Springen mit beiden Füßen zugleich und plötzliches Wiederaufschnellen. Der Kriegstanz wird um einen rothbemalten Pfahl in rasendem Tempo unter wüthendem Schwingen der Waffen aus-

geführt, von markdurchdringendem Kriegsgeschrei begleitet; beim Skalptanz stehen die Weiber in der Mitte, die erbeuteten Skalpe schwingend und die Krieger tanzen mit Geheul um sie. Beim Medicintanz wird ein Kranker, an dessen Heilung die Beschwörer verzweifeln, von Verwandten und Freunden unter dem abscheulichen Lärm von Trommeln, Klappern und Pfeifen umtanzt, wobei er gewöhnlich statt zu genesen stirbt. Der Büffeltanz findet in Zeiten der Noth statt, als ein Opfer, damit der große Geist die Büffel wieder zurückführe und die Tanzenden erscheinen dabei in Büffelmasken, nämlich mit aufgesetztem Büffelkopf, an dem ein Stück Rückenhaut mit dem Schwanz hängt. Die Indianer wenden viele Zeit darauf, sich mit Glasperlen, Metallplättchen, Tuchlappen ꝛc. zu schmücken, mit Ocker und Kreide sich zu bemalen und brauchen dabei fleißig die von den Weißen erhandelten Taschenspiegel. Imposant erscheinen die Häuptlinge der noch unverdorbenen Stämme in ihrem wilden Kriegsschmuck, während andere etwa mit einzelnen europäischen Kleidungs- und Uniformsstücken ausgestattete nur lächerlich herauskommen.

Ihre Todten behandeln die Rothhäute rücksichtsvoll. Bei den Chippeways läßt sich der alte zu Krieg und Jagd unfähige Vater freiwillig durch den Sohn mit dem Tomahawk den Tod geben, um in der andern Welt verjüngt aufzuerstehen. Die O-ma-ha und Ot-to legen ihre Leichen in Decken gewickelt auf Stangen zwischen Baumäste, die Algonquins legen sie in Särge, lockern aber den Deckel, damit die Seele frei aus- und einkönne, setzen auch mehrere Tage Speise und Trank zum Grabe, die Mandans legen sie mit ihren Waffen und Trophäen und in die besten Kleider gehüllt auf hohe, von den Wölfen nicht erreichbare Gestelle, geben auch für die große Reise in das Geisterland Nahrung und die Pfeife bei und als Auszeichnung bei den Häuptlingen und Beschwörern auch noch Stücke rothen und blauen Tuches. Fallen nach beendigter Verwesung die Gebeine herunter, so beerdigt man sie mit Ausnahme der Schädel, die in einen Kreis gestellt werden, mit einer „Medizinstange" und 2 Büffelschädeln in der Mitte, wobei sie sich dann versammeln und um die Todten wehklagen. Die Wallawallas in Oregon legen die Leichen in eigenen Hütten übereinander, die Skyuse und Nezpercés hängen sie in Kanoes zwischen die Baummäste, andere Völker verbrennen sie. Auf Kriegs- und Wanderzügen hüllt man die Leichen bloß in Decken und wirft Baumäste zur Abhaltung der Raubthiere über sie.

Mit Ausnahme des Erbrechtes fehlten bei den Indianern Rechtsbegriffe fast ganz und ordentliche Gerichte gab es nicht. Nichtsdestoweniger wurde besonders früher die öffentliche Ordnung durch ihr Rechtsgefühl und ihren politischen Takt erhalten, während

später namentlich durch die europäische Invasion Verschlechterung eintrat. Die Gebiete der einzelnen Stämme waren streng abgegrenzt und in jedem hatten wieder die einzelnen Biberdörfer, Zuckerahornwälder rc. ihre Eigenthümer. Der Einbruch der Europäer trübte und vernichtete das Rechtsgefühl der Indianer und weil von den Weißen stets übervortheilt und betrogen, schritten auch sie zu List, Trug und Verrath. Man lese z. B. bei Waitz Anthropol. der Naturvölker III, 244, wie sich die Puritaner gegen die Indianer benahmen; fast nur die Quäcker behandelten sie menschlich und kamen auch deshalb gut mit ihnen aus; l. c. 250. Fast immer haben es die Weißen verschuldet, wenn die Indianer eine feindselige Haltung gegen sie annahmen: durch Occupation ihres Landes, Lug und Trug, Gewaltthat jeder Art. Frauen, die in die Gewalt der Indianer fielen, wurden immer gut behandelt. Die Weißen verbreiteten öfters absichtlich die Blattern unter den Indianern, welche dann zu Tausenden hinstarben. Die Curie gebot wiederholt, die Indianer als veros homines, fidei catholicae et sacramentorum capaces anzuerkennen.

Vergeltung ist das Hauptprincip für das Benehmen des Indianers, der weder Wohlthat noch Beleidigung jemals vergißt und sich oft selbst mit großartiger Ruhe demselben Princip unterwirft. Allgemein herrschte die Blutrache und Schande lud der auf sich, der Blut nicht durch Blut sühnte. Die Häuptlinge der Völker versammelten sich meist in eigens hierfür bestimmten Häusern und es wurden bei diesen Versammlungen, die im Namen des großen Geistes eröffnet und geschlossen wurden, feierliche Reden gehalten und ein bestimmtes Ceremoniell beobachtet. Dabei spielte der aus Büffelleder und durchbohrten Muscheln gemachte Wampumgürtel und das Calumet eine Rolle; mit jenen Gürteln trieben die Pequots und Narragansets einen sehr einträglichen Handel zu den westlichern Völkern. Das Ansehen der Häuptlinge scheint in älterer Zeit größer gewesen zu sein, die Macht haftete an ihrem erblichen Rang, während später die Erblichkeit oft nicht anerkannt und alles Gewicht auf persönliche Eigenschaften gelegt wurde, welche geltend zu machen und Gehorsam zu finden bei dem unbändigen Freiheitssinn der Indianer sehr schwer war. Manche durch Geistesgaben und Glück begünstigte Individuen versuchten Reiche zu gründen, die aber mit ihrem Leben wieder zu Ende gingen, wie im Anfang des 17. Jahrh. Powhatan in Virginien, der zuletzt über 30 Völker herrschte, eine Leibgarde und 100 Weiber hatte. Auch selbst im Kriege hing bei weitem nicht Alles von den Häuptlingen ab, sondern sehr viele Unternehmungen gingen von Einzelnen aus, die durch ihr Ansehen andere zur Mitwirkung bestimmten. Daß bei so schwacher politischer und militärischer Organisation viele Unternehmungen scheitern mußten,

ist klar. Es scheint doch bei manchen nordamerikanischen Völkern, wie bei den Abiponern in Südamerika eine Art Aristokratie bestanden zu haben.

Gewisse Völker, z. B. die Delawaren wurden von anderen als „Großväter" angeredet, andere als „Väter", was nicht auf Abstammung Bezug hat, sondern auf eine durch glückliche Kriege erlangte Würde. So wurden auch die Weißen als die stärkeren von den Eingeborenen oft als „ältere Brüder" angeredet, die von den Irokesen besiegten Huronen wurden aus Vätern nun zu „jüngeren Brüdern". Redet ein Volk ein anderes als „Vettern" an, so steht letzteres in einem Abhängigkeitsverhältniß zu ersterem. Der mächtige Bund der Irokesen kam im 15. oder 16. Jahrh. zu Stande und wird auf den Helden Thannawage, auch Hiawatha genannt zurückgeführt; an seiner Spitze standen 50 Häuptlinge mit erblichen Würden und Namen. In seinen eigenen Angelegenheiten war jedes Volk ganz selbstständig und hatte ein Oberhaupt für den Frieden und eines im Kriege, außerdem eine Anzahl meist erblicher Häuptlinge, die sogar auch bei andern Völkern des Bundes Gehorsam fanden. Auch bei den Wampanoags und Narragansets gab es Häuptlinge verschiedener Rangstufen, die einen z. Th. erblichen Adel bildeten und oft mit fast monarchischer Gewalt herrschten, Jagdgründe verpachteten, Geschenke erhielten, aber ohne Zustimmung der niederen Häuptlinge keinen Krieg anfangen konnten. Manchmal wurden Frauen, selbst Kinder mit der höchsten Würde bekleidet, für letztere regierte gewöhnlich der Muttersbruder. Im vorigen Jahrhundert zogen die Irokesen den gänzlich besiegten Delawaren den Weiberrock an zur Strafe für einen Vertragsbruch, wobei ihnen auch alles Recht zum Landverkauf abgesprochen wurde. Die Delawaren aber gaben vor, sie hätten sich von den schwächeren Irokesen zu Weibern machen lassen, um, da sie nun selbst keinen Krieg führen konnten, unter den umwohnenden Völkern den Frieden zu erhalten. Im Krieg mit den Weißen 1755 verlangten die Irokesen die Mitwirkung der Delawaren und als diese es abschlugen, fielen von den Engländern gereizt, die Irokesen über sie her und zerstörten viele ihrer Dörfer. — Die alten Kulturstaaten Amerikas waren trefflich organisirt, es herrschte dort Achtung für Gesetz und Sitte und die Lage der Beherrschten war längere Zeit erträglich, bis zuletzt, namentlich in Mexiko die überhandnehmende Despotie den Druck immer steigerte und damit die fremde Eroberung sehr erleichterte.

Ungeachtet der niedrigen Stellung der Frauen galten in Nordamerika nur Verwandtschaften in weiblicher Linie, zugleich gab es keinen Unterschied zwischen Bluts- und Seitenverwandten in auf- und absteigender Linie, wodurch festere Verbindung der Verwandten untereinander bewirkt wurde. Bei den Irokesen war jedes Volk

(mit Ausnahme der Oneida und Mohawk) in 8 Geschlechter: Wolf; Bär, Biber, Schildkröte, Reh, Schnepfe, Reiher, Falke getheilt und die gleichnamigen Geschlechter der verschiedenen Völker sahen sich als Brüder an. Das durch ein Thier bezeichnete Geschlecht nannten die Algonkins Totem; Personen vom gleichen Totem konnten nicht zusammen heirathen. Das Totem-Thier durfte vom betreffenden Geschlecht nicht gejagt werden, war heilig, Schutzgeist des Geschlechtes. — Bei den Irokesen, den Cherokee und den Völkern in Nordcarolina gehörten die Kinder stets der Mutter, die Herrscherwürde erbte nicht vom Vater, sondern von der Mutter oder Mutterschwester auf den Sohn und bei diesen wie bei anderen Völkern konnte man Eigenthum nur von den Frauen erben, obwohl diese selbst keine Verfügung über das Eigenthum hatten. Im Fall der Scheidung folgten die Kinder der Mutter. In einigen Fällen erhielten Frauen, selbst Kinder die höchste Würde, wo dann für letztere in der Regel der Mutterbruder regierte.

Unter allen Völkern werden wohl die nordamerikanischen Indianer am meisten von der Kriegsfurie getrieben; sie unternehmen jahrelange Kriegszüge in die fernsten Gegenden, Hunderte von Stunden weit, um Feinde zu tödten und Skalps zu erbeuten. Nach des Missionärs Lafiteau Bemerkungen über die Irokesen und Huronen feuern besonders die Weiber zu solchen, meist durch Blutrache veranlaßten Zügen an, nehmen auch manchmal Theil am Kampfe. Der Krieg war bei vielen ein regelmäßiges jährliches Geschäft, ein Mann ohne Kriegsthaten hieß „altes Weib oder Niemand", bekam bei manchen Stämmen keine Frau, durfte am Rath und den Festen nicht theilnehmen. Im Kriege war auch die niedrigste List, die größte Perfidie und Grausamkeit gestattet. Diese Kriege bestanden nicht sowohl in offenen Schlachten und Scharmützeln als vielmehr in Ueberrumplungen, gewöhnlich vor der Morgendämmerung ausgeführt und Angriffen aus dem Hinterhalt. Grausig und markdurchdringend war das „Kriegsgeschrei". Catlin erzählt ein Beispiel, wo Sius sich in Büffel maskirten, um einen Trupp Mandanjäger auf sich zu ziehen und von den ihren abzuschneiden. Alle Indianer skalpiren die Gefallenen, die Gefangenen werden entweder zu Sklaven gemacht oder unter Martern getödtet. Auf dem Schlachtfeld zurückgebliebene Leichen werden von der feindlichen Partei auf alle Weise mißhandelt, darum suchen sie die Todten immer fortzubringen. Die Waffen bestehen aus dem Tomahawk (Axt), der Keule, dem Skalpiermesser, manchmal auch einem Schild, dann aus Bogen und Pfeilen, an deren Stelle jedoch in neuerer Zeit bei den meisten die Büchse getreten ist. Vergiftete Pfeile sind bei den Nordamerikanern sehr zweifelhaft.

Sehr allgemein verbreitet war der Glaube an den großen

Geist, „den Herrn oder Geber des Lebens“ und alles Guten und verschiedene Sagen berichten von einem Verkehr desselben mit den Menschen in früherer Zeit bei dem Pfeifensteinbruch von Coteau des Prairies. Der große Geist ist der Donnerer, der Himmelsgott, der bei sehr vielen Indianern unter dem Bild der Sonne oder des Feuers verehrt wurde; bei manchen findet sich eigentlicher Sonnencultus, bei andern Bewahrung eines heiligen Feuers, das Rauchen hat eine religiöse Bedeutung, die Pfeife ist ein Geschenk der Sonne. Der große Geist wird in Menschenform vorgestellt oder als Riesenvogel, der mit der Schlange (dem bösen Princip) kämpft, die seine Eier fressen will. Der böse Geist wird auch in andern Thiergestalten und als Wassergott vorgestellt; ursprünglich war außer dem großen Geiste nur Himmel und Wasser da. Sie haben Sagen von großen Fluthen und Riesenthieren. Der Mensch wurde aus dem rothen Pfeifenstein geschaffen; der große Geist fließt manchmal mit dem todten Menschen oder dem Heros eines Stammes zusammen. Außer dem großen Geiste werden zahlreiche Naturwesen verehrt, wobei jeder seinem eigenen Sinn folgt, der persönliche Schutzgeist des Indianers ist meist ein Thier und die Thiere werden geistig hochgestellt, am höchsten wohl die Biber. Ferner glauben sie an eine Menge unsichtbarer Wesen, welche in die menschlichen Angelegenheiten hemmend oder fördernd eingreifen. In früherer Zeit hatten manche Indianer Tempel, die später mit dem Cultus, der in Gebeten, Gesängen, Brandopfern bestand, zusammenschrumpften, so daß oft nur eine Hütte oder das Häuschen des Zauberers übrig blieb. Zur Religionsübung gehören ferner noch Tänze, Feste, Askese verschiedener Art. Von religiösen Festen und Ceremonien bei den Mandans, die oft mehrere Tage hindurch währen, hat Catlin, Bd. I, Darstellungen gegeben.

Bei den Creek war der Priester, der „Feueranmacher“, ganz weiß gekleidet. Zaubertrommel und Zauberklapper kommen sehr allgemein vor. Von musikalischen Instrumenten findet sich nur noch eine Art Flöte oder Pfeife, aus einem Adlersflügelknochen gemacht. Geisterbeschwörungen werden nicht bloß von den Priester-Zauberern, sondern auch von den Orden und geheimen Gesellschaften vorgenommen, welche bei den Indianern nicht fehlen. Besonders hoch in der Cultur standen die Natchez und überhaupt die Florida-Völker; erstere haben theokratische Einrichtungen und einen ausgebildeten Sonnenkultus. Der unumschränkte Häuptling der Natchez, der „Bruder der Sonne“ war zugleich der Oberpriester, und dessen Gewalt in seiner Familie, „dem Geschlecht der Sonne“ erblich, so daß immer der Schwestersohn Thronfolger war. Die königliche Familie bildete eine Aristokratie mit einer Menge von Vorrechten, aber ihre Mitglieder durften nicht unter sich, sondern mußten aus dem Volke heirathen.

Die Tempel, in welchen ein ewiges Feuer unterhalten wurde, durften vom weiblichen Geschlecht nur die Schwestern des Herrschers betreten. Auch die Assinois und Naichos haben miteinander ein Haus des heiligen ewig brennenden Feuers. Die meisten Indianer glauben an persönliche Fortdauer und Befriedigung all' ihrer Wünsche in der anderen Welt.

Nach Gerstäcker (Mississippibilder III, 339) nennen die Indianer Alles, was ihnen wunderbar und überirdisch dünkt, Medizin und die größte Medizin, die sie als schützendes Amulet mit sich herumtragen, besteht in der Regel aus einem ausgestopften Fell einer Otter, Schlange, Kröte, eines Wiesels, Vogels &c. wobei einem Traum oder dem Zufall die Bestimmung überlassen blieb, indem der mannbar gewordene Indianer Fasten und Kasteiungen antritt und das erste Thier, von dem er träumt, seine Medizin wird. Den Medizinmännern, die man gewissermaßen für Heilige hält, schreibt man nicht nur die Kunst zu, Kranke zu heilen, den Ausgang der Kämpfe vorher zu wissen, sondern auch Regen zu machen und das Wild anzulocken. Catlin bildet Bd. 1, pl. 15 einen „Medizinmann" ab, der zugleich Häuptling war, in der Rechten eine Lanze, in der linken die Zaubertrommel haltend, die bei 15" Durchm. ganz niedrig ist, die Form eines Käseleibes hat. Ein anderer Zauberer und Beschwörer mit einer Bärenmaske ist pl. 19 dargestellt. Nach dem Abbé Domenech (Voyage pittor. dans l. grands desert du Nouveau-Monde 4., Paris 1862) ist jeder gewissenhafte Irokese nie ohne seinen „Medizinsack", der aus der Haut eines im Traum erschienenen Thieres gemacht ist, das der Indianer erlegte. Dieser Sack hat vom großen Geiste eine geheimnißvolle Kraft erhalten und in ihm befindet sich außerdem Wundbalsam. Die „Medizinmänner" erklären sich für inspirirt durch die Geister, verstümmeln sich, fasten, leiten alle religiösen Ceremonien. Sie werden nur nach harten Proben: Schneiden, Aufhängen u. s. w. aufgenommen, die sie ohne Zeichen von Schmerz ertragen, können Regen machen. Ihre Heilkunde gründet sich auf einige Aufgüsse und Decokte, Räucherungen, Douchen, Reibung, Knetung der Patienten unter heftigem Geschrei und Tanz, endlich auf magnetische Striche. Die Rothhäute sind im Allgemeinen sehr wenig empfindlich für Schmerz und Wunden heilen bei ihnen schnell und leicht. — Squier warnt vor der Pseudowissenschaft Schoolcraft's und dessen Histor. Notes on the Indian Tribes. Ein vorzügliches Buch ist: Knortz, Märchen u. Sagen d. nordamerikan. Indianer, Jena 1871, z. Th. nach der Aussage der Indianer selbst aufgezeichnet, außer Mythen und Sagen auch historische Erzählungen und artige Thierfabeln enthaltend.

Die Zahl der Indianer hat namentlich in der Union erstaunlich abgenommen; von wohl 10 Millionen, welche das jetzige

Gebiet derselben vor 200 Jahren bewohnten, ist kaum noch der dreißigste Theil vorhanden. Ihre Abneigung gegen das seßhafte civilisirte Wesen ist unüberwindlich, und sie sind moralisch geschwächt durch das Gefühl, sich unmöglich der Civilisation anpassen zu können und ihr schließlich unterliegen zu müssen, da ihre Jagdgründe immer mehr eingeschränkt, sie in unwirthbarere Gegenden verdrängt werden. 1870 gab der Regierungskommissar Parker die Zahl der Indianer in der Union auf 378,577 Köpfe an, 1872 der Minister des Innern auf 321,000, Alaska mit 75,000 inbegriffen. Davon sind 3663 in Florida, Nordcarolina, Indiana, Iowa und Texas zerstreut, außer Verbindung mit ihren Stämmen. In Washington Territor leben 15,487, Oregon 24,502, Kalifornien 7383, Arizona 5166, Nevada 6000, Utah 12,800, Neumexiko 18,640, Colorado 7300, Dakota 27,815, Idaho 4460, Montana 18,835, Wyoming 2400, Nebraska 6410, Kansas 6052, Indianer-Territorium 53,576, Minnesota 3677, Wisconsin 6355, Michigan 8099, Newyork 4894; sie bewohnen im Ganzen ein Gebiet von 228,473 Quadratmeilen und viele befinden sich in sehr ärmlichen Verhältnissen. In den britischen Besitzungen Nordamerikas finden sich höchstens noch 50,000. Sollten ja beschlußgemäß im Frühling 1873 die Modoc-Indianer in Oregon bekriegt und vertilgt werden. Neger hingegen gibt es in der Union über 4 Millionen und sie waren bis zur Emancipation in Zunahme begriffen. — Gewisse Schriftsteller wußten nie genug die Tyrannei der Spanier gegen die Indianer hervorzuheben, aber die thatsächliche Lage erweist, daß in den ehemals spanischen Ländern Amerikas ein unvergleichbar größerer Theil der Urbevölkerung sich erhalten hat, als in den von den Angelsachsen eingenommenen. So leben in Mexiko noch mehrere Millionen, in Centralamerika von der Grenze Mexikos bis zur Landenge von Panama noch über 1 Million, etwa die Hälfte der Gesammtbevölkerung, meist seßhafte Landbauer, wovon auf Guatemala 750,000, Honduras 120,000, San Salvador 150,000, Nicaragua 80,000, Costarica 5000 kommen. In Guatemala bilden die Indianer die große Majorität, indem bei einer Bevölkerung von 900,000 Seelen nur etwa 10,000 Weiße und 140,000 Mischlinge, sogen. Ladinos kommen, der Rest von 750,000 Vollblutindianer von den Stämmen der Tolteken, Quichés und Kacchiquelen sind, die im 11. Jahrh. von Tula südwärts ziehend, das nach ihrem Führer sogen. Quiché-Reich gründeten. — Schon vor einigen Jahren brach in Oregon ein Rassenkrieg zwischen Weißen und Indianern, namentlich den Snakes, aus und 1873 haben die Soldaten der Union mit Hilfe eines andern Indianerstammes die Modocs nach verzweifelter Gegenwehr vernichtet, weil sie das Land ihrer Väter nicht räumen wollten.

1. Die Algonquins der Franzosen oder wie sie sich selbst heißen, Lenapes, soviel als mannhafte Leute, waren früher so zahlreich, daß

sie die Mehrzahl der eigentlichen Rothhäute ausmachten. Durch die fortwährenden Kriege mit den Europäern, die ihnen ihr Gebiet entrissen, auf's äußerste reduzirt, wurde der Rest von der Unionsregierung 1840 auf das westliche Ufer des Mississippi versetzt. Sie theilten sich früher in eine Masse kleiner Völker, wie die Knistinos oder Crihs, Monsonies, Ottawas, Chippeways, deren Sprache zum allgemeinen Verständigungsmittel der Indianer wurde, die Mikmaks, Abenakis, Pequots, Mohicans, Delawaren, Pouhatans, Menomonies, Sakis, Illinois rc. Von den früher mächtigen Delawaren stammen die Namen Massachusets, Connecticut, Alleghany, Muskingun, Savannah, Mississippi u. a. 2. Ebenfalls auf das Westufer transferirt sind die früher zahlreichen, kriegerischen wilden Irokesen, von welchen sich auch nur einige schwache Stämme erhalten haben, wie die Weiandots, von den Franzosen spöttisch Huronen, d. h. Wildschweinsköpfe genannt, Mohaks, Oneidas, Tuskaroras, Nottowäer rc. Der Name Irokesen stammt von den Franzosen, die Delawaren nannten jenes Volk Mengwe, die am Ohio Mingoes, sie selbst hießen sich Ho de no saunee, das Volk des langen Hauses, nämlich des Hauses, welches viele Feuer enthält, die Rathsfeuer der verbündeten Irokesenstämme. 3. Mehr haben sich von den Floridavölkern erhalten, welche die Südprovinzen der Union inne hatten. Die zum Christenthum bekehrten, Ackerbau, Viehzucht und Handel treibenden Cherokees wurden durch die Regierung des Staates Georgien, mit der sie in Streit geriethen, auf die Ostseite des Mississippi versetzt. Andere Stämme der Floridaner sind die Muskogies, Seminolen, die sonst ein großes Volk bildenden Natchez, welche Morton mit Unrecht zu Tolteken machen wollte, dann die Choctaws. 4. Immer auf der Westseite des Mississippi lebten die Caddos, Notschitotsches, Paoanas, Sius, welche letzteren sich bis zum Felsengebirge verbreiten. Unter dem französischen Namen Sioux werden mehrere Völker zusammengefaßt, so die Dakota, d. h. die 7 Rathsfeuer, weil sie aus 7 verbündeten Stämmen bestehen, von den Algonquins Naudowessies genannt, die Assiniboins, Schayennen, Minetaries, Osagen, Omahas. 5. Ganz eigene Sprachen reden die Pahnies am Plattefluß und Missouri und die Indianer am Saskawatschan, zu welchen letzteren die Blakfeet oder Schwarzfüße, früher einer der zahlreichsten, kriegerischsten und räuberischsten Stämme Nordamerikas und die Sussies gehören, deren Sprache eher dem Gackern der Hühner gleichen soll. 6. Die Komanchen, immer noch eines der bedeutendsten Indianervölker, auf beiden Seiten des Felsgebirgens bis gegen den mexikanischen Golf verbreitet, sind theils Jäger und Nomaden, welche mit ihren Heerden und Zelten umherziehen, theils verwegene Reiter und Räuber, welche oft in Mexiko einfallen, dort Eigenthum und Menschen raubend. Sie verehren als höchstes Wesen die Sonne. Sie zerfallen in mehrere Abtheilungen, wie die Schoshonen, Schlan-

genindianer im Nordwesten, welche zahlreiche Pferde, Schweine, Schafe besitzen, mit den Stämmen der Wahlah-Wahlah, Saptin (Nez-Percés der Franzosen), Molele, Cayuse &c., die Apachen, zu welchen die Stämme der Utahs, Moquis, Jumas, Navajos, Zunniindianer, Lipans &c. gehören, die im Hochlande lebenden Arapachhes, endlich die eigentlichen Komanchen, welche in Texas nomadisiren mit den Stämmen Pahajoko, Katrumzi, Nokoni, Quitaran, Manakiko, Saritoka, Juchta &c.

7. Besonders zahlreich und weit verbreitet sind die Apachen, vom 103. bis 114.° w. L. von Grenwich und 30 bis 38° n. Br., über welche Grenzen sie ihre Raublust noch weit hinausführt. Sie werden sowohl von den Mexikanern und Europäern als den zahmen Indianern als menschliche, schwer zu vertilgende Raubthiere betrachtet, die nach vollbrachten Raub und Mord auf ihren Pferden schnell wieder ihre meist unzugänglichen Schlupfwinkel erreichen. Die zu ihnen gehörenden Navajos oder Navahoe nomadisiren mit großen Schafherden, spinnen Wolle und weben daraus bunte, treffliche Decken. Sie sind beritten und führen lange Lanzen. Zu den Apachen gehören auch die Tschiroki, Cherokee nach englischer Schreibart.

8. Die mexikanischen und mittelamerikanischen Völker nebst den Peruanern haben unseres Wissens allein in Amerika größere civilisirte Staaten gegründet und eine bedeutende selbständige Culturstufe erreicht, von der sie durch die europäische Invasion im 16. Jahrh. herabgestürzt wurden. Das Inkareich wurde auch deshalb den Spaniern zu einer leichten Beute, weil es noch in der Bildung begriffen, seine heterogenen Bestandtheile noch nicht organisch vereinigt waren. Halbcultivirte Völker, welche Ackerbau trieben und große Bauten ausführten, gab es vor Ankunft der Spanier auch in den Ländern nördlich von Mexiko zwischen den Jägervölkern; es fehlen über sie aber alle Nachrichten. — Die Einwanderung in Anahuak hat wahrscheinlich von Nordwesten her stattgefunden und die Tolteken waren zuerst, um 596 n. Chr., in Mexiko eingewandert, im 12. Jahrh. die Tschitschimeken, Nahaltuecken und Akolhuas, nach diesen die Azteken, welche sich die von den Tolteken begründete Cultur aneigneten, deren Reich nach der Mitte des 10. Jahrh. zertrümmert worden war. Von den Tolteken sagt man, daß sie die Bilderschrift und die Zeitrechnung erfunden, Mais und Baumwolle cultivirt, das Schmelzen der Metalle und die Bearbeitung harter Gesteine verstanden und die Felsentempel und ältesten Teocallis erbaut haben. Sie zeichneten sich durch eine Habichtsnase vor den später gekommenen Völkern aus und wanderten im 11. Jahrh. nach Centralamerika aus. Die Azteken führten eine despotische Regierungsform und einen finstern Cultus mit Menschenopfern ein. Ihnen gehören die neueren Bauten an, wie der große Basaltpalast in Tezcuco, der Palast von Mitla, das Bad des Montezuma u. s. w., sie bauten zahlreiche z. Th. große Städte und gruben Canäle zur Bewässerung des Landes.

Die Indianerbevölkerung von Mexiko und Centralamerika beträgt jetzt 5—6 Mill. Köpfe und unterscheidet sich nicht wesentlich von den übrigen Indianern, die Hautfarbe ist dunkel, der Bart etwas mehr entwickelt als bei jenen. Ihr Temperament ist düster und melancholisch, ihr Verhalten zeigt eine gewisse Apathie, Sitten und Trachten haben sich seit drei Jahrhunderten wenig geändert, das Christenthum hat nur ihre Oberfläche berührt. Die meisten sind arm und bilden die untern Volksklassen, viele sind dem Trunk ergeben, wozu hauptsächlich Pulque, der gegohrene Saft des Maguey, dann Branntwein aus Zuckerrohr, Mais und Manihotwurzel verwendet wird. Der verbreitetste Stamm in Mexiko sind die Azteken, deren Sprache sehr reich ist, dann die Otomiten, Matlazinchen, Tarasken, welche bei der spanischen Invasion das unabhängige Reich Mechoacan bildeten, die Mayas in Yucatan, die Huastecas und Totonaken. — Die Coras in Sonora, die Tarahumaras und eine Anzahl kleinerer Stämme bewohnen die nördlich vom jetzigen Mexiko liegenden, an die Union abgetretenen Gegenden und reden meist eigene Sprachen. Ueber die Bevölkerung von Neumexiko s. Bell in the Journal of the Ethnol. Soc. I, 1869 u. E. u. L. Arch. IV, 131. Die Puebloindianer sind still und arbeitsam, aber jetzt nur noch in sehr kleiner Zahl vorhanden. In ihrem Gebiet, dem Rio-grande-Thal bei St. Fe findet man überall, wo Wasserleitungen vorhanden waren, die Ruinen großer Städte und der sogen. Casas grandes, indischer Festungen, dann die Ruinen unter spanischer Herrschaft gebauter Kirchen. Die Puebloindianer lebten in steten Fehden mit den wilden räuberischen Apaches und Navajos und wurden von den Spaniern geschützt, mit deren sinkender Macht die Verwüstung und Entvölkerung jener sonst so menschenreichen Gegenden eintrat. Bell sieht die städtebauenden Indianer als Kolonieen der Azteken an, welche in jene nördlichen Länder eindrangen und sie anbauten, vom Rio-grande-Thal dann wieder stromabwärts südlich sich ausbreiteten. Deshalb konnten ihre Nachkommen Bartlett sagen, sie seien von Norden gekommen und ihre Festungen von Montezuma erbaut worden.

Um die Zeit der Eroberung war Mexiko schon im Verfall, der Kaiser, die Großen und Priester im Besitz der fruchtbarsten Ländereien, das Volk durch Frohndienste und Erpressungen gedrückt. Die Azteken verfertigten die künstlichsten Werkzeuge, wußten auch die Edelsteine gut zu bearbeiten und aus dem Itzli oder Irtli (Obsidian oder vulkanisches Glas) mit großer Gewandtheit scharfe Werkzeuge zu schlagen. Sie trieben die Blumenzucht auf's eifrigste und ihre Großen hatten prachtvolle Parks und Blumengärten, wie denn Cortez an Kaiser Carl V. berichtete, der Garten von Huaxtepec sei der schönste, den er je gesehen. Sie hielten in ihren Häusern lebende Thiere und Montezuma II. hatte ausgedehnte Wildparks und einen

prachtvollen zoologischen Garten mit Land- und Wasserthieren, die von 300 Wärtern und eigenen Aerzten besorgt wurden. Die Azteken schwammen mit einem oben und unten zugespitzten Stück Holz dem Alligator entgegen, ihm dasselbe gegen den Rachen haltend, der darnach schnappend, sich immer tiefer verbiß und dann wehrlos war.

Im alten Mexiko wurde das neugeborene Kind gebadet und die Hebamme sprach: „Möchte der unsichtbare Gott sich doch herablassen, dich von aller Sünde und Ungerechtigkeit zu reinigen und von allem Unglück zu befreien. Liebes Kind, die Götter Ometructli und Omezihuatl haben dich im Himmel geschaffen und auf die Erde herabgesandt, aber wisse, daß das Leben, in welches du jetzt trittst, traurig, mühselig und voll Elend ist und du wirst nicht im Stande sein, dein Brod ohne Arbeit zu essen. Gott stehe dir in den vielen Widerwärtigkeiten bei, die deiner warten." Die Erziehung zu Hause und in den Schulen war darauf berechnet, den Kindern Ehrfurcht vor den Gesetzen und Landeseinrichtungen einzuflößen, sie wurden früh zu Arbeit und Gehorsam angehalten und bei der Jugend sah man sehr auf Entwicklung körperlicher Tüchtigkeit und gymnastische Uebungen. Völlerei wurde im alten Mexiko streng bestraft. — Unter der Regierung Montezuma's hatte Mexiko eine sehr ausgebildete Gesetzgebung und Verwaltung, prächtige Heerstraßen mit Zufluchtshäusern, mit hängenden Brücken über die Flüsse, lebhaften Verkehr, ein zahlreiches Heer. Der neue Herrscher in Mexiko mußte bei der Thronbesteigung Reden hören, die ihn an seine Pflicht erinnerten und dann selbst das Götterbild anreden und um Weisheit bitten, was Alles von einer bedeutenden Höhe der sittlichen Bildung zeigt, wie Waitz bemerkt. Für die Unterhaltung der Priester und Tempel waren große Ländereien angewiesen; das dem Kriegsgott geweihte terrassirte Haupt-Teocalli stand mitten in der Hauptstadt, mit großem Opferstein auf der obersten Terrasse und war mit seinen Nebengebäuden von 5000 Menschen bewohnt. Außer diesem hatte Tenochtitlan noch zahlreiche andere Tempel für die verschiedenen Gottheiten. Die Schädel der Geopferten wurden auf Stangen im Mauerwerk aufgestellt und ein Offizier des Cortez zählte 136,000 solcher Schädel. Zahlreiche religiöse Feste erhielten das Volk in fortwährender Theilnahme. Außer den Gefangenen, deren Fleisch vom Volke verzehrt wurde, opferte man auch Kinder, die man hiezu kaufte, „um den zum Maisbau nöthigen Regen zu erbitten." An gewissen Festen wurden auch gefangene Frauen geopfert. Geschlechtliche Ausschweifungen wie in den asiatischen Religionen kamen in dem furchtbaren mexikanischen Cult nicht vor. Die Azteken wie die Nachbarvölker glaubten an eine Fortdauer für den Menschen nicht nur, sondern auch für die Thiere. — Montezuma II. war eben so üppig als tyrannisch und hatte neben seinen Gemahlinnen viele Courtisanen, die er, wenn ihrer überdrüssig, an Günstlinge verschenkte.

Seine Tyrannei war einer der Nägel zu seinem Sarge. 1507 wurde er durch das Erscheinen eines Kometen sehr erschreckt und weil seine Sterndeuter ihm nicht genügende Auskunft geben konnten, so befragte er den weisen König Nezahualpilli von Tezcuco, der endlich aussprach: der Komet bedeute die Ankunft eines fremden Volkes, welches dem Reiche großes Unglück bringen würde; Aehnliches verkündete Montezumas Schwester, die Prinzessin Papantzin. Und da noch andere schlimme Vorzeichen eintraten, suchte Montezuma den Zorn der Götter zu versöhnen und opferte 1510 denselben 12210 Menschen. Als Cortez bei Juan de Ulloa landete, meinte Montezuma II. und sein Rath, das könne nur Quetzalcoatl sein, der lange erwartete Gott der Luft und frühere Civilisator, der, nachdem er Cholula verlassen, seine Rückkehr versprach und daß er die Völker glücklich machen wolle. Die Kanonen der Spanier bestärkten die Mexikaner in der Annahme, daß Cortez Quetzalcoatl sei, dem als Gott der Luft Blitz und Donner zu Gebote stehen.

Die Sprache der Azteken war reich und wohlklingend; es fehlten ihr die Consonanten B, D, F, G, R, S, dafür hatte sie sehr häufig L, X, T, Z, Te, Tz. Die Azteken hatten auch eine Poesie und es haben sich unter ihren in Madrid und einigen andern Städten aufbewahrten Literaturdenkmalen Gedichte des weisen Königs Nezahualcojotl von Acolhuacan, gestorben 1470, erhalten. Derselbe studierte die Naturprodukte seines Landes, ließ sie malen, beobachtete den Himmel und erklärte im Vertrauen seinen Söhnen, er erkenne keinen andern Gott als den Herrn des Himmels und den Schöpfer der Welt, verbiete aber den Götterdienst nicht, weil er nicht als Verächter der Lehren der Vorfahren gelten wolle. Er ließ zu Ehren des Weltschöpfers einen hohen Thurm errichten, in welchem er zu ihm oft auf den Knieen betete. In seiner Hauptstadt sammelten sich die Gelehrten, Künstler, Dichter. — Die von den Tolteken stammende Bilderschrift nahmen alle Völker von Anahuak an. Bilderschrift fand sich auch in Yucatan und in Peru. Die Priester Mexikos waren auch im Besitz der Zeitrechnung und jeder Tag hatte für sie und das Volk besondere Bedeutung, Uebungen und Cultushandlungen. 1790, als der Vicekönig Revilla Gigedo den Hauptplatz von Mexiko neu pflastern ließ, fand man außer der colossalen Statue des Kriegsgottes Huizilopochtli einen Kalenderstein aus dem härtesten Basalt, 11 Fuß 8 Zoll im Durchmesser und 2 Fuß 6 Zoll dick. Das bürgerliche Jahr der Azteken zählte 18 Monate zu 20 Tagen und 5 Schalttage, welche die Azteken als Unglückstage ansahen. Nach jedem Cyklus von 52 Jahren schoben sie $12^1/_2$ Tag ein, um die jährlich verlorenen 6 Stunden zu ersetzen, so daß sie demnach eine genaue Zeitrechnung gehabt haben.

Die Indianer Mexikos leben in großem Elend und viele werden durch harte Arbeit aufgerieben. Kaiser Maximilian hatte die besten

Absichten und seine Regierung hätte zum Segen für sie werden können, wenn nicht die übrige Bevölkerung so treulos und zügellos sich verhielt. Nach Gerstäcker verstehen sie wunderschöne Bouquets zu binden und zeigen im Modelliren mit Wachs ungemeinen Kunstsinn, schneiden auch Köpfe ꝛc. aus Stein und Holzkohle ungemein treu und geschickt aus, machen ganze Gemälde aus Kolibrifedern ꝛc. Daß es ihnen auch sonst nicht an Talent fehlt, hat wenigstens Juarez, ein Vollblutindianer, Sohn armer Eltern bewiesen, der 1809 im Staate Oaxaca geboren, Doctor der Rechte und ein geschätzter Advokat wurde, später Gouverneur von Oaxaca, 1856 Abgeordneter zum Congreß, Präsident des obersten Gerichtshofes, nach dem Bürgerkrieg gegen Zuloaga und Miramon Präsident der Republik und 1872 starb.

9. In Centralamerika leben die Poconchis, die Kachiquils, Candalen, Orotinas, Parcialidades oder Costaricaner; über letztere schrieb v. Frantzius in Ecker und Lindenschmitts Arch. IV, 93. Früher bewohnten mehrere höher cultivirte Völker Centralamerika, theils die Mayassprache redend, theils zur Toltekenfamilie gehörend, welche z. Th. große blühende Städte hatten und bedeutenden Handel trieben. Im Hochland von Guatemala wandelt man, wie Scherzer schreibt, noch ganz auf dem klassischen Boden der Indianergeschichte. Nur im Anzug sind diese lohbraunen Menschen ein wenig europäisirt und halten im Geheimen noch an ihren heidnischen Sitten und Gebräuchen fest, verehren Sonne und Mond, verfertigen Götzenbilder. — Berendt rühmt sehr den von Anderen für sehr wild ausgegebenen Indianerstamm der Lacandones am Rio Pasion in Centralamerika, die einst zahlreich und mächtig, jetzt nur noch unbedeutend sind, in offenen Palmblätterhütten wohnen, Zuckerrohr und Sifalhanf bauen, mittelst Bogen und Pfeilen mit Steinspitzen jagen. Berendt beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Studium der Sprachen Mexikos und Centralamerikas. Die jetzigen Mayas in Yukatan sind der Ueberrest eines früher zahlreichen, vor der Einwanderung der Tolteken und Azteken weit an der Küste nach Norden verbreiteten Volkes.

10. Zu den nördlichsten Indianern gehören die Digothis oder Zänker um die Mündung des Mackenzie, bereits den Eskimos verwandt, die Koloschen, welche sich selbst Tlinkit antakuan, „Menschen aller Ortschaften" nennen, ebenfalls Nachbarn der Eskimos, an der Nordwestküste Amerikas von 50—65° n. Br. wohnend, ein ziemlich abschreckendes Volk, meist von Fischen lebend, treulos, räuberisch, aber auch thätig und klug, Dolche und Lanzenspitzen von Kupfer schmiedend, welche in die eigentlichen Koloschen und in die Kenajer zerfallen, welche sich selbst Tnaina, d. h. Menschen nennen, dann die Athapascas, Tinne, Menschen in ihrer Sprache (der Name Illinois bedeutet Männer), in weiten Umkreis um den See gleichen Namens lebend, mittelgroß, mit breiten Gesichtern, vorstehen-

den Wangenknochen, breiten Nasenlöchern; sie durchbohren den Nasenknorpel und stecken Holz und Federn durch. — Die Indianer der Nordwestküste sind geschickte Fischer, bauen solide Wohnungen und mögen manche Fertigkeit aus Asien erhalten haben, weshalb sie höher stehen als die Notkas und die in Oregon. An der Nordwestküste Amerikas besteht ein lebhafter Handel, namentlich mit Kupfer, das selbst zu Flintenläufen verarbeitet wird, mit zum Schmuck dienenden Conchilien, mit aus Schiefer verfertigten Tellern, Pfeifen rc., selbst mit Kartoffeln, welche die Haidah auf den gemeinsamen Markt im Lande der Naß bringen. Die Notkas kennen seit langem das Eisen. Bei diesen Völkern gibt es auch Sklaven und Sklavenhandel. Das gewaltige Holzhaus eines Häuptlings südlich von Notka faßte wenigstens 800 Menschen. Bei manchen Völkern der Nordwestküste, den Notka, Quakeolth, Ballabolla sind die Häuptlinge zugleich höchste Priester; der der Notka (oder Nutka) begibt sich von Zeit zu Zeit in die Wildniß, um dort zu fasten und mit dem großen Geiste zu verkehren und fällt bei der Rückkehr, vielleicht durch ein Gift rasend gemacht, begegnende Menschen an, ihnen Stücke Fleisch aus dem Leibe beißend und verschlingend, bis er erschöpft niederstürzt. Die Indianer von Aliaska haben ähnliche religiöse Ansichten wie die Nordasiaten und auch das Schamanenthum.

Die Sprachen der Völker der Nordwestküste und Oregons zeigen keine Verwandtschaft. Je weiter man von Nordwesten nach Süden kommt, desto weniger intelligent und betriebsam sind die Völker, so daß die in Californien am tiefsten stehen. Manche Indianer von Oregon haben kein Wort für die Gottheit und verehren hauptsächlich den Wolf, der ihnen zugleich Thier und ein höheres Wesen ist. Die Bewohner vom Notkasund, die Wakash, sind bleich, Weiber und Kinder fast weiß; manche haben auch braunes und blondes Haar. Im Nordwesten von Oregon sind die Menschen häufig weiß wie Europäer, mit rothen Wangen, namentlich Weiber und Kinder, was auf stattgehabte Mischung hinweist. Die Bewohner von Oregon, sämmtlich im Westen des Felsengebirges oder auf diesem selbst lebend, sind nach den Gegenden theils Fischer oder Beeren- und Wurzelsammler, theils herumschweifende Jäger. Einige Stämme haben große Pferdeheerden und leben z. Th. vom Fleisch des Pferdes. Weit verbreitet ist der Glaube an ein gutes und böses Princip; bei den Selisch oder Salish vereinigt der Häuptling die Seinigen zum Gebete, das Rauchen ist wie bei den Indianern im Osten des Felsengebirges ein religiöser Akt, wobei sie sich zuerst nach Osten, dann nach den übrigen Himmelsgegenden wenden; auch für sie wie für jene sind die Bieber Menschen, welche der große Geist wegen Ungehorsam verwandelt hat, und auch in Oregon ist das Schwitzbad gebräuchlich. Außer den Wakash oder Salish gehören hierher die Tus-hi-pa,

Sokulk, Tschinuks, Bonaks, Nagailen ꝛc. Die californischen Wilden standen von jeher physisch und geistig auf einer tiefen Stufe, haben meist ein breites flaches Gesicht, Augen mit wildem Ausdruck, tief herabhängende Haare, zeichnen sich durch besondere Gefräßigkeit aus und verschmähen auch das Ekelhafteste nicht. Sie hatten wenigstens früher angebliche Zauberer, die in Mänteln aus Menschenhaaren gewebt gingen und manchmal in Felshöhlen mit veränderter Stimme mit Geistern reden, die mit Hungersnoth und Seuchen drohen oder die sie zu verscheuchen versprechen, — Alles um sich eine Mahlzeit zu verschaffen, wie der Missionar Bagert sagte. Die Californier gingen ursprünglich nackt und pflanzten nichts, sondern lebten von wilden Früchten und Körnern, Fischfang. Wahrscheinlich sind bei der Invasion der Europäer in das Goldland Californien viele ihrer Horden, der Chwachamaju, Olamentke, Matalans, Quirotes, Waikuren ꝛc. zu Grunde gegangen.

Die Baudenkmäler der für Nordamerika vorhistorischen Zeit, von unbekannten Völkern errichtet, gehören sämmtlich den Binnenländern an; am zahlreichsten, zu vielen, vielen Tausenden, sind sie in den fruchtbaren Flußthälern und Terrassengegenden von Ohio, Illinois, Indiana, Wisconsin, am untern Mississippi, in Alabama, Georgia, Florida; im Norden der großen Seen und der Mississippifälle fehlen sie. Es sind theils riesenhafte Basreliefs aus Erde: Eidechsen, Schildkröten, Vögel, Schlangen, Bären, seltener Menschen darstellend, theils konische oder pyramidale Erdaufwürfe, tumuli, wie vorige, mit denen sie in Verbindung stehen, gewöhnlich in Reihen geordnet, endlich geschlossene Erd- und Steinwälle. Die riesenhaften, von 90 bis über 150 Fuß messenden Thierfiguren, welche zum Begraben der Leichen dienten, enthalten häufig Menschen- und Thierknochen, Aexte und Geräthe. Das Totem oder Familienwappen der Indianer war ja meist ein Thier, das religiös verehrt wurde. Die Tumuli, welche sich auch in Nordasien und im europäischen Rußland finden, im Staate Newyork allein über 10,000, an Gestalt und Größe außerordentlich wechselnd, waren Begräbniß- und Opferstätten, sind 6—100 Fuß hoch, die größten $^1/_2$ engl. M. im Umfang, bis 20 Millionen Kubikfuß Inhalt. Auf einigen wachsen mächtige, 700—800 Jahre alte Bäume. Sie wie die Wälle, welche einen bis mehrere hundert Acres umschließen, sind aus Erde oder Steinen, manchmal aus beiden zusammen aufgethürmt, ohne alles Mauerwerk. In den Tumulis findet man Skelete und kleine steinerne Sarkophage, auch Leichen in grobes Zeug, Federn, Thierhäute gewickelt, meist in kauernder Stellung, wie diese die Amerikaner lieben. Viele Umwallungen sind offenbar Festungswerke, manchmal mit Graben auf der Außenseite, einige mit Bastionen. Man hat diesen Befestigungen früher ein zu hohes Alter zugeschrieben, bis man fand, daß auch

die Indianer noch in den letzten Jahrhunderten ähnliche errichteten, in welchen man Produkte europäischer Industrie fand, — doch mögen viele ein Jahrtausend alt sein. Die Indianerstämme waren eben in früherer Zeit, wenn auch nicht viel kultivirter, doch viel zahlreicher und thätiger als nach der europäischen Invasion und konnten daher solche Schanzwerke in größerem Maßstab errichten. Man findet in diesen Baudenkmälern außer Aexten, Pfeilspitzen, Meißeln und anderen Werkzeugen, Mörsern, Kesseln, Vasen, oft von zierlicher Gestalt und Ornamentirung, Thierbildern und Thier- und Menschenköpfen von Stein (die auch als Tabakspfeifen dienten), Scherben von Geschirren, kleine Spiegel von Marienglas, Perlen und Cylindern aus Muschelschaalen geschliffen, wie man sie jetzt noch zu den Wampumgürteln braucht; kleine scheibenförmige, z. Th. durchbohrte Steine zum Schmuck, Haifischzähne, Seemuscheln, Messer und Pfeilspitzen von Obsidian in weit von der Küste entfernten nordischen Ländern deuten auf Handelsverkehr mit den Küsten- und südlichen Ländern bis Mexiko, wohin die Nordindianer wohl Kupfer lieferten. Mit der Ankunft der Europäer verloren die Indianer viele ihrer Fertigkeiten, weil sie sich nun von jenen andere Gegenstände gegen Pelzwerk &c. verschafften.

In den Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 1, Wien 1871, S. 203 ff., spricht Much über die Urgeschichte Amerikas. Die von Asien eingewanderten Bewohner sind von Nord nach Süd fortgegangen, was die Kulturreste bestätigen. Er unterscheidet für Nordamerika 3 Perioden, zuerst eine historische, deren Denkmäler hauptsächlich in den östlichen Theilen der vereinigten Staaten und Canadas, in Mexiko und Centralamerika sich finden, in der Union und Canada sind es Hügel oder Schanzwerke. Erstere, die Gräberhügel, Mounds in Amerika genannt, entsprechen genau den europäischen Tumulis. Die Schanzwerke bestehen nur aus Erd-, selten Steinwällen mit Palissaden. Dann gehören in die historische Periode die prachtvollen Tempel, Paläste und Städte von Mexiko und Centralamerika. Die charakteristischen Bauwerke der älteren Periode sind wieder Mounds: Gräbermounds, Opfermounds, Tempelmounds im ganzen Mississippi- und Ohiothal, viel größer als die historischen Mounds, bis 60 Fuß (und darüber) hoch, enthaltend Menschen- und Thierknochen, Waffen, Schmuck, Geräthe, Kohlen. Die Opfermounds sind ganz klein, kolossal hingegen die Tempel- und Palastmounds, meist von der Form abgestutzter vierseitiger Pyramiden mit anschließenden Terrassen, Vorstufen, dammartigen Aufgängen; auf ihnen standen der Tempel und die Wohnungen der Häuptlinge und Priester; sie kommen manchmal in Gruppen vor, bisweilen von Erddämmen umgeben, sind bei 90 Fuß hoch, am Grunde 500—700 lang. Die obere Fläche des großen Mound in Washington County Miss. hält 12000 Quadratfuß. Darauf stehende, wohl aus leichtem Material construirte Gebäude

sind spurlos verschwunden. Die Geräthe in diesen Mounds zeigen von ziemlich hoher Kultur und manche lassen auf Landbau schließen, man findet in ihnen oft Gegenstände von Kupfer. Andere Erdwerke waren Schanzen, noch andere Einfriedigungen von Ortschaften.

Im Norden Amerikas sind Waffen und Geräthe meist aus Stein, im Süden aus Kupfer, Bronce, Gold, Silber. Die Ansiedlungen fanden meist in Thälern statt, wo man Massen von Scherben findet. Muschelhügel finden sich an der ganzen atlantischen Küste und auch in Californien, sie enthalten Geräthe aus Stein, Bein und Scherben. Die Mexikaner gaben ihre Obsidianmesser und Schwerter nicht auf, nachdem sie auch schon Metalle brauchten; Montezuma's Streithammer wird in der Sammlung von Ambras aufbewahrt. Manche Steine und Kupfergeräthe dienten wahrscheinlich zu Spielen, andere zum Schmuck, die kupferne Axt war wie die keltische in einer Keule befestigt; das gediegene Kupfer kam vom obern See, die kupfernen Geräthe und Schmucksachen wurden nicht gegossen, sondern gehämmert. Mexiko lieferte den Bewohnern des Mississippithales Pfeilspitzen von Obsidian, die Chalchihuitl der Azteken sind grüne smaragdähnliche Steine mit Skulpturen. Die Opfer-Mounds enthalten häufig künstlich gearbeitete Tabakspfeifen, aus einem einzigen Stück harten Steines gemacht, wo der Theil, welcher den Tabak aufnahm, gewöhnlich sehr treu die Gestalt eines Indianer- oder Thierkopfes nachbildete. Später hatte man Pfeifen aus gebranntem Thon, zuletzt aus dem früher erwähnten rothen Pfeifenstein. Die Thongefäße haben viel Aehnlichkeit mit denen der europäischen Urzeit und wie bei diesen ist die Thonmasse mit Quarzsand, häufiger noch mit zerstoßenen Muschelschaalen versetzt. Auf einer viel höheren Stufe steht das mexikanische Porzellan. In Amerika und England bestehen zahlreiche Sammlungen amerikanischer Alterthümer; die größte in Europa ist wohl die zu Salisbury in England, welche die Sachen von Squier und Davis enthält, die größte in Amerika die des Dr. Dicerson in Philedelphia. Peabody hat zur Anlage eines Museums indianischer Alterthümer 100,000 Pf. St. geschenkt.

Die Alterthümer Mexikos und Centralamerikas ruhen nach Squier und Stephens von denselben Völkern her, welche noch heute jene Länder bewohnen, von Völkern toltekischen Stammes, die etwa in der Mitte des 11. Jahrh. einwanderten. Die wichtigsten Denkmäler der Architektur zeigen sich öfters in Massen beisammen, als Reste großer Städte. Aelter und vollendeter sind die Bauwerke in Oaxaca und Yucatan, jünger und schon weniger vollkommen, wenn auch noch großartig genug die mexikanischen. Dieser ganzen Architektur liegt die Form der Pyramide zu Grunde, welche namentlich in den religiösen Zwecken geweihten Teocallis rein hervortritt, vierseitigen, streng nach den Himmelsgegenden gerichteten Pyramiden,

auf deren oberer Fläche sich oft kleinere Bauwerke erheben. Die Seitenflächen sind entweder einfach schief oder terrassirt und zur Scheitelfläche führen auf einer oder mehreren Seiten Treppen, gerade oder im Zickzack verlaufend. Die Teocallis, „Gotteshäuser", waren von sehr verschiedener Größe und in Mexiko bei der spanischen Invasion in außerordentlicher Zahl, fast in jedem Orte vorhanden, in der Hauptstadt allein etwa 2000, manche wohl schon einige hundert Jahre alt. Einige dieser Pyramiden erreichten ganz kolossale Dimensionen, wie z. B. die Tanatiuh Ytzaquâl bei San Juan de Teotihuacan von 171 Fuß Höhe und 645 F. Grundfläche, die in 4 Absätzen sich zu 166 Fuß Höhe erhebende Pyramide von Cholula, gleich der vorigen sehr alt, mit einer Basalbreite von 1350 Fuß. Die berühmte siebenterrassige Pyramide von Papantla ist 85 Fuß hoch, am Grunde 120 breit und die bei Uxmal in Yukatan von 100 Fuß Höhe mit länglicher Grundfläche, deren größerer Durchmesser 213 Fuß zählt, trägt auf ihren Scheitel einen Tempel, der 81 Fuß lang, 14 breit, 17 hoch ist. Ein solcher stand auch auf der von Cholula, die der Sage nach von Riesen gebaut wurde, die der Fluth entgangen waren. Das Teocalli von Papantla und andere sind aus gewaltigen Porphyrquadern erbaut. Die T. waren von großen Höfen umgeben, in denen die Wohnungen der Priester und andere zum Cultus errichtete Gebäude standen und das Ganze umschloß wohl eine Ringmauer. Die amerikanische Architektur steht noch auf einer tiefern Entwickelungsstufe und folgt sehr einfachen Gesetzen, wie denn auch die Ornamentirung in geraden oder Zickzacklinien erfolgt. Die Gebäude zu ebener Erde oder auf den Teocallis sind demgemäß einfach viereckig, die Portale geradlinig, die Bedachung horizontal oder stufenförmig durch übereinander liegende Steine; Gewölbe und Säulen fehlen. Die Bildwerke der Paläste und Tempel sind meist Reliefs, seltener freistehende Statuen, die hieroglyphischen Malereien der Wände sind einfach colorirte Contouren. Ruinen von ganzen Städten herrührend sieht man bei Tusapan, Papantla, Palenque, Copan, Uxmal, Oaxaca ꝛc. Die Ruinen von Palenque im mexikanischen Staate Chiapas messen 3—4 Meilen im Umfang und lassen außer Privathäusern noch Tempel, Teocallis, Gräber, Festungswerke, Wasserleitungen, Brücken erkennen. In der Mitte eines großen viereckigen Platzes erhob sich ein Bau von 300 Fuß Länge und 30 Fuß Breite mit zahlreichen Gemächern und einem vierstöckigen Thurm, unterirdischen Gängen und Zellen, die Wände mit Basreliefs und Malereien geschmückt. Zahlreiche z. Th. großartige Reste alter Bauten und Städte in Yucatan findet man namentlich bei der Hacienda Uxmal in der Gegend von Merida, bei Clichen (Chiche), Tulum, Zayi, Chunchuja, Kobah, Iturbide ꝛc. von dem Toltekenvolk der Mazequales herrührend, etwa 800 Jahre alt, als jene Tolteken von Anahuac hier einwanderten, in Konstruktion und Ornamentirung

ziemlich gleich. Um Uxmal und überhaupt in ganz Yucatan findet man ungeheure Cisternen und Wasserbehälter, welche die Bewohner noch jetzt brauchen, manche so tief, daß sie bis auf die unterirdischen Wasserläufe hinabreichen. Ganz Yucatan stand früher unter einem in Mayapan residirenden Herrscher, den seine Vasallen später stürzten und Mayapan im 15. Jahrh. zerstörten. Als die Spanier kamen, bestanden in Yucatan sieben kleine Reiche, die bis 1541 sämmtlich unterworfen wurden. Die noch unbeschriebenen Ruinen von Peten in Centralamerika stehen nach Scherzer denen von Palenque kaum nach. Zahlreiche Ueberreste jener Gegenden sind in den mächtigen, Alles überwuchernden Wäldern begraben. In Guatemala fand Sch. künstliche Erdhügel, viereckig mit einer Einsenkung in der Mitte und einem Hügel daneben, wohl Opferstätten. Die bedeutendsten Stücke der Monumente von Quirigua sind ein pyramidales Opfergebäude, dann mehrere Felsaltäre mit Basreliefs, ein kolossales Idol von 21 Fuß Höhe mit riesigem bizarrem Kopfschmuck und ein anderes mit zwei Halbköpfen von Ungeheuern, — Bilder, die offenbar Schrecken erwecken sollten. Die Ornamentirungen bestehen aus Thieren, Blättern, Blumen, Früchten; mit den ägyptischen Pyramiden haben die Teocallis nichts gemein. Sch. meint, diese Stufengebäude seien Schaustätten für die Vornehmen bei den Opfern gewesen, das Volk stand rings umher. Dessen Wohnungen, auch in den großen Städten nur Rohr- und Lehmhütten, sind meist spurlos verschwunden.

Von Hrn. Prof. Schaffter dahier wurde mir das Manuscript eines Franzosen Hrn. Gaullieur in Key West, Florida, mitgetheilt, wo aus dem Buche eines amerikanischen Advokaten Wilson nachgewiesen werden will, daß die Azteken ein ganz unkultivirtes Volk, Montezuma ein gewöhnlicher Cazike, Cortez ein Flibustier waren und seine Berichte an Kaiser Karl V. über die Größe und Macht Mexikos, seine Bauwerke &c. erdichtet seien, die Werke der spanischen Schriftsteller Donquichottiaden. Zu den Bauwerken von Yucatan, Guatemala, Tehuantepec ständen die Azteken in keiner Beziehung, nach Wilson und Gaullieur hätten Semiten und zwar Phöniker dieselben und überhaupt die Kultur jener Völker begründet, wobei Platon citirt wird, der von einem großen Continent weit außerhalb der Meerenge von Gibraltar gesprochen und von einer Insel Antilia; dann St. Brandon auf Martin Behaim's Globus von 1425. Die Amerikaner hätten ganz dieselbe Fluthsage wie die Semiten &c. und die Azteken hätten sich zur Zeit der Eroberung erst im Steinalter befunden, während doch viele ihrer künstlichen Goldwaaren, geschnittenen Smaragde, herrlichen Federarbeiten, Bilderschriften von den Eroberern nach Madrid geschickt worden sind und die Pyramiden von Tanatiuh, Otzaqual, Papantla, Cholula noch bestehen. Der Baustyl in Centralamerika wird von W. und G. für ganz semitisch

ausgegeben, was gar nicht der Fall ist. Es fehlt nicht an gehässigen Ausfällen gegen die Conquistadoren, die spanische Geistlichkeit und Verwaltung. Diese Leute vergessen, daß demungeachtet sich in Mexiko eine Indianerbevölkerung von mehreren Millionen erhalten hat, während in der Union die Indianer bis auf 300,000 ausgerottet sind. — Es ist nicht daran zu denken, daß mit phönikischen Schiffen eine Verbindung über den atlantischen Ocean möglich gewesen wäre, die ganz regelmäßig hätte sein und Jahrhunderte dauern müssen; die Phöniker konnten sich nie weit von der Küste entfernen. Nach Amerika sind früher immer nur einzelne, z. Th. verschlagene Schiffe aus der Osthalbkugel gekommen, die keine höhere Kultur bringen konnten; auch fehlten vor der Eroberung in Amerika alle Nutzthiere und Nutzpflanzen der östlichen Hemisphäre. Die Civilisation der Tolteken, Azteken, Centralamerikaner und Peruaner ist daher autochthon und national. Die Bauwerke von Centralamerika können nicht sehr alt sein, da noch hölzerne Thürschwellen und Wandmalereien sich erhalten haben. — Die Ruinen von Colorado Chiquito gleichen nach Möllhausen sehr den burgartigen Casas grandes am Gila und in Chihuahua, wie diese Bartlett beschreibt, nur sind sie kleiner. Ueber indianische Malereien an Felsen s. Möllhausen S. 376.

Dritte Abtheilung. Die nördlichsten Bewohner Amerikas, die Eskimos oder wie sie sich selbst nennen Innuk, Innuit, d. h. Menschen, von ihren Nachbarn, den zu den Algonkis gehörenden Abenaki Eskimantsik, d. h. Rohfleischesser genannt, sind jetzt überall ein Küstenvolk und scheiden sich in eine westliche Gruppe von der Nordwestspitze Amerikas bis zur Mündung des Makenzie und in eine östliche, die Grönländer, hier bis zum 50.° n. Br. in Grönland herabreichend, also den äußersten Norden Amerikas vom stillen bis zum atlantischen Ocean bewohnend. Namentlich die Westeskimos zerfallen wieder in eine Menge Stämme: Aglegmiuten, Kuskokwimer, Inkaliten, Aleuten, Kadjaker, Tschugatschen, Kyaten rc. Ihre Sprache hat ein eigenes Vocabular, während sie in Grammatik und Syntax den nordamerikanischen Sprachen gleicht. Es ist wahrscheinlich, daß die Verbreitung der E. von Asien her in der Richtung gegen Osten stattgefunden hat, so daß sie Grönland erst vor nicht vielen Jahrhunderten erreicht haben. Viele mongolische Charaktere, namentlich die starken Wangenknochen, der meist unschöne, wenn auch gutmüthige Gesichtsausdruck sind bei ihnen unverkennbar erhalten. Besonders die östlichen E. sind kleine Menschen von nicht besonders dunkler grauer Hautfarbe, grobem, schwarzem Haar, ziemlich starker Statur, großem Kopf mit kleinen Augen und dicken Lippen; bei den westlichen E. soll die Hautfarbe schmutzig kupferroth sein, wie bei den Tschuktschen. Der Grönländer Schädel ist nach

Virchow sehr dolichocephal, prognathisch mit kolossaler Ausbildung des Gesichtsskelets in Folge der großen Anstrengung des Kauens der fast ausschließlich thierischen Nahrung. Die E. sind gutmüthige, friedfertige, wahrhaftige Menschen, durchaus nicht ohne geistige Anlagen, lernbegierig und bildsam, so daß sie z. B. europäische Geräthe geschickt nachbilden und von den Russen fast alle Handwerke gelernt haben. Ihre Vorstellungen von höheren Dingen sind sehr verworren, der Glaube an Zauberei allgemein.

Cap. Parry und Dr. Rae schildern die E. als ungemein gastfrei, freundlich und gefällig, wohlerzogen, die Frauen fröhlich und dienstfertig. Sie bewahren das Anvertraute treu und ihr Familienleben ist exemplarisch. Die kleinen Mädchen haben Puppen, denen sie Kleider und Schuhe machen, die Knaben spielen mit Bogen, Pfeil und Wurfspieß; verwaiste Kinder finden leicht Adoptiveltern. Gleich günstig urtheilt Hall, der auch bemerkt, daß ihre Lebensweise bei dem herrschenden Klima die allein richtige und mögliche sei. Zwei seiner Bekannten waren früher in England gewesen und hatten Englisch gelernt. Die Eskimos gehen nach Hall seit der Berührung mit den Weißen, obschon ihnen diese keine Krankheiten gebracht haben, doch ihrem Untergang entgegen, obwohl sich durch das Christenthum der Zustand der Grönländer in vielen Stücken gebessert hat. Die Grönländer lieben die Freiheit ungemein, thun auch ihren Kindern keinen Zwang an, sollen aber gefühllos gegen die Leiden der Nebenmenschen sein, Unrecht geschehen lassen, ohne es zu hindern; sie seien dabei leichtsinnig, sammelten immer zu wenig Wintervorräthe, mißhandeln ihre Hunde fürchterlich und schonen kein lebendes Wesen. Auf der Jagd und im Kampfe mit den Elementen beweisen sie ungemeinen Muth und sehen dem Tode ruhig entgegen. Streit, Zank, Mord sind äußerst selten, Diebstahl ganz unbekannt. Die Grönländerinnen tanzen sehr gerne, am liebsten ihren Nationaltanz, auch nachdem sie europäische Tänze kennen gelernt und haben sich leider an Kaffé und Tabak gewöhnt, wofür sie oft das Nothwendigste verkaufen. Die Nordgrönländer machen schöne Schnitzereien aus Knochen, im Süden sind sie z. Th. Schmiede, Zimmerleute, Lootsen, selbst Verwalter in dänischen Diensten. Alle E. sind sämmtlichen Indianern auf dem Wasser ungemein überlegen, wissen Jagdthiere und Karten zu zeichnen, geben sich selbst philosophischen Spekulationen hin; Kajarnak war ein grönländisches Genie. Manchmal tödtet ein grönländischer Vater, wenn die Mutter stirbt, das Kind, „weil es besser sei, daß es schnell sterbe, als aus Mangel an Pflege umkomme". Die Frauen werden gut behandelt, haben aber doch ein hartes Loos, ihre Kinder und andere Dinge stecken die Eskimofrauen in ihre weiten Stiefel. Die Westeskimos und Grönländer bauen Winterwohnungen aus Schnee und Eis auf die sinn=

reichste Weise. Sie essen und trinken Alles, Fleisch, Speck, Blut ꝛc. ganz roh, können auf einmal ungeheure Quantitäten verzehren, theilen ihre Jagdbeute und hungern miteinander. Sie harpuniren Wallfische, bei der Seehundsjagd leisten ihnen ihre Hunde wesentlichen Beistand. Die Grönländer, wesentlich ein Jäger- und Fischervolk, haben es nicht zur Zähmung des Rentthieres gebracht, gehen nur auf dessen Vernichtung aus. Empetrum nigrum, die Rauschbeere ist die am meisten verbreitete Pflanze in Grönland, deren Beeren als Dessert genossen werden; minder häufig sind Heidel- und Preißelbeeren. — Beechey fand bei den Eskimos am Deas-Thomson-Cap Halsschnüre von Bernstein unbekannter Herkunft. Die Kupferindianer überfallen nnd tödten nach Hearne die Eskimos, wo sie sie finden, mit grausamer Lust. Sie verachten sie als niedere Geschöpfe, zugleich als Unholde und Zauberer, die man vertilgen müsse. Dasselbe thaten, so viel sie es vermochten, im 10. Jahrh. auch die Isländer unter Thorwald in Weinland.

Nach Rink, der längere Zeit Direktor der dänischen Kolonieen in Grönland war, wären die Eskimos ursprünglich ein Binnen- oder an Flußufern lebendes Volk gewesen, während sie jetzt entschieden Küstenvolk sind, ganz abhängig von den Produkten des Eismeeres. Er hält sie für die letzte Woge einer amerik. Urrasse, die aus angenehmeren Gegenden sich den Flüssen, namentlich dem Makenzie und Athna folgend, über den Kontinent verbreitete, immer von Stämmen hinter sich gedrängt, bis sie endlich an der See anlangte. Die Eskimos der allerentlegensten Gegenden, vielleicht seit 1000 Jahren in keiner Verbindung mehr mit einander, zeigen doch eine erstaunliche Uebereinstimmung ihrer Ueberlieferungen. Die Menschen und Thiere der ursprünglichsten Ueberlieferungen wurden dann in den späteren Wohnsitzen der einzelnen Stämme in übernatürliche Wesen verwandelt, die etwa die unbekannten Regionen z. B. im Innern von Grönland bewohnten. Rink sieht die Nordwestspitze Amerikas als ursprüngliche Heimath der Eskimos an. — Charnock bemerkt hiezu, daß die Eskimos keinerlei Aehnlichkeit mit den Indianern, ihren Feinden haben, eher mit den Tschuktschen, die wahrscheinlich mongolischen Ursprungs sind. Kapitän Pim führt an, daß Dr. Seeman auf den Begräbnißplätzen zu Durango in Mexiko das wohlbekannte labret worn der Westeskimos gesehen habe, das auf jeder Seite des Kiefers der Aztekenskelete liegt, so daß diese Sitte den E. von Süden her zugekommen scheint. Er glaubt, die Eskimos seien rein amerikanischen, nicht asiatischen Ursprungs.

Zuerst kam der Isländer Gunbjörn nach Grönland, 876 oder 877, gegen Ende des 10. Jahrh. besuchte Erik der Rothe öfters Grönland und gründete 986 dort eine Kolonie, 999 führte Leif Eirekson von Norwegen dort das Christenthum ein, im 11. Jahrh.

kamen grönländische Gesandte nach Bremen. Die Isländer und Norweger nannten die Grönländer Skrälingjar. Klemm, Kulturgeschichte II, 14, hat folgende kaum glaubliche Angabe. „Zu beachten ist, daß die Isländer, welche mit Gudleif 1027 über Irland an die nordamerikanische Ostküste kamen, dort von Männern angegriffen wurden, welche zu Pferde saßen"; s. K. Wilhelmi's Island, Hvitramannaland, Grönland und Vinland, Heidelb. 1842, S. 102 nach skandinavischen Berichten. Die Eskimos scheinen erst in Grönland eingewandert zu sein und zwar von Amerika aus nordsüdwärts, nachdem die alten Isländer das Land zu kolonisiren begonnen hatten, welche von den Eskimos vertilgt, z. Th. unterjocht wurden. Die Isländer fanden die Skrälinger an den Küsten von Neuengland; letztere müssen also später von den Indianern nordwärts gedrängt worden sein; die Isländer unterlagen im Kampfe gegen die Skrälinger und vermischten sich mit ihnen, so daß man in Grönland noch jetzt blonde Köpfe und europäische Physiognomien sieht. Für ganz Grönland rechnet man nur etwa 10,000 Bewohner, wohl sämmtlich auf der Westküste lebend, denn die Mannschaft sowohl der Germania als der Hansa sahen 1869—70 an der ganzen Ostküste keinen einzigen Menschen; die wenigen, wie die Wohnungen beweisen, früher vorhandenen sind ausgestorben oder nach Süd und West gewandert. Die grönländische Küste kennt man auf der Westseite etwa bis zum 80.°, auf der Ostseite bis zum 76.°, zwei Punkte etwa 600 engl. M. von einander mit unbewohnter Zwischengegend. Auf der Westseite Grönlands fand man 1818, daß ein kleiner Stamm die rauhe Küste zwischen 76 und 79° n. Br. bewohnte, etwa 140 Seelen, deren Existenz im Winter von offenen Lachen und Wasserstraßen abhängt, welche die Seethiere herbeiziehen. Im Süden waren sie von den Gletschern der Melvillebai, im Norden vom Humboldtgletscher eingeschlossen, der große Binnengletscher, Sernik-sook beschränkte sie auf die Küste. Solche Vorkommnisse mögen wohl noch mehr zu entdecken sein.

Die vierte Asien bewohnende Abtheilung der gelbbraunen Rasse kann man als Turanier bezeichnen. Ihr Gesicht ist sehr oft besonders breit und platt, die Ohren sind groß und weit, Hautfarbe gelblich bis schwärzlichbraun. Sie bewohnen auch einige Gegenden Europas und theilen sich in 5 Gruppen.

1. Die nordasiatische bis hinauf an die Küste des Eismeeres begreift Völker, z. Th. den nördlichsten Indianern oder Eskimos verwandt, welche auf ganz tiefen Kulturstufen stehen und weniger durch die Sprachen als durch physische Artung untereinander verwandt sind. Sie sind fast sämmtlich Rußland unterworfen, dem sie Tribut meist in Pelzen entrichten. Dem Aussterben nah, hauptsächlich von Fischerei und Vogeljagd lebend, sind die Jukagiren

im nordöstlichen Asien. Oestlich von ihnen, im eisigen Winkel des nördlichsten Asiens hausen die noch ziemlich zahlreichen als Renthiernomaden oder von der Jagd auf Walrosse und Seehunde lebenden Korjaken, von welchen die Taima oder wie sie die Russen nennen Tschuktschen ein Hauptstamm sind. Die Korjaken gleichen in Sitten und Lebensweise viel den Kamtschadalen, sind aber kräftiger, energischer, von Selbstgefühl durchdrungen. Sie leben in Vielweiberei, ohne eigentliche Häuptlinge, und haben die Blutrache. Die Tschuktschen sind theils Renthiernomaden, theils Küstenbewohner und letztere haben die sinnreichsten Apparate zum Tödten der wilden Thiere und zum Fang der Seevögel erdacht. Sie leben ausschließlich von thierischer Nahrung und genießen in ihrem eisigen Lande alle Speisen kalt mit Schnee zum Nachtisch. Die Korjaken und Tschuktschen bilden einen Uebergang zu den nordamerikanischen Indianern und erstere haben bereits rauhe Kehllaute, ähnlich jenen der Koloschen. Mitchell fand bei den Tschuktschen, deren Freundlichkeit und Gastfreundschaft er rühmt, keine Vorstellung eines höheren Wesens; ihre rauhe, feindliche Natur läßt nur verderbende Kobolde und Teufel entstehen. Die Unsterblichkeitsidee ist ihnen bekannt, ihre Priester sind zugleich Zauberer und Aerzte; die Krähe hat eine religiöse Bedeutung. Sie vermitteln den Handel zwischen dem polaren Asien und Amerika, dessen wichtigster Artikel, die Dentalium-Schnecke von der Charlotteninsel allgemein als Zierrath dient. Durch den Branntwein und die Krankheiten, welche ihnen die amerikanischen Walfischfänger zuführen, geht auch dieses Volk seinem Untergange entgegen. Der Amerikaner Dall schreibt von den T., welche er Tusken nennt, daß sie alte und kranke Personen, um ihre Lebensfähigkeit zu prüfen, etwa 1/2 Stunde an einem Strick um den Hals um die Hütte herumschleifen. Stirbt der Mensch nicht oder wird er nicht besser, so tödten sie ihn und stellen die Leiche aus, wo sie meist von Hunden, Füchsen und Eisbären gefressen wird. Alte und gebrechliche Personen erbitten oft freiwillig von den Ihrigen den Tod. — Auch die Bewohner der Aleuten haben sich in Folge der harten Behandlung der Russen schon sehr vermindert.

Die Kamtschadalen oder, wie sie sich selbst nennen, Itälmen, Einwohner, auch Kroschscha, Menschen, sind klein, breitschulterig mit sehr unschönen Zügen, tiefliegenden Augen, eingedrückter Nase, großem dicklippigen Mund, hängendem Bauch, dünnen Beinen und gehen ihrem Aussterben entgegen. Es ist ein Fischer- und Jägervolk, welches im Winter in unterirdischen Hütten, im Sommer in Jurten wohnt. Sie besitzen Hunde zum Schlittenziehen, Boote für die See und für die Flüsse und Schneeschuhe, wurden zwar zum Christenthum bekehrt, haben aber wesentlich ihre früheren Vorstellungen beibehalten. Die Sprache ist ganz eigen, manche Wörter gleichen

samojedischen und ostjakischen. Den ungemeinen Hang dieses Volkes zur Wollust will man durch die salzige Fischkost erklären. Durch die Kosaken wurden ihre Sitten ungemein verschlechtert. Gleich den Kurilen vergifteten wenigstens früher die Itälmen ihre Pfeile mit dem Pulver der Sturmhutwurzel, — bei nordischen Völkern etwas Ungewöhnliches. — Die Ainos, d. h. Menschen, etwa noch 50,000 Seelen, haben jetzt noch einen Theil von Jesso, von der Insel Tarakai, die Kurilen und die Südspitze von Kamschatka inne; auf den russischen Inseln heißen sie Kurilen. Die Hautfarbe ist dunkelkupfern mit Stich ins Olivenbraune. Gesichtsbildung regelmäßig, angenehm, ganz verschieden von der mongolischen ohne die vorstehenden Backenknochen und schief geschlitzten Augen, sie gleichen Europäern, auch im Gesichtsausdruck. Die Augen sind dunkel, das Kopfhaar in beiden Geschlechtern ungemein reichlich, auch der Leib der Männer und selbst der Knaben ist behaart; nur selten findet man einen unbehaarten Mann. (Von den Frauen sagt der Berichterstatter nichts. Andere, z. Th. neuere Nachrichten besagen wieder, daß diese starke Behaarung nur individuell sei und daß viele A. nicht stärker behaart seien als Europäer. Sind erstere Nachrichten etwa besser begründet, so müßte man einen specifisch-klimatischen Einfluß annehmen. Bart stark entwickelt.) Sie sind ein Fischer- und Jägervolk, das noch Speer und Bogen führt und die bei ihnen häufigen Bären nicht bloß jagt, sondern nach einer Angabe zum Schlachten aufzieht. Sie leben in Polygynie, so daß ein Mann an mehreren Orten, die er besucht, Frauen hat, beide Geschlechter tragen einen einfachen Rock von Thierfell oder grobem Canevas, die Frauen haben wie überall Sinn für Schmückung. Wohnung und Lebensweise höchst einfach, doch sind sie glücklich und zufrieden und ehrlich. Etwas besser ist ihr Loos durch den Reis geworden, den die Japanesen bringen. Glauben an Geister des Firmaments, Flußes, Berges, Feuers, der Fischerei ꝛc., opfern die Häute der Thiere, haben keine Schrift. St. John in Journ. of the A. I. 1872, p. 248. Die Ainos sind bedeutend in der Abnahme begriffen und werden von den Japanesen wie Sklaven behandelt. Sie sind mittlerer Statur, nicht stark; Frauen und Männer verrichten die gleiche Arbeit.

Die nur noch sehr wenig zahlreichen Jenisseïer, zwischen den Samojeden am Jenisseï umherziehend, haben den Schamanenglauben und wohnen wie die Samojeden in Jurten aus Stangen und Birkenrinde gemacht. Letztere hatten wie die Jenisseïer ihre Ursitze im Altaigebirge, wo die südlichen Stämme der Samojeden noch mit ihren Heerden herumziehen, während die nördlichen sich bis zum Eismeer verbreitet haben oder dahin von uralischen Völkern gedrängt wurden. Alle sind klein, untersetzt, kurzbeinig mit meist gelb- bis schwarzbraunem plattem Gesicht, stark eingedrückter Nase, großem

Mund und Ohren, schwarzem ungewöhnlich hartem Haar. Es ist ein stumpfes, ziemlich träges Volk, meist ohne Häuptlinge, in Vielweiberei lebend, fast sämmtlich dem Heidenthum ergeben. Sie pflanzen nichts und nähren sich von Wild, dem Renthier und Fischen, lieben sehr noch warmes Renthierblut, auch rohes und faules Fleisch. Sie zählen höchstens 80,000 Seelen und zerfallen in eine Menge kleiner Stämme, wovon die meisten unter Rußland, einige von den südlichen unter China stehen. Die Samojeden bilden nach Castrén eine Familie des großen altaischen Völkerstammes und bewohnten früher das ungeheure Gebiet vom Altai bis zum Eismeer und vom Jenisseï bis zum weißen Meere, wurden aber durch mongolische Völker zersprengt und hauptsächlich auf die öden Tundras vom weißen Meere bis zum Khatanga beschränkt. — Bei weitem bedeutender, mehrere Millionen zählend sind die Tungusen, ebenfalls ziemlich kleine Menschen, welche sich den spärlichen Bart vollends ausraufen, Pelzkleidung auf dem bloßen Leibe tragen und meist sehr unreinlich sind. Je nachdem sie Pferde oder Renthiere oder nur Hunde zum Ziehen haben, oder ganz arm zu Fuße gehen müssen, unterscheiden Russen und Chinesen Pferde-, Renthier-, Hunde- und Fußtungusen. Sie treiben ziemlich viel Viehzucht, sind dabei geschickte Jäger und Fischer und nomadisiren mit ihren Heerden und Jurten. Beide Geschlechter rauchen leidenschaftlich. Die Tungusen und andere sibirische Völker verstehen seit uralter Zeit die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens. Sie sind aufgeweckt, ehrlich, unterhalten sich gerne von den Heldenthaten ihres Volkes, hängen unerschütterlich dem Schamanismus an. Wie bei den Samojeden werden die Frauen um Vieh oder Felle gekauft. Die chinesischen Tungusen, Mandschu genannt, bemächtigten sich 1644 des chinesischen Thrones und haben ihn bis jetzt behauptet. Die Mandschusprache enthält auch manche Wurzel türkischer und indoeuropäischer Sprachen.

2. Die Centralgruppe zerfällt in die tibetische, mongolische, chinesische und koreanische Zunft, welche mehr oder minder unter dem Einfluß des chinesischen Kaisers und seiner Regierung zu Pecking stehen.

a. Die tibetischen Völker bewohnen das gewaltige Hochland zwischen den Ketten des Kuen-lün im Norden und des Himalaya im Süden, dann die Hochthäler des Himalaya sowohl im Norden als im Süden, wo sie die Hindus Bhotijah nennen, dann Nipal und einige Distrikte in China. Sie sind sämmtlich Buddhisten und ihre Sprachen Mittelglieder zwischen den mongolischen, chinesischen und ugrisch-finnischen Idiomen. Die eigentlichen Tibeter leben auf ihrem ziemlich unwirthlichen Hochlande von Ackerbau und Viehzucht; sie erzeugen bei ihren Schafen die feine Wolle zu den Cashmirshawls. Ihre Steinhäuser gleichen oft gewaltigen Burgen, ihre meist um Berggipfel herumgebauten Städte haben einen Tempel oder ein Kloster

zum Mittelpunkt. Kirchensprache ist das Sanskrit, der oberste Bischof, Dalai-Lama genannt, thront in H'lassa, die untern Priester heißen Lamas, Tibet ist ein Kirchenstaat. Andere Völker dieser Zunft sind die Bhotijabs, Nipalesen, Nawats, die Miao in China (diese nach Edkins mehr den Chinesen verwandt), die Li auf Hainan, die uncivilisirten Horsok, Horpa, Drokpa, Sokpa; den Horsok sind wieder nah verwandt die Sifan, welche die Alpengegenden im Westen der chinesischen Provinzen Schen-si und Sse-tschuen bewohnen, Zeltnomaden. Alle diese Völker reden einsylbige Sprachen.

b. Die Völker der mongolischen Zunft, im Mittelalter Tataren genannt, sind meist Nomaden, welche mit ihren Heerden in den Steppen und Wüsten Hochasiens herumziehen. Seit undenklicher Zeit Reitervölker, haben ihre Schaaren mehrmal Asien und Europa bis zur Oder verwüstend und Alles vor sich niederwerfend durchzogen. Jede ihrer von einem Erbfürsten beherrschten Horden ist militärisch gegliedert. Den Namen Mongolen (die Stolzen, Unbesieglichen) gab ihnen im 12. Jahrh. Dschingis-Chan. Es sind ziemlich häßliche Menschen, nur mittelgroß, mit rundem Gesicht, schwarzbräunlicher Haut, schwarzem Haar, das hinten in einen Zopf geflochten wird, kleinen, stechenden Augen, vom beständigen Reiten gekrümmten Beinen. Ihre jetzt mehrsylbige Sprache, die auch eine Literatur hat, war, wie man vermuthet, früher monosyllabisch. Die meisten sind Buddhisten, eine Minderzahl Heiden, ihre abentheuerlich costumirten Priester, zugleich Wahrsager und Zauberer, heißen Schamanen. Noch immer steht der größere Theil von ihnen unter Chinas Oberhoheit, der kleinere, welcher aber stets zunimmt, unter russischer. Sie leben in Zelten, vorzugsweise von Milch, Käse, Butter ihrer Heerden, haben äußerst wenig Gewerbe und Landbau und sammeln auch keine Vorräthe. Nur ein Theil von ihnen lebt in Polygynie, die Frau ist der dienende Theil, doch unterstützen bei den Kalmücken die Männer ihre Weiber bei den Arbeiten. Das einzige vorzugsweise getriebene Gewerbe ist das der Schmiedearbeit, auch verfertigen manche Mongolen sehr schöne Silberarbeiten. Hieher gehören die Chalcha, Scharagoil, Buräten, Oelät oder Kalmücken. Der russische Schriftsteller Liadov sagt von den (russischen) Kalmücken, die durch ihre Produkte aus Viehzucht und Jagd der russischen Bevölkerung sehr großen Nutzen schaffen, der erste Blick lasse in ihnen den echten Mongolen erkennen. Sie sind mittelgroß, stark, breitschulterig, Gesicht flach, Augenlidspalte eng und schief, Nase niedergedrückt, Nasenlöcher weit, Lippen dick, Zähne weiß, regelmäßig, Ohren lang, vorragend, Haut schwärzlich, Haar schwarz, Bart dünn. Sie sind einfach, unreinlich, träge und wie alle Nomaden äußerst abergläubig, unternehmen nie etwas Ernstes, ohne einen Zauberer zu berathen. Ihre Sprüchwörter verrathen gesundes Urtheil und

Scharfsinn. „Willst du ein Schiff, so verlange ein Kameel.“ „Es ist besser für eine Cypresse zu brechen, als zu biegen, besser für einen ehrliebenden Mann zu sterben, als sich selbst zu erniedrigen.“ „Uebelbekommende Speise sticht zwischen den Zähnen.“ „In der Wüste macht man aus einem Kloß ein Schiff.“ S. Journ. of the Anthr. Inst. I, 401 ff. Diese vorzügliche Arbeit stammt ursprünglich vermuthlich von einem andern russischen Schriftsteller, Nebalsine. Sie verbreitet sich auch über sociale Verhältnisse, Religion und Mythologie der K.

Tataren, fälschlich Tartaren, ist eigentlich ein Collektivname für mongolische, tungusische und türkische Völker, welche obwohl im Aeußern ziemlich verschieden, durch ihre agglutinirenden Sprachen verwandt sind, die nach Castrén in die eigentlich tatarischen Idiome (Tungusisch, Mongolisch, Türkisch) und in die finnischen, ugrischen oder uralischen (Samojedisch, Ugrisch, Bulgarisch, Permisch, Finnisch) zerfallen. Eine Gruppe von Völkern des europäischen Rußlands und Asiens, die sogen. turk-tatarische, ist aus der Mischung mongolischen und türkischen Blutes entstanden: so Nogaier, Kumüken, Baschkiren, Karakalpaken, Kirgisen 2c. — Bei ihren Zerstörungszügen unter Dschingis und Timur hatten die Mongolen die Vorstellung, Rächer Gottes auf Erden zu sein.

Außer den Mongolen im engsten Sinn (Chalcha und Scharagoil) gehören hieher die Buräten mit den Choringen, meist um den Baikalsee lebend, dann die Oelöt oder Kalmücken (Choschot, Torgod, Dürbet, Dsungar). Die Kalmücken haben für dieselben Gegenstände, je nachdem sie zu Fürsten, Vornehmen oder Geringen sprechen, ganz verschiedene Ausdrucksformen und Wörter. Gegen Geringe oder Unbedeutende können sie eben so rücksichtslos und grob sein, wie gegen Vornehme ausgesucht höflich. Gegen Ehre und Schande seien sie gleichgültig, Erschleichen und Erhorchen ist erlaubt, sie fordern stets und haben für Bitten und Danken keinen Sinn und keine Worte. Aehnlich sind auch die östlichen Mongolen, deren Falschheit und Treulosigkeit aus der Habsucht entspringen, welche aber dabei doch sehr gastfreundlich sind.

c. Die Chinesen, das zahlreichste und mit den Japanern kultivirteste Volk der mongolischen Rasse, sind nur mittelgroß, ihr Gesicht ist rund mit vorstehenden Wangenknochen, platter Nase, tief liegenden braunen Augen, großem Mund mit dicken Lippen, kleinem Kinn, schlichtem, schwarzem Haar, das bei den Männern zu einem Zopf gebunden wird, fast keinem Bart, gelblicher, bei den Frauen fast weißer Hautfarbe. Die Chinesen sind arbeitsam, geschickt, im Umgang höflich, ohne die Würde der Japaner, oft kriechend, listig, im Handel verschmitzt. Wie in Japan überwiegt Pflanzennahrung, ein Hauptnahrungsmittel ist noch mehr als in Japan Reis, außer

Fleisch von Schweinen und Hammeln genießt man viel Hunde-, Katzen- und Rattenfleisch. Hauptgetränke sind Thee und Samtschu, ein schwacher Reisbranntwein. Der Landbau wird mit der minutiösesten Sorgfalt betrieben, jedes kleine Plätzchen kultivirt, Gärten selbst auf den zahllosen Schiffen der großen Ströme angelegt, welche bei der ungeheuren Uebervölkerung Millionen zur Wohnung dienen. Die Aermsten tragen oft nur ein Beinkleid, sonst besteht die Kleidung, welche bei beiden Geschlechtern im Schnitt gleich, in den Farben aber verschieden ist, aus einem seidenen oder baumwollenen Hemd, einer Weste ohne Aermel, engem langem Rock, weitem Oberrock, Beinkleidern und Strümpfen von Seide oder Baumwolle, Stiefeln mit dicken Pappsohlen und einer kegelförmigen Mütze. Die Farbe der Kleidung in der kaiserlichen Familie ist gelb. Die chinesischen Frauen färben das Gesicht weiß, die Augenbrauen schwarz, Kinn und Lippen roth. Chinesen, Mongolen, Kalmücken kennen das Baden nicht, während die Japaner fleißig baden und ihre Kleidung immer reinlich ist. Die Wohnhäuser sind meist einstöckig, nur bei den Kaufleuten mehrstöckig, bei den Landbewohnern meist äußerst ärmlich. Schönheitssinn und Geschmack sind wenig vorhanden, daher auch von wahrhafter Kunst kaum die Rede sein kann; der Sinn dieses Volkes ist hauptsächlich nur auf das Nützliche gerichtet. Es hat von der Zeit seiner Einwanderung an wohl drei Jahrtausende bedeutende Fortschritte in der Kultur, Industrie und der Staatseinrichtung gemacht, Religions- und philosophische Systeme erzeugt, aber dann scheint die geistige Produktionskraft sich erschöpft zu haben und seit mehr als einem Jahrtausend ist die Kultur stationär geblieben, wozu auch der Hochmuth und die Selbstüberschätzung mitgewirkt hat.

Die Chinesen geben zwar zu, daß die Europäer z. B. in Dampfschiffen, Eisenbahnen, Telegraphen ihnen überlegen seien, aber halten das für untergeordnete mechanische Dinge, welche nicht das höchste Streben des denkenden Menschen bilden können.

Bei aller altklugen Verständigkeit sind die Ch. wieder kindisch, halten z. B. dem andringenden Feinde gemalte greuliche Ungethüme entgegen oder spritzen gegen ihn stinkende Flüssigkeiten, um ihn zur Umkehr zu bewegen, malen auf jede Seite des Bugs ihrer Dschonken ein großes Auge, ohne welches das Schiff nach ihrer Meinung seinen Weg nicht finden könnte 2c. Die Ch. haben einen der größten und ältesten Staaten gegründet. Das Urvolk wanderte vor mehr als 4000 Jahren von Westen her und folgte zunächst dem Stromthal des Hoangho, breitete sich mächtig nach Süd und Ost aus und vertilgte dabei eine rohere Urbevölkerung, angeblich die Miaotse. Aber nach Edkins werden die Miau-Tsi in der chines. Geschichte schon vor 4000 Jahren aufgeführt; alle Miau oder Man

genannten Stämme sind den Chinesen blutsverwandt und kamen in Südchina vor oder gleichzeitig mit den Anfängen der chines. Geschichte an. Die mächtigeren Lo-lo hingegen scheinen den Tibetanern und Burmesen zugetheilt werden zu müssen. Ein chinesisches Edikt sagt von den Miau-Tsi, „sie hätten tiefliegende Augen, langen Körper, dunkles Gesicht, weiße Zähne, gebogene Nasen, geflochtenes Haar und Bart." Sie üben Zauberei, Wahrsagerei, verehren Dämonen und die Geister der Ahnen, opfern den Berggeistern Kühe und Schweine. Die Ki-Stämme sind eifrige Buddhisten. Einige Stämme verbrennen ihre Todten. Journ. of the Anthrop. Inst. 1871, p. 263. — Allmälig unterwarfen sich die Chinesen auch die Tibeter, mehrere mongolische, türkische, persische Stämme und sendeten zahlreiche Kolonieen nach West und Ost aus. In den letzten Jahrhunderten ließen sich Hunderttausende von ihnen auf den indischen Inseln, den Philippinen, selbst in Californien und Australien nieder. Einer ihrer gewaltigsten Kaiser, Schi-hoang-ti, errichtete im 9. Jahrh. v. Chr. die gewaltige, jetzt z. Th. verfallene Mauer im Norden gegen die Einfälle der Hiongnu. Viele Jahrhunderte vor den Europäern erfanden die Chinesen den Beamtenstaat, den Branntwein, das Porzellan, die Cultur des Seidenspinners, bewegliche Lettern zum Bücherdruck, das Schießpulver und den Compaß, aber nicht den richtigen Gebrauch beider letzteren. Man will in ägyptischen Gräbern chinesische Gefäße gefunden haben, die schon etwa 2000 Jahre v. Chr. nach Aegypten gelangt sein mußten.

Die Ströme Chinas kommen aus den Gebirgen des Westens und fließen nach Osten in den stillen Ocean. Für die Verbindung von Norden nach Süden besteht ein großartiges System von Kanälen, dessen Hauptstamm, der Kaiserkanal, 10 Breitengrade durchläuft, 200—1000 Fuß breit ist und von dem ein Aderwerk untergeordneter Kanäle ausgeht. Der Kaiserkanal durchsetzt tiefe Bergeinschnitte und zieht sich an anderen Stellen in künstlichen Rinnsalen und zwischen hohen Dämmen über Seen und Sümpfe fort. Unzählige Brücken vermitteln die Communication von einer Seite der Gewässer zur andern. Die merkwürdigste Brücke in China ist jedoch die von Suen-tschaou-fou, welche 2520 Fuß lang von einem Vorgebirge einer Meeresbucht zum andern führt und auf 250 Fuß hohen Pfeilern ruht, um die Schiffe unter sich durchzulassen. In der Provinz Su-tschuen finden sich viele Tausende von Salzbrunnen, bis in Tiefen von 2000 Fuß gebohrt. Aus manchen Bohrlöchern steigen entzündliche Gase auf und solche werden dann als Feuerbrunnen gebraucht zum Sieden der Soole, indem man die Gasröhren unter die Pfannen leitet. Die große Mauer, welche den Norden Chinas gegen Einfälle barbarischer Völker deckte, jetzt aber in Verfall ist, geht in einer Länge von 1500 engl. M. über Berge von mehr als

5000 Fuß weg und steigt wieder in die tiefsten Thäler hinab. Zahlreiche Thore durchbrechen sie, fast alle 1000 Fuß kommt ein Thurm oder eine Bastion, außerdem ist außerhalb der Mauer eine Reihe von Forts. Sie wurde im 3. Jahrh. v. Chr. gebaut und es sollen mehrere Millionen Arbeiter 10 Jahre lang mit ihr beschäftigt gewesen sein. Die Chinesen übten früh auch die Gartenkunst und legten auch sehr weitläufige Gärten an, unter welchen durch Ausdehnung und Pracht die Kaiserlichen hervorragen. Jene von Yuen=min=Yuen des Kaisers Kieng=Long hatten 10 engl. M. im Durchmesser und umschlossen Berge, Thäler, Seen, Flüsse, Cascaden mit zahlreichen Landhäusern, Pagoden, Ruheplätzen, gewaltigen Baumgruppen und Wildparks.

Kasten und Privilegien gibt es in China nicht; die ganze Nation theilt sich jetzt in Mandarinen, Gelehrte, Kaufleute, Soldaten und Bauern. Die Regierung ist patriarchalisch im größten Maaßstabe, ohne Recht des Erstgeborenen an den Thron, indem der Kaiser (Thian=tseu, Himmelssohn ꝛc.), der göttlich verehrt selten sichtbar wird, seinen Nachfolger unter den Söhnen der vornehmsten Gemahlinnen wählt. Eine bis in die untersten Stufen scharf gegliederte Beamtenhierarchie besorgt unter sechs obersten Tribunalen, die unmittelbar unter dem Kaiser stehen, die Regierung und Verwaltung des ungeheuren Reiches. Die gegenwärtig regierende Dynastie stammt von den Mandschus. Das chinesische Reich besteht seit mehr als 4000 Jahren, ist größer als ganz Europa und hatte 1842 über 414 Millionen Seelen. Es hat durch seine höhere Kultur die eingedrungenen türkischen, tungusischen, tibetanischen Stämme überwunden, die wie die Tartaren von ihm absorbirt zu Chinesen wurden.

Die Herrschaft über andere Völker im weiten Umkreis haben die Chinesen durch ihre höhere Cultur und mehr durch Milde als durch die Waffen gewonnen. Alle Ch. sind Unterthanen des Kaisers, des Himmelssohnes, aber jeder, wenn nicht Sklave oder Verbrecher, ist in seinem Kreise unabhängig und kann zu den höchsten Stellen gelangen. Die Macht des Kaisers ist beschränkt durch die Gesetze und die öffentliche Meinung. China ist der ausgebildetste Beamten= und Polizeistaat, aber es besteht dort vollkommene Freizügigkeit, ohne Zunftzwang, Paßwesen, Conskription, die Gesetze sind einfach, weniger streng als in Japan, die Kindererziehung ist moralisch. In China herrscht eine große Freiheit der Individuen und Selbstregierung der Gemeinden, weshalb die Zahl der kaiserlichen Beamten, nur etwa 13000, so gering ist. Der Mangel an Aufschwung und wesentlichem Fortschritt bei großer politischer Freiheit erklärt sich aus dem Mangel an geistiger Freiheit. Die Armeeeinrichtungen sind veraltet und unbrauchbar. Trotz seiner Fruchtbarkeit ist China doch arm, weil es nur mit Menschenhänden, nicht mit Maschinen arbeitet und daher keinen Ueber=

schuß produzirt, auch sind Straßen und Transportmittel mangelhaft, das gewaltige Canalsystem, die zahllosen, z. Th. stundenlangen Brücken genügen dem Verkehr doch nicht, es fehlt an Capital und großer Wirthschaft. Das Leben der unendlichen Mehrzahl in Nahrung, Kleidung, Wohnung ist daher sparsam, ärmlich. China droht zuletzt der Untergang durch die Europäer und Amerikaner, denn den Ch. fehlt auch noch die Gewandtheit der Japaner im Unterhandeln und die Gabe, das Fremde aufzunehmen und sich anzueignen. Bei allen Mängeln der Einrichtungen fühlen sich doch die Bevölkerungen Chinas und mehr noch Japans im Ganzen glücklich. Daß die Zustände erträglich sind, beweist die mehrtausendjährige Dauer dieser Reiche. Die Frauen nehmen in China eine mehr untergeordnete Stellung ein; man bleibt gleichgültig bei der Geburt eines Mädchens. Hat eine Frau keine Kinder geboren, so kann, ja soll der Mann eine zweite und sogar mehrere nehmen. Kinderaussetzung, ja Tödtung findet in erschreckendem Maaße statt.

Die Ch. bekennen sich theils zur Lehre des Confucius, oder zur Tao-Religion, theils sind sie Buddhisten. Die alte chinesische Religion hatte keine Götterbilder, Priester, Tempel; die Tao-Religion erzeugte einen Geisterglauben und eine Mythologie, der Buddhismus führte mit seiner Lehre auch seinen Cultus ein. Religiöser Fanatismus ist den Ch. fremd, sie hatten auch nie Menschenopfer.

d. Die K o r e a n e r sind durch Verschmelzung zweier nach Abstammung und Sprache verschiedener Völker entstanden: aus Nordchina gekommenen Stämmen und aus den Urbewohnern des südlichen Koreas, welche zu einem homogenen Ganzen sich vereinigt haben und nun dieselbe wohlklingende Sprache reden, die aber auch viele chinesische, japanische, selbst nordsibirische Worte enthält, ihre eigene Schrift und Literatur hat, obschon die meisten Koreaner auch Chinesisch verstehen. Die Bewohner der Halbinsel Korea sind ansehnlich und stark, ernst, sicher und einfach im Benehmen, Lebensweise und Kleidung, es herrscht bei ihnen Feudalität, Leibeigenschaft und Polygynie. Das Volk bekennt sich zum Buddhismus, der Hof und die Gelehrten hängen der Lehre des Confucius an. Der König ist an China und Japan tributpflichtig, in seinem Lande aber unumschränkt. Im Jahre 1872 haben die Amerikaner einen ziemlich brutalen und ungerechtfertigten Gewaltsakt gegen Korea verübt; zugleich kam es in diesem Jahre vor, daß Korea die Tributleistung an Japan kategorisch verweigerte. Nach B o u d i c h t c h e f f sind die K. von den Chinesen sowohl dem Aussehen als der Sprache nach gänzlich verschieden, unwissender und weniger intelligent.

3. Die Völker der i n d o c h i n e s i s c h e n G r u p p e, etwa 20 Mill. Individuen zählend, bei welchen, wie Maury glaubt, hier und da Mischung der gelben Rasse mit der schwarzen australischen stattgefunden,

hat, haben einsilbige Sprachen mit Beimischung von chinesischen und Sanskritworten und einige von ihnen sind zu einer gewissen Kulturstufe gelangt. Der Buddhismus herrscht vor, weniger verbreitet ist die altchinesische Religion; die Priester heißen Talapoinen. Diese Völker werden von einheimischen Fürsten ganz despotisch regiert, die unter chinesischem oder englischem Einfluß stehen; in neuester Zeit haben sich in Cochinchina die Franzosen festgesetzt. — Sie sind nur mittelgroß, ziemlich roh gebaut, von Farbe meist gelblichbraun bis braun, die Augen sind klein, schwarz, das Weiße gelblich, das Haar grob, straff und dick. Die Zähne werden schwarz gebeizt, die Lippen durch das unausgesetzte Betelkauen dunkelroth. Die Pflanzenwelt ist subtropisch, die Zucht des Elephanten wird namentlich in Siam stark betrieben. Wissenschaften und Künste gibt es kaum, Handel und Gewerbe besorgen fast allein die eingewanderten Chinesen. Wie bei diesen ist Weiß die Trauerfarbe.

Außer den Marama, unrichtig Birmanen genannt, die mit den Mon oder Talain (Peguern) zu einem Volk verschmolzen sind, im Westen Hinterindiens gehören hierher, die Thaïs in der Mitte, die Annamer, aus den Tunkinesen und Cochinchinesen bestehend, im Osten, die zahlreichsten von allen, 11 Millionen Seelen zählend, dann die Khomen in Cambodja und eine ziemliche Anzahl kleiner, meist barbarischer oder ganz wilder Stämme. — Bastian, d. Völker d. östl. Asiens I, 3, theilt die Nationen Hinterindiens in 10, durch Uebergänge verbundene Klassen: 1. die Myammas, mit Birma und Aracan als Repräsentanten, 2. die zahlreichen Thaïs mit ihren Nebenzweigen, 3. die Hügelvölker der Tiefländer: Lava, Karien, Taungthu 2c., 4. die Gebirgswilden Moi oder Kha genannt, 5. die Mon, 6. die Khom oder Khamen, 7. die Annamiten, Tonkins und Cochinchinesen, 8. die Bewohner der an das Hochgebirge gelehnten Thäler an den Grenzen Indiens, Tibets und Chinas, 9. die Eingeborenen im Innern Malakkas und die nach den Küsteninseln als Fischer zurückgezogenen Reste, 10. die Malayen. Die ersten Klassen haben mündlich fortgepflanzte Sagen und auch geschriebene Chroniken. Ueber die Bergvölker von Nord-Aracan ber. St. John in British Burma im Journ. of the A. Inst. 1872 p. 233. Sie wohnen vom 21—22. Grad n. Br. und 93—94. ö. Länge, zwischen den Flüssen Kulahdan und Laym-ro. Es sind die Rahkaing oder Chyoung-thah, die Schandoo, die Hkamie oder Hkway-mie, die Mro, Anu, Chin, Chaw. Die Rahkaing sind burmesischen Stammes, die Schan-doo haben etwas entschieden Mongolisches, die Hka-mies sind der Hauptstamm, doch weniger zahlreich als die Chins, die wenig zahlreichen Chaws gehören zur Kookie-Gruppe. Die Rahkaing sind corrumpirte Buddhisten, die andern Stämme haben einen ganz primitiven Cultus der Fluß- und Berggeister. Bei ihren Festen finden große Trinkgelage von

Reisbier statt, der Feldbau ist vom einfachsten Charakter, die Strafe für Mord besteht in Lieferung von 2 Sklaven und einer bestimmten Zahl von Speeren, Schwertern und Gongs. Die Häuser sind alle von Bambusrohr gebaut. Die Khasia, welche zu den Thaï gehören und die den Marama beizuzählenden Garos errichten nach Godwin-Austen heutzutage noch monolithische Monumente, was nur noch sehr wenig Völker thun. Die zahlreichsten Umschließungsplatten und aufrechten Steine fand er zu Lailang-kote, auf einem Platz, der wohl zu Versammlungen der Häuptlinge und Clan-Aeltesten diente; die Anordnung war so wechselnd, daß offenbar bei der Errichtung verschiedene Zwecke verfolgt wurden. Die Bewohner der Khasiberge glauben an Fortdauer und haben einen Dämonenkultus. Journ. of the A. Inst. 1871, S. 122 ff.

4. Die östliche Gruppe begreift die Bewohner des Japanischen Archipels und die ihnen verwandten der Liu-kiu-Inseln. Die Japaner sind eher klein als groß, besonders die Frauen; sie sind mehr untersetzt als schlank, der Körper ist kräftig aber disproportionirt und daher unschön, obwohl die Gesichtsbildung oft angenehm, fast schön zu nennen ist. Schädelbildung mongolisch, Gesicht von vorn gesehen trapezisch, sein Ausdruck intelligent, zufrieden, gutmüthig. Augenlidspalte eng, schief, in Folge des der gelben Rasse eigenthümlichen Baues des obern Augenlids, welches eine Falte am äußern Augenwinkel bildet, so daß die Augenlidspalte gegen ihre innere Hälfte scheinbar niedriger liegt. Hautfarbe eigenthümlich gelb, manchmal braungelb oder rothbraun wie bei den Malayen; zwischen diesen Extremen alle Nuancen, Frauen oft sehr hell. Gesichtsfarbe frisch, blühend. In Japan werden neben vieler Pflanzenkost sehr viel Fische gegessen, an welchen die Japanische See so reich ist; eine Sauce, Soya genannt, auch nach Europa gebracht, wird aus einer Art Bohnen bereitet und zu den verschiedensten Speisen genossen. Die Japanesen führen wie die Chinesen die klein zerschnitten aufgetragenen Speisen mit 2 kleinen Stäbchen zum Munde. Man trinkt Thee oder Sakki, einen leichten Reisbranntwein. In Japan tragen beide Geschlechter einen langen Rock von Seide oder Baumwolle mit Gürtel, die Männer unter diesem Beinkleider, die Frauen Unterröcke; manchmal wird über dem Rock noch eine Jacke getragen. Man hat auch Röcke und Regenschirme von Papier, die dem heftigsten Regen widerstehen. Die Frauen färben die Zähne schwarz, belegen die Lippen mit Goldschaum und schminken sich stark. Häuser und Tempel sind fast immer von Holz, der Erdbeben wegen ganz leicht gebaut.

In geistiger Fähigkeit stehen die J. an der Spitze aller farbigen Völker und sind vielen weißen ebenbürtig, lernen leicht fremde Sprachen und Schriften, haben eine sehr entwickelte Industrie, aber idealer Schönheitssinn und damit die eigentliche Kunst fehlen ihnen. Sie

begreifen sehr abstrakte Ideen und selbst Zustände und Verhältnisse, von denen sie keine Erfahrung haben und können sich schnell die Bildung anderer Völker aneignen, was sie wesentlich von den Chinesen unterscheidet. Sie nahmen deren Schrift und Literatur deshalb an, weil die Chinesen früher kultivirt waren, haben aber jetzt auch noch eine selbständige phonetische Schrift für ihre vielsilbige Sprache. Volksbildung sehr vorgeschritten, nur 2—3 Proz. der Bevölkerung können nicht lesen und schreiben. — Der Verstand herrscht über die Phantasie, darum liegt die Kunst noch darnieder, obwohl sie an Schönheitssinn die Chinesen bedeutend übertreffen. Sie haben ein vorzügliches mathematisches Talent und sind gewandte und schlaue Kaufleute. Die J. sind edler Aufopferung für eine Idee fähig; Vaterlandsliebe und Muth finden sich selbst bei den Frauen in hohem Grade, die zugleich Muster ehelicher Zucht und Sitte sind. Die Frauen genießen in Japan eine ziemlich freie und geachtete Stellung, Harems und Verschnittene bestanden hier nie, wie bei den Chinesen, welche das Weib als Genußwerkzeug ansehen. Nur die reichen Japanesen haben mehrere Frauen. Die Japanesen sind geduldig, beharrlich, zuverlässig, verschwiegen, gastfreundlich, wohlthätig und ungemein reinlich; der gesellige und Familienverkehr ist höflich, freundlich und wohlwollend, obwohl die Kasten- oder Standesunterschiede streng beobachtet werden. Schattenseiten ihres heitern und genußsüchtigen Charakters sind Rachsucht und große Sinnlichkeit. Japan entbehrt der individuellen Freiheit und Gemeindeautonomie, welche China besitzt; es ist immer noch ein Feudalstaat mit Adel und viel Militär. Das Polizei- und Spionirsystem gibt dem chinesischen nichts nach, die Gesetze und Strafen sind streng, die große Sicherheit erklärt sich z. Th. aus der Solidarität, mit welcher eine ganze Straße oder Ortschaft für das Verbrechen eines Einzelnen haftet.

Das Japanische Reich war nie eine despotische Monarchie, es lastete nicht der Wille eines Einzigen auf der Nation, sondern die Staatseinrichtung, welche ungemein künstlich zusammengesetzt war und alle Verhältnisse genau und unveränderlich feststellte, um das Ganze fortwährend in gleichem Bestande zu erhalten, — wirkte drückend und beengend und hemmte die Entwicklung. Damit war auch die völlige Abschließung vom Auslande gegeben. Verbrechen, selbst nur Vergehen, sind in jedem anderen Lande häufiger als in Japan. Die Sgogoune (andere schreiben Siagune, Schogune, Taikune) aus dem Hause Minamoto, sagt Mohnike (die Japaner 2c., Münster 1872), welche seit Ende des 16. Jahrh. die Regierung thatsächlich in Händen hatten und von denen das System der Stabilität und Isolirung mit Festigkeit behauptet wurde, sind vor wenigen Jahren vom Schauplatze abgetreten. Der Mikado, der Repräsentant des uralten Fürstenhauses von Zin-Mu-Ten-Woo, ist zu der Machtvollkommenheit seiner Vor-

fahren zurückgekehrt. 1868 begannen die großen politischen Umwälzungen mit der Absetzung des Schogun nach der Schlacht von Fujimi und der Herstellung der Macht des Mikado durch eine Partei der Daimios, wie es scheint, eine siegreiche Reaktion gegen die oligarchische Partei mit Einwilligung des Mikado und demokratisch repräsentativen Tendenzen und Annäherung an europäische Civilisation. Der gegenwärtige Mikado, geb. 1851, heißt nach Baron Hübner's Angabe, der ihm 1871 in Jeddo vorgestellt wurde, Mutsuhito.

Die Turanier hatten ihre Wiege jedenfalls östlich vom Ural, südlich vom Altai und nördlich vom Kuenlün; dort waren, wie Mohnike glaubt, ursprünglich auch die Japaner zu Hause. Die Turanier breiteten sich über das östliche, nördliche und südöstliche Asien aus und die Japaner gelangten über Korea in ihr gegenwärtiges Inselreich. Eine Hauptstütze für diese Ansicht findet M. auch in der ältesten Religion der Japaner, der Sinto-R., welche in ihrer ältesten und einfachsten Form unzweifelhaft auch die Religion der Hunnen unter Mete und Attila, der Mongolen unter Dschingis und in früherer Zeit auch der gegenwärtigen Herrscher Chinas war. Nach der Bekanntschaft mit der chinesischen Literatur wurde eine neue Theo- und Kosmogonie mit dem Sinto in Verbindung gebracht. Den Ursprung des Stifters des Reiches und der Dynastie der Mikados, 660 v. Chr. etwa gleichzeitig mit der Gründung Roms, mit welchem die Geschichte und Kultur Japans beginnt, des Zin-Mu-Ten-Woo, führte man auf den Hauptgegenstand der Verehrung im Sinto, die Sonne, zurück. In Folge weiterer chinesischer Einwirkung, durch Einführung von Halbgöttern, Dämonen, vergöttlichten Thieren entstand dann das gegenwärtige künstliche polytheistische System mit mehr als einer Million Götter. Ob Zin-Mu-Ten-Woo als Führer von Kolonisten oder als Eroberer nach J. kam, oder ob er ein Eingeborener war, ist nicht zu entscheiden.

Tödtung von Menschen, den Göttern als Opfer dargebracht, hat in Japan nie oder nur in der allerfrühesten Zeit stattgefunden. Hingegen wurden Diener und Dienerinnen des Mikado und anderer Fürsten lebend mit diesen begraben, um ihnen in der anderen Welt zu dienen, welche Sitte aber auch schon beim Beginn unserer Zeitrechnung aufhörte, wo man dafür Puppen aus Thon in das Grab legte. Wie die Hunnen und einige gegenwärtige mongolische Völker haben auch die Japaner die sogen. klingenden Pfeile, welche die Priester bei den Prozessionen zur Vertreibung der bösen Geister in die Luft abschießen. Es sind Pfeile mit einem birnförmigen mehrfach durchbohrten Knopf; beim Abschießen erzeugt die durch die Bohrlöcher streichende Luft einen schwirrenden Ton. Eine Verwandtschaft der Japanischen Sprache mit den Turanischen des asiatischen Continentes ist nicht nachzuweisen; sie ist in der Grammatik wie in den

Wurzeln ganz eigenthümlich, hat jedoch viele chinesische Wörter aufgenommen. Nichtsdestoweniger finden sich aber im Japanischen Wörter verschiedener mittelasiatischer Sprachen, was wohl auf den alten Zusammenhang hinweist. Nach Reinhold (Westermanns illust. Monatsh. Aug. 1863) wären in Japan Adel und Volk streng geschieden und während letzteres in Gesichtsbildung sich den Mongolen nähere, hätte der Adel eine spitze nach unten gebogene Nase, dünne Lippen, eckige scharfe Züge, sei dem Volk sehr überlegen, stamme vielleicht aus Nordwestamerika! Hiergegen ist zu bemerken, daß auch bei den Polynesiern und manchen Negerstämmen die Vornehmeren sich bedeutend vom Volk unterscheiden, ohne deshalb einen andern Ursprung zu haben.

Die Bewohner der Liu-kiu-Inseln stimmen auch in der Sprache viel mehr mit den Japanesen als mit den Chinesen überein, obwohl sie von beiden abweichen. Sie haben manche japanische und chinesische Sitten angenommen und scheinen nach Heine bis auf einen gewissen Grad sowohl von China als von Japan abzuhängen, werden jedoch von einem einheimischen Fürsten beherrscht.

5. Die fünfte oder westliche Gruppe umfaßt die finnisch-türkischen Völker, durch die Gothen so genannt von dem Worte Fenn oder Finnar, Morast. Von ihren frühesten Wohnsitzen haben sie auch den Namen uralische Völker oder wie die Russen sagen, Tschuden, vielleicht die Skythen der Alten. Nach v. Eichwald bedeutet im östlichen Asien das Wort tschud fremd und im Westen des europ. Rußlands nennen die Russen noch jetzt tschud Völker, die zum finnischen Stamme gehören, Bayer sprach bereits vor 100 Jahren aus, daß tschud dem griechischen Skyth entspreche. Die Finnen im engern Sinn gehören wohl zur vorhistorischen Urbevölkerung Europas; Tacitus nennt sie Fenni, Moses führt sie nach Gfrörer als Mesech und Tubal auf und reiht sie zum Geschlechte Japhets. Die Finnen sind ein sehr altes Kulturvolk, Biarmien, Udorien, Jugorien waren finnische Reiche; den Finnen gehören wohl auch die Grabmäler im südl. Sibirien, dann die Tschudenschürfen und Tschudenhütten in der Sundra an. Sie wurden zuerst durch die Gothen um den Anfang der christlichen Zeitrechnung, dann in der großen Völkerwanderung aus ihren südlicheren Wohnsitzen in Asien und Rußland nach Norden gedrängt. Einige Stämme scheinen an der großen Völkerwanderung des 3. und 4. Jahrh. Theil genommen zu haben. Durch ihre Mischung mit anderen Völkern entstanden die nun untergegangenen Hunnen, Chasaren, Avaren; de Guignes, durch die Namensähnlichkeit verführt, identifizirte irrthümlich die Hunnen mit den Hiong-Nu der Chinesen. — Körper meist stark, Kopf- und Gesichtsbildung mehr oder minder mongolisch, Schädel nach Virchow brachycephal und orthognath, vorwiegend breit bei ver-

hältnißmäßig beträchtlicher Länge, Gesicht bräunlich, das Haar schwarz, manchmal braun, roth, blond, die Augen grau. Sie haben Sinn für Gesang, Musik, Poesie, sind ehrlich und gastfrei, aber auch starrsinnig, unbarmherzig, träge. Die Mehrzahl bekennt sich zum Christenthum, eine Minderzahl hängt dem Schamanismus an. Sind z. Th. noch Barbaren; eine Geschichte haben nur die Ungarn.

Zu den baltischen Finnen, welche sich mit Skandinaviern und Deutschen vermischt und von letzteren viele Worte in ihre Sprache aufgenommen haben, rechnet man die Esthen in Esthland (nach Pruner-Bey das älteste Volk Europas) die Liven (nur noch ein paar 1000 K.), die Ingerer oder Ischoren zwischen dem Ladoga- und Peipussee, fast ganz von den Russen absorbirt, die Suomen im westlichen Finnland und in Schweden mit ihren Nebenzweigen, den Kwänen und Tawasten, von welchen erstere bis in den höchsten Norden hinauf sich angesiedelt haben, die Karelier im südöstlichen Finnland, die Lappen oder wie sie sich selbst nennen, Same Lads, im nördlichsten Schweden und Rußland, Renthiernomaden oder arme Fischer, klein, meist häßlich, mit gelblich brauner Haut, kaum noch 10,000 Seelen zählend. Die Lappen sind nach Högström (Beschreib. d. schwed. Lapplands) so reizbar, daß sie durch den kleinsten unerwarteten Schall, einen abspringenden Funken 2c. in Ohnmacht oder Zuckungen fallen. Manche machen alle Bewegungen anderer unwillkürlich nach und zwar gezwungen und unbewußt.

Die Wolga-Finnen, an der mittleren Wolga lebend, haben in Sprache und Lebensweise starke Einwirkung von den in Ost und Süd sie umgebenden türkischen Völkern erfahren, wie namentlich die kleinen, bleichgesichtigen Tschuwaschen, welche wie die blondhaarigen Tscheremißen und die Mordwinen sich zur griechischen Kirche bekennen. Die Teptiaren sind ein Gemisch von Finnen und Türken.

Die Permischen Finnen haben ihren Namen von dem alten Lande Permien oder Biarma südlich und östlich vom weißen Meere und waren vom 6. oder 7. Jahrh. uns. Zeitrechnung an ein berühmtes in den Isländischen Sagen gefeiertes Handels- und Kulturvolk, bei dem die Kaufleute Asiens und Europas sich zusammen fanden und dessen Blüte durch die Mongolen unter Batu vernichtet wurde. Seit dem 15. Jahrh. unter Rußlands Hoheit, haben sie, obschon griechische Christen, viel von ihrem alten Heidenthum beibehalten. Die Permier sind ein gewandtes, verständiges, aber rachsüchtiges und jähzorniges Volk, von fast weißer Hautfarbe mit blonden, oft rothen Haaren, zum Trunk geneigt, ohne Schrift, die syrjänische Sprache redend, haben Sitten und Lebensweise der Russen angenommen und theilen sich in Wotiaken, Syrjänen und Permiaken.

Die ugrischen Finnen, Jugri der russischen Geschichtschreiber, kamen von jenseits des Ural nach Europa; ein Theil von ihnen setzte

sich in Rußland fest, der zahlreichere, die Uiguren, in der Donauebene südlich von den Karpathen und diese sind die Stammväter der heutigen Ungern, ein in der Heimath gebliebener Theil gab den Baskiren den Ursprung, welche die türkische Sprache annahmen. Man theilt die Jugri in 3 Völker: Wogulen mit mongolischer Physiognomie aber weißer Gesichtsfarbe, Ungern, Ungarn, Magyaren, den türkischen Völkern verwandt, früher ein räuberisches, verwüstendes Nomadenvolk, dessen Sprache viele Worte aus andern europäischen Idiomen, selbst arabische und persische aufgenommen und deren Körperbildung sich durch die Mischung mit den Germanen veredelt hat. Die M. setzten sich, nachdem die Avaren durch Karl d. Gr. fast vernichtet waren, um 894 unter Arpad in Ungarn fest und eroberten in wenig Jahren das ganze Land. Als die sprachverwandten Kumanen und Petschenegen von den Mongolen aus der Moldau und Walachei vertrieben wurden, flüchteten sie nach Ungarn und verschmolzen mit den Magyaren. Durch ihre Energie und durch die Schwäche und Zerfahrenheit der andern Völker der österreichischen Monarchie ist es den M. in neuester Zeit gelungen, eine gebieterische und entscheidende Stellung zu erlangen. Noch in barbarischem Zustand befinden sich die am Ob lebenden, dem Schamanismus ergebenen Ostiaken. Untergegangene uralische Völker sind die Hunnen und Avaren.

Die wenig bekannten Iberer gehörten der Sprache nach zu den finnischen, der physischen Beschaffenheit nach wie es scheint zu den arischen Völkern. Varro erklärt die Iberer für die ältesten Einwanderer in Spanien, nach Appian sind sie aus Asien gekommen, Gfrörer meint aus Armenien; englische Ethnologen nennen sie Atlantier. Manche lassen die Keltiberier in Spanien durch Vermischung von Kelten mit den Ureinwohnern entstehen; Numantia war eine ihrer Städte.

Die Basken oder wie sie sich selbst heißen, Euscaldunak, welche die Euskerasprache reden, die zum finnischen Sprachstamm gehört, sind der kleine Rest der in unbekannter Zeit nach Europa gekommenen ganz Spanien besetzenden Iberer, spezieller des Vasconen genannten Stammes derselben. Die Baskenschädel sind in der Mehrzahl brachycephal, in der Minderzahl dolichocephal, dann gibt es auch Mittelformen. Die spanischen Basken sind vorherrschend dolichocephal, die französischen brachycephal. Nach W. Webster sind die Basken durchaus nicht dunkler als die umwohnenden Völker, sondern in Wahrheit heller; die dunkeln Basken der Küste sind es durch Beimischung maurischen oder Zigeunerblutes. Die B. sind ein tapferes, fröhliches, freiheitliebendes Bergvolk, welches das Land trefflich bebaut und auch sehr industriös ist. Wenigstens die spanischen Basken haben ihre alten Sitten und Einrichtungen, die Autonomie der

Gemeinden und die von den spanischen Königen erlangten Privilegien bis jetzt bewahrt. Manche wollen die B. mit den Kelten in Verbindung bringen, aber erstere sind meist groß, mit helleren Haaren und Augen, mit ansehnlichem Gesichtswinkel, durchaus nicht prognathisch. Tumuli, Menhirs, Dolmen, wie in den keltischen Ländern, finden sich im Baskenlande nicht.

Die Türkischen Völker verbinden die weiße mit der braungelben Rasse, mit welcher seit uralter Zeit vielfache Mischung stattgefunden hat. Die Hiongnu im Altai, deren großes Reich im 1. Jahrh. unserer Zeitrechnung von den Chinesen zerstört wurde, scheinen das Stammvolk dieser Gruppe zu sein; Tukiü und Uiguren wären Abkömmlinge der Hiongnu, welche sich nach Westen verbreitet haben; das Reich der Tukiü wurde im 8. Jahrh. von den höher kultivirten Uiguren zerstört. Hingegen die chinesischen Annalen verstehen unter dem Hiong-nu die Tataren, und manche angeführten Sitten und Gebräuche der Hiong-nu sollen noch jetzt bei den tatarischen Völkern vorhanden sein. Bereits der Kaiser Hoang-ti soll 2700 Jahre vor der christlichen Aera die Hiong-nu nach Norden gedrängt haben; im 3. Jahrh. v. Chr. stiftete Maotun ein Hiongnureich, unterwarf ganz Mittelasien bis zum Kaspisee, welches Reich im ersten Jahrh. n. Chr. in ein nördliches und südliches zerfiel, von welchen nur das südliche sich erhielt, dessen Angehörige mit dem Tungusenvolke der Sien-pi später von China amalgamirt wurden. — Die Sprachen der über einen großen Theil Asiens bis nach Nordafrika und Europa verbreiteten, fast sämmtlich den Islam bekennenden türkischen Völker sind sehr ähnlich geblieben, so daß die entferntesten sich verständigen können. Die bedeutendsten unter ihnen sind die Osmanen, deren Körper- und Gesichtsbildung sich durch die Vermischung mit schöneren Völkern sehr verbessert hat und die in neuester Zeit, durch die Verhältnisse gezwungen, sich europäische Bildung anzueignen suchen, wozu der Volkscharakter und noch viel weniger die Religion keineswegs geeignet sind. Die Türken, wie alle Orientalen, stecken noch immer in tiefer Unwissenheit. In neuerer Zeit wurden indeß wenigstens für die Armee Schulen errichtet, eine Militärschule, Marineschule, Medizinschule. Der ungemein weitläufige Hofstaat des Padischah gliedert sich in 2 Sektionen: die äußere oder die Aemter des Serai unter dem Kapu Agassi, dem Haupte der weißen Verschnittenen und die innere oder den Harem unter dem Kislar Agassi, dem Haupte der schwarzen Eunuchen. Namentlich unter dem Kapu Agassi steht eine Menge von Dikasterien. Sonderbar genug hat der Kislar Agassi sein eigenes Harem. So lange die Frauen die alte unwürdige Stellung einnehmen, so lange am türkischen Hofe der schwarze Befehlshaber der schwarzen Eunuchen der erste nach dem Padischah ist, und den höchsten Würdenträgern

vorgeht, darf man annehmen, daß die Türken Barbaren sind. Unter Mahmud I. ernannte der Kislar-Aga Beschir 12 Großveziere nach einander und setzte sie wieder ab. — Die Turkomanen reden die Dschagataisprache und nomadisiren mit ihren Heerden und Zelten vom Kokand bis zum Kaspisee. Die Turkomanen, besser Türkmen, wurden aus herumziehenden Hirten zu Eroberern Persiens und anderer morgenländischer Reiche. Sie sind nach Vambery (1864) das kriegerischste und wildeste Volk Mittelasiens, das seit Jahrhunderten das Eindringen der Civilisation von Westen her verhindert hat. Sie fürchten die Russen, aber nicht im geringsten die Perser, bekämpfen sich fortwährend auch unter einander und leben in vollständiger Anarchie, so daß sie selbst sagen: Wir sind ein Volk ohne Kopf. Die Usbeken beherrschen die weitläufigen Länder Turans, das sogen. Turkistan, die Kasan- oder Wolgatürken werden in Rußland unrichtig Tataren genannt, die Sprache der Uiguren, welche unter chinesischer Suzerainetät stehen, ist seit alter Zeit Schriftsprache und hat eine Literatur. Die Kirgisen wohnen von der untern Wolga und dem Uralfluß bis zum Aralsee und dem Bolorgebirge, sind ein rohes, räuberisches Nomadenvolk, welches theils unter russischer oder chinesischer Herrschaft oder unter der von Chiwa steht, theils herrenlos herumschwärmt. Kleinere Völker sind die Kumücken, Kara-kalpak (Schwartzmützen), Teleuten, Jakuten, Nogai. Die Bassianen um den Elbrus, die Baschkiren im Südural, die Sojoten, Motoren, Koibalen gehören ebenfalls der braungelben Rasse an und haben türkische Idiome angenommen. Dem heute ganz machtlosen Stamm der Affscharen am See von Urmia ist Nadir-Schah entsprossen.

III. Die weiße Rasse.

Hautfarbe vorherrschend weiß, mit Incarnat (Huxley sagt, sehr blaß rothbraun), aber auch z. Th. durch klimatische Schminke gelblichbraun, rothbraun, selbst schwarz. Chromatophoren, Pigmentzellen kommen bei dieser Rasse nur an den Wangen und einigen andern Körperstellen vor. Haar lang, bisweilen kraus, nie wollig. Kopf oval oder rundlich, Backenknochen wenig vorspringend, Zähne senkrecht, daher das Oberkiefer sehr wenig vorspringend, Gesichtswinkel 80—90°, Kinn wohl entwickelt. — Von Asien ausgegangen, hat sich diese Rasse über Europa, Nordafrika, Amerika und Australien verbreitet. In den Völkern der weißen Rasse sind die geistigen Fähigkeiten am meisten entwickelt, die Individuen am mannigfachsten und schärfsten ausgeprägt,

ihr Geist hat besondere Fähigkeit, Neues zu erfinden und zu entdecken, ihr Thatendrang treibt sie zu immerwährenden Schöpfungen fort. Die gelbbraune und schwarze Rasse sind im Ganzen seit Jahrtausenden in Asien, Amerika und Afrika, ihren ursprünglichen Wohnsitzen geblieben, die weiße Rasse hingegen, für die die Erde fast zu klein ist, hat sich über alle Theile derselben verbreitet, in die heißesten und kältesten Gegenden und bis auf die einsamsten Inseln. Sie ist am meisten perfectibel, der Stabilität abgeneigt, und hat nie Reiche gegründet, welche z. B. wie das der Chinesen, seit Jahrtausenden relativ stationär geblieben wären. Wegen dieser Beschaffenheit ist die weiße Rasse der Hauptfaktor der Geschichte.

Eine erste Gruppe kann man unter dem Namen Hamiten, Chamiten zusammenfassen, zu welchen die Berberen, Aegypter und Abyssinier gehören. Hamiten und Semiten weisen durch ihre Sprachen auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hin, haben aber eine verschiedene kulturgeschichtliche Entwicklung erfahren.

A. Berberen oder Mazigh. Manche der hieher gehörigen Völker gleichen an Körperform und Statur den Südeuropäern, andere wie die Wadreag und Wergela stellen durch Vermischung mit Negern einen Mittelschlag zwischen diesen und den Weißen dar. Berberen, Berebern wurden sie von den Arabern genannt, Mazigh oder Amazirghen, d. h. Freie, Edle nennen sie sich selbst. Sämmtlich sunnitische Mohammedaner sprechen sie die sogen. atlantische Sprache, deren Grammatik semitisch, deren Vocabular aber eigenthümlich ist; die eigentlichen Mazigh oder Riffiner im Atlas, hellfarbig, manchmal mit blonden Haaren, von Viehzucht und Strandraub lebend, sollen von den Philistäern Kanaans abstammen. In Algier heißen die daselbst republikanisch regierten B. Kabylen, in Tunis Suaven (Zouaves); die blauäugigen und blondhaarigen Kabylen der Aureßberge sollen Nachkommen der Vandalen sein. Die gewaltthätigen Berbern drangen immer tiefer in die Negerländer ein; das Reich Ghanata nordwestlich von Timbuktu war vermuthlich ein Berbernreich und wurde durch die Mandingos gestürzt, nachdem diese den Islam angenommen und von ihm begeistert worden waren. Die Tuariks sind berittene räuberische Nomaden der Sahara, vom Handel, namentlich auch mit Sklaven, lebend. Die Guanchen, Urbewohner der Kanarischen Inseln, ein tapferes Hirtenvolk, nach Berthollet in Mäntel aus Ziegenfellen gekleidet, wurden im 15. Jahrh. durch die Spanier unterworfen, doch nicht ausgerottet, sondern vermischten sich mit ihnen und verloren ihre Sprache, so daß sie als

gesondertes Volk schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht mehr existirten. Sie lebten z. Th. in Felshöhlen, mumisirten ihre Leichen und hatten einige Kultur erlangt. Die Grube ihres Olecranums war durchbohrt.

B. Die Mizraimiten oder Kopten, Kophten, kaum 150,000 Köpfe stark, sind der schwache Rest der alten Aegypter, aber mehr mit Negern vermischt, daher dunkler gelbbraun als jene waren, deren Gesichtsfarbe manchmal auch lichtbraun oder kupferröthlich angegeben wird. Nach Pugnet wären die K. mehr als mittelgroß, dunkelroth, mit breiter Stirne, gerader Nase, großen braunen Augen, dicken Lippen, weit abstehenden Ohren, tiefschwarzem Bart, wenig gespaltenem Mund, welcher hingegen bei den alten Aegyptern weit war. Diese waren nach Pruner-Bey mittelgroß, die Männer von rother, die Frauen von gelber Hautfarbe, Körper- und Gliederbau zart, Stirne schmal, mäßig gewölbt, Kopf und Gesicht oval, Haare wollig gekräuselt, Augen tief liegend, Brauen leicht gebogen, Nase ebenmäßig, nicht stumpf, Mund klein, Lippen etwas dicker als beim Europäer, Bart dünn, Wangenknochen nicht vorstehend. Farbe der Haare und Augen dunkel, von braun zu schwarz. Die Aegypter sind aus Asien gekommen und ihre Sprache ist nach Lepsius den Sprachen anderer zur weißen Rasse gehöriger Völker verwandt, sie scheinen ein Mittelglied zwischen Ariern und Semiten zu bilden und haben bei ihrer Einwanderung eine berberische (lybische) Urbevölkerung getroffen. Die alten Aegypter erfuhren wieder durch zuströmende Griechen, Phöniker und Skythen, auch durch Aethiopen und selbst Neger mehrfache Modifikationen. Die Sprache der Kopten hat eine unschätzbare Hilfe zur Aufklärung über altägyptische Dinge gewährt. — Aegypten mag jetzt eine Bevölkerung von 3 Millionen Menschen haben, in der blühendsten alten Zeit der Pharaonen wohl das doppelte. Im Gegensatz zu den Semiten waren die A. immer ein wesentlich Land- und Gartenbau treibendes Volk.

C. Die Abyssinier, Aethiopen der Alten, Cush der Hebräer, aus Asien gekommenen semitischen Kolonieen entstammend, haben sich vielfach mit Arabern und Negern gemischt. Die im Hochlande sind schmutzig braungelb oder braunfahl, jene der Tiefgegenden braunschwarz bis sammetschwarz, das Haar ist schlicht und borstig. Die Stirne ist meist nieder, Nase wenig vorspringend, die Züge ziemlich roh, unintelligent. Im Norden redet man die Tigranisprache, im Süden Amhara; das Gheez, die alte Sprache, in welche die Bibel übersetzt wurde, ist ausgestorben. Die Aethiopen wurden schon früh zum Christenthum bekehrt. Die äthiop. Bevölkerungen Aegyptens, dann die Taka, Abendoa, Schoho, Danakil, Somali sind Mischlinge aus der Verbindung von Weißen, Lybiern, Arabern und Negern. Hier schließen sich auch noch an die nubischen Berbern, das räuberische Hirtenvolk der Bischarihn, Nachkommen der im Mittelalter

den Welthandel am rothen Meere beherrschenden Bedscha, dann die Mopuler in Indien, die Malteser und die Bewohner der Oase Fezzan. Die A., obschon Christen, stehen auf einer ziemlich niedrigen Kulturstufe. — In Abyssinien und Nubien findet sich ein complicirtes Völkergemisch. Die Beduan von Massaua sind nach Munzinger durch Farbe Afrikaner, durch Physiognomie Kaukasier, durch Sprache Semiten. Haut schwärzlich, Gesicht wohlgestaltet, Nase lang, gerade, Stirne hoch, Augen groß, Physiognomie ruhig, edel, die Frauen sind meist klein und zart, hübsch. Die Tracht ist fast altrömisch, das Haupt unbedeckt. Dieses Hirtenvolk spricht fast reines Gheez, die Schrift ist verunstaltet koptisch. Die Bogos, ein Hirtenvölkchen, wohnen im Osten von Barka und im Nordwesten von Massaua in einem herrlichen, wildreichen, tropischen Gebirgsland, sind arabischen Ursprungs mit etwas abyssinischem Blut, die Takues sind ganz abyssinisch, sprechen aber die gleiche Sprache wie die Bogos. Letztere sind bleichgelb bis schwärzlich, ihre Züge ziemlich regelmäßig, die Augen schwarz oder braun, das Haar etwas grob, die Nase ziemlich lang, gerade, die Lippen etwas voll. Die Dallas am Takazze sind die Schangallas der Abyssinier, höchst wahrscheinlich keine Neger, sondern Bedscha wie die Bodjes. Die Beni-Amer (Amer's Söhne) wohnen im Barka (Wildniß) und Söhel (Meergestade). Im Barka, welches sich an das nördliche Hochland Abyssiniens legt, sind alle Thiere der afrikanischen Steppe da. Die Beni-Amer, nomadische Hirten, bestehen aus Adeligen, Unterworfenen, Scheichfamilien und Sklaven und sind theils Christen, theils Mohammedaner. Die Beni-M'zab leben an der Sahara, von Timbuktu bis Kleinasien, sind Geschäfts- und Handelsleute, namentlich Vermiether von Kameelen, bilden eine eigene mohammedanische Sekte und haben eine republikan. Verfassung mit theokratischer Färbung. Ihre Republik besteht aus 7 Städten. Arabische Stämme Nubiens sind nach Baker namentlich die Bischarin, Haddendowa, Hollonga, Jaleen, Shukareya, Dabaina, Kunano, Hamran, sämmtlich Nomaden.

Die Phöniker, ein unternehmendes Handelsvolk der alten Welt, dessen Kunstfertigkeit manchmal zu hoch angeschlagen wird, hatten angeblich eine röthliche Hautfarbe. Man hegte nach Mover's die Ansicht, sie hätten ihren Namen von den Dattelpalmen ihres Landes erhalten, aber Knobel, in der Völkertafel d. Genesis, bemerkt richtig, sie wären dann nicht *Φοίνικες*, sondern *Φοινίκιοι* genannt worden. Ich möchte vermuthen, daß man bei *Φοίνικες* nicht an die Dattelpalmen, sondern an die Dattelfrüchte dachte (*φοίνιξ* kommt von *φοινός* roth), welche frisch blaßgelb bis hochroth und braunroth sind, wonach begreiflich wäre, daß die Dattelpalmen *φοίνικες* heißen konnten und ebenso ein Volk, dessen Hautfarbe jener der Dattelfrüchte glich. An die Phöniker schließen sich ethnographisch die alten Bewohner Kanaans an.

Zweite Gruppe: Syro=Araber, Semiten. Das Wort Sem der Genesis drückt nach Renan keinen ethnographischen, sondern einen geographischen Begriff aus, taugt daher nicht zur Bezeichnung einer Völkergruppe. Manche sogen. Semiten hatten keine eigentlich semitische Sprache, wohl aber redeten manche Chamiten semitisch, z. B. die Chus, Mizraim, Put (Phöniker), Kanaaniter. — Die S. leben hauptsächlich in Südwestasien, Nordafrika und auf Malta; die Juden haben auch zahlreiche Kolonieen in anderen Theilen der Erde. Die Sprachen weichen im Bau ganz von denen der indogermanischen Völker ab und beide haben auch nur eine geringe Anzahl von gemeinschaftlichen Wurzeln. Bei dieser Völkergruppe erwachte die monotheistische Idee und aus ihr gingen 3 Weltreligionen hervor: Mosaismus, Christenthum und Islam. J. G. Müller in Basel: „die Semiten in ihrem Verhältniß zu Chamiten und Japhetiten", Gotha 1872, betrachtet die Semiten als Indogermanen, welche sich nach und nach, vor Allem in der Sprache chamitisirten. Ethnographisch seien die S. Japhetiten, linguistisch Chamiten. — Der Semitentypus ist charakterisirt durch weißgelbe bis braune Hautfarbe, längliches Gesicht mit mäßig breiter und gewölbter Stirne, gebogener Nase, tief liegenden lebhaften Augen mit schwarzen buschigen Brauen, glänzend schwarzem etwas gelocktem Haar und Bart. Die uralte nomadische Lebensweise der S. besteht noch heute bei den Arabern fort. Bei den Chaldäern, Kaldain, einem kleinen christlichen Völkchen am obern Tigris, von biederem und muthigem Charakter hat sich noch die für todt gehaltene syrische Sprache erhalten, während die der Pforte unterworfenen Syrer, welche theils Mohammedaner, theils Christen sind, arabisch sprechen. Die Stammväter der Hebräer oder Juden scheinen aus Mesopotamien gekommen zu sein, eigneten sich die Sprache der Kanaaniter an und vertilgten diese später, nachdem sie aus Aegypten zurückgekehrt waren. Im babylonischen Exil nahmen sie die chaldäische Sprache an, unter der Herrschaft der syro=makedonischen Könige die neu= oder syrochaldäische; der Galiläische Dialekt, welchen Jesus und die Apostel sprachen, ist durch sehr starke Einwirkung des Syrischen entstanden. Auch nach der Zerstörung Jerusalems und der Zerstreuung unter alle Völker haben die Hebräer ihre physische und geistige Beschaffenheit diese Jahrtausende hindurch im Wesentlichen beibehalten, an Zahl trotz aller Verfolgung zugenommen, so daß sie jetzt wohl 7 Millionen zählen mögen und in der Finanzwelt, der Literatur und Politik eine hervorragende Stellung eingenommen, die sie ihrem scharfen berechnenden Verstande verdanken. — Die Araber, das Centralvolk dieser Völkergruppe, waren zuerst Nomaden, wurden durch den Islam unter Mohammed und den Chalifen zu begeisterten Kriegern, welche als Eroberer über Asien, Afrika und Südeuropa sich ausbreiteten und unter dem Namen Saracenen im Osten und Westen mächtige

Reiche stifteten, auch in Wissenschaft (Astronomie, Medizin) und Baukunst Bedeutendes leisteten. Die A. sind ein physisch und geistig hochorganisirtes Volk, meist von Mittelgröße, bräunlicher oder brauner Hautfarbe, ovalem Gesicht, breiter und hoher Stirn, feurigen Augen, gerader Nase, schön geschnittenem Mund mit weißen Zähnen, wohl gebildeten Ohren. Die Frauen sind klein und altern viel früher als die Männer. Die A. sind scharfsinnig, gewandt, lebhaft, stolz, mißtrauisch, tapfer, in der Gegenwart theils Handelsleute, theils nomadische Hirten und Räuber, sogen. Beduinen, zum kleineren Theil, namentlich in Nordafrika, wo sie Mauren heißen, seßhafte Ackerbauer. Gleichsam entartete Araber sind die Fellahs, Aegyptens Hauptbevölkerung. Hauptdialekte der arabischen Sprache, welche auch die gelehrte und Kirchensprache des Islam ist, sind der hamjarische, koreischitische und moghrebinische. Alle Araber betrachten sich als eine Nation und unglückliche und beraubte Stämme werden von andern unterstützt. Nichtsdestoweniger sind Kriege unter ihnen häufig, doch schnell vorübergehend. Beschneidung herrscht seit uralter Zeit, Sitten und Gebräuche sind sogar bei denen im Sennaar sich gleich geblieben. In Kleidung, nomadischen Gewohnheiten, Nahrung, starkem Gebrauch von Salben erinnern sie ganz an die Schilderungen im Pred. Salomo 9, 8, Ps. 133, 2, Ps. 104, 15, wie Baker bemerkt. v. Maltzahn theilt die Bevölkerung Arabiens in Centralaraber, Nomaden, Ismaeliten genannt, aus denen der Islam hervorging und in Südaraber, Städtebewohner, Resteniten genannt, die unter dem Einfluß der Ismaeliten stehen. Die Resteniten zerfallen wieder in Sabäer, hellfarbig, groß, stark, derb, und Himyariten, tiefbraun, fein, zierlich. Die Himyaritische Herrscherfamilie der Fodli zeichnet sich schon lange dadurch aus, daß in ihr 24 Finger und ebensoviel Zehen erblich sind. Die Südaraber, Joktaniden sind die Himjariten der Alten mit eigenthümlicher Sprache, das Hakili oder Ekhili Südarabiens ist ein Abkömmling von ihr. Die Abyssinier sind eine Kolonie der H., gegründet einige Jahrh. vor der christl. Aera und das Gheez ist nächst verwandt der Himjarischen Sprache der Inschriften.

Die Araber in Algerien schildert General Daumas sehr ungünstig und stellt sie sowohl geistig als körperlich weit unter die Kabylen der Berge. Unter dem Namen Beduinen faßt man die arabischen Wanderstämme zusammen, welche in den Steppen und Wüsten Nordafrikas von Marokko an, Arabiens, Syriens bis an die persische Grenze herumziehen und in Körperbildung, Lebensweise, Sprache und Sitte sehr übereinstimmen. Sie leben von Viehzucht; das Kameel steht oben an. Gewinnsüchtig und raubgierig drücken sie den Reisenden und die Grenzdörfer der Wüsten mit unaufhörlichen Forderungen. Wie bei den Kaukasusvölkern sind auch bei

ihnen Raub und Diebstahl nicht strafbar, der Name Haramy, Räuber, ist sogar schmeichelhaft. Sie berauben Freunde und Feinde und die Räuberei geschieht nach conventiell bestimmten Regeln und Gesetzen. Blutrache bis auf die fünfte Generation ist durch den Koran sanktionirt, kann aber manchmal abgekauft werden. Die Sitten sind seit Abrahams Zeiten wesentlich die gleichen geblieben; die Erzväter waren Beduinen-Häuptlinge, doch sind die Scheichs der Beduinen nicht Fürsten, sondern nur Vorsitzende des Rathes der Familienhäupter, denn der Beduine erkennt eigentlich keinen Herrn über sich. In Befolgung der Religionsvorschriften sind sie lax, auch der sogen. Wechabitenfürst Saud konnte darin wenig ausrichten. Der Wechabitenstaat, ein Versuch zu monarchischer Verfassung unterlag 1818 dem Angriff Ibrahim Paschas. Ungemein scharf sind namentlich Seh- und Riechsinn der B., daher ihre Deutung der Fußspuren ganz unglaublich, fast übernatürlich. Die Wohnstätte der meisten B. ist das Zelt; Beinkleider tragen sie nicht, diese ziemen sich nach ihrer Ansicht nur für Frauen, welche sich tätowiren, Lippen, Schläfe, Stirn blau färben. Die Lybischen B. sind nach Hartmann ungemein mäßig, genießen grobes Brod aus Weizen- oder Durramehl, Datteln, getrocknet oder entkernt und zu Broden geknetet, viel Milch und Wasser, selten Fleisch. Duar nennen sie die in einen Kreis geordneten Zelte eines wandernden Stammes.

Dritte Gruppe. Die übrigen Völker der weißen Rasse hat man als Arier, Indogermanen, Japhetiten zusammengefaßt und sie sind theils asiatische, theils europäische. Die asiatischen J. zeichnen sich vor den europäischen durch dunklere Hautfarbe, stärker entwickelte längere Nase aus und eine leichte Hinneigung zum semitischen Typus und zerfallen wieder in östliche, indische und westliche, iranisch-kaukasische Völker.

A. Die Dravidas (das Wort Drâvida bezeichnet im Sanskrit den Süden der indischen Halbinsel) bildeten die Urbevölkerung Indiens, welche von den eindringenden Ariern immer mehr in die Gebirge und in den Süden der vorderindischen Halbinsel, das Dekhan zusammengedrängt wurde, zum Theil auch der Vernichtung anheim fiel oder sich mit den Eroberern vermischte. In der physischen Beschaffenheit gleichen sie den Menschen der weißen Rasse, abgesehen von der dunkeln, manchmal rothbraunen, manchmal fast schwarzen Hautfarbe, haben aber eine agglutinirende, mit australischen Elementen versetzte Sprache. Anfänglich mochte Mischung zwischen den Ariern und Dravidas stattgefunden haben, später setzten sich die Arier den Dravidas als höheres Geschlecht entgegen, welche sich in die Kasten der Priester, Krieger und Bauern gliederte, die Dravidas zu Knechten degradirte, die Gliederung der Kasten entschied sich, wie es scheint, mit der Befestigung der Brahmareligion. Nach dem

Missionär Jellinghaus bildet die dunkle Urbevölkerung Vorderindiens, nach Hunter gegen 60 Millionen betragend, wovon aber viele hinduisirt sind, noch immer einen sehr wichtigen Faktor, von großer Bedeutung für die Religions- und politischen Geschicke der Hindu. Die im Norden kann man als Mundas, die im Süden als Dravidas im engern Sinn bezeichnen und die Singhalesen auf Ceylon bilden eine dritte Abtheilung, alle drei weichen namentlich in den Sprachen sehr von einander ab. Auch die Brahuis in Beludschistan sind D. Manche Gondos, Bhils, Kolhs fristen eine armselige Existenz in den „Dschungel's" der Engländer, vom indischen Dschangal, feuchte Wildnisse mit fast undurchdringlichem Gebüsch, Unterholz mit wenig großen Bäumen, rohrartigen Gräsern und Bambusarten, Schlingpflanzen, Farrn mit drückender Fieberluft, wimmelnd von Giftschlangen und Raubthieren.

Zu den Mundas gehören die Santal, Singhbhum-Kolhs (Kolh's heißt so viel als Bergvölker), Kuli, Ramusi, Bhils oder Bhilla 2c. Die Kolhs in Chota Nagpore südwestlich von Calcutta sind ein Ackerbau treibendes, gutherziges, tapferes Volk von guten Anlagen und manchen lobenswerthen Eigenthümlichkeiten. Sie haben trotz ihrer dunkeln Hautfarbe in Knochen- und Schädelbau und Gesichtszügen durchaus nichts Negerhaftes, sondern ihre Physiognomie erinnert eher an den arischen Typus. Ihre Religon ist ein unentwickelter kindlicher Monotheismus mit endlosem Hexenglauben, Furcht und Dienst der Dämonen, denen sie Krankheit, Tod, Mißwachs zuschreiben; Singbonga anerkennen sie als den allmächtigen Schöpfer und Gott und sagen, wenn viel Unrecht im Lande geschieht und beklagt wird und kein Richter und Helfer da ist, „Singbonga im Himmel ist allmächtig, aber er ist zu weit". Einer ihrer Aussprüche lautet: Die Männer haben von Anfang die schwere Arbeit, die Frauen den Geburtsschmerz übernommen. Allgemein ist die Sage, als die Menschen böse geworden seien, sich nicht waschen und arbeiten, aber immer tanzen und trinken wollten, sei eine große Fluth von Feuer und Wasser gekommen und Alle seien ertrunken, nur ein Bruder und eine Schwester hätten sich gerettet, von denen alle Menschen stammen. Die Eheleute der Munda beweisen einander oft herzliche Liebe und Treue.

Zu den Dravidas im engern Sinn gehören die Tamil, Telingas, Kanaresen, Malabaren (Malayalas), Tuluvas, Todas, Gondas, Khond, Uraon- und Radschmahal-Kolh, endlich die Brahuis. Nach Major Ross King leben in den Nilgiris 1. die Vadacas, Badaghas, eingewanderte Hindu, 2. die Todas, höchstens 800 in der höhern Bergregion, 3. die Kholas, 4. Karumbas, ein elender Stamm, 5. die Erulas, zunächst an der Ebene. Die Todas sind seit uralter Zeit die Besitzer des Landes und die andern zahlreichern Stämme ihnen tributpflichtig. Die merkwürdigen Todas sind groß, stark,

wohlgebildet, intelligent, von Farbe braun, die Frauen heller. Diese dürfen sonderbarerweise nicht in die Milchhütte gehen, auch nicht die Büffelkühe melken. Die Sprache enthält Sanskrit und tamulische (dravidische) Worte, die Grammatik gleicht der tamulischen; man weiß nicht ganz, soll man die Todas zur arischen oder mongolischen Rasse rechnen. Sie haben keine Waffen, sind aber doch so muthig und kühn, daß sie unbewaffnet durch ihre von Raubthieren, auch Tigern erfüllten Wälder ziehen. Sie jagen nicht, weil sie kein Fleisch genießen, nur Milch, Getreide ꝛc., welches sie von ihren Tributpflichtigen erhalten. Sie theilen sich in Heilige und Weltliche, die nicht untereinander heirathen dürfen, die Rolle der Priester ist übrigens sehr einfach. Falschheit und Lüge gilt bei den T. für das größte Laster. Eine Frau hat mehrere Männer, sämmtlich Brüder; jeder besitzt sie einen Monat und leiht sie manchmal solchen, die keine Frau haben. Nichtsdestoweniger herrscht unter allen, auch den Kindern, die größte Harmonie, Streitigkeiten schlichtet der älteste Bruder. Man sieht unter den T. keine Krüppel und Schwächlinge und sie verbinden sich nie mit andern Völkern. Ganz verschieden aber eben so alt sind die Khotas, sehr schwarz, schlank, mager, weniger intelligent, doch industriös. Elend sind die Karumbas und nicht viel besser die Erulas. Broca, Revue d'Anthropol. I, 130 ff. Thorel (Notes médic. du voyage d'exploration du Mekong et de Cochinchine, Par. 1871 und daraus in Broca's Revue I, 150 ff.) hat die Schwarzen der Mundarasse, die auf der Halbinsel von Malacca leben, auch im Becken von Cambodja gefunden. Die Dravidas von Ceylon haben sich noch am unvermischtesten in den Vedda's erhalten; sonst haben sich die Singhalesen stark mit Hindus gemischt und ihre Sprache, das Elu, hat viele indische Worte aufgenommen.

B. Die Hindus, das zahlreichste arische Volk in Asien, sind etwa 1500 Jahre vor der christlichen Aera aus der Gegend der Oxusquellen nach Vorderindien herabgezogen, wo sie die vor ihnen gekommenen dravidischen Stämme und die Reste der von diesen unterworfenen australischen Schwarzen ausrotteten oder unterjochten, große Reiche gründeten und schon mehrere Jahrhunderte v. Chr. einen hohen Grad der Kultur erreichten mit glänzenden Städten, herrlichen Bauwerken, prächtigen Hofhaltungen. Diese wie die bestehenden Reiche wurden durch die fremden Eroberer: Griechen, Perser, Araber, Afganen, Mongolen, zuletzt Europäer in ihrem Bestande vielfach erschüttert und umgewandelt, doch haben sich viele alten Sitten und Einrichtungen bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Hindus sind ziemlich klein, schlank und zart und haben meist gelbe, bei den Vornehmen fast weiße, im Dekhan bräunliche Hautfarbe, schlichte, lange schwarze Haare, große schwarze Augen mit langen Wimpern, wohl geformte Ohren und Nase, mäßig großen Mund mit dünnen

Lippen, kleine Füße und Hände. Durch ganz Indien sind die Brahminen heller, edler geformt, höher gewachsen. Nach Bakewell ist das Blut der Hindu reicher an weißen Blutkörperchen als das der indischen Muselmans, die rothen Blutkörperchen sind weniger zahlreich, kleiner, weniger scharf begrenzt, manchmal crenulirt und legen sich nicht in Rollen. Das Blut des Muselmans hingegen nähert sich dem der Europäer, ist stärker gefärbt, dichter, die rothen K. zahlreicher, wohl gerundet. Man leitet das von der Nahrung her, die beim Hindu wesentlich pflanzlich, beim Muselman mehr animalisch ist. Wenn die Europäer Sumpffieber gehabt haben, nähert sich ihr Blut dem der Hindu und legt sich nicht mehr in Rollen. Broca, Revue d'Anthropol. I, 120, 1870. Die vier in grauer Vorzeit gegründeten Kasten der Brahminen oder Brahmanen, Priester, Kschatryas, Krieger, Vaisyas, Ackerbauer, Hirten, Kaufleute, Sudras Handwerker und Diener haben sich nur noch unvollkommen erhalten, zu keiner Kaste gehörten die verachteten Parias. Im Laufe der Zeit haben sich zahlreichere Gesellschaftsklassen gebildet, von welchen Sherring und Campbell aufzählen: a) Brahmanen, ursprünglich die Priester, jetzt verschiedenen Berufen hingegeben, von edlerem Typus und höherer Intelligenz; in Kashmir, wo das Volk mohammedanisch ist, stellen sie die Aristokratie dar; b) Dschat, im nordwestlichen Indien, östlichen Beludschistan, Katsch-Gandawa, im obern Sind und Pendschab; haben die alten Institutionen beibehalten, sind demokratisch, unberührt vom Brahmanismus, kräftig, edel, gute Ackerbauer; c) Radschput, ursprünglich Eroberer des westlichen Theils von Vorderindien, jetzt vorzugsweise Ackerbauer; ihre Zahl vermindert sich theils durch Vermischung mit andern Klassen, theils durch Tödtung der neugeborenen Mädchen; d) Kurbi oder Kunbi, ebenfalls Ackerbauer; e) Gudschar, vorzugsweise Hirten, zahlreich um Kashmir und in Guzerat; f) Ahir, hauptsächlich als Hirten zwischen den Brahmanen und Radschput zerstreut; g) Gwala, ebenfalls Hirten; h) Khatri, namentlich als Kaufleute in ganz Asien bekannt; i) Vaniya, Banianen, ebenfalls vom Handel und Banquierwesen lebend; k) Kajasth; l) Parbhu, weltliche Schriftgelehrte und Beamten; m) die Handwerksklassen; n) die Heloten, meist niedere Arbeiter, z. Th. dem Wanderleben hingegeben. — Der König im alten Indien, aus der Kriegerkaste genommen, war doch durch einen Rath von Priestern beschränkt. Auch die Lebensweise hat sich z. Th. erhalten und man genießt, wie in ferner Vorzeit, hauptsächlich Reis, Milch und Früchte und bereitet aus Reis, Zuckerrohr und Milch geistige Getränke. Jetzt sind fast nur Landesprodukte Exportartikel, aber im Alterthum gingen auch die Erzeugnisse indischer Industrie in weit entfernte Länder. Die Indier allein haben den Elephanten gezähmt. Indische Weisheit, Philosophie, Poesie, Astronomie leuchtete über einen großen Theil der alten Welt. — Die jetzigen Hindus sind bedeutend verweichlicht,

ohne Thatkraft, sanft und harmlos, ein greisenhaftes Volk; am meisten Energie entwickeln noch die Mohammedaner. Der englische Generalmajor Macready behauptet sogar die Hindu seien schlecht und entartet, am tüchtigsten noch in der Armee die Parias. Die alte Sprache Indiens, das nun erloschene Sanskrit, die Mutter der großen indogermanischen Sprachenfamilie hat in Indien eine Menge Idiome erzeugt, von welchen am meisten gesprochen werden das Hindustani, Bengali, Guzerati, Marati, Urja; die Siah-pusch, ein wohlgebildetes, hellfarbiges, blauäugiges Hirtenvolk im Bolor und Hindukusch sollen eine dem Sanskrit noch am nächsten stehende Sprache haben. Das Christenthum hat in Indien fast keine Fortschritte gemacht, aber für Verkehr, Unterricht, Rechtspflege haben in neuerer Zeit die Engländer sehr viel gethan.

In Vorderindien zeigen die mittleren und unteren Klassen viele Spuren ihrer Mischung mit den autochthonen Mundas, der dunkeln Urbevölkerung. Die Gebrüder Schlagintweit klassifiziren das Völkergewirre Indiens und Tibets also: 1. Hindus, wozu die Brahmans, Rajputs, Bais oder Vaistas, Sudras und vereinzelte Stämme wie die Sikhs, Maharata, Singhalesen gehören. Die zu Rajputs zählenden Gorkhas, die Militärstämme Nepals sind Hindus, stark mit Tibetanern vermischt, die Pahari- und Bhot-Rajputs im westl. Himalaya sind ein Mischvolk zwischen Indiern und Tibetanern, eben so die Kanets. 2. Reste der Urbevölkerung Indiens sind die Singpho, Naga Khassia von der Nordostgrenze, die Mechs von der Tarai, Santals von Rajmahal, die Gonds, Kols, Bhils in Centralindien. 3. Mussalmans in Indien und dem Himalaya, tatarischen Ursprungs, bedeutend mit Hindus vermischt. 4. Tibetaner, unter welchen die Buddhisten im Himalaya und Tibet sich sehr rein erhalten haben, die Mussalmans in Tibet und Afghanistan, ein Tibetanischer Stamm, sich mit Völkern Centralasiens vermischt haben. 5. Türkischer Abstammung mit Tibetanern oder Kashmiris gemischt sind die Argons in Ladak und Tibet. 6. Von fremden Rassen finden sich Parsen, Indo-Portugisen, Juden, Birmesen, Chinesen, China-Bengali, Javanische Mussalmans, Neger.

Die Zigeuner sind ausgewanderte Hindu, welche sich über einen großen Theil Asiens, Nordafrikas und Europas verbreitet haben und in stetem Umherwandern begriffen sind. Sie, namentlich ihre Frauen, sind sehr arbeitsscheu. Klemm meint, die Z. taugen weder zum Landbau, noch zum Hüten des Viehes; sie behandeln die Pferde unbarmherzig.

C. Die Afganen, Puschtânah, wie sie selbst sich heißen, die Patan der Inder, Ostiran bis über den Indus hinaus bewohnend, ein zahlreiches, halb barbarisches Kriegervolk, in viele Stämme

zerfallend, reden das Paschtô. Dieß ist nach Trumpp wie Gebirgssprachen überhaupt hart, rauh, unschön, gehört zum indogermanischen Sprachstamm, aber nicht zum iranischen, sondern zum indischen Zweig und schließt sich in der Grammatik den neuindischen Sprachen an, hat übrigens so viel Eigenthümliches, daß man es weder vom Zend noch vom Sanskrit ableiten kann und trägt bereits den Charakter der Verdorbenheit an sich. Diese Sprache war schon im 5. Jahrh. v. Chr. vorhanden; die Πάκτυες des Herodot, welche einen Bestandtheil des Perserheeres unter Xerxes bildeten, waren die Afghanen. Sie bekennen sich zum Islam, haben die arabische Schrift angenommen und leben meist von der Viehzucht. Sie zeigen nach Elphinstone die allerverschiedenste Hautfarbe nach der Höhe der Gegenden, welche sie bewohnen.

Die folgenden Völker stellen die iran.-kaukasische Gruppe dar.

D. Die Perser (vielleicht von Parsevan), von Iran bis zum Indus verbreitet, auch in Turan und westlichen Hochasien lebend, mit Kolonieen in Sibirien und Rußland, sind mittelgroß, von schöner Körperbildung, heller Hautfarbe, lebhaft, reizbar, von feinen Sitten, aber ziemlich verdorbenem lügenhaftem Charakter. Sie zerfallen in verschiedene Bevölkerungen, Tadschik im Osten, Tat und Guran im Westen und haben eine eigene Abneigung gegen die See, so daß Persien keine Flotte besitzt. Nur die im Westen haben ein selbständiges Reich mit einer türkischen Dynastie, während die übrigen unter der Herrschaft der Afganen, Usbecken, Turkomanen oder Chinesen stehen. Aber das jetzige Perserreich ist sehr im Verfall durch schlechte Verwaltung und Rechtlosigkeit, durch die Erpressungen der Großen, auch durch die Trägheit und Sinnlichkeit des Volkes, die verwüstenden Einfälle barbarischer Völker. Die Perser sind Schiiten, ihre Sprache ist unter allen am meisten der deutschen verwandt, jedoch mit vielen arabischen und türkischen Wörtern versetzt und hat eine sehr reiche Literatur. Die barbarischen Beludschen und Bachthiari sind meist räuberische Nomaden und sprechen ein verderbtes Neupersisch. Die Parther der alten Zeit werden gewöhnlich für ein persisches Volk gehalten, von Einigen für ein türkisches; sie sprachen Pehlwi.

E. Die Kurden in Kurdistan und einigen Gegenden Persiens lebend, vielleicht Nachkommen der alten Karduchen, scheinen ein Mischlingsvolk zu sein, dessen der persischen nächst verwandte Sprache viele türkische und arabische Wörter enthält. Es bestehen bei ihnen zwei Kasten, eine Landbau treibende und eine berittene, physisch besser gebildete Kriegerkaste, die stets mit den Türken und Persern in Streit liegt und die Karawanen plündert. Sie sind Sunniten, die Sitten und Lebensweise ihrer Adeligen gleichen in vieler Hin-

sicht jenen der Tscherkessen. An sie schließen sich die Jezidi, Teufelsanbeter, an und die Luristaner, die wieder in Bachtiari und Feili zerfallen.

F. Die **Armenier**, Haikan, von ihrem angeblichen Stammvater Haik, der zur Zeit des Thurmbaues in Babel lebte und dessen Sohn Armenak hieß, eines der ältesten Kulturvölker, von iranischem Ursprung, schon früh von den andern Iraniern getrennt, reden zwar eine arische Sprache, die aber viel von den finnischen nnd andern nordasiatischen Sprachen aufgenommen und eine ziemlich reiche Literatur erzeugt hat. Sie führen ihre eigene Geschichte bis 2701 v. Chr. Geburt zurück, vermochten aber nur kurze Zeit ein eigenes Reich zu bilden und geriethen im Laufe der Zeiten unter assyrische, persische, makedonische Herrschaft; in neuerer Zeit ist ihr Land zwischen Türken, Russen und Perser getheilt. Es ist großentheils ein hohes Gebirgsland, in welches sie das Paradies verlegen und aus dem die Ströme Euphrat und Tigris, Aras und Kur kommen. Es sind thätige, einfache, verständige doch abergläubige, Wissenschaften und Künste liebende Menschen, welche gleich in den ersten Jahrhunderten das Christenthum annahmen. Sie mögen kaum über $2^1/_2$ Mill. Seelen zählen, von welchen etwa die Hälfte in Armenien lebt, die andern, durch die harten politischen Schicksale zersprengt, sich über verschiedene Länder Asiens, über Rußland und Oesterreich, selbst die nordafrikanischen Küstenländer als Kaufleute verbreitet, auch viele Gemeinden gegründet haben.

G. Die **Ossethen**, welche sich selbst Iron nennen, wohnen in der Mitte des Kaukasus, stammen von den alten Mediern und von den Alanen des Mittelalters ab, sind ungebildet, wenig zahlreich. Ihre der medisch-persischen ähnliche Sprache hat viele finnische Wörter aufgenommen und man trifft bei ihnen manche Sitten und Gebräuche, welche deutschen gleich sind.

H. **Georgier.** Der Name des an der Südseite des Kaukasus liegenden Landes soll von dem persischen Gurdschistan abzuleiten sein; die Vorfahren der Bewohner hießen bei den Alten Iberi, die jetzigen nennen die Perser Gurdschy, die Russen Grusier. Sprache und Schrift sind ganz eigen, obwohl erstere Aehnlichkeit mit manchen nordasiatischen und arischen Sprachen hat; sie hat eine ganz ansehnliche Literatur erzeugt. Die G., welche schon seit dem 4. Jahrh. griechische Christen sind, sind hochgewachsen, von stolzer Haltung, schön gebildet, die Haut ist sehr weiß, die Augen sind schwarz, die Nase lang. Sie sind ein unwissendes aber kluges und tapferes Kriegervolk, das Seidenkultur, Landwirthschaft und vor Allem Weinbau treibt, einen stolzen Adel hat und von eingeborenen Fürsten, z. Th. unter russischer Oberhoheit, regiert wird Am kultivirtesten sind die

eigentlichen G., Kart'uhli, dann die Mingrelier, Modschaweli, Soani, ein räuberisches, wildes Bergvolk sind die Last, sehr roh sind die Pschawen und Chewsurier im Kaukasus, welche, obwohl sie sich auch Christen nennen, ihre Frauen hart behandeln.

I. Kaukasier sind die schon vor der historischen Zeit den Kaukasus bewohnenden Völker, während Ossethen, Georgier, Bassianen erst später in das so vielerlei Nationen fassende mächtige Gebirge eingedrungen sind. Die Kaukasier sind in der Regel weiß mit braunen Augen und Haaren, muskelkräftig und reden ganz ähnliche, doch wieder ziemlich unter einander abweichende mit finnischen und samojedischen Wörtern versetzte Sprachen, reich an pfeifenden und klingenden Kehllauten, welche durch die georgische und russische Schrift (eine eigene fehlt) nur unvollkommen bezeichnet werden können. Es sind barbarische Völker, welche von Viehzucht, Jagd und Raub sich nähren, die Blutrache haben, die jedoch abgekauft werden kann, Gastfreundschaft üben und nach langen Kriegen jetzt sämmtlich den Russen unterworfen sind, die sie jedoch auf das äußerste hassen. Sie sind dem Namen nach Sunniten, aber ohne Priester, und die meisten hatten wenigstens früher Fürsten und einen Lehensadel, während andere, wie die Akuscha, in demokratischer Verfassung mit Aeltesten an der Spitze lebten. Die östlichen Kaukasier, Lesgi, Lesgier zerfallen wieder in vielerlei Stämme, worunter die Awaren, keineswegs Nachkömmlinge der räuberischen Avaren der alten Zeit, die Akuscha, Kyre ꝛc. Die Mizdschegi oder Kisten, von deu Russen Tschetschenzen genannt, wilde Räubervölker, bewohnen den mittlern Kaukasus, die Tscherkessen und Abasier den westlichen. Die Tscherkessen, in Europa Cirkassier genannt, nennen sich selbst Adige, hießen im Mittelalter Sypen und bewohnten damals auch die Krimm. Sie haben braune Augen und eben solche, selten rothe, Haare, sind schlank gewachsen und zerfallen in fünf Stände: Fürsten, Edle, Freigelassene, Freigelassene der Freigelassenen, Leibeigene; sie bildeten wenigstens früher eine Art Adelsrepublik. Ehemals Christen, hängen sie jetzt dem Islam an, treiben etwas Landbau, viel Bienenzucht und ziehen treffliche Pferde, die Frauen sind ziemlich gedrückt und gelangen häufig in die türkischen Harems, obschon sie bei weitem nicht so beliebt wie die Georgierinnen sind. Minder wohlgebildet sind die Abasen, Absne, von brauner Gesichtsfarbe, schwarzen Haaren, vom Islam, zu dem sie früher durch die Türken gezwungen worden waren, jetzt wieder in das Heidenthum zurückgefallen, als gute Waffenschmiede bekannt.

Die Lesgier bewohnen die höchsten Gegenden des Kaukasus, ihre Wohnungen sind z. Th. in Felsen gehauen, mit Brücken und Terrassen. Obwohl arge Räuber, behandeln sie doch ihre Gefangenen menschlich. Dieselben werden Sklaven, wenn sie sich nicht los-

kaufen können, haben aber die Aussicht, nach langem, treuem Dienst ihre Freiheit zu erlangen. Die Tscherkessen gehören zu den schönsten Menschen, doch vorzüglich nur die Works oder Adeligen, die alle Gemeinschaft mit dem geringeren Volke meiden, das übrigens doch frei ist. Diese Adeligen sind von ritterlichem Anstand und stolzer Haltung, höflich, munter, freiheitsliebend, aber auch grausam, der Trunksucht, dem Spiel und Müssiggang ergeben. Gewisse Vereine oder Bruderschaften erwählen durch Stimmenmehr ihre Aeltesten. Innerhalb der Bruderschaften und Familien wird Diebstahl streng bestraft, sonst ist er ehrenvoll. Manchmal verfallen die T. in eine Art Berserkerwuth, wo sie die nächsten Begegnender verwunden oder tödten; es bleibt nur übrig, den Rasenden niederzuschießen. Kriegsruhm gilt ihnen als das Höchste. Sie scheinen Fatalisten zu sein, mit einer Ahnung der Gottheit, der sie manchmal Opfer bringen, ihr ursprünglicher Glaube ist durch christliche und mohammedanische Ideen modifizirt. Die Frau ist bei ihnen nicht Sklavin, sondern Freundin und Gefährtin des Mannes, muß aber Hauswesen, Acker und das Vieh besorgen, er ist Jäger, Krieger, Räuber. Kinder werden nicht mehr verkauft, Jünglinge und oft Jungfrauen wählen frei die Gatten, meist herrscht Monogynie. Die Mädchen sind stolz, frei, reich gekleidet, manche tummeln Rosse und handhaben die Flinte. Es ist gegen die Sitte, Mann oder Frau nach dem Befinden der Familie zu fragen und arge Beleidigung, beim Mann sich nach dem Wohlsein der Frau zu erkundigen. Um einen Gast noch größere Rechte zu geben, reicht ihm die Frau des Hauses die Brust, er nimmt sie in den Mund und ist dann gleichsam Adoptivkind. Stirbt Jemand, so brechen die Anwesenden in desto fürchterlicheres Klaggeschrei aus, je vornehmer der Todte war, Frau und Töchter raufen sich die Haare, zerkratzen Gesicht und Leib, die Männer schlagen sich mit Stöcken und Reitpeitschen unbarmherzig, alle rennen bluttriefend wie rasend herum. War aber einer im Krieg gegen die Russen gefallen, so spricht man nur ein stilles Gebet und preist ihn als Märtyrer. Sie haben vielerlei Lieder, solche historischer Art, Klagelieder, Leichen-, Kriegs-, Tanzlieder ꝛc., die nur durch Tradition fortgeflanzt werden, da die ganz eigenthümliche, für unser Ohr und Zunge fast unfaßbare, unausdrückbare Sprache keine Schrift hat. Neben der gewöhnlichen Sprache haben Fürsten und Adel noch eine vornehmere, welche die Andern nicht reden dürfen, wenn sie sie auch verstehen. Die Zychen, welche im 15. und 16. Jahrh. die Krimm bewohnten, waren wohl ausgewanderte T. und bekannten sich zur griechischen Religion. Ihre Adeligen betraten die Kirche nicht vor dem 60. Jahre, weil sie durch sie als Räuber entweiht würde. — Im Thale Pschat des Kaukasus findet man Grabmäler, ähnlich den Cromlechs, aus rohen aufgerichteten Steinplatten, mit einer quergelegten darüber. Die

kaukasischen Völker überhaupt zeigen in ihren Sitten, ihren Tugenden und Lastern große Aehnlichkeit mit den Germanen, wie diese die alten Schriftsteller schildern.

Europäische Japhetiten. A. Die Kelten, Kimmerier, Kymren, Gallier, Galater, ein in früher Zeit mächtiges und zahlreiches Volk, scheinen vor den Slaven, Gräco-Romanen und Germanen nach Europa gekommen zu sein und hatten eine ziemlich bedeutende Kultur erreicht, als ihre Macht zuerst von den Römern, dann von den Germanen (Franken) gebrochen wurde. Manche betrachten die Iberer als den Kelten verwandt, doch noch älter, Andere wollen Iberer und Kelten sogar identifiziren. Man unterscheidet dann wieder dunklere und hellere Kelten; erstere seien kleiner gewesen mit schwärzerem Haar und Augen, kleinerem Gesichtswinkel, Neigung zum Prognathismus. Die Kelten waren mittelgroß, stark gebaut, hatten schwarze Augen und Haare, sehr dicke Schädelknochen und führten kupferne Schwerter. Ihr mächtiger, sie regierender Priesterstand waren die Druiden; in andern Perioden ihrer Geschichte hatten sie eine aristokratische Verfassung. Cäsar bezeichnete die Gallier als höchst leidenschaftlich und erregbar und Diodor sagte, sie sprächen räthselhaft, übertrieben, hochtrabend, trotzig, seien aber gelehrig und scharfen Verstandes. Nach Cäsar waren sie auch tapfer, aber im Unglück ziemlich verzagt. Sie wandten viel Sorgfalt auf ihre äußere Erscheinung und suchten ihr von Natur gelbes Haar noch heller zu färben. In Bergbau und Metallarbeit waren sie geschickt und trugen, was den Römern auffiel, Hosen und das Sagun (Kriegsmantel). Von ihrer Sprache hat sich sehr wenig erhalten. Reste der K. sind die Gälen im schottischen Hochland und auf den Hebriden, die Iren in Irland, welche sich selbst Gavidhal nennen, die Manks auf der Insel Man, die Kymren in Wales, die Bretons in der Bretagne. — Lewis theilt die Urbewohner Britaniens in Kymren, Iberer und Germanen und schreibt die megalithischen Monumente Großbritaniens sowohl den Kymren als den Iberern zu, die beide nach ihm Zweige des großen keltischen Stammes sind.

B. Die mächtige Völkergruppe der Slaven bewohnt in der Gegenwart hauptsächlich die Osthälfte Europas und beherrscht ganz Nord- und einen Theil Mittelasiens. Es sind Völker von meist ziemlich hohem Wuchs, stark gebaut, mit geröthetem Gesicht und etwas viereckigem Schädelumriß. Ihre Idiome sind sehr unter sich verwandt, so daß auch weit voneinander lebende Slaven sich noch verständigen können. Das größte Volk dieser Gruppe sind die Russen, im Mittelalter Ros genannt, welche sich in Großrussen im nördlichen und mittlern Rußland und in Kleinrussen im südlichen scheiden; die sehr ausgedehnte russische Literatur gehört fast allein den Großrussen an. Der Großrusse ist nach Copernicki dolichocephal, groß,

blond und rothhaarig, der Kleinrusse oder Ruthene ist brachycephal, klein, braunhaarig und beide weichen auch in der Sprache ab. Der Name Russen reicht nach Gfrörer bis in das 7. Jahrh. v. Chr. hinauf und bezeichnete ein slavisches Volk, welches in jener Zeit den Skythen, dem „Fürsten von Magog", gehorchte. Die Russen sind fröhlich, gesellig, gutherzig, menschenfreundlich und wenigstens bis in die neueste Zeit, wo sich namentlich unter der Jugend demokratische Regungen zeigen, ziemlich unterwürfig, dem Herrscher, der zugleich höchstes geistliches Haupt ist, mit Aufopferung ergeben. Es ist ihnen, welche geschickte Nachahmer sind, denen jedoch der originale schöpferische Genius nicht einzuwohnen scheint, bisher noch nicht gelungen, unsterbliche Werke in Kunst und Wissenschaft zu schaffen, wie die Gräco-Romanen und Germanen, während sie in der Politik eine sehr bedeutende Rolle spielen und namentlich wie geschaffen zur Civilisirung der barbarischen Völker Asiens sind. Feldbau war bei den Slaven immer Hauptbeschäftigung und die Russen haben auch viele finnische und mongolische Völker zum Feldbau gebracht. — Die Kosaken, ein Gesammtname für Stämme verschiedener Abkunft, z. Th. durch Vermischung mit Tscherkessen entstanden, ehemals ein ziemlich wildes, kühnes, räuberisches Volk (der Kosak Yerman eroberte auf eigene Faust Sibirien), jetzt zu den Kleinrussen gerechnet, haben sich an russische Zucht und Ordnung gewöhnt. Man hat auf ihre Aehnlichkeit mit den alten Skythen hingewiesen, diese überhaupt für die Stammväter der Russen ansehen wollen, aber die S. sind hinsichtlich ihrer ethnographischen Stellung sehr zweifelhaft. Nach v. Baer's Ansicht wäre der Skythenschädel verschieden von dem der Mongolen, Türken, Finnen; die S. könnten nirgends anders untergebracht werden und bildeten einen eigenen Stamm. Der S. trank nach Herodot vom Blut des ersten Mannes, den er erlegt hatte. Die Köpfe der getödeten Feinde wurden dem König gebracht, sie machten Scalps von der Haut des Schädels, brauchten sie als Handtuch und hingen sie am Sattelknopf auf oder aus andern Theilen der Menschenhaut Köcherfutterale, aus zusammengenähten Kopfhäuten Mäntel, aus den Schädeln Trinkschaalen. Nach einigen alten Autoren hatten die S. eine weiße Haut, weshalb sie Manche für ein arisches Volk halten. Möglicherweise wurden mit dem gleichen Namen S. uralische und arische Völker belegt.

Die Polen bildeten einst ein großes Reich, welches durch innere Zwiste, die unglückliche Idee des Wahlkönigthums, den mit unbeschränkten Rechten ausgestatteten Adel zu Grunde ging und die Beute der mächtigen Nachbarn wurde. Die Polen sind ein tapferes, ritterliches, aber etwas leichtsinniges Volk, welches man wohl die Franzosen des Nordens genannt hat; ihre Sprache besitzt eine sehr reiche Literatur. Die Tschechen bewohnen den größeren Theil

Böhmens, ferner Mähren und einige Striche Schlesiens und Ungarns; die in den Karpathen heißen Slowaken. Sie haben eine sehr reiche Literatur und entwickeln in neuester Zeit viel Feindseligkeit und Eifersucht gegen die Deutschen. Weniger zahlreich sind die einst im ganzen Nordosten Deutschlands so mächtigen Wenden, dann die Illyrier mit ihren 3 Hauptzweigen Slowenzen, Kroaten und Serben, endlich die Bulgaren, deren alte nun ausgestorbene Sprache sich als Kirchensprache auch in Serbien und Rußland erhalten hat.

C. Die Letten sind seit der historischen Zeit auf eine sehr geringe Zahl reduzirt und haben sich gegen die mächtigen Slaven und Germanen nur in schwachen Resten behaupten können. Ihre Sprache soll unter allen lebenden am meisten dem Sanskrit gleichen. Man unterscheidet eigentliche Letten und Litthauer, zu letztern gehörten die schon im 1. Jahrh. unserer Zeitrechnung von den Gothen unterjochten Prusai, von welchen der Name Preußen kommt.

D. Die Thrako-Illyrier waren nach Herodot eine zahlreiche Völkergruppe, zu welchen Thraker, Dacier, Geten, vielleicht auch Leleger, Makedonier, selbst Pelasger und Illyrier gehörten, unter welchen man Veneter und Liburner unterschied. Jetzt lebende Hauptzweige der Illyrier sind Slovenzen, Kroaten, Serben, Bulgaren, deren nun ausgestorbene Sprache sich als Kirchensprache auch in Serbien und Rußland erhalten hat. Die Albanesen, welche sich selbst Skypetaren nennen und bei den Türken Arnauten heißen, wahrscheinlich ein Rest der alten Thrakier, sind ein barbarisches Kriegervolk, dessen sehr eigenthümliche Sprache griechische, serbische und italienische Elemente enthält und in die zwei Dialekte der Ghegen und Tosken zerfällt; untergeordnete Stämme der A. sind die Miriditen, Japiden ꝛc.

E. Den Sprachen der Gräcoromanen liegt das Lateinische und Griechische zu Grunde, sie haben aber germanische und arabische Bestandtheile in sich aufgenommen. Die gegenwärtigen Griechen, Neugriechen, welche sich selbst Romäer nennen, sind eine Mischung aus einem kleinen Reste der Altgriechen mit Thrakern, Italern und Slaven. Nur der kleinere Theil bewohnt das gegenwärtige Königreich, der größere Theil steht noch immer unter mohammedanischer Herrschaft und erst nach deren Aufhören wird Griechenland vielleicht zu befriedigendern Zuständen gelangen. Die Italiener sind aus einer Verschmelzung von römisch-griechischen, longobardischen und maurischen Elementen entstanden und waren im Mittelalter die Erwecker altklassischer Kultur und die Gründer einer neuen wundervollen Kunstepoche. Früher unter sich gespalten und bedrängt durch Spanier, Franzosen und Deutsche haben sie nun durch die Gunst der Umstände die nationale Selbstständigkeit und formelle Einigung erreicht, aber im Kampf der

Partheien und Principien befangen noch nicht die rechte Harmonie gefunden. Zur romanischen Familie gehören ferner die rhätischen Romanen, romanisirte Kelten und die Walachen, im 5.—6. Jahrh. durch die Vermischung von Römern, Slaven und Geten entstanden. Die Spanier sind aus einer Verbindung iberischen und kantabrischen Blutes mit starkem Zusatz von römischem, gothischem und arabischem Blut hervorgegangen. Sie hatten im 15. und 16. Jahrh. den Gipfel der Macht und des Ruhmes erstiegen, sind aber seitdem durch politische Fehler, den Widerstand gegen die neuere Zeitrichtung und innere Uneinigkeit zurückgegangen, obschon noch hinlängliche Kräfte zum Wiederaufschwung bei ihnen vorhanden sind. Aehnliches gilt auch von den Portugisen, welche gleich den Spaniern ihre besten Kolonieen verloren haben. Die Franzosen, das zahlreichste romanische Volk, sind hervorgegangen aus einer Mischung von Kelten (Galliern), Römern und Franken. Ihre Sprache, nämlich die sogen. Langue d'oil, die Sprache der Nordfranzosen, während die Südfranzosen die Langue d'oc reden, ist zur allgemeinen diplomatischen und Conversationssprache geworden. Die Franzosen sind meist nur mittelgroß, haben in der Mehrzahl braune und schwarze Augen und Haare und stehen in physischer Kraft den Deutschen etwas nach, die sie in Leichtigkeit und Gewandtheit übertreffen mögen. Sie haben z. Th. noch die Tugenden und Fehler der alten Gallier, Tapferkeit bei oft mangelnder Ausdauer, lebhaftes Ehrgefühl und eitle Ruhmsucht, Empfänglichkeit für das Neue und Wankelmuth, Witz und Lebhaftigkeit bei nicht zu großer Geistestiefe. Seit 1789 sind sie aus einer Katastrophe in die andere gestürzt, wären schon in den Kriegen der ersten Revolution ohne die verzweifeltste Anstrengung und das Genie Napoleons I. wahrscheinlich unterlegen und befinden sich jetzt wieder in einer gefährlichen und zweifelhaften Lage. Ueber ihren politischen Fehlern und besonders über ihrer Niederlage im letzten großen Kriege gegen Deutschland haben Viele vergessen, was die Wissenschaft, das Leben, die feinere Sitte und auch die Freiheit den Franzosen verdankt.

F. Unter dem Namen Germanen faßten die Römer verschiedene Völker derselben Familie zusammen, welche sie als sehr groß, stark und muthig, mit blauen Augen und blonden oder rothen Haaren beschrieben. Es waren barbarische Völker, welche unter selbstgewählten Führern meist von Jagd und Viehzucht lebten, die Frauen achteten und keine Priester aber Zauberinnen und Wahrsagerinnen hatten. So die Teutonen, die Jüten, Angeln, Sachsen, Sueven, Gothen (Gfrörer hält die Geten mit ihnen für identisch), Vandalen, Franken, Longobarden (ein romanisirtes germanisches Volk) 2c., welche sich z. Th. in den jetzt lebenden germanischen Völkern noch erhalten, z. Th. mit Romanen und Kelten neue Völker dargestellt haben. So

sind die Engländer aus Vermischung von Kelten, Angelsachsen, Normannen, Römern entstanden, eines der gemischtesten Völker mit doch vorwaltend germanischem Grundton sowohl in der physischen Beschaffenheit als im geistigen Wesen. Ihr Geist ist auf das Positive und Praktische gerichtet, sie sind die vorzugsweise kosmopolitische Nation, welche ausgerüstet mit mächtigen Flotten und einer riesenhaften Industrie überall hin die Kultur und europäische Sitte verbreitet, freilich um den Preis der andern Völkern auferlegten Herrschaft. Manche wähnen irrig England sei in Verfall, während es doch nur die Bahn der Eroberungen, deren es genug besitzt, verlassen hat und sich begnügt, sie zu sichern, in jeder Rücksicht deren Gedeihen und Fortschritt herbeizuführen, so wie auch in England selbst, zwar langsam aber doch merklich in religiöser und politischer Hinsicht ein freierer Geist sich geltend macht. Bei den Angloamerikanern, hauptsächlich aus Engländern, Kelten und Deutschen mit einem Zusatz von Skandinaviern und Romanen entstanden, überwiegt das englische Element und die englische Sprache, doch haben sie von dem Muttervolk nicht den großartigen und ruhigen Charakter geerbt, wohl aber den Spekulations- und Handelsgeist und das mechanische Geschick. Manche wollen den Grund der unstäten Hastigkeit der Amerikaner in der Trockenheit der Luft finden, Andere leiten ihn und das verschlossene zur Mystik neigende Wesen von der Beimischung indianischen Blutes her. Mit Ausnahme der Naturwissenschaften befinden sich Wissenschaft und auch die Kunst noch in einem primitiven Zustand; andere Aufgaben beschäftigen noch diese sich über den ganzen nordamerikanischen Continent mit fieberhafter Schnelligkeit ausbreitende Nation. Ihre Volkslieder borgten die Angloamerikaner nach Pickering von den Negern, da sie selbst keine bessern hatten. Mischvölker sind ferner auch die Belgier, theils deutscher Herkunft wie die Flamänder, theils französischer wie die Wallonen (der Name Wallone soll von dem altdeutschen Wort Wahle, Fremder kommen) und die Schweizer, bei welchen Alemannen, Franzosen, Italiener und Romanen in einen Bundesstaat vereinigt sind, welcher seit ein paar Dezennien durch die Gunst der Umstände, aber auch durch kluge Politik und vernünftige Verwaltung an Ansehen und Wohlstand sehr gewonnen hat. Die Skandinavier: Schweden, Norweger und Dänen haben gewisse Grundzüge der alten Germanen noch unverkennbar erhalten, namentlich die ersteren beiden, deren rauhe Natur ihre Kraft stählt und sie genügsam macht. Die Niederländer, obschon den Niederdeutschen zunächst verwandt, betrachten doch Deutschland mit mißtrauischen Augen; sie haben durch heldenmüthige Kämpfe mit Spanien ihre Selbstständigkeit errungen und sind zu einem See- und Handelsvolk geworden, welches Kolonien in Surinam, Südafrika und Indien gegründet hat. Die Deutschen, das mächtigste Volk der germanischen Familie, waren schon im Mittelalter das herrschende

Volk Europas, traten in Folge der Glaubensspaltung, inneren Uneinigkeit und Zersplitterung dann hinter Franzosen, Engländer, Russen zurück, wobei sie jedoch seit dem Sturz Napoleons I. fortwährend ihre Kräfte sammelten und mehrten, und durch die unbesonnene Kriegserklärung Frankreichs 1870 Gelegenheit erhielten, sie der erstaunten Welt zu zeigen. Seitdem ist das in anderer Form und unter einer protestantischen Dynastie wieder erstandene deutsche Reich die erste Militärmacht der Erde und steht sicher auch in Sitte und Bildung, in Kunst und Wissenschaft, diesen schönsten Blüthen des Menschengeistes, keiner anderen Nation nach.

Viertes Buch.

Die kulturgeschichtliche Entwicklung der Menschheit.

Wesen und Bedingungen der Civilisation.

Der Mensch ist zur Kultur bestimmt und wird erst durch sie wahrhaft zum Menschen. Auf der tiefsten Kulturstufe stehen die Wilden, welche kaum ein werthvolles bleibendes Eigenthum haben, ohne geordnetes Staatswesen, manchmal sogar ohne Häuptlinge sind. Eine zweite Stufe bilden die barbarischen Völker, welche nur Anfänge der Bildung, nur eine unvollkommene Gliederung der Stände und Berufe und keine gesetzlich geordneten Staaten, oft auch noch keine festen Wohnsitze haben. Hierher gehören die Nomaden, Fischer-, Jäger- und Raubvölker zu Land und See und dann auch jene Despotieen, wo der Wille des Despoten allein Gesetz und die Unterthanen ihm gegenüber rechtlos sind. Auf der höchsten Stufe stehen die civilisirten Völker mit festen Wohnsitzen und geordneten Staatswesen, in welchen alle Aufgaben und Interessen der menschlichen Gesellschaft wenigstens bis zu einem gewissen Grade berücksichtigt werden. Sie können vorzugsweise wieder Landbauvölker sein, bei welchen Bodenkultur und Viehzucht die Mehrzahl beschäftigen, oder Industrie- und Handelsvölker, oder geistige Völker, bei welchen Wissenschaften und Künste die höchste Ausbildung erhalten.

Einige vorzügliche, leicht zugängliche Hülfsmittel für das anschauliche Studium der Gegenstände dieses vierten Buches sind: Weiß, Kostümkunde ꝛc., 3 Bde., Stuttgart 1860—72. Kugler, Kunstgeschichte, 4. Aufl. v. Lübke, 2 Bde., Stuttgart 1861. Denkmäler der Kunst ꝛc., Begründet von v. Voit, neue Ausg. v. Lübke u. Caspar, 2 Bde., Stuttgart 1858. Weißer Bilderatlas zum Studium d. Weltgesch., in 100 groß. Taf. mit Erläut., Stuttg., 1860. Bilderatlas zu Brockhaus' Conversationslexikon, 2. Aufl., Leipz. 1871—74., 500 Tafeln mit Text. — Der spanische Araber Dschiafar ibn Tafael versuchte in seinem Gedichte, der „Naturmensch", die Entwicklung der menschlichen Fähigkeiten vom rohthierischen Zustand bis zur höchsten Ausbildung geschichtlich darzustellen. Crawfurd bezeichnet ein Volk als civilisirt, das Nutzpflanzen kultivirt und Hausthiere züchtet, einige Kenntnisse von Metallen besitzt, Gewebe machen kann und eine Schrift hat — was nach meiner Meinung noch nicht zum Prädikat der Civilisation berechtigt.

Die erste Bedingung der Civilisirung ist Seßhaftigkeit; Jäger-, Nomaden- und Fischervölker vermögen nicht zu höheren Kulturstufen zu gelangen. Hirtenvölker sind besonders geneigt zu religiösen Ideen, zur Hingabe an Religionsstifter und Propheten, sich selbst überlassen können sie Jahrtausende stationär bleiben. Die zweite Bedingung ist Erwerbung von Eigenthum und Ansammlung von Besitz, wodurch ein Ueberschuß entsteht, der zur Erhaltung solcher Gesellschaftsklassen dient, welche ihre Kräfte höheren Aufgaben widmen sollen. Eine dritte Bedingung sind schöpferische Genies, hervorragende Geister, seien sie aus dem Volke hervorgegangen oder von anderwärts gekommen, welche nützliche Dinge und Fertigkeiten lehren, oder als Herrscher, Religionsstifter, Weise und Dichter Ordnung und Gesittung herbeiführen. Eine vierte Bedingung ist gegenseitiger Verkehr der Völker, wodurch allgemeine Mittheilung und Verbreitung der Erfindungen, Verbesserungen und neuen Ideen bewirkt, durch den Wetteifer die Thätigkeit angespornt wird. Ohne internationalen Verkehr bleibt die Kultur mangelhaft und wird leicht stabil.

Wie konnte Kant es wahrscheinlicher finden, daß der Mensch „ein einsiedlerisches und nachbarscheues Thier sei, als ein geselliges", da er offenbar ein geselliges Wesen par excellence ist? Die Natur hat nach Kant in die Menschengattung den Keim der Zwie-

tracht gelegt, aus der durch die Vernunft Eintracht hervorgehen soll; die Zwietracht sei das Mittel zum Zweck „einer höchsten uns unerforschlichen Weisheit: die Perfektionirung durch fortschreitende Kultur zu bewirken." Die Frage, ob der Mensch gut oder böse sei, entscheidet K. dahin, daß das Individuum seinem intelligibeln Charakter nach gut, seinem sensibeln nach aber auch böse sei, mit einem Hang zur Begehung des Unerlaubten. Die Gattung sei mehr durch Thorheit als Bosheit charakterisirt, „Thorheit mit einem Lineamente von Bosheit verbunden". Daß wir übrigens Lüge und Verstellung verurtheilen, beweise doch eine moralische Anlage in uns und „daß das Menschengeschlecht aus dem Bösen zum Guten strebe". — Daß bei aller Zweideutigkeit und Unvollkommenheit der menschlichen Natur doch das Gute überwiegt, zeigt der sichtliche Fortschritt zum Rechtsstaat, die Verbesserung der socialen Verhältnisse, das Wachsen der Menschenzahl und des Wohlstandes ꝛc. Daher sind die Worte Fée's zu pessimistisch, wenn er fragt: „Ist nicht der Mensch, selbst im Zustand der Gesellschaft elend, das einzige lebende Wesen, welches seines Gleichen tödtet und zuweilen frißt, das einzige, welches sein Weib mißhandelt und lange über Rache brütet? Das einzige, dessen Kindheit so lang, dessen Haut nackt ist, welches sich berauscht, über Hunger ißt, gesellig aus Egoismus ist und sich selbst mordet?"

Die am tiefsten stehenden Völker sind entweder noch unentwickelt oder — seltener — von einer früher innegehabten höhern Stufe herabgesunken. Jäger- und Nomadenvölker wollen nicht civilisirt sein, so die Indianer, die Kirgisen trotz aller Bemühungen der russischen Regierung; sie suchen immer wieder die Steppe auf, wollen nicht arbeiten, nicht den Acker bauen, sondern immer mit ihren Heerden herumziehen, hassen die Civilisation und ihre Sitten bleiben immer gleich roh. Jahrtausend lange Gewohnheit ist zur zweiten Natur geworden.

Die Kulturentwicklung hängt nicht blos von den äußern Umständen, sondern fast noch mehr von der ethnischen Beschaffenheit, der geistigen und gemüthlichen Anlage und von den geschichtlichen Schicksalen der Völker ab. Buckle's Behauptung, daß der äußern Natur allein aller Einfluß auf die menschliche Entwicklung zukomme, hat Leo van de Kindere de la race et de sa part d'influence dans l. divers. manifestat. de l'activité d. peuples, Bruxelles 1868, S. 45 ff. widerlegt und Kant hat bereits die Wichtigkeit der ethnologischen Beschaffenheit in seiner Anthropologie hervorgehoben und daß weder Regierungs-

form noch äußere Umstände den Charakter eines Volkes erklären. Buckle und Mill (Principles of politic. Economy I, 390) aber wollen durchaus keine ursprünglichen psychischen Rassenunterschiede zugeben, weil sie eben keine Ethnologen sind. Lotze, Mikrokosmus II. 376 erkennt hingegen, daß die verschiedenen Rassen ursprünglich verschiedene Begabung haben.

Höhere Civilisation ist nur denkbar in einem nicht zu rauhen und nicht zu heißen Klima, in keiner zu dürftigen und keiner zu üppigen Natur. Ein vorwiegend heiterer Himmel disponirt mehr zur Kunst und zum Lebensgenuß, ein trüber zur Spekulation und Gewerbsthätigkeit. Das wechselvolle und trockene Klima Nordamerikas ist Hauptursache des unstäten, immer nach Gewinn jagenden Wesens des Yankee und seines hagern Aussehens. Besonders günstige Verhältnisse, auch für den internationalen Verkehr, boten die Länder um das Mittelmeer, wo sich Semiten, Romanen, Germanen und Slaven berühren. Afrika und Neuholland mit ihrer geringen Küstenentwicklung, ihren wenigen Häfen, ersteres auch wegen seiner trennenden Gebirgssysteme sind ungünstig für den Verkehr der Nationen, sehr günstig hingegen Amerika, besonders dessen atlantische Seite. Die Civilisation mancher asiatischen Völker wurde schon seit Jahrtausenden immer bedroht und gefährdet durch die rohen Horden seiner Steppen und Wüsten. — In den höchsten Breiten ist keine Civilisation mehr möglich, das Klima ist zu extrem, die Natur und die Menschen sind zu arm. Aus physiologischen Gründen sind auch die Bewohner der heißesten Theile der Erde nicht zur Civilisation befähigt, ebenso die Steppen- und Wüstenbewohner, weil diese zu steter Wanderung gezwungen sind. Zu große Armuth an Nutzpflanzen und Jagdthieren hätte abgesehen von andern Umständen die Neuholländer nie zu höherer Entwicklung kommen lassen; Peruaner und Azteken hatten nur wenig Cerealien und fast keine Hausthiere, konnten daher nur eine gewisse Stufe der Civilisation erreichen.

Gobineau geht allerdings zu weit, wenn er behauptet, der Schöpfer habe nur der weißen Rasse die Elemente der Civilisation, religiöse Ideen, Erkenntniß und historische Erinnerung verliehen, der gelben und schwarzen nur nach dem Maaße ihrer Fusion mit der weißen, die allein zur Herrschaft bestimmt sei; er hat offenbar Azteken und Peruaner, Chinesen und Japaner zu niedrig taxirt. In Amerika gibt es eine von Morton und Agassiz ausgegangene Schule, welche Verdrängung und Vernichtung der farbigen Rassen durch die weiße für ein Naturgesetz sowohl als eine göttliche Bestimmung erklärt; Manche behaupten, den farbigen Rassen fehle der Sinn für Schönheit in Natur und Kunst und auch der für wahre Wissenschaft. Baker

meint, ganz Oberägypten und Abyssinien sei der Entwicklung fähig, die Bewohner seien entweder Mohammedaner oder Christen, aber am weißen Nil in Centralafrika lebe ein hoffnungsloses Geschlecht von Wilden, für das es keine Civilisation gebe. Es gibt aber in Europa ziemlich viele Gegenden, die in der Civilisation auch nicht höher stehen, als manche Negervölker und selbst in den großen Städten gibt es solche Quartiere. — Die Wahrheit scheint mir diese zu sein, daß nicht jede Rasse für alle Formen der Civilisation fähig sei, die farbigen auch nicht für die Civilisation der weißen, sondern daß den verschiedenen Völkern und Rassen bestimmte Kulturformen nach ihrer ethnologischen Beschaffenheit zukommen.

Die Art der Beschäftigung wirkt sehr auf den Volkscharakter ein; von zwei gleichgearteten unter gleichem Himmelsstrich lebenden Völkern wird das seefahrende sich anders verhalten als das Ackerbautreibende. Eben so das historische Schicksal; der Charakter der Venetianer hat sich mit ihrem Verfall geändert. Ohne Zweifel wirken die äußern Umstände mächtig auf die Seelenstimmung; anders ist diese bei den Bewohnern der Urwälder und der Küsten, der weiten Ebene und der Gebirge. Die Inseln wirken conservirend, wie Peschel richtig bemerkt, so daß Sprache und Sitten sich länger erhalten. Die Gefühlsweise, die religiösen Vorstellungen, die Mythologie werden mächtig durch die Natur des Landes beeinflußt; düster und furchtbar war der Kultus der Azteken in ihrem vulkanischen Lande, auf Owaihi wird die Feuergöttin verehrt, auf Neuseeland spielen nach Hochstetter in der Mythologie der Stämme an der Plentybai gluthverbreitende Geister und Gewalten eine große Rolle, während die Themse- und Waikatostämme vorzugsweise sich von Wasser- und Nebelfreundlichen Göttern beschützt glauben. Welch großer Unterschied zwischen dem Himmelsgott der Arier und dem Feuergott Baal der Semiten!

Der Fortgang der kulturhistorischen Entwicklung.

Der Grund des Fortschritts zu höheren Daseinsformen der Menschheit ist in der ursprünglichen Anlage des menschlichen Geistes zu suchen und als eine der Verkehrtheiten dieser Zeit zu achten, in der Vervollkommnung des Gehirns, — wenn sie überhaupt stattfindet, eine sekundäre oder Begleiterscheinung — diesen Grund finden zu wollen. Das Gehirn mag sich mit dem Geiste vervollkommnen und gewisse Dispositionen desselben sich vererben, — niemals wird aber die Vervollkommnung des Gehirns jene des Geistes erzeugen und erklären können. Das was den

Menschen vor den Thieren auszeichnet, ist in erster Instanz nicht Folge der Kulturentwicklung, sondern der höheren Anlage, ohne welche sich Kultur so wenig entwickelt hätte als bei den Thieren. — Der unläugbar vorhandene Kulturfortschritt war in früher Zeit sehr langsam, weil die Schwierigkeiten zu groß und mächtig waren und die Sorge für den täglichen Lebensunterhalt auf der noch unwirthbaren Erde fast alle Kräfte in Anspruch nahm, weshalb bei manchen Völkern das Steinalter vielleicht Jahrtausende bestanden hat. So wie die Werkzeuge durch Uebung und verbesserte Methode schneller und besser gemacht werden konnten, waren Jagd und Fischfang bei kürzerer Arbeit ergiebiger und es blieb auch etwas Zeit zu Anpflanzung nährender Gewächse übrig. Die Civilisation wuchs dann, wie ein Kapital, dessen Zinsen sich aufhäufen und eine immer raschere Vergrößerung desselben erzeugen. Wir begreifen in einem gewissen Grade die Entwicklung der Kultur, wenn wir die jetzigen Naturvölker, die unteren Klassen der civilisirten und das Treiben unserer Kinder betrachten; was bei letzteren in einer nicht großen Reihe von Jahren sich vollzieht, brauchte bei den primitiven Völkern Jahrhunderte und Jahrtausende. Wir genießen die Wohlthaten der mühsamen Arbeit vergangener Generationen und haben die Pflicht, den von ihnen erworbenen Schatz vermehrt den kommenden Geschlechtern zu überliefern, wobei dann die Errungenschaften in nützlichen Erfindungen, in Künsten und Wissenschaften, Sitte und Anstand, staatlichen und kirchlichen Institutionen zu objektiven Geistesmächten werden, welche das Zurücksinken in die Barbarei verhüten und die bösen Gelüste der Rohheit niederhalten. Die Civilisation vermag nicht die Unterschiede des Besitzes und äußern Glückes auszugleichen, — aber sie spendet doch auch dem Armen zahlreiche Wohlthaten: Schutz der Person, Sorge für dieselbe, erleichterten Zugang zu den Wegen und Anstalten der Bildung, Anschauung der zahllosen Schöpfungen der Industrie, Kunst und Wissenschaft, durch welche der Mensch, in seiner Weise die tellurische Entwicklung fortsetzend, ein eigenes Reich von Gegenständen und Phänomenen auf der Erde erzeugt. — Der Begriff von der Erhabenheit der Gottheit und noch mehr der von der Größe der Welt ist nur auf vorgeschrittenen Kulturstufen möglich und fehlt nicht nur den wilden und bar-

barischen Völkern, sondern auch zahllosen Individuen selbst der Kulturvölker.

Kant meint, die günstige Naturanlage und der Hang zum Guten lasse mit moralischer Gewißheit erwarten, daß die Menschheit zum Bessern fortschreite. Buckle (im Widerspruch mit andern Aeußerungen) stellt den Satz auf, „der wahre Fortschritt hänge nicht von Klima und Boden, sondern von der Thatkraft der Menschen ab." Die bedeutendsten Fortschritte erfolgen nicht durch die Massen, sondern immer durch einzelne Genies oder durch Einwirkung vorgerückterer Völker. Ferner ist die Kulturentwicklung der einzelnen Völker nicht in einem stetigen Fortschritt begriffen, sondern es treten Perioden des Stillstandes, auch des Rückganges ein, so bei den Römern, Griechen, Aegyptern, den jetzigen Bewohnern der Euphratländer zc. Aber auch beim Fortschritt im Ganzen gehen einzelne Fertigkeiten und Künste zurück, wie wir selbst nicht mehr die wundervollen Dome bauen wie das Mittelalter und hinter diesem in der Malerei, hinter den Griechen in der Plastik zurückstehen, die Chinesen nicht mehr das herrliche Porzellan erzeugen wie früher zc. Wie vom Individuum, so wird auch vom Geschlecht vieles Einzelne wieder vergessen, wird dann oft wieder hervorgesucht und neu gelernt; scheinbar Widerlegtes und Vernichtetes kehrt wieder, weil es einen Kern von Wahrheit enthielt. Gewisse Dinge scheinen übrigens kaum je mehr vergessen zu werden, wenn sie ein Volk einmal kennen gelernt hat, z. B. die Fertigkeit Töpfergeschirr zu machen, welche den Australiern und Polynesiern fehlt, eben so die Kunst zu spinnen und der Bogen, welche manche Wilden nicht kennen, — Umstände, welche bei der Antwort auf die Frage entscheidend sind, ob ein Volk von einer höhern Kulturstufe herabgesunken sei oder sie nie erreicht habe? Von der großen Zahl der Menschen gelangt nur ein kleiner Bruchtheil zu höherer Bildung und nur sehr Wenige gelangen zu idealer Vollendung. Die Civilisation übt einen ausgleichenden Einfluß und vermindert die Differenz der Rassen, macht letztere einander gleichartiger. Berührung mit höher entwickelten Völkern kann fördernd aber auch zersetzend und zerstörend wirken, wenn die Differenz zu groß ist, wie z. B. bei den Indianern, Neuholländern, Polynesiern. Mit dem Namen Riesen, Zwerge, Unholde bezeichnet ein Naturvolk nach Nilsson andere von verschiedenem Wuchs, Abstammung, Kultus und verhält sich feindlich zu ihm. Die gräko-italischen Völker erhielten durch Vermittlung der Phöniker Kulturelemente von den weiter fortgeschrittenen Orientalen, von den Arabern kam zu den Abendländern manche neue Nutzpflanze, chemisches und pharmazeutisches Wissen, die sogen. arabischen Zahlen, der Compaß, die Handelspraxis. Die Peruaner hatten eine Tradition, nach welcher ihnen die Kultur durch bärtige weiße Männer gebracht

worden wäre, die von Osten her gegen den See von Titicaca kamen. Wenig Jahre nach dem Besuch Cooks wurde das sonst friedliche Volk der Tongainseln durch die Fidschi-Insulaner in einen Haufen wilder Eroberer unter Finow umgewandelt. — Man weiß, welchen Einfluß französische Sitten seit Ludwig XIV. Zeit auf fast ganz Europa übten, jetzt ist in Rußland Nachahmung englischer Sitte und Einrichtungen Mode, Sport und Parforcejagd, Thierschutzvereine. „Selbst Generale und hohe Beamte, sagt die Ostseezeitung im März 1870, geizen nach der Ehre, Mitglied eines Thierschutzvereins zu sein, auch in Warschau, eine Ironie auf die Quälereien, welche die Einwohner vielfach von den russischen Beamten zu erdulden haben." — Die Völker streben nach inniger und rascher Verbindung; durch vermehrte Berührung wird vollständigere Mischung des Blutes herbeigeführt, gewisse Erfindungen, Werkzeuge, Trachten und Sitten verbreiten sich nach und nach über die ganze Erde und die Nationen erhalten ein einheitlicheres Gepräge, wie ein solches schon jetzt die Kulturvölker aufweisen. Allmälig wird auch alles bewohnbare Land bebaut und die Naturkräfte und Maschinen treten immer umfassender an die Stelle der menschlichen Körperkräfte.

Die Rassen sind zu verschiedenen Formen der Kultur bestimmt, jede Nation hat wieder ihr eigens geartetes Leben, ihre besondern Aufgaben, mancherlei Sitten und Einrichtungen haben aber doch viele Völker gemein. Die ägyptische Kultur, die älteste von allen, dann die indische, chinesische, japanische, assyrische, chaldäische, persische, griechisch-römische, germanische und die amerikanische haben sich alle auf besondern Grundlagen und mehr oder minder selbständig entwickelt. Die spezifischen Kulturformen währen nur so lange, als die betreffenden Völker ihre Lebenskraft und Integrität erhalten; so wie diese sinken, ein Volk sich mit andern vermischt, nimmt fast immer seine eigenthümliche Civilisation ein Ende. Nach den vorliegenden Erfahrungen scheint es, daß nur gewisse Völkercomplexe übrig bleiben werden: die Weißen als die herrschenden, die asiatischen Völker der braungelben Rasse und die afrikanischen der schwarzen als die beherrschten; die übrigen Zweige der braungelben und schwarzen gehen höchst wahrscheinlich ihrem gänzlichen Untergange entgegen, während auch Chinesen und Japaner den zersetzenden verhängnißvollen Einfluß der Weißen schwer empfinden werden, denn beide eignen sich nicht für abendländische Kulturform. — Aller Kulturfortschritt ist nur möglich innerhalb der

Schranken der menschlichen Natur und auf Grund ihrer fundamentalen Bestimmungen.

Physische Aenderungen durch die Civilisation.

Dieselbe verfeinert die Organisation und macht sie zu mannigfaltigeren Leistungen geschickt; sie wirkt ein wenig auch auf die Bildung des Schädels und vielleicht auf die Vergrößerung des Gehirns. Die Urmenschen mußten zu ihrer Erhaltung viel mit Thieren kämpfen und ihre Schädel lassen, wie Schaaffhausen bemerkt, die Wirkung starker Muskeln wahrnehmen, tief ausgehöhlte Wangengruben, stark vorspringende Wülste der Augenbrauen, eine hohe und am Stirnbein scharf vorspringende Schläfenlinie, eine sehr entwickelte Gräthe des Hinterhauptes. Bei den unteren Rassen ist die schmale Schädelbasis mit unentwickelterem Gehirn verbunden, die Civilisation macht die Schädel höher und verkürzt namentlich den hintern Theil der Kiefer, weßhalb die Backenzähne kleiner bleiben. Rohe Völker zeichnen sich oft durch einen großen Mund und dicke Lippen aus. Bei den Deutschen, Engländern, Franzosen hat seit einem Jahrtausend die Vollkommenheit der Schädelbildung und die Capacität des Schädels angeblich zugenommen, wie denn Broca die letztere bei 115 Schädeln aus den Pariser Kirchhöfen vom 12. Jahrh. im Mittel nur zu 87 Kubikzoll fand, während sie jetzt etwas mehr beträgt und Frére behauptet, die Civilisation wölbe allmälig die Stirn und platte den Hinterkopf ab. In jedem Volke hat jedoch diese physische Veränderung ihre besondere Zeit und man begreift leicht, wenn man an die Leistungen der Aegypter, Inder, Perser, Griechen, Römer und ihre vielen großen Männer denkt, daß sie physisch und geistig auf derselben Höhe wie die neuen Nationen standen, abgesehen von der reicheren Erfahrung und den weiteren Errungenschaften letzterer. Rohheit und Elend verschlechtern Schädel- und Körperbildung. — Ferner treten mit der Civilisation bedeutendere individuelle Verschiedenheiten ein, während bei den Wilden Abweichung vom Rassentypus viel seltener ist.

Die Umwandlung der europäischen Türken und der ursprünglich so häßlichen Magyaren kann nicht bloß durch Vermischung mit

europäischem oder kaukasischem Blute erklärt werden, sondern muß z. Th. auch Folge der seßhaften Lebensweise, der Aenderung des Klimas, der Berührung mit civilisirten Völkern und einiger Fortschritte der eigenen Civilisation sein. Die Irländer, welche im 17. Jahrh. von den barbarischen Engländern aus den Grafschaften Armagh und Down in die Gebirgsöden vertrieben wurden und seither dem größten Elend verfielen, erhielten vorragende Kiefer mit großem, offenem Mund, vorragende Backenknochen, eingedrückte Nasen, krumme Beine und verkümmerten Wuchs. Höher gestellte Neger in Westindien sollen einige Züge der Weißen annehmen, die Nase werde länger, gerade oder gebogen.

Eigenschaften der Wilden und Naturvölker.

Die menschlichen Bedürfnisse, Begehrungen, Leidenschaften sind dieselben bei den barbarischen wie den civilisirten Völkern und Egoismus das gemeinschaftliche Grundprinzip, welches unverhüllt oder verhüllter sich geltend macht. Die moralischen Begriffe sind bei den Wilden verschiedener als bei den civilisirten Völkern, namentlich der Begriff des Eigenthums bei ersteren viel laxer, die Sitte bei ihnen fast noch viel strenger bindend als auf vorgerücktern Kulturstadien, mit welchen sich größere Geistesfreiheit einstellt. Die Seele des Wilden ist kalt, hart, verschlossen, unbändig, hochmüthig, oft prahlerisch, Freude und Schmerz sind bei ihm maßlos, übertrieben. Grausamkeit ist nur zu häufig bei den Wilden, Mißtrauen ein hervorstechender Charakterzug, aber Gastfreundschaft wird sehr allgemein geübt; fast alle sind unreinlich. — Die Menschen der tieferen Kulturstufen haben manche Fähigkeit und Geschicklichkeit, welche den höheren fehlt und wissen mit geringen Mitteln ihren Bedürfnissen zu genügen.

Der Wilde ist oft mißtrauisch, manchmal auch unbeständig und furchtsam und sucht gern zu vernichten, was er nicht kennt; bei den Wakuafi heißt jeder Fremde „Feind.“ Geht er doch einen Verkehr mit dem Fremden ein, so befestigt sich entweder sein Vorsatz, ihn zu tödten oder zum Sklaven zu machen oder er findet größern Vortheil, ihm freundlich zu sein. Der Wilde ist durch zahlreiche complicirte Sitten und Vorschriften viel strenger gebunden, als man glaubt, wie man namentlich durch Lang und Eyre von den Australiern weiß, wo eine unglaubliche Tyrannei der älteren und stärkeren

gegen die jüngeren und schwächeren herrscht und auch wieder die Weiber ungemein verkürzt sind, nur schlechtere Speisen genießen, nicht einmal das Feuer benützen dürfen, an welchem für die Männer gekocht wird und die Wohnungen betreten, in welchen diese essen, Alles bei Todesstrafe. Naturmenschen gehen manchmal plötzlich von der größten Freundlichkeit zur verrätherischen Feindseligkeit über, strafen viele Handlungen nicht, die uns verbrecherisch dünken, dafür aber andere, uns gleichgültige, sind oft ganz schamlos, anderemal züchtig und anständig, sei es in Folge der verschiedenen Stammeseigenthümlichkeit oder der Sitte. Bei den civilisirten Völkern geben die Begriffe über geschlechtliche Verhältnisse einen guten Maßstab für die Höhe des sittlichen Standpunkts, der bei den gepriesenen Griechen gar nicht hoch war. Manche Wilde und Barbaren waschen weder sich noch ihre Kleider und Geräthe; die Mongolen mißhandeln solche, die ihre Kleider waschen. Die Peruaner und Mexikaner mußten einen Tribut von Läusen entrichten, den ihnen ihre Fürsten aufgelegt hatten, um sie von Ungeziefer zu befreien. Die Denkfähigkeit der Wilden ist wegen Mangel an Uebung wie bei unsern Kindern gering und bald ermüdet, ebenso gering ihre Intelligenz für Dinge außer ihrer Sphäre, innerhalb welcher sie jedoch Scharfsinn und Sicherheit zeigen. Dalton fand im Innern von Borneo Wilde ohne feste Wohnungen, welche nichts pflanzen, weder Reis noch Salz genießen, einzeln durch die Wälder irren, der Mann gesellt sich ein Weib bei. Können sich die Kinder allein ernähren, so trennen sich Mann und Weib und denken nicht mehr aneinander. Sie bringen die Nacht unter Bäumen zu mit weit herabreichenden Aesten, zünden gegen Raubthiere und Schlangen ein Feuer an und hängen die Kinder in einer Art Netz an den Aesten auf. Die Dayaks behandeln diese Unglücklichen wie Thiere und es gibt ähnliche auch anderwärts, z. B. in Tahiti, hier vielleicht entflohene und geächtete Verbrecher, auf Borneo letzte Reste einer ausgerotteten früheren Bevölkerung. Der Wilde ist endlich häufig stolz und verachtet die Civilisation. Tylor spricht mit Recht dagegen, das gefährliche Gesindel unserer großen Städte mit den Wilden zu vergleichen; der Wilde ist unabhängig von der civilisirten Welt und gewinnt seinen Unterhalt aus der Natur, der Proletarier ist abhängig von der civilisirten Gesellschaft und will von ihr leben. Bei den Naturmenschen sind die Instinkte noch sicherer und mächtiger; durch sie wurden ursprünglich die Erkenntniß der Nahrung- und Arzneimittel, sowie der Gifte sehr gefördert. Wilde Völker gebrauchen sehr einfache Waffen mit großer Sicherheit, die Kafern schleudern ihren Knob-Kerris, einen Stab mit Knopf an einem Ende in Kreiswindungen so geschickt, daß der Knopf mit größter Wucht das Ziel trifft, die Malayen greifen den Tiger bloß mit ihrem Kris, einer Art Dolchmesser, an, ebenso die Eskimos mit der Lanze den Eis-

bären. Die Urmenschen erlegten mit Steinen und Keulen die größten Thiere. Naturmenschen entwerfen oft See- und Landkarten ihrer Heimath mit ziemlicher Geschicklichkeit: so Indianer, Eskimos, Polynesier. Die Orientalen messen die Zeit nach der Länge ihres Schattens; ein Mensch, um die Zeit befragt, geht in die Sonne, beobachtet, wo sein Schatten aufhört, mißt die Länge mit den Füßen und gibt dann die Stunde ziemlich genau an. Die Arbeiter wünschen eifrig den Schatten herbei, welcher die Feierstunde angibt. Im Buche Hiob, Kap. 7, steht: Wie ein Knecht sich sehnt nach seinem Schatten. Im Alterthum vertrat der Sternenhimmel Uhren und Kalender, auch die Wilden Neuhollands und Südamerikas ermitteln die Nachtstunden aus dem Stande der Sterne, namentlich des südlichen Kreuzes, wie die Tagesstunden aus dem Sonnenstand. Die Fischer in den Buchten und Meerengen des schwarzen Meeres erkennen die Züge der Hausen und anderer Störarten, deren Nahen oder Ausbleiben, die verschiedenen Arten und die Zahl der Fische, den Zug, den sie nehmen werden, augenblicklich mit einer uns unerklärlichen Schärfe und Sicherheit. Beduinen und Indianer sehen und deuten die schwächsten Spuren von Menschen und Thieren richtig, letztere wissen sich im Urwald und unbekannter Gegend zu orientiren. Die australischen Wilden erklettern die dicksten Bäume, indem sie mit der einen Hand eine Art Pfeil in die Rinde stoßen und sich daran emporziehen, dann mit der andern Hand höher oben wieder einen Pfeil einstoßen und so von Stufe zu Stufe gelangen.

Die primitiven Menschen und ihr Treiben.

Wir können uns keinen Begriff von jenen frühesten Zuständen des Menschen machen, nachdem derselbe in der anthropogenetischen Zone seine gegenwärtige Gestalt erhalten hatte. Wenn daher von primitiven Menschen gesprochen wird, so sind darunter nur jene zu verstehen, welche einige Produkte ihrer Thätigkeit hinterlassen haben, aus denen auf ihre Nahrungs- und Lebensweise geschlossen werden kann. Dort im wärmeren Asien mag der Mensch sich mehr von Vegetabilien genährt haben, bei uns waren die ersten Einwanderer größtentheils auf animalische Nahrung angewiesen, die sie durch Jagd und Fischfang gewannen. Sie sind gewiß, als die Umstände sie zur Wanderung zwangen, nicht vereinzelt gekommen, oder waren doch bald veranlaßt, zur Erhaltung der Existenz und im Kampf gegen die Thierwelt sich beizustehen, seltener, gedrängt durch die bitterste Noth, sich auch zu bekämpfen

und zu vernichten. Nur eine kleinere Zahl mochte in Höhlen Unterkommen finden, die sie dem Höhlenbären und anderen Thieren erst abzuringen hatten, ein größerer war wohl auf das Dickicht des Waldes angewiesen und mußte manchmal auch auf den Bäumen nächtliche Sicherheit suchen. Nachdem sehr primitive Hütten hergestellt waren, dienten die Höhlen, die z. Th. natürlich, z. Th. künstlich waren, oft noch als Grabstätten. Die Werkzeuge aus Stein, Knochen und Holz, zuerst höchst einfach und roh, wurden allmälig vollkommener und auch in der frühesten Zeit regte sich schon die Neigung sich zu bemalen, zu schmücken, sowie die Todten zu begraben und zu schützen. Die wärmende und leuchtende Kraft des Feuers mußte dem Urmenschen durch Waldbrände, namentlich in Folge von Blitzschlag, durch Steppenbrände, Vulkanausbrüche alsobald bekannt werden; die Kunst, selbst Feuer zu machen, mag ihren Ursprung darin gefunden haben, daß zerschlagene oder geriebene Steine und Hölzer Funken gaben und daß beim Bearbeiten von Instrumenten eine Reibungswärme entsteht, die bis zur Entzündung gesteigert werden kann.

Die ältesten Spuren des Menschen in Westeuropa wären wohl die Einschnitte und Riefen an Thierknochen, namentlich von Elephas meridionalis, von Desnoyers im obertertiären Sande von St. Prest bei Chartres entdeckt, aber sie sind hinsichtlich ihres menschlichen Ursprungs zweifelhaft; auch größere Nager, von welchen Knochen dort vorkommen, machen solche. Die ersten unzweifelhaften Spuren bestehen in unpolirten rohen Feuersteinärten und Messern im Diluvium des Sommethales und sind gleichzeitig mit Mammuth, Höhlenbär und Knochennashorn. Hieher gehört der Kiefer von Moulin-Quignon, die Schädel von Engis und Neanderthal, einige menschliche Zähne und Knochenstücke. Die Menschen dieser Zeit scheinen langköpfig, groß und stark gewesen zu sein, begruben ihre Todten in mit Steinplatten verschlossenen Felshöhlen, kannten das Feuer, hatten nur Waffen und Werkzeuge aus Stein und kleideten sich wahrscheinlich in Felle oder Baumrinden. Sie schmückten sich schon mit durchbohrten Korallenstückchen und Thierzähnen. Die gewaltige Menge der Steingeräthe läßt auf eine nicht unbedeutende Menschenzahl schließen. Es ist möglich, daß diese Menschen der weißen Rasse angehörten und vorzugsweise langköpfig mit Schädelindex von 70—74 waren; später fand dann wohl Vermischung mit den kurzköpfigen Renthiermenschen statt. Es kommen in Höhlen menschliche Knochen vor, in der Absicht zerschlagen, das Mark daraus zu gewinnen, wie mit den Thierknochen

geschah, was auf Anthropophagie deutet; Spring hat solche in der Höhle von Chauvaux gefunden. Ueber die Zeit, in welcher diese urkräftigen, dem rauhen Klima und den wilden Thieren der unabsehbaren Waldungen trotzenden Menschen lebten, läßt sich nichts Sicheres bestimmen. Die französischen Gelehrten setzen ihr Alter auf 30 bis 40,000 Jahre, gemäß ihrer Ansicht von der Bildung der Thäler durch saure den Kalk auflösende Dämpfe aus dem Erdinnern und durch Erosion, wo immer tiefere Höhlen angeschnitten wurden, so daß die obersten die ältesten sind, welche Ansichten Fraas bestreitet, indem Höhlen und Thäler auf sehr verschiedene Weise entstanden seien. Auch sei die Tiefe, in welcher Menschenreste im Erdboden gefunden werden, nicht maßgebend für das Alter, indem wir nicht wissen, was die Generationen vor uns auf einem bestimmten Erdenfleck schon Alles getrieben haben, noch weniger die Bildung von Tuffen und Wasserniederschlägen, weil in ein paar tausend Jahren die Gewässer gewaltige Steinmassen über die Oberfläche legen können. Fraas und Quenstedt sind geneigt, die Zeit der Mammuth- und Renthiermenschen nur auf wenige Jahrtausende rückwärts zu verlegen und ersterer meint, die Mittelmeergegenden und ein großer Theil von Europa hätten sowohl in der geologischen als frühern historischen Zeit eine gleichmäßigere Temperatur gehabt, weil das Klima feuchter war. Da konnte Europa vergletschern, da waren noch Wälder am Parnaß, fette Weiden am Euphrat. Durch eine unbekannte Ursache änderte sich das Gleichmaaß der Temperatur, die Gletscher schmolzen ab, die Euphratländer vertrockneten. Die schwäbische Eiszeit liege nicht weiter zurück als die Blüthe von Babylon oder die Pyramiden von Memphis.

Ueber die später zur Eiszeit lebenden Renthiermenschen hat namentlich Lartet in Paris Vieles aufgeklärt; sie hausten vorzüglich in Grotten und Höhlen Frankreichs und Deutschlands. Es sind nun verschwunden Mammuth, Nashorn, Höhlentieger, Höhlenlöwe und nur der Bär, Wolf, Luchs, Serval, Iltis geblieben. Die Umstände deuten auf eine Erkaltung des Klimas, denn in der Ebene kommen zusammen vor Bison und Ur, Edel- und Pyrenäenhirsch, Reh und Renthier, Gemse, Steinbock und Murmelthier. Zugleich sind da Wildschwein, Pferd, Esel, Hase, Feldmaus, Maulwurf, aber kein Hausthier, auch der Hund nicht. Die Menschen dieser Zeit waren kurzköpfig, nur mäßig groß, nicht stark gebaut, kunstreicher als jene der Mammuthzeit, Waffen und Geräthe besser bearbeitet, machten Tongeschirre, feine Nadeln mit Oehr, schnitzten aus Renthiergeweihen zierliche Dinge und machten Zeichnungen darauf. Gewisse ausgehöhlte Steinchen dienten vielleicht zum Schmuck. Der Mensch der Eiszeit jagte vorzüglich den über 3 Meter langen Höhlenbären, der ihm Nahrung und Kleidung lieferte und dessen Wohnstätten er in Besitz nahm; sein Unterkiefer wurde als artartiges

Werkzeug gebraucht, nachdem man den aufsteigenden Ast desselben weggeschlagen hatte, wobei der spitze Eckzahn das Eisen der Axt vertrat. Die Menschen der Eiszeit bemalten sich bereits. Die Abh. von O. Fraas über die Funde an der Schussen in Württemberg steht in E. u. L. Archiv I, 29. Nach Fraas gehörten die zahlreichen Renthierknochen daselbst wilden nicht gezähmten Thieren an, der Hund fehlt ganz, wie auch in Frankreich mit dem Ren der Hund nie vorkommt. An der Schussen fand sich auch keine Spur auch nur des rohesten Geschirrs; seine Stelle vertraten die geschwärzten Schiefer- und Sandsteintafeln. Zu Zeichnungen brachten es die Renthierjäger der Schussen nicht, höchstens zu Kritzeleien auf Renthiergeweihen. Auf einer Renstange sind Kerben eingeschnitten, vielleicht zur Erinnerung an erlegte Jagdthiere. Der Fund wurde 1866 20 Fuß tief unter dem Boden eines trocken gelegten Weihers gemacht; unter dem Torf daselbst befand sich eine Moosbank, die wahrscheinlich als Bett diente, schwarzer Gagat, Fragmente von Schwämmen aus dem Jura, Knochen, Zähne, Feuer- und andere bearbeitete Steine, braun und roth färbende Eisenoxydkügelchen wohl zum Bemalen des Gesichtes. Alle Geräthe (meist aus Rengeweih) und Steinwaffen sind roher als die der ältesten Pfahlbauten. Häufig waren auch Knochen vom Fiälfras, einem riesigen Bären, dem Wolf, Pferd, Ochsen (kleiner als die jetzigen), nordische Moose, denn es war Eiszeit. — In der Höhle des Hohlefels bei Blaubeuren in der schwäbischen Alp fand Fraas 1872 sehr rohe Steinwerkzeuge und bearbeitete Thierknochen, ebenso in der Höhle von Schelkingen bei Ulm mit den rohesten Feuersteinmessern durchbohrte Schneidezähne des Pferdes und Rens, Nashorns und Mammuths 2c.

In der Höhle im Schelmengraben bei Regensburg fanden Fraas und Zittel die Thierknochen der schwäbischen Höhlen mit Ausnahme des Renthieres, dafür Knochen vom Hirsch. Menschenknochen fand man nicht, aber Geschirrscherben und aufgeschlagene Knochen. Zwei menschliche Schädel aus der Renperiode, von van Beneden und Dupont 1864 in der Höhle von Frontal gefunden, waren klein, oval, der eine sehr prognathisch. — In Figuier's l'homme primitif illustr. de 30 scènes de la vie par Bayard, Paris 1870, zeichnet der gute Bayard die Urmenschen zur Zeit des Mammuths, Höhlenbären, Ren's schön wie Griechen und Perser, Oberkörper unbekleidet, Pelz nachlässig um die Lenden geworfen, sie mußten sehr frieren! Die Bewegungen und Stellungen sind graziös, wie in der guten französischen Gesellschaft. Wie kann man so wenig Natursinn haben?

Das primitive Feuermachen geschieht nicht immer durch einfaches Drehen des einen Holzes mit der Hand, sondern bei nordamerik. Indianern mittelst eines Bogens und einer um einen Stock

gewundenen Schnur; durch Niederdrücken des Bogens wickelt sich die Schnur rasch ab und beim Aufhören des Druckes auf den Bogen durch dessen Zurückschnellen eben so rasch wieder auf und setzt den Stock in drehende Bewegung. Sein unteres Ende läuft in einer Holzscheibe und entzündet sich endlich durch die Drehung. Fast ganz der gleiche Apparat kann als Bohrvorrichtung gebraucht werden. Die Jakuten und andere Nordasiaten gewinnen aus dem Haarfilz des Cirsium discolor, das auch in der Schweiz, Lombardei und bei Grenoble vorkömmt, einen vortrefflichen Zunder, ebenso die Andalusier von Cirsium eriophorum. Nach Radloff ist der Feuerstahl eine asiatische Erfindnng und wurde mit Cirsiumzunder gebraucht; die Kunst des Feuerschlagens gelangte aus Mittelasien zuerst nach Spanien, wo man dann auch ähnlichen Zunder anwandte. In der Lebensbeschreibung von Dschingis-Chan, der nach langer Kerkerhaft sich zur Macht erhob, wird gesagt, er habe dieses gekonnt, weil er dazu 5 unerläßliche Dinge besaß: den Feuerstahl, Wasserschlauch, das gezäumte Pferd, den Bogen und die Wurfschlinge.

Die ersten Werkzeuge und Waffen waren allerdings das ungeformte Holz, der Prügel, und der ungeformte Stein, aber ein mit Vernunft begabtes Wesen wie der Mensch, blieb nur sehr kurze Zeit hiebei stehen, versuchte alsobald ihnen eine zweckmäßige Form zu geben. Wäre der Mensch ein Thier, so würde er überhaupt nicht, auch in sehr langer Zeit nicht, zur Verfertigung von Werkzeugen gekommen sein. Bald begann man harte Gesteine durch Spalten und Schleifen zu zuerst äußerst rohen, dann vollkommneren Messer- und Axtklingen zu bilden: Feuerstein, Hornstein, Sericitschiefer, Malakolith, Kokscharowit, Felsit, grünen Feldspath, Diorit, Gabbro, Eklogit und in den östlichsten Ländern Nephrit. Feuersteine dienten auch zur Bearbeitung der Knochen und Geweihe, aus welchen man Griffe, Nadeln, Pfriemen, Angeln, auch Pfeil- und Lanzenspitzen machte, Sehnen, Därme, Riemen dienten als Faden zum Nähen, harte Steine zum Zerklopfen der Fruchtschalen und Körner, als erste Gefäße in den südlichen Ländern Kürbis-, Cocos- und andere Fruchtschalen oder zusammengerollte Blätter und Rinden; die Höhlenmenschen Europas brauchten die Schädelkapsel des Rens als Schöpfnapf, die Australier um Port Adelaide benutzen noch jetzt ihre Schädel als Wassergefäße, nachdem sie Kiefer und Gesichtsknochen weggeschlagen. Aus der Stange des Rengeweihes schnitten die Höhlenmenschen mit Feuersteinen Nadeln heraus, breite geöffnete Stücke vom Geweih dienten zum Abbalgen der Häute, vielleicht auch zum Glätten der Spitzen und Nadeln, auch machte man aus dem Rengeweih Fischangeln. Später lernte man Körbe flechten, hölzerne oder thönerne Urnen machen, den Boden mit einer rohen Hacke bauen, die Löcher für den Samen mit einem spitzen Stein bohren,

mit Steinäxten Bäume fällen, mit Feuer die Stämme zu Kähnen aushöhlen. Die ersten Metalle, welche die Menschen kennen lernten, waren Meteoreisen und Gediegen Kupfer; aus ersterem schmiedeten die Azteken Werkzeuge wie die Eskimos jetzt noch. Thierfelle dienten zur Kleidung, Streu als Lager, ein Klotz als Tisch und Sitz. Die Pfahlbauer hatten schon gewebte Zeuge. Sehr früh wurden zu Fang und Erlegung der Thiere Netze, Schlingen, Fallen, Spieße, Bogen und Pfeil erfunden. — Nur der Mensch erfindet und verfertigt Werkzeuge, die Thiere bringen sie mit auf die Welt.

Es gibt jetzt noch Gegenden in Europa, wo der Landmann von Werkzeugen nur die Axt hat, mit welcher er Alles macht, sogar seinen Wagen und die hölzernen Nägel dazu. In der Steinzeit stellte man mit der Steinaxt auch den Pflug und Webstuhl her. Für die Steinbeile und Messer gebrauchte zuerst Thomas Hearne das mittellateinische Wort Celtis, Celt, welches man dann unrichtig mit den Kelten in Verbindung brachte. In den Höhlen, welche die vielleicht frühesten Einwanderer in Europa bewohnten, hat man bis jetzt Steinbeile nicht gefunden und weiß nicht, wie der Höhlenbär erlegt wurde; Feuersteine sind aber häufig in denselben.

Im letzten Dezennium wurden Steinwaffen und Werkzeuge an den verschiedensten Orten aufgefunden. Die mandelförmigen Feuersteine von Amiens gehören wohl den ersten Anfängen der Industrie an, mit ihnen kommen zahlreiche perlartig durchbohrte Ceriopora nuciformis aus der Kreide von St. Acheul vor, die wie es scheint, zum Schmuck dienten. Feuerstein-Celts von St. Acheul gleichen sehr denen von Thetford in England, alle sind äußerst roh. Sie stammen nach Flower wohl aus einer Zeit, wo England und Frankreich zusammenhingen. Bei Spiennes im Hennegau fand man die rohesten Steingeräthe so massenhaft an der Oberfläche, daß wahrscheinlich dort Werkstätten bestanden haben. In tertiären Schichten von St. Prest und Thenay fand Bourgeois Kieseläxte und bearbeitete Feuersteine, Gosse im Seinethal ganz rohe Steinäxte mit Resten von Diluvialthieren, Friedel im Haveldiluvium sehr roh bearbeitete Feuersteine, in Portugal, Italien, Spanien fanden sich Aexte und Lanzenspitzen von Stein, manchmal mit Menschenknochen, Bronce- und Eisensachen zusammen, am Sinai, bei Babylon, in der Sahara Steinmesser und Aexte, eben so in Syrien, auf der Landenge von Suez, in Indien Aexte, Schabsteine, Pfeilspitzen ꝛc. aus Achat und Jaspis, auf Selebes nach Riedel Steinbeile, daselbst Donnerkeile genannt, auch auf Borneo und auf den Naga Hills in Indien fand man roh bearbeitete Celts. Ueb. Steingeräthe aus Syrien und Afrika s. Lubbock in Journ. of the A. Inst. 1871, XCII. Es war darunter auch ein altägyptisches Opfermesser aus Feuerstein. Layard legte Steingeräthe aus Südafrika vor. Ibid. XCVII. In den gold-

führenden Ablagerungen Californiens findet man oft Steingeräthe und Waffen mit Knochen vom Mammuth, Mastodon; manche sind polirt; in einer Alluvialbildung Luisianas lag unter Elephantenknochen ein Stück eines Rohrgeflechtes. Unter einem riesigen erratischen Blocke zwischen Beschine und Mönch-Motschelnitz in Schlesien, welcher gesprengt wurde, fand man etwa sechs Fuß tief einen sehr schön gearbeiteten Steinhammer aus Serpentin. E. u. L. Arch. III, 326. Burton fand bei Bethlehem Geräthschaften und Werkzeuge aus Kiesel oder Feuerstein sehr roher Art, Richard hat solche zu Galgal, am Jordanufer und im Grabe Josues gefunden. Am Ende des Buches von Josue befiehlt ihm Gott, Steinmesser zur Beschneidung der in der Wüste geborenen Israeliten zu machen, nach der Septuaginta bewahrte Josue die Messer auf und nach seinem Tode legte man sie in sein Grab. Guérin fand 1863 Josues Grab und Hr. v. Saulcy bestätigte die Authentizität, 1870 besuchte Abbé Richard dieses Grab zu Tibneh und fand dort eine große Menge von Instrumenten, namentlich Messern, auch Sägen und platte Steine. Hier hätte man also Steingeräthe aus der historischen Zeit vor sich. Sie sind natürlich nicht alle Beschneidungsmesser, wie Richard meint, sondern waren für allerlei andern Gebrauch bestimmt, zu Pfeilspitzen &c. Das Grab ist überbaut von einer Kuppel, unter einer zweiten ist das Grab des Metawali Scheich Makam Hammad Bey el Asa'ad, hier beerdigt im Jahre 1280 und war früher den Christen durchaus nicht zugänglich. Journ. the A. Inst. 1872, S. 320 ff. Bei Bethlehem fanden sich auch durchbohrte Kammmuscheln von einem Halsband. Man behielt Steinmesser übrigens auch in der Metallzeit bei, die Beschneidung wurde mit einem Steinmesser gemacht, in Aegypten mit solchen die einzubalsamirende Leiche geöffnet. In Japan braucht man noch jetzt aus Sparsamkeit hier und da Steinpfeile, in Mexiko schneiden die Frauen den Faden mit einem Obsidianmesser durch. Außerdem finden sich aber in Japan, der malayischen Halbinsel, Java vorhistorische Steinwaffen. Die Aethiopen im Heere des Xerxes waren sehr roh, in Thierfelle gekleidet und führten Waffen aus Stein und Knochen. Ein aus einem Knochen verfertigtes sägenartiges Instrument fand man 1870 bei Neu-Strelitz unter einer 5 Fuß mächtigen Torfschicht und darunter liegenden 10 Fuß dicken Kalkschicht, also in 15 Fuß Tiefe.

Man hat in Ganggräbern &c. kreisförmige Steinscheiben zum Schleifen gefunden. Steinerne Ackerbaugeräthe der nordamer. Indianer beschreibt C. Rau in E. u. L. Arch. IV, 1. Es sind Schaufeln und Hauen meist aus Diorit. Ibid. III, 187 beschreibt Rau die durchbohrten Geräthe der Steinperiode und deren Verfertigung. Mittelst eines Apparates, wesentlich dem ähnlich, den die Irokesen zum Feuermachen brauchen, durchbohrten die Indianer Aexte, bohrten auch

harte Steine zu Tabakspfeifen aus. Nach Lartet kann man mit einer Kieselspitze in einen Knochen schneller ein Loch bohren, als mit einem stählernen Instrument. Rau machte sich einen Drillbohrer aus Holz und bohrte mit demselben unter Beihülfe von Sand Löcher in sehr harte Steine. Die durchbohrten Schälchen der Schnecken Melampus, seltener Columbella, Marginella, Conus, Bulla reihten die Indianer zu Hals- und Armbändern auf. Die ersten Gefäße aus mit Sand vermischtem Lehm wurden zuerst ohne Drehscheibe aus freier Hand geformt, doch kam man wohl darauf, die Steinplatte, auf der sie verfertigt wurden, zu drehen oder durch einen Andern drehen zu lassen. Die Indianer verfertigten ihre Gefäße ohne Drehscheibe und formten sie häufig in Körben oder über Holzmodellen; die Kunst zu glasiren scheint ihnen unbekannt geblieben zu sein. Rau in E. u. L. Arch. III, 19. Urnen, auf einer Seite mit einem Menschengesicht, sogen. Gesichtsurnen findet man im mittleren und südlichen Europa (auch in Cypern), in Schweden nicht.

In der Station de la Madelaine, Dep. Dordogne, fand man ein Stück Elfenbein mit eingravirter Zeichnung eines Mammuths mit seinem langen Mähnenhaar, in der Station de la Laugerie die eines gehörnten Thieres auf einem Rengeweih; beide gehören zum Renalter. Auf einer Seite eines Werkzeuges aus der gleichen Periode sind Auerochsenköpfe gezeichnet, auf der andern Pferdeköpfe und dabei ein nackter Mensch mit einer Gerte in der Hand; man fand ferner Gravirungen auf Knochen und Schieferplatten, einen Kampf zwischen Renthieren, fliehende Renthiere, Hirsch, Steinbock, Ur, Elenn, Ochs, Otter, Biber, einen Bärenkopf vom Bären, wie er jetzt noch in den Pyrenäen lebt, Vögel, Fische, das Bild einer Blume 2c, die Statuette einer Frau. Diese primitivsten Zeichnungen betrachtet Brugsch auch als die Anfänge der Schrift. In Britisch Guyana findet man an vielen Orten alte eingegrabene Zeichnungen an den Felsen der Flußufer in vertikaler und horizontaler Stellung. Die jetzigen Indianer wissen nichts von ihnen, halten sie überhaupt nicht für Menschen-, sondern für das Werk ihres großen Geistes Makunaima. An den Flüssen Corentyne und Berbice findet man kleine ovale Vertiefungen mit polirten Furchen auf horizontal liegenden Felsen, die vermuthlich zur Verfertigung der Steinwerkzeuge dienten, mit welchen die Zeichnungen gemacht wurden. Die auf 4 Tafeln abgebildeten Zeichnungen stellen sehr mannigfaltige Figuren vor, wie sie etwa unsere Kinder kritzeln und harren noch ihrer Deutung. C. B. Brown in Journ. of the A. I. 1872, p. 254. Bei Bruniquel fanden sich 3 wundersame Skulpturen aus Renthierhorn, zwei Renthiere, die dritte ein Mammuth darstellend; sie dienten als Griffe zu Waffen. Bei St. Antonin fand man einen Commandostab mit eingravirtem Tigerkopf aus der Renthierzeit. Der sogen.

Cerne Giant, der Riese von Cerne, ist eine in den Rasen gegrabene Figur, 180′ lang, mit einer großen Keule bewaffnet, an einem Hügelabhang bei Cerne in Dorsetshire, vom höchsten Alter und weit bekannt.

Man findet die Waffen und Geräthe aus Stein, Knochen, Holz bei den verschiedenen Rassen und Völkern wesentlich gleich; die Fischstecher der Eskimos stimmen ganz mit jenen ehemaliger skandinavischer Wilden überein, neuseeländische und altskandinavische Steinmesser gleichen sich, Gewebe der jetzigen Neuseeländer sind denen in den Pfahlbauten ähnlich. Es ergaben sich eben dieselben Nothwendigkeiten bei Völkern derselben Kulturstufe und führten zu gleichen oder ähnlichen Erzeugnissen; die Völker kamen, ohne von einander zu wissen in Folge der Umstände auf dieselben Erfindungen und Einrichtungen. Die Azteken errichteten auf ihrem See schwimmende Gärten und in China und Kaschmir geschieht hie und da das Gleiche. So sind auch verschiedene Völker unabhängig von einander von der Bilderschrift zur Lautschrift gekommen. Sitten, Gebräuche, Mythen, abergläubische Vorstellungen stimmen oft überein, vermöge der Gleichheit des menschlichen Geistes, wie man nach Haliburton in Schottland und in Aequatorialafrika an Gespenster lebender Personen glaubt, die sehr böse sind und welche man manchmal mit einer silbernen Kugel tödten kann. — In andern Fällen hat hingegen, z. Th. vor aller Geschichte Mittheilung von einem Volk zum andern stattgefunden, wie z. B. die Hovas den malayischen Eisenschmelzofen von den Sundainseln nach Madagaskar gebracht haben, aztekisches Töpfergeschirr in das hochnordische Amerika gelangte, Indianer und Afrikaner den Gebrauch des Pferdes und Feuergewehres von den Europäern lernten. Manchmal lassen, wo alle Geschichte schweigt, gleiche oder ähnliche Produkte, Sitten, Vorstellungen eine stattgehabte Verbindung der Völker erkennen.

Thiere der Urmenschen. Auf den tiefsten Kulturstufen hatte man keine gezähmten, sondern jagte wilde Thiere, in Europa Mammuth, Nashorn, Höhlenbär bis zur Vertilgung, dann den Riesenhirsch, das Ren, den Bison, Urochsen, Moschusochsen, das Pferd und einige kleinere Thiere. Das Mammuth muß erst nach der Eiszeit aus Asien nach Europa gekommen sein, da man Knochen von ihm nicht im Gletscherschlamm, sondern nur im wieder aufgeschwemmtem Lande findet; bei manchen Völkern hat sich noch die Erinnerung an das Mammuth und Ohiothier erhalten. In Skandinavien finden sich weder Reste vom Mammuth, noch vom Nashorn und der Hyäne. Der Bison, Wisent, Bos Bonasus L., im Bialowiczerwald gehegt, fälschlich Auerochs genannt, ist identisch mit dem amerikanischen Bison, der noch jetzt wild im Kaukasus vorkömmt, in der Schweiz nach Brandt bis in das 11. Jahrh. lebte

und nie gezähmt wurde. Bos primigenius, der Urochs, in Böhmen noch im 14. Jahrh. vorkommend, in Polen noch im 16., ist Stammthier unseres Rindes, B. taurus; Var. sind B. trochocerus, frontosus, longifrons. Da er früher verschwand als der Bison, ging sein Name auf diesen über. Die fossilen Reste des Ur und Bison kommen meist mit denen des Rens, Mammuths und Nashorns vor; diese quaternären Thiere scheinen in Folge der in Nordasien eingetretenen Kälte in Europa eingewandert zu sein und vielleicht folgte ihnen der Mensch nach. Schaafhausen bemerkt auch, daß die von Lartet angegebene Folge der Thieralter nicht für alle Gegenden passe; will man mit Lartet in Europa die Renperiode der des Ur vorausgehen lassen, so gilt für Sibirien das Gegentheil. Das Renthier verschwand aus Mittel- und Südeuropa später als der Höhlenbär und die Höhlenhyäne, Nashorn und Mammuth, es lebte noch zu Cäsars Zeit in Deutschland, wurde im 12. Jahrh. noch in Schottland gejagt und kommt jetzt noch in Sibirien bis 49°, in Ostasien bis 46° n. Br. vor. Aelian spricht von wilden Skythen, die auf gezähmten Hirschen ritten, — vielleicht die Urahnen der heutigen Renthiertungusen. Das älteste Thier der quaternären Zeit wäre nach Lartet das Mammuth, nicht der Höhlenbär, der nach Manchen mit U. arctos identisch ist. Quenstedt hält den Grislibär der Felsgebirge Nordamerikas für den Nachkommen des Höhlenbären. Nach Fraas ist hingegen Ursus spelaeus, Genus Spelaearctus Geoffr. wirklich eigene Art. Mißt 10′ im Skelet, hat 30 Zähne, vorderer Prämolar mit 3 Höckerspitzen, wie keine andere Art, Daumen besonders gestellt, gut zum Klettern, Krallen verhältnißmäßig klein. Weniger fleischfressend als U. arctos oder gar maritimus. Für die Höhlenmenschen war U. spelaeus hauptsächlichstes Jagdthier; das Knochenmark wurde wegen der zelligen Beschaffenheit der Knochen durch Bohrlöcher ausgesaugt. Neben den Knochen des Höhlenbären liegen dann die der Urform von U. arctos, nämlich des U. ferox oder grissly bear, ausgezeichnet durch seine langen Krallen, doch nur Var. von U. arctos, wozu auch U. isabellinus aus dem Kaukasus und andere gehören. Hat 36—42 Zähne; Prämolaren einspitzig und schneidend. U. spelaeus minder widerstandsfähig, wurde vom Menschen ausgerottet. Bärenknochen sind in den Höhlen am häufigsten, dann folgt das Ren, dann das Pferd, welches klein und dickköpfig war, am ähnlichsten dem Steppenpferd, zarte Beine hatte; es war wohl das wilde einheimische Pferd. Vom Höhlenlöwen, Felis spelaea, der stärker war, als die jetzigen Löwen und Tiger, findet man in den Höhlen nur sehr wenige Knochen. Die alten Höhlenbewohner Europas jagten auch das Wildschwein, den Wolf, Luchs, Fiälfras, die Wildkatze, deren durchbohrte Zähne wie die des Pferdes als Schmuck getragen wurden, von Federwild besonders den

Schwan. Das gezähmte Rind, der Edelhirsch, das Reh, Schaf, die Ziege, Hauskatze, Hund, Hase erscheinen erst nach der Mammuth- und Renthierzeit, in der Pfahlbauperiode. Die Menschen jener alten Periode scheinen z. Th. der turanischen Völkergruppe angehört zu haben und die der Mammuthzeit waren stärker und roher als die Renthiermenschen. Hausthiere finden sich erst bei den Pfahlbauern.

Stein-, Bronce-, Eisenzeit.

Mehr oder minder allgemein lassen sich in der Kulturentwicklung der Völker, soweit sich diese in den Geräthen und Waffen ausspricht, die genannten drei Epochen unterscheiden, die natürlich nur für jedes Volk ihre bestimmte zeitliche Geltung haben, bei verschiedenen Völkern der Zeit nach weit auseinander fallen können, so daß das eine, wie z. B. die Feuerländer, sich noch jetzt steinerner Werkzeuge bedient, während andere längst schon Bronce oder Eisen besitzen. In manchen Ländern findet man keine Steinwaffen und muß demnach annehmen, daß die frühesten Bewohner von anderwärts einwandernd, schon die Kenntniß der Bronce hatten. So scheint es in Aegypten keine Steinzeit gegeben zu haben, d. h. vor der Einwanderung der Aegypter lebte kein Volk dort, welches Steingeräthe und Waffen brauchte, sondern das Land war unbewohnt. Neuere Ausgrabungen förderten noch bis 72 Fuß Tiefe aus dem Nilalluvium gebrannte Ziegel, 60 Fuß Scherben, 24 Fuß tief ein Figürchen und ein Kupfermesser zu Tage. Nach der bekannten Regelmäßigkeit der Schlammablagerungen mußte etwa vor 12,000 Jahren dort ein Volk gelebt haben, welches Ziegel brennen und Kupfer schmelzen konnte. Man findet in Aegypten keine vorhistorischen Steinwerkzeuge, wohl aber Felder von Feuersteinstücken, wahrscheinlich durch die Sonne zersprengt. Allerdings gebrauchten die Aegypter wie die Juden Steinmesser zur Beschneidung selbst dann noch, als sie das Eisen kannten, weil Wunden von Steinmessern leichter heilen. Wenn Livingstone, Reise II, 257, anführt, daß man in Afrika nie Steinwaffen gefunden hat, so gilt dieß nur für die Negerländer und Südostafrika; man hat in neuester Zeit in der Sahara und in der Kapkolonie Steinmesser und Beile gefunden. Livingstone hält Afrika für den ältesten Continent; die Neger hatten weder eine

Stein= noch Broncezeit, sondern schmelzen seit grauer Vorzeit die Eisenerze in thönernen, feuerfesten Oefen ohne Flußmittel und erzeugen treffliches Eisen, Kupfer schmelzen sie aus Malachit, legiren es aber nie mit Zinn oder Zink.

Lubbock, Prehistoric Times, 3. edit., Lond. 1872, scheidet die vorgeschichtliche Zeit in ein paläolithisches und neolithisches Steinalter, in ein Broncealter und Eisenalter. Stein=, Erz= und Eisenzeit unterschied nach Petersen's Angabe schon Lucrezius. Die Steinzeit West= und Centraleuropas hat man in die Mammuths=, Ren= und Hausthierperiode getheilt, Lubbock theilt sie in die der ungeschliffenen und die der geschliffenen Steine; aber von den rohesten ungeschliffenen reicht eine ununterbrochene Folge zu den kunstvollsten Skandinaviens und Mexikos. Die Celt's von Moulin=Quignon und Abbeville gehören der Mammuthszeit an; zwischen der Ablagerung der höhern und tiefern Kieselablagerungen im Sommethal, welche Steinärte enthalten, liegt eine lange Zeit und doch sind die Aexte fast gleich, so daß die Kultur sehr langsam fortschritt. Ein Mittelzustand ist, wo man etwa Steinmesser und Aexte nur an der Schneide schliff. Zwischen der ältern Abtheilung der Steinzeit und der neuern liegt ein großer, unausgefüllter Zeitraum; zur ältern gehören die Celts im Thal der Somme und die von Lartet in Südfrankreich, von Fraas u. A. in Deutschland entdeckten Höhlen mit Renknochen und Kunstprodukten. Auf die Renperiode folgte die spätere Steinzeit, wohl schon mit theilweiser Schleifung der Aexte und Messer, die Kjökkenmöddings und Grabkammern in Dänemark, die ältern Dolmen, die Pfahlbauten. Dann kam die Broncezeit mit Kenntniß der Metalle, Getreidebau, Züchtung von Hausthieren, Schleifen und Poliren der Steingeräthe. Nach Lindenschmitt darf man die Steinzeit für die germanischen Völker nicht zu früh setzen. Hatten auch nach Haßler die Cimbern und Teutonen in der Schlacht von Noreja schon Metallwaffen, so führten 100 Jahre später norddeutsche Stämme, die gegen Germanikus kämpften, größtentheils nur feuergehärtete Holzspeere und Steinwaffen und auch später hatten die Deutschen nur den schmalen Eisenspeer, die kleine Wurfaxt und den Holzschild. Die Engländer hatten in der Schlacht von Hastings theilweise noch Steinwaffen. — Stanislaus Julien wies aus chinesischen Autoren auch in China eine Steinzeit nach. Die südlichen Neuholländer machen aus grünem Jaspis Steinwaffen, die jedoch an Vollendung den aus gleichem Stoff auf Neuseeland verfertigten nachstehen; sie haben wahrscheinlich die Benutzung des Materiales von den Bewohnern der östlichsten Inseln des indischen Archipels gelernt, wo seit alter Zeit schon dieser grüne Jaspis zu solchem Zweck verarbeitet wurde.

In der Broncezeit kamen Waffen und Geräthe aus dieser Metallmischung immer mehr in Aufnahme und zeigen in Construktion und Styl eine merkwürdige Uebereinstimmung. Schreiber ließ die Broncekultur von den Kelten ausgehen, Nilsson und v. Rougemont von den Phönikern, Waitz von Afrika, Wibel von England, Lindenschmitt und Wiberg mit größerer Wahrscheinlichkeit von den Etruskern. Nach Wibel wäre für Nord- und Mitteleuropa die Erzeugung und Bearbeitung der Bronce eine durchaus einheimische, zuerst in Großbrittanien entstanden. Die älteren Broncen wurden erzeugt durch Zusammenschmelzen von Kupfererzen mit Zinnerzen, die Bearbeitung erfolgte durch Guß, Schmieden und Ablöschen. Die best gearbeiteten Broncewaffen und Geräthe sind nach Nilsson die ältesten, später hat sich die Arbeit verschlechtert. Beim anthropologischen Congreß in Kopenhagen 1869 vertheidigte er seine Ansicht, daß die menschlichen Figuren auf dem Kivikmonumente zu Schonen einer Broncezeit daselbst angehören, was von Desor und Bertrand bezweifelt wird. — Der Ansicht der Archäologen, daß die Urbewohner Skandinaviens keine Metalle gekannt hätten, später Eroberer eingedrungen seien, welche Bronce und zuletzt solche, welche das Eisen gebracht, stehen wichtige Bedenken entgegen. Die megalithischen, bisweilen von Erdhügeln überdeckten Steingräber sollen vom Steinaltervolke stammen, daß seine Todten in ihnen barg, das Broncevolk soll seine Leichen hingegen verbrannt und die Asche in Thongefäßen bei jenen Steingräbern beigesetzt haben. Nun existiren aber Gräber, die zugleich Stein und Bronce, Stein und Eisen, selbst Stein, Bronce und Eisen enthalten und man mußte zur Erklärung unhaltbare Hypothesen aufstellen. Hiezu kommt noch der Umstand, daß die Broncegeräthe in der alten Welt überall gleich construirt sind. Man verließ daher die Hypothese von drei aufeinander folgenden Völkern, und verfiel, zum andern Extrem übergehend, in den Irrthum, daß dasselbe Volk die Stein-, Bronce- und Eisengeräthe erzeugt habe. Die Wahrheit scheint die zu sein, daß den Bewohnern des Nordens zuerst Bronce, später Eisen durch die Handelsverbindungen mit den südlichen Völkern zugekommen ist. Zugleich änderte sich bei den nordischen Völkern die Weise der Leichenbestattung; in der Steinzeit und früheren Broncezeit setzte man die Leichen in den Steingräbern bei, in der spätern Broncezeit verbrannte man sie und sammelte die Asche in Urnen, die bei den Gräbern der früheren Zeit verscharrt wurden. Nach v. Maack in Kiel lehrten dem megalithischen Steinaltervolk, den Gaëlen, die einwandernden Kelten, Kymren die Bearbeitung der Bronce, weßhalb man von nun an Gußformen, Metallklumpen rc. findet und der Leichenbrand Sitte wird. Zuletzt wanderten die Germanen ein, im Norden Gothen; das Eisen war schon vor ihnen, im Broncealter bekannt, verdrängte aber nur allmälig die Bronce. Im entschiedenen Eisenalter wurden

die Leichen nicht mehr wie im Stein- und Broncealter über der Erde beigesetzt, sondern unter sie vergraben. Die Germanen werden dann wieder durch Skandinavier und Wenden verdrängt oder mit ihnen vermischt. Lindenschmitt, Archiv IV, 39, bemerkt gegen v. Maack, daß er den linguistischen Standpunkt zu sehr in den Vordergrund stelle; was die Kelten betrifft, so glauben jetzt manche, alle Fragen des Alterthums durch sie zu lösen, Alles den Kelten überweisen zu können. Auch Wiberg erklärt die Bronce im Norden durch den Handel, aber nicht durch phönik. Handel und phönik. Colonieen. Er schreibt der Broncekultur griechisch-etruskischen Ursprung zu. Nach Lubbock besteht die Ornamentirung der Broncesachen fast immer in geometrischen Figuren, kaum je in Thieren und Pflanzen, während auf den Schilden Homer's und in Salomon's Tempel Figuren von Pflanzen und Thieren reichlich vorhanden sind. Das spricht gegen die phönikische Herkunft der nordischen Broncen, wobei Wiberg bemerkt, daß nie ein eigentlicher phönikischer Styl existirt habe und Renan, der erste Forscher für das phönik. Alterthum (La Mission de Phénicie, Par. 1864), daß die Denkmäler und Alterthümer Phöniziens nur Anleihen und Copien von andern Nationen sind. Die Grundelemente der Ornamentik des Broncealters findet Wiberg bei den Griechen, besonders während der archäischen Kunstperiode, und bei den Etruskern. Griechen und Etrusker können die Broncekultur aus dem Orient erhalten haben, aber dann von ihren Lehrmeistern, den Lydiern und Phrygiern, nicht von den Phönikern, soviel sie sonst auch von diesen gelernt haben mögen. Lindenschmitt bemerkt hiezu, daß bei einer Anzahl sehr wichtiger Broncen des Kopenhagener Museums der etruskische Styl unverkennbar sei. Ebenso verhält es sich mit Broncegeräthen und Waffen rheinischer Gräber. Die Broncesachen wurden wohl durch den Handel über ganz Europa verbreitet, vielleicht von Oberitalien aus und zwar schon vor dem 4. Jahrh. v. Chr., weil man bei ihnen keine Münzen findet, während vom 4. Jahrh. die makedonischen Münzen schon überall hin verbreitet waren. Die nordischen Broncen bestehen wie die griechischen nach Wiberg aus etwa 90 Proz. Kupfer und 10 Proz. Zinn. — Früher glaubten die dänischen Alterthumsforscher, das Broncealter habe bei ihnen bis gegen 700 n. Chr. gedauert, aber der schwedische Reichsantiquar Hildebrand hat es sehr wahrscheinlich gemacht, daß in Schweden das Eisenalter schon bald nach Anfang der christl. Zeitrechnung begonnen hat. H. unterscheidet im Süden ein mit Broncegeräthen vermischtes älteres Eisenalter (dem late keltic der Engländer entsprechend), zweitens ein jüngeres Eisenalter germanischen Ursprunges; im Norden ein älteres E., das nicht zu dem älteren, wohl aber zu dem jüngeren Mitteleuropas in Beziehung steht und zweitens ein jüngeres E., welches mit den mitteleurop. Perioden nichts gemein hat.

Auf Broncegeräthen und solchen aus der ersten Eisenzeit findet man häufig 3 Formen von Verzierungen: Kreise, Dreiecke und Kreuze, welchen Mortillet eine religiöse Bedeutung zuschreibt. Das Kreuz ist oft mit dem Kreise combinirt und findet sich besonders auch auf Grabmälern. Der Kreuzcultus war in Gallien vor der Eroberung verbreitet und in der Aemilia schon in der Broncezeit, mehr als 1000 Jahre v. Chr. Dabei fehlen dann Götzenbilder (idoles) und alle Darstellungen lebender Objekte. Act. de la soc. helvet. à Neuchâtel, 1866. Allmälig lernten die nordischen Völker selbst Broncesachen fabriziren; Lisch fand im Torfmoor von Holzendorff die Reste einer Gießstätte der Bronceperiode, nämlich eine vollständige broncene Gußform für broncene Frameen oder Kelte, Dr. Groß entdeckte 1873 bei Mörigen am Bielersee eine Gießerei. Die Völker der Broncezeit in Europa waren kleiner, schwächer als die der älteren Steinzeit, weiter fortgeschritten. In Peru fanden die Conquistadoren zugleich Stein= und Metallwaffen und Geräthe im Gebrauch; Gold und Silber wurden zu Schmucksachen und Zierrathen außerordentlich kunstvoll verarbeitet. Die Metallwaffen und Geräthe bestanden sowohl in Peru als in Mexiko aus Bronce, manchmal auch aus Kupfer oder Zinn.

Das Eisenalter theilen Worsae und Herbst in eine ältere Periode von 200—450 n. Chr. und eine jüngere von 450—1000 n. Chr. Engelhardt schob zwischen ältere und jüngere noch eine mittlere von 450—700 n. Chr. ein. Eiserne Waffen in den Torfmooren Dänemarks scheinen wenigstens z. Th. römischen Ursprungs, sei es, daß sie direkt von Römern, oder daß sie von Gothen herrühren. Das Tolucathal bei Mexiko war früher 3 Meilen weit mit Meteoreisen überschüttet, aus welchem schon die Azteken Ackergeräthe machten. — Schließlich ist noch zu bemerken, daß schon in der Stein= und Pfahlbautenzeit Meerconchylien und Unio sinuatus durch Tauschhandel in ferne Länder kamen.

Die ältesten Bauwerke

sind theils Grabdenkmäler hervorragender Persönlichkeiten oder Kultusstätten und mögen ausnahmsweise auch als Zufluchtsstätten und Wohnungen benutzt worden sein. Sie kommen in den verschiedensten Ländern der östlichen und westlichen Halbkugel vor und erhalten in diesen oder nach ihrer Beschaffenheit die Namen Dolmen, Cromlech, Menhir, Cairns, Ganggräber, Hünengräber, Tumuli, Mounds rc.

„Neben den Menhir oder Langsteinen, den Harenstones (Frauenspindeln), den Peulvan oder Steinpfeilern, den Ti Goriquet oder

Cornandonet (Zwergenhäusern), den Pierres branlantes oder Rocking-stones, den Pierres levées oder Steinthoren, den Couraus de Hondas (Quellencirkeln), den Ukko-Kiwid (Opfersteinen), Kiwi-Mal (Blocksteinen), Neitsi-Kiwid (Jungfernsteinen), Steinchsten ꝛc. verdienen besondere Beachtung die Cromlech (Krummsteine oder Pfeilsteine), die bretonischen Dolmen (Daul-men) oder Tafelsteine, die in Dänemark Stendysser oder Jaettestuer, in Spanien Cuevas de Menga, in Portugal Antas, Jettenstuben in Schleswig, Hünengräber in Deutschland genannt werden, die Carn der hochschottischen Gaidelen, die gleich den mongolischen Obo durch hinaufgeworfene Steine vergrößert werden, wie die Steinhaufen der Bergspitzen im alten Peru und im neuen Griechenland und die Kurgane der sibirischen Steppen oder die sonstigen Tumuli im Ohiothal sowohl als bei Upsala und Krakau." Bastian, der Steinkultus ꝛc. in E. u. L. Arch. III, 1. — Die Tumuli sind künstliche Erdhügel oft von 40—80 Fuß Höhe und entsprechendem Durchmesser, häufig in Oesterreich, Ungarn und besonders der Türkei, auch auf den Plateaus Persiens, von den Türken Tepe genannt; in manchen fand man Balkenwerk, Gefäßscherben mit Ornamenten, Broncesachen. Tumuli, Grabhügel von Steinen oder Erde aufgethürmt und den Tschuden oder Kalmücken angehörend, mit Pferde- und Menschengerippen, Schmucksachen, Kinderspielzeug, Glasperlen (wahrscheinlich aus China erhalten), Kupfergeräthen, rohem Thongeschirre, selten mit eisernen Pferdegebissen sind häufig in Sibirien. Vergl. über sie Radloff in Verhandl. d. Berlin. Gesellsch. f. Anthropol. ꝛc., 1870—71, S. 83. Große, sehr alte Tumuli mit Steingeräthen und ungebrannten Geschirren bei Ardaschewo in der Nähe von Sapolia in Rußland hat Boguschefsky beschrieben. Nach Schlatter stehen auf manchen Tumulis aus Stein roh gearbeitete, unförmliche Menschenfiguren. Die Hünengräber der dänischen Inseln sind mehr oder minder große Hügel, mit Haidekraut, Gesträuch oder Bäumen bewachsen, Grabhügel aus der Stein- und ersten Bronzezeit. Sie enthalten eine aus unbehauenen Steinen (Findlingsblöcken) zusammengesetzte, oft riesige Grabkammer, auch bisweilen mehrere, zu welcher oft ein bedeckter Gang aus gewaltigen Steinplatten führt; darüber wurden ungeheure Massen von Steinen und Lehm gehäuft. Diese auch in Norddeutschland, England und Frankreich zahlreichen „Hünengräber", in Frankreich „Dolmen" genannt, enthalten Steinwaffen, Knochen, Scherben von Töpfergeschirr.

Ueb. die Dolmen siehe Bonstetten, Essai sur l. D. Genève 1865. Bertrand in Revue Archéol. Août 1864. Desor in Eck. u. Lindenschm. Arch. I, 261. Aufgerichtete Steine heißen Menhir, wenn mit einer darübergelegten Platte bedeckt, Cromlech, ohne letztere, also oben offen, Dolmen; Tumulus ist ein Erdhaufen,

manchmal von ungeheurer Größe, über einem Dolmen oder überhaupt Steingrabe, Cairn heißt in Irland ein Steinhaufen. Am Mane-Lud zu Locmariaquer sind Galgal (runde Opferstuben aus losen Steinen) mit Dolmen unter einem Tumulus vereinigt. Die Dolmen sind oft riesig groß, in den französischen findet man meist nur Sachen von Stein und Knochen, selten Gold und Bronce. Auf manchen D. sind Zeichen eingegraben, denen auf dem großen Grabhügel von Irland und auf dem Kivikmonument ähnlich. Auch in Böhmen fand man Dolmen; zu Tausenden in der Bretagne, in Pommern, Schleswig-Holstein, Spanien, Nordafrika, in Oberägypten, am Libanon, in Indien, am Jordan, schwarzen Meer. Nahe an Aegypten hören sie plötzlich auf. Sie können nur zum kleinsten Theil von den Kelten stammen, da diese sich nicht so weit verbreitet haben, sondern verdanken unbekannten Völkern ihren Ursprung. Nach Hooker errichten die Khasia in Bengalen noch jetzt Dolmen, Menhirs, Cromlechs etc. aus Steinplatten, die sie durch Erhitzen und Begießen mit kaltem Wasser absprengen, „um die Namen der Vorfahren zu erhalten." Der Dolmen von Trollesminde in Seeland, Dänemark, ist 100′ lang, 30′ breit, um ihn sind Steine im Viereck aufgestellt. Alte Grabmäler findet man zu Tausenden in Algerien, bei Algier, Constantine, Guelma: Dolmen, Cromlech, Menhir, Tumuli mit Töpfergeschirr, Steinbeilen und Feuersteinmessern, kupfernen Ohrringen, Fingerringen, Schnallen, selbst eisernen Geräthschaften, in einem eine Broncemedaille der Faustina und wie in den europäischen manchmal Skelete in auf dem Boden sitzender Stellung, mit heraufgezogenen Knieen. Man findet auch niedrige Thürme aus losen Steinen mit einer Todtenkammer wie die Galgals in der Bretagne, Schuja genannt, in welchen die Todten sitzend begraben wurden. Menschenschädel von Guyotville bei Algier sind auffallend lang und schmal, wie bei den Berbern, den Nachkommen der alten Numidier. Letourneux in s. Catalogue des monuments préhistoriques de l'Algérie in Matériaux p. l'hist. primit. et natur. de l'homme, Année V, 427, Ecker u. Lindenschm. Arch. II, unterscheidet solche von unzweifelhaft lybischem oder berberischem Ursprung, wozu der „Medracen" und das „Grab der Christin" gehören, Königen oder Fürsten errichtet, dann bescheidenere, Grabsteine mit Inschriften, wohl auch Basreliefs, Steine im Kreis gestellt; dann sogen. keltische (Dolmen, Menhirs) und endlich noch unklassifizirte. L. vindizirt die sogen. keltischen Monumente auch den Berbern. Die Monumente Algeriens gehören übrigens verschiedenen Zeitaltern an und die jüngsten wurden in einer verhältnißmäßig neuen historischen Zeit errichtet. Faidherbe berichtet über etwa 3000 Dolmen und 400 Grotten in der Provinz Constantine. In den Dolmen findet man sparsam Broncegeräthe, die Grotten waren meist Wohnungen. In Portugal fand man viele Hunderte von Dolmen, in denen sich nur geschliffene Steinwaffen finden. Außerordentlich reich ist An-

dalusien nach Don Manuel de Góngora y Martinez an vorgeschichtlichen Gegenständen der verschiedenen Epochen. Die dort gefundenen Schädel sind meist dolichocephal, viele prognathisch. Er ber. in s. Antiguedades prehistoricas de Andalucia von einer Todtenstadt in der Nähe von Albunnol, wo man in der Höhle de los Murciélagos fünfzig Leichen mit mumifizirten Fleisch und wohlerhaltenen Skeleten fand. Die Steinwaffen, die Werkzeuge von Holz und Knochen, Thongefäße, Kleidungsreste hier wie in der Höhle Albanchez deuten auf die Steinzeit. In der Nekropolis auf der Ebene de los Eriales fanden sich Broncepfeile, Waffen und Gefäße aus Kupfer. Don Manuel hält die Höhlenbewohner von Albunnol und Albanchez für die Urbewohner des Landes, nach welchen Iberer (Baskenaner) einwanderten; die Basken seien deren Nachkommen. Die zahlreichen Dolmen in Granada seien muthmaßlich von Iberern und den nach ihnen gekommenen Kelten errichtet worden.

Sehr reich an Denkmälern wie an Naturschönheiten ist die viel besuchte Insel Man; man findet dort Steinkreise und uralte Gräber. Beim internationalen Congreß zu Bologna 1871 besuchte man die ungeheure Grabstätte der etruskischen Stadt Felsina auf dem Kirchhof von Bologna. Tief unter diesem fand man 365 Leichen; 250 waren bestattet, 115 verbrannt worden. Die Grabgeräthe weisen auf griech. Vorbilder hin. In Dortmoor (England) machte man Hütten aus im Kreis gestellten Steinen mit einem Dach darüber nach Spencer Bate, ähnliche noch jetzt auf den Hebriden nach Morrison. Cromlechs und Menhirs ꝛc. sind wohl manchmal zu Wohnungen oder doch zum Unterschlupf benutzt worden, daß aber deshalb alle sogen. Ganggräber oder Halbkreuzgräber in Skandinavien Wohnungen gewesen seien, wie Nilsson und Wibel wollen, indem sie wie die Winterwohnungen der Eskimos einen langen Gang vor sich haben, scheint nicht wahrscheinlich. Worsae setzt die Hünengräber in Dänemark an das Ende des Steinalters, die Kjökkenmöddings in den Anfang, Steenstrup bezeichnet sie als gleichzeitig; die Hünengräber gehörten den Vornehmen, die K. dem Volke an; auch die Dolmen seien gleichzeitig. Engelhardt hält mit Worsae die Steingräber für jünger als die Kjökkenmöddings. Beide haben eine verschiedene Verbreitung; die Kjökkenmöddings finden auf Seeland ihre Nord- und Ostgrenze, die Steingräber reichen bis an den Wenersee hinauf. F. Maurer (Ausland 1870 Nr. 27) sucht auf Grund der von den Beobachtern behaupteten Gleichalterigkeit von Pfahlbauten und Grubenwohnungen zu erweisen, daß die Bewohner der Grubenbauten die Deutschen zu Tacitus' Zeit gewesen sind. — Gruppen und Linien von Steinen mochten wohl zu religiösen und Leichenfeierlichkeiten gedient haben, etwa auch zur Abschließung des Volkes von den Priestern und Vornehmen. Karnak in der Bretagne soll über 2 deutsche Meilen lang gewesen sein und ursprünglich aus 11000 Steinpfeilern in 11 Alleen bestanden haben, von welchen

noch 4000 übrig sind; sie haben bis 22′ Höhe. Die Bretonen lassen das Ganze von den Erions oder Goriko erbaut sein, 2—3′ hohen aber sehr kräftigen Zwergen, die jetzt noch nächtliche Reigen um die Steine tanzen und Wanderer mit sich reißen, bis sie todt niederstürzen.

Nach Forbes Leslie dienten die größern Steinkreise in Großbritanien zu Kulthandlungen; die alten hieroglyphischen Skulpturen von Schottland waren Symbole religiöser Ideen und gehören zwei Rassen an: einer ältern durch die Kelten vertriebenen oder unterjochten und dann den Kelten. Auch im Deccan und andern Theilen Indiens findet man Cairns, aufgestellte im Kreise gestellte Steine wie die von Stonehenge und in der Bretagne mit Celts und andern Gegenständen. Gewaltige cyklopische Steinumfassungen wie sonst in Deutschland nicht, finden sich in Blumenthal, zwischen Wriezin und Berlin, bei Oderberg, zwischen Küstrin und Stettin, bei Trampe. Es waren wohl vorgeschichtliche Wohn- und Kultusstätten. Im Casselthal findet sich ein ungeheurer Steinwall von majestätischem Aussehen, 600 Schritt lang und 175 breit, welcher nach Virchow den ganzen Rücken des Berges Happeskippel einnimmt und aus aufeinander geschichteten Sandsteinen besteht. Auch an andern Stellen im Spessart, der Rhön, in Thüringen finden sich solche Steinwälle. Wohl zur Vertheidigung? Nach Phené entsprechen die „Serpent Mounds“ in Schottland sehr den Mounds am Ohio, welche Schlangen und andere Thiere vorstellen.

Muschelhügel.

An gewissen Punkten der Meeresküsten, — zuerst in Dänemark, dann anderwärts beobachtet, — finden sich große Anhäufungen von Muschelschaalen mit Geräthen einfachster Art, manchmal auch mit Thierknochen, zwar ohne Spur von Cerealien, aber offenbar entstanden durch längeres Verweilen oder periodische Wiederkehr wandernder Fischerstämme alter Zeit als Ueberbleibsel ihrer Mahlzeiten, daher in Dänemark Kjökkenmöddings, Küchenreste genannt.

Der Herzog von Luynes fand bei Hyères Muschelhaufen mit Kieselgeräthen, ganz den dänischen gleich, eben solche fand man 1867—68 in Menge an der Ostküste Nord- und Südamerikas mit Geräthen aus der Steinzeit. Rau (E. u. L. Arch. II, 321) beschreibt einen von Keyport an der Raritan-Bai in Neu-Jersey, hauptsächlich bestehend aus Ostrea borealis, der amerikan. Auster und Venus mercenaria mit wenigen Pyrula canaliculata und Carica, Mya

arenaria, manchmal Thierknochen. Die Stelle nimmt eine Fläche von 6—7 Acres ein und erscheint weiß wegen der Menge der gebleichten Schaalen. R. fand auch zahlreiche steinerne Pfeil- und Lanzenspitzen, Aexte, Thonscherben. In Chile bilden sich durch die muschelessenden Indianer noch jetzt solche Haufen; man sieht auch die Muscheln weit in das Land hineingestreut. In Patagonien fand Strobel aus Parma ebenfalls Kjökkenmöddings, dort Paraderos genannt, von parar, sich aufhalten, mit unpolirten Steinwerkzeugen, Thonscherben, brachyhypsicephalen Schädeln. Auf der zu den Andamanen gehörenden Chatam-Insel fand Dr. Stolicza einen 12′ hohen und 60′ im Durchm. messenden Hügel, der wie die dänischen Kjökkenmöddings zusammengesetzt war. Er enthielt Muscheln, viele Knochen des Andamanschweines, in bekannter Weise aufgeschlagen, rohe Topfscherben mit eingekratzten Mustern, Steinwerkzeuge, Hammer, polirte Celts, eine Pfeilspitze. Der Hügel war mit großen Bäumen bewachsen. Auf den Inseln finden sich noch viele solcher Hügel und bilden sich immer neue, indem die Eingeborenen von einem Ort zum andern ziehen. Nach Steenstrup ist das Volk der Kjökkenmöddings gleichzeitig mit dem der Dolmen, vielleicht von ihm nur durch die Lebensweise verschieden. Die Dolmen waren vielleicht Wohnungen. Worsae hingegen hält die Kjökkenmöddings für die ältesten Denkmale des Landes, am Anfang des Steinalters, die Dolmen gehören dessen Ende an, doch reichte die Bildung von Muschelhaufen bis gegen den Anfang der Dolmenzeit.

Die Pfahlbauten.

Nachdem schon früher Wasserwohnungen aus unserer Zeit bekannt geworden waren (das Papua-Pfahlbaudorf Doreï in Neuguinea hat Dumont d'Urville beschrieben), wurden solche der vorhistorischen Zeit in Europa, zuerst in der Schweiz (wohl ein paar hundert), dann in vielen andern Ländern entdeckt. Auch bei den Alten finden sich Nachrichten, daß einzelne Volksstämme ihre Wohnungen im Wasser bauten, so nach Hippokrates die Kolchier, nach Herodot (5, 16) die Päoner in Thrakien im See Prasias. Auch in Dacien und am rothen Meer bestanden Pfahlbauten. Heutzutage bauen noch die Guaraunos, die Caraiben in Guyana, die Goahiros Pfahlhütten im Wasser und im Schlamm, ebenso manche Bewohner Hinterindiens.

Man unterscheidet eigentliche Pfahlbauten und Faschinenbauten, erstere bestehen aus in das Wasser eingerammten Pfählen, einem

darüber gelegten Rost aus Balken und den auf diesen stehenden viereckigen Hütten. Manches Pfahldorf war mehrere Jucharten groß, einige wenige weit vom Ufer entfernt, das bei Vinelz z. B. 1/4 Stunde. Manchmal wurde ein Untergrund von Steinen gebildet, bei sumpfigem Boden aus Faschinen, die man dann mit Steinen und Balken beschwerte und auf diesen Grund die Wohnhäuser stellte. Das sind die Faschinenwerke, Packwerke, Crannoge in Irland genannt, künstliche Inseln, wie z. B. die Roseninsel im Würmsee, aus der Broncezeit, eine im Inkwylersee bei Herzogenbuchsee. Die irischen Crannoges sind viel neuer als die Schweizer und dienten oft den Häuptlingen als Forts. Die Pfahlbauten beginnen in der vorgeschichtlichen Zeit und reichen wohl noch in die christliche Aera; nach Lindenschmitt stand zur Römerzeit eine bewohnte Pfahlbaute bei Mainz im Rheine, ebenso nach Haßler im Ueberlingersee, sie gehören also der Stein-, Bronce- und Eisenzeit an. Man gab den für Waffen und Schabwerkzeuge bestimmten harten Steinen durch Schlagen die gewünschte Form, später schliff man sie auch; zur Befestigung in den hölzernen Griffen diente Erdpech. Aus Hörnern, Geweihen und Knochen machte man Pfriemen, Nadeln, Angeln; durchbohrte Zähne mancher Thiere wurden als Schmuck getragen, die Schneidezähne des Bibers dienten als Werkzeuge. Die Broncegegenstände aller Art wurden zuerst durch den Handel erlangt, später von den Pfahlbauern selbst gegossen und angefertigt. Dem anfangs kostbaren Eisen gab man für Schwerter nicht durch Feilen, sondern durch Klopfen die erforderliche Gestalt und Schärfe.

Die Pfahlbauer trieben Jagd, Fischfang und auch schon etwas Viehzucht und Ackerbau. Sie pflanzten den ägyptischen und kleinen Weizen, die sechszeilige Gerste, zwei Hirsearten, später auch noch Spelt und Hafer, aber nicht Roggen. Die aus Sicilien stammende blaue Kornblume, Centaurea Cyanus, kam den Pfahlbauern mit Weizen aus Südeuropa zu; sie haben vielleicht auch „wilden Buchweizen" zur Nahrung gebraucht; so heißt man nämlich in Pommern jetzt noch Polygonum Convolvulus. Sie hatten auch Erbsen, Bohnen, Linsen, Mohn, Kümmel und sammelten Holzäpfel, Holzbirnen, Zwetschgen (vielleicht kultivirt), Schlehen, Heidelbeeren, Erd- und Brombeeren, Vogelkirschen, Haselnüsse.

Zahlreiche Schaf- und Ziegenexcremente zeugen dafür, daß die Thiere in den Pfahldörfern gehalten wurden. Zuerst kleideten sich deren Bewohner in Thierfelle, später auch in selbst verfertigtes Leinengewebe, nicht vom gemeinen Lein, sondern dem südeurop. Linum angustifolium Huds. In Robenhausen und Wangen fand Messikommer viele verkohlte Fetzen von Leinenzeug und der Bandfabrikant Paur zu Zürich konstruirte einen Webstuhl, auf welchen er Pfahlbaugewebe genau nachmachen konnte. Die Pfahlbauer verbrannten höchst wahrscheinlich ihre Leichen, worauf die zahlreichen aus jener Zeit

gefundenen Aschenurnen deuten. Die Pfahlbauten bei Wismar gehören nach Lisch der Steinzeit an und gleichen im Allgemeinen denen der Schweiz und Italiens, enthalten dieselben Geräthe und Waffen, sind aber etwas jünger, die Knochen des Rens und Urs fehlen in ihnen. In Mecklenburg finden sich auch noch andere Pfahlbauten, z. Th. ins Meer gebaut, auch Wohnungen in ausgegrabenen Erdhöhlen mit denselben Gegenständen wie die Pfahlbauten. Auch in der Schweiz kommen gleichzeitig mit den Pfahlbauten solche „Landdörfer" und Höhlenwohnungen vor. Ueb. die Pfahlbauten in Norddeutschland s. Virchow in Bastian's u. Hartmann's Ztschr. I, 401. Er führt unter Anderem an, daß im Virchow-See, nördlich von Neu-Stettin, ein wundervoller mächtiger Burgwall auf einer Insel und in dessen Umfang noch jetzt vom Wasser bedeckte Pfahlbauten sichtbar sind. Ein großer Theil unserer Burgwälle sei gleichzeitig mit den Pfahlbauten unserer Seen. Dieselbe Bevölkerung habe die Thongeschirre der Pfahlbauten und der Burgwälle hergestellt und könne also nicht bloß im Wasser gewohnt haben. Sie besaß auch bereits nach den Knochenfunden alle wesentlichen Hausthiere der spätern Zeit. V. setzt die norddeutschen Pfahlbauten in die Eisenzeit, wahrscheinlich nahe an die historische Periode reichend. Jeitteles will bei Olmütz und Umgebung Pfahlbauten bis zur Steinzeit zurück gefunden haben. Unter den Thierresten unterscheidet er zwei Hunderassen: den Torfhund, den er für identisch mit dem kleinen Schakal, C. aureus hält, den die Bewohner der Schweizer Pfahlbauten gezähmt hatten und den Hund der Broncezeit, größer, von C. Lupaster, C. Anthus mas Cuv. stammend. Ein Menschenschädel aus der Broncezeit gehörte wohl einem „keltischen Bojer;" die Schläfenschuppe der rechten Seite ist durch einen Fortsatz mit dem Stirnbein verbunden, wie Owen dieses auch bei mehrern Neger- und Australierschädeln als Annäherung an Troglodytes beobachtet hat." — Die Pfahlbauer scheinen ihre Leichen verbrannt zu haben; weshalb man nur wenig menschliche Reste findet, wohl nur von zufällig Verunglückten, deren Schädel nicht von denen der jetzt noch Europa bewohnenden Völker abweichen; sie scheinen erst vor 3, höchstens 4 Jahrtausenden aus Süd- und Südosteuropa nach Westeuropa eingewandert zu sein, nachdem andere Rassen aus Asien ihnen viel früher vorausgegangen waren.

Hausthiere finden sich erst in der Pfahlbauperiode; man hielt das Rind, Schaf, die Ziege, einen mittelgroßen Hund; erst später Schwein, Pferd und Esel. Die Ziege gleicht der gegenwärtigen, das damalige Schaf hingegen, Torfschaf genannt, hatte Hörner wie die Ziege und hat sich bis zur Gegenwart in Graubündten und auf den Orkaden erhalten. Das Hausrind, vom Ur abstammend, war namentlich in der breitstirnigen Frontosus-Rasse, einer kleineren als Braunvieh bekannten und der kleinen Torfkuh-Rasse

vertreten, welche noch im Atlasgebirge lebt. Dann war noch eine große Varietät des Rindes da, welche sich jetzt nur noch außer der Schweiz findet. Das Pferd der Pfahlbauer ist das gleiche wie jenes der Höhlenbewohner; sie jagten außer den jetzt noch vorhandenen Waldthieren zur Nahrung auch den Fuchs und Biber, aber wie es scheint, nicht den Hasen. S. Rütimeyer, Fauna d. Pfahlbauten d. Schweiz, Basel 1861. Die Bewohner der Pfahlbauten sind aus Asien, die der Schweiz und des südlichen Deutschlands zunächst wohl aus Italien gekommen und die wenigen Schädel, die man von ihnen hat, weichen in keinem wesentlichen Charakter von denen der gegenwärtigen Europäer ab. Die reichste Sammlung von Pfahlbautenschädeln aus Stein-, Bronce- und Eisenperiode besitzt Oberst Schwab in Biel. Aus der Steinperiode beschrieben einen Schädel His und Rütimeyer und zwar von der Station Meilen, Dor zwei, der eine in der Station Greng bei Murten gefunden, zur Sammlung des Hrn. v. Bonstetten v. Rougemont gehörend, der andere von Lüscherz am Bielersee, 1872 unter Brandschutt 21 Fuß tief gefunden, Hrn. Uhlmann gehörend. Dor beschrieb ferner aus seiner eigenen Sammlung einen 1873 in Mörigen am Bielersee, eine der letzten Stationen aus der Broncezeit, gefundenen Kinder-Schädel. Die zwei von Greng und Lüscherz entsprechen dem Siontypus, der von Mörigen vielleicht dem Hohbergtypus. Die norddeutschen Pfahlbautenschädel gehören nach Lissauer's u. A. Untersuchungen sämmtlich dem Hohbergtypus an. Mitth. d. Bern. naturf. Gesellsch. 1873. Nr. 820. — Lindenschmitt und A. stellen die Meinung als unhaltbar dar, daß Pfahlbauten auch zum Schutz gegen wilde Thiere errichtet sein konnten, die grimmigsten Raubthiere der älteren Pfahlbauzeit seien überhaupt nicht aggressiv, sondern ganz harmlos gewesen! Aber jetzt noch greifen Wölfe die Reisenden an, dringen selbst in die Häuser und Viehställe, im Pendschab werden alljährlich eine bedeutende Anzahl Kinder, die im Arme ihrer Mütter auf den platten Dächern der Hütten schlafen, den Hyänen zur Beute, die Löwen drangen sonst häufig in die Kraals der Hottentotten ein, — um wie viel kühner und blutgieriger mußten die Raubthiere in jenen Zeiten sein, wo sie noch sehr zahlreich, die Menschen sparsam und ohne Feuergewehr waren. Und selbst der riesige Ur konnte den schwachen Hütten und ihren Bewohnern verderblich werden. Wenn die Pfahlbauten ausschließlich gegen menschliche Feinde errichtet wurden, so frägt es sich, wer denn diese waren und warum man keine Ueberreste von ihnen findet? Kann man denn die unwahrscheinliche Meinung hegen, daß die oft dicht beisammen liegenden Pfahldörfer sich immer selbst bekriegt hätten? Gegen einen nächtlichen Angriff durch feurige Pfeile und Wurfspeere konnten nur jene wenigen Pfahlbauten Schutz gewähren, die weit vom Ufer standen, und gegen disciplinirte Truppen, z. B. die Römer, waren Pfahlbauten überhaupt nicht

haltbar, wie sich in Dacien und wohl auch in der Schweiz und Deutschland gezeigt hat.

Nahrung und Getränke der verschiedenen Völker.

Die Nahrung ist das mächtigste, allgemeinste Bedürfniß und der Kampf um sie zieht sich durch alle Stufen der Kultur. Schaaffhausen erklärt den Menschen nach seinem Gebisse für einen Fruchtesser wie die anthropoiden Affen, welche die starken Kiefer zum Zerbeißen der harten Baumfrüchte nöthig haben; der Gorilla lebt meist von der Nuß einer Amomumart, der Oran von der harten stachligen Durianuß. Es ist aber zu bedenken, daß die Affen auch gerne Thiernahrung genießen, Vögel, Eier, Insekten ꝛc. und daß sowohl die Form des Gebisses als die Kürze des Darmes den Menschen fast eher auf Fleischnahrung anweist, keinenfalls ausschließlich auf Pflanzennahrung. — Bei jedem Volke gestaltet sich die Ernährung anders, je nach der Natur des Landes und seiner Produkte und der Beschaffenheit und Kulturstufe des Volkes selbst, so wie auch das Nahrungsbedürfniß sehr verschieden ist; zu den gefräßigsten Völkern gehören einige nordasiatische und die Indianer Nordamerikas. Die ersten Menschen, in einem warmen Klima entstanden, lebten von wilden Früchten und Wurzeln, an Küsten und Flüssen auch von Mollusken und Fischen, erst bei der Auswanderung in nördlichere Gegenden auch vom Fleisch der höheren Thiere. Hirtenvölker benutzen nicht nur das Fleisch der Thiere wie die Jäger, sondern auch deren Milch. Bei den Polarvölkern überwiegt der Genuß von Fleisch und Thierfett, welche namentlich Walthiere, Seehunde und Fische liefern, die Völker der warmen Länder genießen viel zuckerreiche gewürzte Pflanzennahrung, häufig mit Zusatz von Fischen oder Wild, die Jägervölker leben größtentheils nur vom Fleisch der Jagdthiere, weshalb sie ungeheure Territorien bedürfen und oft Noth leiden. Schon in der vorgeschichtlichen Zeit haben die arischen Völker unsere Getreidearten gepflanzt, Chinesen und Hindus auch den Reis, andere Völker Durra, Mais, Manioc, Bataten ꝛc. Für alle Tropenvölker ist die Paradiesfeige ein Hauptnahrungsmittel, für Nordafrika, Aegypten,

Arabien, Persien ist die Dattel sehr wichtig, für die Polynesier die Cocosnuß und Brodfrucht.

Strenge körperliche Arbeit erfordert ein größeres Quantum von Nahrung als geistige Arbeit und sie hat, die sogen. Genußmittel mit inbegriffen, auf die Sitten und Anschauungen der Völker bedeutenden Einfluß, wie denn nach Macaulay die in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. in London entstandenen Kaffehäuser die politische und religiöse Bewegung sehr förderten, nicht nur, weil sie bequeme Gelegenheit zu Versammlungen boten, sondern auch nach Liebig's Bemerkung durch die nervenreizende Wirkung des neuen Getränkes. Die Kost nimmt bei den kultivirten Völkern nach Stand und Besitzthum einen wesentlich verschiedenen Charakter an, ist einfach bei den Geringern und steigert sich bei den Reichen zu immer größerer Mannigfaltigkeit, zu immer gesuchterem Raffinement; Gourmand nennen die Franzosen Einen, der gern viel und gut ißt, Gourmet den eigentlichen Feinschmecker, das Leckermaul. Die Anthropophagie, welche bei fast allen rohen Völkern vorkömmt, hat ihren Entstehungsgrund theils im Racheburst, theils in der Vorstellung, durch die Verzehrung des Feindes dessen Kraft und Tapferkeit sich anzueignen, kann aber auch ganz einfache Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses sein und artet manchmal in förmliche Leckerei aus. — Zum Getränk begnügen sich nur die rohesten Wilden mit Wasser und nur selten sind die Menschen mit dem natürlichen Saft der Früchte zufrieden. Sie erkannten schon früh bei Aufbewahrung saftiger Früchte, daß zuckerhaltige Pflanzensäfte in weingeistige Gährung übergehen und so erregende und berauschende Getränke darstellen. Eine sanftere Aufregung als diese bringen die Theïn enthaltenden Pflanzenstoffe hervor. Außerdem haben die Menschen auch zu eigentlich narkotischen Mitteln gegriffen, dem Tabak, Opium, Damawesc oder Haschisch, den Betel- oder Cocablättern, der Colanuß. Arome und Parfüme lieben namentlich die Orientalen, in Monomotapa parfümirt man Speisen und Getränke. Manche Gesetzgeber verboten die alkoholischen Getränke und Narkotika wegen ihrer oft schrecklichen Wirkung.

S. Bryant, Verzeichn. d. z. Nahrg. dien. Pflanzen. A. d. Engl., 2 Bde., Leipz. 1785. Klemm, Kulturgeschichte I, 111, 126—68, dann dessen allgem. Kulturwissenschaft. Vogl, Nahrungs- u. Genußmittel a. d. Pflanzenr., Wien 1872. Rohe Völker genießen manchmal die rohesten Nahrungsmittel ohne Zubereitung, kultivirte fast nichts ohne Zubereitung; durch das Kochen wird die Verdaulichkeit gesteigert. Mongolische und türkische Reitervölker legen das Fleisch ein paar Tage unter den Sattel, um es mürbe zu reiten.

In neuerer Zeit hat man die leichter Zersetzung unterworfenen Nahrungsmittel: Gemüse und Fleisch dauerhaft und zweckmäßig conserviren gelernt, man macht Fleischextract, condensirt die Milch.

Früher kannte man nur das Trocknen an der Luft, Sonne, im Rauche, das Einsalzen. — Neuholländer und andere tiefstehenden Wilden genießen Wurzeln, Rinden, Bast, Knospen, Blätter und fast alle Thiere, sogar das Ungeziefer an ihrem eigenen Leibe wie die Affen. Dem Hindu widerstrebt es, Thiere zu tödten, anderen Völkern war oder ist der Genuß dieser oder jener Thiere als „unreiner" durch ihre Religion verboten. Man genießt nicht blos das Fleisch und die Milch, sondern auch das Blut der Thiere, die Hottentotten die Eingeweide selbst mit den Exkrementen, Jakuten, Tungusen, Tupinambis sogar die Nachgeburt bei einer Niederkunft, wie manche Thiere thun. Rohes Fleisch soll die durch Anstrengung unbrauchbar gewordenen Körperstoffe schneller ersetzen als gekochtes. Samojeden und manche Afrikaner genießen faules Fleisch fast lieber als frisches und selbst kultivirte Völker fühlen manchmal einen Antrieb, in Zersetzung begriffene Nahrung zu nehmen, z. B. Wildpret mit haut gout, faulenden Käse, Caviar, die Schweden faulenden Lachs, nach Liebig im instinktiven Gefühl, daß ein in Zersetzung begriffener organischer Körper unsere Körpersubstanz zu schnellerem Stoffumsatz bestimmen kann. Die Jägervölker, besonders Nord- aber auch Südamerikas, welche viel fettarmes Wildpret genießen, die Gauchos, welche hauptsächlich von magerem Rindfleisch leben, verlangen gierig nach Fett und geistigen Getränken, um bei dem vorwiegenden Genuß von Eiweißsubstanzen oder Blutbildern den Mangel an hinreichenden Heizmitteln ihres Körpers zu decken. In Europa war nach Buckle, Gesch. d. engl. Civilis. I, 271, Schweinefleisch viele Jahrh. hindurch die einzige allgemein gebräuchliche animalische Nahrung, Rind-, Kalb- und Hammelfleisch war verhältnißmäßig unbekannt. In den heil. Büchern der Scandinavier gilt Schweinefleisch als Hauptnahrungsmittel sogar im Himmel, es war das Hauptessen der Iren, Franken, Angelsachsen; wer in Spanien es nicht mochte, ward des Judenthums verdächtig. Die Indianer Südamerikas aßen vor der Entdeckung Charque, an der Luft getrocknetes Fleisch und rohes Fleisch, Asado und Strobel meint, dies seien auch die Speisen in der Steinperiode gewesen. Auch jetzt im Besitze von eisernen Kesseln genießen die Tschuktschen auf der Reise selbst im Winter nur kalte Speisen und die Aleuten und Eskimos machen es oft auch so, wohl wegen Mangel an Treibholz. Auf den südostafrikanischen Seen gibt es nach Livingstone eßbare Mücken, Kungo genannt und in Froriep's N. N. Nr. 646 liest man von in Masse gesammelten und verspeisten „Fliegeneiern" auf dem See von Tezcuco in Mexiko. Der Wurm Palolo viridis kommt im Fidschiarchipel, bei Samoa, Tonga, den neuen Hebriden vor; gegen Ende November in einer einzigen Mondscheinsnacht erscheint er in unbeschreiblicher Menge und wird gebacken verzehrt, worauf ein strenges viertägiges Fasten folgt. Am

Morgen sind die Würmer, die immer im letzten Mondsviertel erscheinen, spurlos verschwunden. In manchen von Livingstone bereisten Gegenden Südafrikas bilden die Knollen der Lotospflanzen, gekocht oder geröstet ähnlich wie Kastanien schmeckend, die Hauptnahrung der Eingeborenen. Im Süden der indischen Halbinsel wird statt des Reises viel Ragi, Cynosurus Coracanus Lin., genossen.

Im Jahre 1385, als Richard II. von England das südliche Schottland verheerte und schreckliche Hungersnoth ausbrach, gab es Kannibalen im Lande; ein Mann und seine Frau, die zuletzt vor Gericht gebracht wurden, lebten eine ziemliche Zeit hindurch von Kindern, die sie lebendig in Fallen fingen, deren Fleisch sie verzehrten und deren Blut sie tranken. Buckle II, 165 nach Lindsay of Piscottie. Nach Eichwald bedeutet der Name Samogeten Menschenfresser und unter den Ostjaken seien noch in der Mitte unseres Jahrh. Fälle von Kannibalismus vorgekommen. Pigafetta berichtete von den Anziquen, einem Volk in Congo, welches Menschenfleisch aß, Menschen förmlich ausmetzgete und zwar nicht blos gefangene Feinde, sondern selbst Blutsverwandte. Ganz Aehnliches erzählt Du Chaillu in unserer Zeit von den Fans in Congo, vielleicht Nachkommen der Anziquen. Baker, Reise I, 257—9, hörte von einem weit gereisten Neger aus Bornu, der nach Constantinopel verkauft auch London und Paris gesehen hatte, daß am weißen Nil ein Kannibalenstamm, die Makkarikas, lebe, welche oft die türkischen Sklavenjäger begleiten und nicht nur die Leichen der Erschlagenen fressen, sondern auch lebende Weiber und Kinder tödten und verzehren.

Die Viheneger schlachten und verzehren nach Magyar ihre Gefangenen. In Südafrika, im Lande der Basutos, gibt es Höhlen, die lange Zeit Menschenfressern zum Aufenthalte dienten. Bowker, Dr. Bleek und Dr. Beddoe (Anthropological Review XXV, 121) fanden in einer derselben Haufen menschlicher Gebeine, meist von Kindern und jungen Leuten, zerhackt in Stücke, die Markknochen gespalten. Diese Kannibalen, in einem wildreichen Lande wohnend, jagten nicht blos ihre Feinde, sondern sie stellten sich selbst nach, fraßen in Ermanglung anderer Opfer ihre eigenen Weiber und Kinder. Gewisse Knochen schienen erst einige Monate alt zu sein. Diese Wilden, von welchen noch viele am Leben sind, der Schrecken der umwohnenden Stämme, lauerten an Wegen und Tränkeplätzen versteckt den Frauen, Kindern und Reisenden auf. Um die Löwen zu tödten, brachten die Unmenschen gefangene Kinder oder Weiber in die Fallgruben, wo sich die Löwen fingen, aber den Köder auffraßen. Das Schlachten der Opfer wurde ganz metzgermäßig betrieben, dieselben meist gekocht. Früher scheint eine bedeutende Anzahl südafrik. Stämme der Anthropophagie ergeben gewesen zu sein, über welche auch der Engländer Salomon, die Franzosen Arbousset und Daumas

ber. haben. 1832—35 machten die Maori von Neuseeland Raubzüge nach den Chatam-Inseln, um die dort lebenden More-ore zu verzehren, beobachteten aber eine gewisse Diskretion, begünstigten die Schließung von Ehen, um auf längere Zeit sich Nahrungsvorrath zu sichern. Die More-ore nahmen daher nicht merklich ab, fanden sich darein und behielten auch ihre Fröhlichkeit; hingegen seit der engl. Besitznahme, 1840, nehmen sie rasch ab und werden bald ausgestorben sein. Ein Fidschihäuptling, der von einem englischen Kapitän wegen Kannibalismus getadelt wurde, rief aus: „Alles das ist sehr gut für Euch, die ihr Ochsen in eurem Lande habt, so viel ihr wünscht; der Tadel wird Euch leicht. Hier aber gibt es keine andern Ochsen als die Menschen.“ Die Fidschis essen, um das Menschenfleisch verdaulicher zu machen, nach Seemann, dazu die Früchte von Solanum Anthropophagorum. Die Neucaledonier sind nach v. Frauenfeld äußerst lüstern nach Menschenfleisch, auch alle Frauen, denen dieser Genuß verboten ist und die selbst weggeworfene Knochen benagen. Die abscheuliche Sitte scheint durch eine Hungersnoth entstanden und dann permanent geworden zu sein. Man führt Krieg und sucht durch List und Verrath Individuen der Nachbarstämme in die Gewalt zu bekommen; bei manchen Stämmen sind auch unfruchtbare Frauen zum Verzehren bestimmt. Die Battas und Karaiben verzehrten ihre hilflosen Eltern. Dr. Friedmann in München versichert, daß bei den im Nordosten Sumatras wohnenden, etwa 230,000 Seelen zählenden Bottas die Anthropophagie noch im vollen Gange sei, während die meisten übrigen Bewohner Sumatras friedlich und barbarischen Sitten abhold seien. Die Battas sind Menschenfresser nicht aus Mangel an Wild und Zuchtvieh, sondern weil ihnen Menschenfleisch vom köstlichsten Geschmack dünkt und aus Rachelust. Sie schneiden den lebenden Opfern (Dieben, Ehebrechern, Gefangenen) Stücke Fleisch aus dem Leibe und verzehren es noch warm mit Pfeffer und Salz; früher soll es gekocht oder gebraten worden seien. Am schmackhaftesten sei das Fleisch der Malayen; Frau Ida Pfeiffer, die zu den Battas reiste, wurde nur deshalb nicht verzehrt, weil sie sie für eine Hexe hielten. Die B. erzählten Junghuhn, sie empfänden unbeschreiblichen Genuß und die größte Beruhigung, wenn sie ihre Messer ziehen, um einen Gefangenen lebend zu zerstückeln und so ihre Rache zu kühlen. Die Indianer Brasiliens, welche Jean de Lery im Anfang des 17. Jahrh. besuchte, nährten und pflegten ihre Kriegsgefangenen aufs beste, ließen sie auch an ihren Jagden &c. theilnehmen, gaben ihnen selbst ihre Frauen und Töchter. Waren sie dann gut genährt, so wurden sie an einem Feste geschlachtet, in Stücke geschnitten und diese im Rauche zum Genusse getrocknet; die alten Weiber sammelten das abträufelnde Fett. Auch nordamerik. Indianer waren Anthropophagen und der Schluß eines Mohicanerliedes fordert zum Trinken des Blutes und Essen des Fleisches der Feinde auf.

Unter den alkoholischen Getränken nimmt der Traubenwein den ersten Rang ein. In den Tropenländern liefern verschiedene Palmen den Palmwein, die germanischen Völker brauen aus verschiedenen Getreidearten Bier, eben so die Tibeter und die Neger, die Germanen hatten schon in sehr alter Zeit den Meth, in Indien gewinnt man aus Reis Arak, in Amerika aus den Zuckerrohr Rum; andere geistige Getränke der Tropenvölker sind die Kava, Chicha, der Saki, Tari. Die Mongolen bereiten aus Pferdemilch ihren Kumiß. — Die Inder verstanden schon vor der christlichen Zeitrechnung Rohrzucker, Rum und Arak zu bereiten. Branntwein war im 16. und 17. Jahrh. selbst bei den vornehmen Russen das Hauptgetränk; Alles betrank sich viehisch, selbst Priester nnd Kinder; viele Betrunkene blieben vor der Schenke im Schmutz liegen und erfroren Nachts. Auch jetzt noch herrscht dort ungemeine Trunksucht, mehr bei den Handwerkern als den Bauern, die größten Säufer und durch den Branntwein am meisten entnervt sind die Weißrussen. Die Kamtschadalen bereiten aus dem Pilz Machomor, Agaricus acris Lin. einen berauschenden Branntwein, in dem sie sich manchmal zu todt trinken. Zur Herstellung des Kawitrankes kauen die Weiber der südamerikanischen Wilden Mais, Bataten oder Mandiocca und spucken das Gekaute in eine Art Faß, gemacht aus dem ausgehöhlten Stück eines Bombarbaumes. Dann läßt man die Masse mit warmem Wasser in Alkoholgährung übergehen. Das am Tocantins aus Mandioccakuchen bereitete Marири schmeckt fast wie junges Bier. Sorbet, Scherbeth wird für das geringe Volk aus Wasser mit Honig oder Citronen bereitet, für die Reichen auf verschiedene Weise mit vielerlei Frucht- oder Blüthensäften, nach Wunsch süß oder sauer, manchmal mit Zusatz von Aromen, auch in Syrup- oder Geléeform und ist ein ganz allgemeines Bedürfniß im Orient.

In Pflanzen sehr verschiedener Familien finden sich Theeïn oder verwandte sanft erregende Stoffe und wir bereiten aus ihnen Thee, Kaffe, Chokolade, Maté (Paraguaythee). Andere Gewächse liefern Gewürze oder enthalten Cumarin oder narkotische Stoffe, welche letzteren bei häufigem Genuß verderblich wirken. Nach v. Bibra d. narkot. Genußmittel u. der Mensch, Nürnb. 1855 werden die Kaffeblätter zu Aufgußgetränk von 2 Mill. Menschen benutzt, Paraguaythee trinken 10 Mill., eben so viele brauchen die nun auch in Europa aufkommende Coca. Die Cichorie trinken entweder rein oder mit Kaffe gemischt 40 Mill., 50 Mill. genießen den Cacao, entweder als Chocolade oder in anderer Form. Kaffe wird von 100 Mill. getrunken und eben so viele kauen Betel oder seine Surrogate, 300 Mill. essen und rauchen Haschich, 400 Mill. Opium, 500 Mill. trinken chinesischen Thee (Aufguß der Blätter von Th. sinensis; Th. viridis, Bohea, stricta sind nur Varietäten.) Alle bekannten Völker

brauchen den Tabak, meist rauchend, dann schnupfend oder kauend. Ernährungsfähigkeit haben alle diese Substanzen mit Ausnahme des Cacao nicht. — Aus den Samen der Guarama, Paullinia sorbilis, Fam. Sapindaceae macht man Brode, die zu einem Tranke angerieben werden, der anregend und kräftig wirken soll. Andere Paullinien sind narkotisch giftig. Den Fahan-Thee liefern die Blätter einer parasitischen der Vanille verwandten Orchidee auf Bourbon; er wird von den Afrikanern als Arznei und Getränk benutzt, wie Kaffee oder Thee. Diese Blätter enthalten Cumarin, was sich auch in den Tonkabohnen, Diperix odorata, Melilotus officinalis, Asperula odorata (Waldmeister) findet. Vom Kath, Celastrus edulis brauchen die Araber die Blätter zu Thee oder kauen sie. Lactucarium kommt von Lactuca sativa (Salat), virosa, Scariola. Erythroxylon Coca in Peru wurde schon zur Zeit der Eroberung allgemein gebaut, soll sättigen, Kraft geben, den Kummer vergessen machen. Man kaut die Blätter, oft mit fein gepulvertem Kalk oder reibt sie zu Pulver. Coca regt die Nerven auf und zerrüttet sie zuletzt wie Haschisch und Opium und sein Genuß wird zur Leidenschaft. Die Frauen in Oberamazonien ergeben sich sehr dem Genuß des Ypadú, wie die Coca dort heißt und da die Leute, die ihm verfallen, schlecht angesehen sind, wird er geheim gehalten. Opium hat die Chinesen, der Branntwein die Indianer und andere Völker heruntergebracht, das übermäßige Tabakrauchen und Kaffetrinken entnervt die Orientalen. Der indische Hanf, Cannabis indica, von dem das Haschisch kommt, gleicht ganz dem gewöhnlichen Hanf, ist aber größer und entwickelt andere chemische Eigenschaften. Man gebraucht das Harz (Churrus), ißt und raucht es, zieht auch fettes Extrakt zu verschiedener Verwendung daraus. Haschisch regt angenehm auf, reizt zum Lachen, steigert die Eßlust, Manche macht es streitsüchtig, mordlustig. Die Sinne werden übernatürlich fein und scharf, Raum- und Zeitmaaß schwinden, Gemälde nehmen den Schein des Lebens an und v. Bibra konnte an seinem Taschentuch, es zusammenfaltend und auseinander legend Alles sehen, was er wollte, Menschenköpfe, Thiere aller Arten. Er glaubt, daß jene Fakire, welche lange und unbeweglich auf Säulen stehen, sich lebendig begraben lassen, dieß durch H. bewirken, indem dasselbe nach O'Schaugnessy auch Katalepsie erzeuge. Von Tabakspflanzen werden am meisten cultivirt Nicotiona Tabacum, macrophylla, rustica, quadrivalvis. In Südamerika sieht man fast keine Pfeifen, sondern nur Cigarren, selten aber Cigarros puros wie sie die unsern nennen, sondern kleine Papier- und Maisstrohcigaretten. In Nordamerika, dem größten Theil von Afrika, fast ganz Asien braucht man Pfeifen, doch gewinnen auch hier die Cigarren Boden. Die Betelnuß liefert Areca Catechu, das Betelblatt Piper Siriboa oder Piper Betel; dazu kommt dann Kalk. Die Catechu von Nauclea Gambir heißt

Gambir, die von Acacia Catechu heißt Kaschu. Das Betelkauen der Malaien färbt die Zähne schwarz. In Afrika kaut man Gura-Gola- oder Kolanüsse: die Früchte der Sterculia acuminata, in Neuseeland und Congo verschiedene Harze, in Schweden das von Fichtenstämmen gewonnen Tugglada zum Reinigen der Zähne und Frischhalten des Mundes. Bekannt ist, daß namentlich in einigen deutsch-österreichischen Ländern die Leute weissen Arsenik zuerst in kleinen, dann in steigenden Gaben genießen, die für einige Zeit gutes Aussehen und größere Kraftleistungen bewirken, zuletzt aber doch Siechthum herbeiführen und wenn einmal begonnen nicht mehr ausgesetzt werden können, ohne Hinfälligkeit zu erzeugen. — Zusatz von Gewürzen an die Speisen ist besonders in den heißen Ländern geboten, wo die regelmäßige Funktion des Magens so leicht gestört wird. Allbekannt sind Pfeffer, Ingwer, Zimmt, Gewürznelken, Muskatnuß ꝛc. im Alterthum Silphium. Der Handel mit den Silphium, dem eingetrockneten Milchsaft einer Doldenpflanze, welchen die griechischen und römischen Feinschmecker als Gewürz ungemein hoch schätzten und theuer bezahlten, brachte den 700 Jahre v. Chr. gegründeten nordafrikan. Staat Kyrenaika zu hoher Blüthe. Die Pflanze ist vielfach auf seinen Münzen abgebildet und wird von Oersted Narthex Silphium genannt. Ihre Cultur gelang nie, man konnte sie nur wild sammeln und diese Doldenpflanze von ganz eigenthümlichem Habitus, mit dem der Pflanze, welche die Asa foetida liefert, (Narthex Asa foetida) übereinstimmend, wurde in unserer Zeit nicht mehr gefunden. Bastians und Hartm. Ztschr. III, 197. Schroff in Wien will die Silphiumpflanze in Thapsia garganica finden.

Kleidung, Schmückung, Verunstaltung des Körpers.

Die Nothwendigkeit der Bekleidung ergibt sich hauptsächlich für die Bewohner der gemäßigten und kälteren Länder, obwohl auch die meisten Völker der heißen Zone fast nie ganz nackt gehen; zu der primitivsten Kleidung lieferten Blätter, Rinden, Thierfelle, sehr bald auch einfache Gewebe das Material. Die Kleidung entspricht im Ganzen dem Bedürfniß und dem Klima, aber sie drückt zugleich in ihrer Art den Geist, die Gesinnung, den Geschmack der Völker und Zeiten aus, ist demnach steif oder frei, häßlich oder schön, einfach oder prächtig. Auf der ganzen Erde sind die Frauen etwas anders gekleidet als die Männer, obschon die Unterschiede oft sehr gering sind. Selbst bei den Kalmüken, wo die Kleidung beider Geschlechter im Wesen

gleich ist: Hose, bis zu den Knieen reichender Rock, darüber ein nachtrockähnliches Oberkleid, ist wenigstens der weibliche Rock durch größere Länge und mehr Verzierung verschieden. In Uebereinstimmung mit dem beweglichen Geist der Abendländer wechselt ihre Kleidung und Haardressur fortwährend, die der Chinesen, Perser, Araber und anderer Orientalen hat sich seit Jahrtausenden fast nicht verändert. Auch bei den rohesten Völkern tritt ferner die Neigung hervor, sich zu schmücken und der Schmuck kann an der Kleidung oder am Leibe angebracht werden.

Bei den Thieren werden Bekleidung, Schmuck und Farben durch den unbewußten Bildungstrieb naturgesetzlich erzeugt, beim Menschen sind Kleidung und Schmuck theilweise bewußte Produkte auf dem Grund der ethnologischen Beschaffenheit, der bestimmten Kulturstufe und äußrer Verhältnisse, zugleich mit letzteren wechselnd, was Mode heißt, die oft mit leisen Anfängen beginnt, einige Zeit herrscht, dann wieder verschwindet. Oefters kehren Moden früherer Zeiten zurück, aber wohl nie ganz in der gleichen Form. Manche Verzierungen (oder Verunzierungen) erinnern an Naturgegenstände, wie z. B. jener Kopfputz altfranzösischer Damen, von welchem Vertot spricht, mit seinen Gerüsten, Apparaten, Hörnern und ist nicht die Tätowirung vergleichbar den farbigen Bändern, Streifen, Zeichnungen vieler bunt bemalten Thiere? Die Kleidung der östlichen und südlichen Völker, sagt Hallé, ist stets so gewesen, daß sie auf den Schultern ruhte und befestigt war, von da auf den übrigen Körper herabfiel und durch Gürtel gehalten ward. Die Kleidung der nördlichen Völker hingegen war immer in 2 Stücke abgetheilt, davon das eine die untere Hälfte des Körpers bedeckte und über den Hüften befestigt das ausmachte, was wir den Rock (la jupe) nennen, das andere aber auf den Schultern ruhte, bis an den Gürtel an den Körper anschloß und dann über den Rock mehr oder weniger herunterlief. Der Rock (man muß namentlich für das männliche Geschlecht beifügen, das Beinkleid) war wenigstens früher der unterscheidende Charakter der nördlichen und südlichen Kleidung. Am complicirtesten ist die Kleidung in der nördlichen Polarzone. — Das erste Kleidungsstück war die Schürze, oder ein kurzer Rock um die Hüften, auch das Fell eines Thieres als Mantel über den Rücken geworfen. In wärmeren Ländern verarbeitet man mehr Pflanzenfasern, in kältern braucht man mehr Haare und Wolle zur Kleidung. Renthierfell hält nach Hall, der bei den Eskimos gelebt hat, unglaublich warm; pelztragende Völker, von Böhmen und Schlesien bis an die chinesische Grenze sind immer voll Läuse. In China und Indien tragen die Reichen wie bei uns die Frauen viel Seide. Von den

vegetabilischen Kleidungsstoffen sind Baumwolle und Lein die wichtigsten, bereits bei den Aegyptern, Phönikern, Juden war die Leinwand in allgemeinstem Gebrauche, man wußte im ganzen Morgenlande sie von höchster Feinheit, halb durchsichtig zu erzeugen, sie bunt zu färben, zu sticken, auch mit Goldfäden. Aus dem Orient kam die Cultur des Leins nach Europa und damit wurde auch das Lumpenpapier möglich. Hemden kamen seit den Kreuzzügen auf, Strümpfe sind von Schottland ausgegangen.

Selbst die nackten Wilden Amazoniens tragen zum Schmuck doch Ringe um Arme und Beine, die Dajaks auf Borneo Kupferringe, Goldzierrathen, Schmucksteine, andere Wilde stecken in Unterlippe, Ohren, Nasenflügel Holzscheiben, Muscheln, Zähne, Vogelfedern, Knochenstifte, Blumensträuße. Viele barbarische oder wilde Völker bemalen sich den Leib oder tätowiren sich die Haut; die Tätowirung ist oft eine für Tapferkeit erlangte persönliche Zier, wie unsere Uniformen und Orden. Die Schmucksachen, Goldfiguren der Centralamerikaner, von welchen bereits Colomb spricht, sind theils aus reinem Golde, theils aus Guanin gemacht, einer Mischung von Gold und Kupfer mit etwas Silber. Man fand auch in neuer Zeit in den alten Gräbern von Chiriqui und anderwärts solche Schmucksachen. Die Botocuden bemalen ihre Haut gelbroth mit dem Farbstoff der Bixa Orellana, sie und die Indianer am Amazonas blauroth mit dem Farbstoff der Genipabafrucht; auch Eisenocker dient zum Bemalen, wie schon die Renthiermenschen an der Schußen wußten. Die Elegants unter den Odschippiwähs entwickeln beim Malen nach Kohl erstaunliche Erfindungskraft, so daß ihr Gesicht alle Tage mit anderen Farben und Zeichnungen, meist bizarrsten Geschmackes bedeckt ist; Weiber, Mädchen, Greise bemalen sich nur bei Festen. Die Tataren in Armenien färben oder beizen sich die Nägel an Händen und Füßen roth, Malaien färben die Zähne schwarz denn weiße Zähne gelten als „Hundszähne" für häßlich.

Die ungeheuern Perücken der Cafusos haben Spix und Martius Reise S. 215 beschrieben. Sie stehen $1^1/_2$ Fuß empor und das Haar besonders gegen das Ende hin ist halb gekräuselt. Ihr Gesicht gleich mehr dem Neger- als Amerikanergesicht, doch sind die Lippen nicht aufgeworfen, obwohl dick, bie Beine schwach, Brust und Armmuskeln kräftig. Aehnlichen kolossalen Haarwuchs zeigen nach Pöppig die Cocamas am untern Huallaga. Die Römer und Römerinnen trugen Perücken und Chignons von dem beliebten blonden Haar der Germanen, haßten aber gleich den Griechen die rothen Haare. Dante spricht manchmal von dem Luxus in Kleidern und Schmuck der florentinischen Frauen, die unter Anderem die Gewohnheit hatten, Locken von gelber oder weißer Seide statt der natürlichen auf der Stirne zu tragen. Es scheint zu jener Zeit in

manchen Städten Italiens auch Mode gewesen zu sein, sich das Gesicht mit Oelfarbe und Firniß zu bemalen.

Tätowirung findet bei den Indianern beider Amerikas, in Hinterindien, am meisten bei den Polynesiern statt; 1871 wurde in Wien, München, Leipzig ein „tätowirter Mann" gezeigt, der Suliote Georgius Constantine, in Albanien geboren, der an der französischen Expedition nach Cochinchina Theil nahm, dann des Goldsuchens wegen in Hinterindien tiefer eindrang und mit seinen Gefährten in die Gewalt der Regierungstruppen fiel; neun wurden hingerichtet, drei zur Tätowirung verurtheilt. Die furchtbar schmerzhafte Operation dauerte 3 Monate, täglich 3 Stunden; einer unterlag, der zweite wurde blind, Constantine konnte nach längerer Einkerkerung entfliehen, gelangte nach China, von da nach Europa; Dr. Kaposi hat in der Wiener medizin. Wochenschrift über ihn berichtet. Seine Haut ist mit 380 Figuren bedeckt, alle in blauer Farbe, die verschiedensten Thiere, Früchte, Blumen rc. darstellend, durch einen gewandten Künstler ausgeführt. Oefter werden Verbrecher in Burmah tätowirt und erhalten eine breite Inschrift über die Brust; auch manchen Europäer widerfuhr dieses schon. Die Operation geschieht mit einer langen Stahlnadel, die an einem Ende getheilt ist, am andern die blaue oder rothe Flüssigkeit enthält. Journ. of the A. I. 1872, p. 228.

Der schiefe Geschmack mancher Völker hält gewisse Verunstaltungen für schön, wie die Verkrüppelung der Füße chinesischer Mädchen, das Zusammendrücken des Kopfes der Neugeborenen bei den alten Peruanern, manchen Rothhäuten, wahrscheinlich auch bei den Hunnen, das Plattdrücken der Nase bei Buschmännern, Hottentotten, manchen Polynesiern, Tataren, Hunnen, das Langziehen der Ohren, das Ausbrechen oder Abfeilen der Schneidezähne. Die Batokas in Südafrika brechen nach Livingstone, um ihr Gebiß dem des von ihnen geliebten Rindviehes ähnlicher zu machen, die obern Schneidezähne aus, während sie sonst dem Zebra gleichen würden, welches sie hassen. Andere Neger feilen die Schneidezähne spitz zu. Manche Neger, Neuholländer, Tongainsulaner schneiden sich in Folge religiöser oder abergläubiger Vorstellungen einzelne Fingerglieder ab. Die Narben, welche bei manchen Negervölkern durch Ausschneiden eines kleinen Hautstreifens und dann Zusammenheilen der Hautränder erzeugt werden, sind ein theils nationales, theils persönliches Wappen. Bei den Türken geben die Hebammen dem Kopfe durch eine enge Binde eine runde Form, weil auf dieser der Turban besser sitzt. Bei den Makrocephalen am schwarzen Meere galt die künstliche Verunstaltung des Kopfes als ein Zeichen des Adels; ebenso bei manchen Amerikanern. Bei den Hunnen unter Attila fand sie nach Fitzinger häufig statt, nach Thierry wahrscheinlich in der Ab=

sicht, diese dem herrschenden Volke, den Mongolen ähnlich zu machen, nach Foville besteht sie in manchen Theilen Frankreichs noch jetzt. (S. Gosse, Essai s. l. deformat. artific. du crâne, Par. 1855.) Den makrocephalen Schädel eines Weibes aus einem angelsächsischen Grabe von Harnham in England bildet Barnard Davis ab; s. Ecker's u. L. Archiv II, 19. Makrocephalen nannten die Alten einen Volksstamm, welcher den Kopf durch Druckbinden rc. künstlich verlängerte; dolichocephal heißt der von Natur lange Kopf. Ein anderer Makrocephalus fand sich in einem fränkischen Kirchhof zu Niederolm, andere in alten Kirchhöfen der Krim. Die Verunstaltung wurde überall in der frühesten Kindheit vorgenommen. Solche findet auch auf den Philippinen und Carolinen statt; die Urstämme von Nord-Selebes (wie man nach Riedel's Bemerk. schreiben muß, nicht Celebes) platten die Schädel ihrer Kinder nicht ab, wohl thun dieß die späteren Einwanderer einiger Distrikte. Künstliche Erweiterung des Ohrläppchens kommt bei weniger civilisirten oder wilden Völkern der verschiedensten Zeit vor, entweder um eine Rundschnur aus den Ohrläppchen zu bilden, wie man dieß an Bildern des Buddha sieht oder hauptsächlich um in das erweiterte und durchbohrte Läppchen größere Gegenstände einstecken zu können. Auf der Osterinsel war dieses ganz gewöhnlich, das Verfahren kommt auch in Vorder- und Hinterindien, Ceylon, den Sundainseln, in Polynesien und Melanesien, Centralamerika, Paraguay vor; nach Bildern, die man hat, auch bei den Etruskern, Aegyptern, Griechen und Hebräern. Park Harrison in Journ. of the A. I. 1872, p. 190.

Ueb. d. Verkrüppelung der Füße d. Chinesinnen (wobei die 4 kleineren Zehen untergebogen werden) s. Welcker's Abh. in E. u. L. Arch. IV, 221. „Wir wundern uns über den Gebrauch einer so geschmacklosen und mit so vielen Unbequemlichkeiten verbundenen Verstümmelung, doch wir vergessen, daß es weit edlere Organe sind, welche durch die bei uns gebräuchliche Art des Schnürens verkümmert werden." Nach Stricker (ibid. IV, 241) wird durch die chinesische Fußverkrüppelung der Schwerpunkt des Körpers nach vorn verrückt, indem er die Ferse erhöht. Sie wird nur bei den Chinesen geübt, nicht bei den Tataren, wo die Beamten keine Frau mit verkrüppelten Füßen heirathen dürfen, eine solche auch im kaiserlichen Palast zu Peking keinen Eingang findet. Bei den Chinesen hingegen wäre ein Mädchen zur Ehelosigkeit verurtheilt, wenn ihre Füße nicht verkrüppelt würden. Nach Morache (Pekin et ses habitans, Par. 1869) wäre der Grund dieser eingewurzelten Sitte in einer vorgestellten Beziehung zu den Geschlechtstheilen zu suchen, einmal gilt es für sehr obscön, den nackten Fuß eines Frauenzimmers zu sehen, dann sollen sich bei der durch die Verkrüppelung gebotenen sitzenden Lebensweise die Geschlechtstheile stärker ausbilden.

Die Wohnungen.

In den meisten Gegenden ist der Mensch gezwungen, sich Wohnungen zu bereiten. Manche wandernde Wilden am Amazonenstrom und in Indien haben keine feste Wohnung, sondern schlafen auf der Erde oder auf Bäumen, deren Zweige sie als Dach über sich biegen, die Buschmänner in Erd- oder Felslöchern; die Australier, Hottentotten und manche Araberhorden in Algerien bauen sich schlechte Hütten aus in die Erde gesteckten zusammengebogenen Aesten. Die Beduinen und die sibirischen Nomaden wohnen in Zelten aus Thierhäuten oder Filz, die Eskimos und Grönländer im Sommer in Zelten aus Walroß- oder Seehundshaut. Häuser aus Holz oder Stein gehören schon einer gewissen Stufe der Civilisation an. Vom einfachen Hause kommt es dann durch alle Zwischenstufen bis zum Palast und zur Kunsthalle, colossalen der Industrie dienenden Gebäuden, zur Caserne und Festung, welche Hunderte und Tausende von Menschen aufnehmen können. Aus der Vereinigung menschlicher Wohnungen auf gedrängtem Raume gehen die Dörfer, Flecken, Städte hervor, letztere oft von riesigen Dimensionen, wie in der alten Zeit Babylon, Ninive, Theben, Rom, in der neuen Peking, Jeddo, London, Paris, mit Millionen von Einwohnern, in welchen neben der höchsten Verfeinerung die tiefste Rohheit, neben Pracht und Reichthum bedauernswerthes Elend, alle Formen und Zustände der Gesellschaft und gewissermaßen alle Phasen der Geschichte sich dicht nebeneinander finden. Ninive aus einzelnen Städten oder Palastgebieten bestehend, die jetzt als kolossale Ruinenhügel sich darstellen, nahm einen Raum von 12 Quadratstunden, Babylon sogar von 24 Stunden ein, umschloß aber innerhalb seiner Mauern große zu Anpflanzungen bestimmte Räume. Das gegenwärtige London ist an Bevölkerungszahl wohl die bedeutendste Stadt, welche die Erde je gesehen hat.

Auf Cypern höhlten die ältesten Bewohner in den grottenreichen quaternären Meersandstein Wohnungen, Tempel und Gräber aus, in Felshöhlen lebten z. Th. die Guanchen. Livingstone fand angeblich in Rua, nördlich vom Monrosee einen in unterirdischen Höhlen lebenden Volksstamm; die Wände der Höhlen seien voll Thierzeich-

nungen. Die Itälmen und Tschuktschen bauen Winterwohnungen in die Erde 3—5 Fuß tief. Die Sommerzelte der Grönländer werden mit Häuten, der Itälmen mit Stroh bedeckt. Die Eskimos leiden in ihren Schneehütten viel mehr bei Thauwetter durch die Nässe als bei strenger Kälte. Die Wärme steigt nach Parry in denselben bis + 38°, während außen die Temperatur — 28° war. Die Bassaneger auf der Insel Loko im Benue hauen bei einigen nebeneinander stehenden Bäumen die ersten Aeste in gleicher Höhe ab und bauen darauf eine bienenstockförmige Hütte. Die Indianer am Orinoko errichten zwischen 3—4 nahe beisammen stehenden Palmen einen Boden als Wohnstätte und einen zweiten darüber als Decke. Pfahlbauten unserer Zeit hat man gefunden in Hinterindien, Neuguinea und einigen Gegenden Südamerikas. Die Indianer der Goajiro-Halbinsel im äußersten Norden Südamerikas bauen nach A. Ernst an den Meeresküsten und Lagunen ihre armseligen Hütten z. Th. auf einem Pfahlwerk in 3—4 Fuß tiefem Wasser, namentlich um der entsetzlichen Insektenplage zu entgehen. Dieß fiel schon 1499 Alonzo de Ojida auf, welcher bemerkt, daß jedes Haus der Dörfer eine Zugbrücke hatte und die Bewohner in Booten mit einander verkehrten. Man nennt noch jetzt 12 Stämme, die etwa 100,000 Köpfe zählen und nie bezwungen wurden. In Argentinien sah Strobel zwar keine Pfahlbauten, die stets im Wasser stecken, aber solche, die immer im Trockenen bleiben und solche, die zeitenweise von Wasser umspült werden. Eisenbahnmagazine sind z. Th. auf Pfählen gebaut, ebenso eine von Genuesen bewohnte Vorstadt von Buenos-Ayres.

Gewerbe, Handel und Verkehr.

Die zahlreichen Gewerbe bezwecken theils die Gewinnung von Naturprodukten, wie Land- und Bergbau, Viehzucht, Jagd und Fischfang, theils deren Umformung und Zurichtung zu Genuß und Gebrauch; die Gewerbe, deren Inbegriff die Industrie ist, zielen auf das Nützliche, die Künste auf das Schöne und der Handel verbreitet sowohl die rohen, wie die durch Hand- und Maschinenarbeit umgeformten Produkte. Anfänglich sehr einfach, haben die Gewerbe ihre Vervollkommnung hauptsächlich durch die Fortschritte der Mechanik, Physik und Chemie erhalten. Die Beobachtung der Handlungen und Organe der Thiere mag den Urmenschen zu Nachdenken und theilweise Nachahmen angeregt haben, aber die menschliche Intelligenz ging bald darüber hinaus

zu eigenen Erfindungen, um die Stoffe zu bezwingen, ihre Form und Substanz zu verändern, ihre Auflösung, Gährung, Verbrennung ꝛc. herbeizuführen. Zuerst wandte man zur Bewegung der Körper nur Menschen- und Thierkräfte an, bald erfand man Hebel, Welle, Rolle, Rad und unzählige Maschinen immer complicirteren Baues, eine oder mehrere Funktionen zugleich ausführend, denn die Handarbeit genügt nur bei ganz primitiven Zuständen. Anfänglich benutzte man zur Bewegung außer den Thier- und Menschenkräften nur starre Körper, erst viel später Wasser, Luft, Dampf, auch Elektrizität. Nach den Himmelsstrichen, Bedürfnissen, der Kulturstufe und dem Volkscharakter arten sich die Gewerbe sehr verschieden; ihre Ausübung, in der frühesten Zeit ganz frei, concentrirte sich später in Kasten und Zünften zu innigerer Verbindung und Ausschließung fremder Concurrenz und es mischte sich auch der Staat durch Oberaufsicht und Concessionsbewilligung ein. In neuester Zeit richtet sich der Trieb auf unbeschränkte Gewerbsfreiheit und will selbst dann keine Beschränkung dulden, wenn wie bei Aerzten, Apothekern, Baumeistern, Buchdruckern das öffentliche Wohl gefährdet werden kann.

Von dem unbearbeiteten Stein, mit welchem harte Früchte und Knochen zerschlagen wurden, beginnt eine zusammenhängende unabsehbare Reihe immer künstlicherer, zweckmäßigerer Werkzeuge bis hinauf zu den gewaltigen Maschinen, mit welchen der Mensch die Naturschätze gewinnt und verarbeitet, sich seine Wege über Land und Meer und durch die Gebirge bahnt und auch zerstörend in das Leben von Seinesgleichen eingreift. Wer einen Begriff von der erstaunlichen Fülle und sinnreichen Einrichtung der Maschinen des 19. Jahrh. erlangen will, vergl. nur die betreffende Abth. im Bilderatlas zum Brockhaus'schen Convers.-Lex. — Die Assyrer, Babylonier, Aegypter wußten durch Anwendung zahlreicher Menschenkräfte und einfacher Apparate allerdings auch sehr große Lasten auf bedeutende Höhen zu schaffen; leichter und sicherer geschieht dieses durch die Maschinen der Neuzeit, wie z. B. 1872 die Hebung der 35,000 Centner schweren Rotunde des Industriepalastes in Wien. Die Wissenschaft und die Praxis haben zur Construktion der Maschinen geführt und diese wieder zum Fortschritt der Praxis und Wissenschaft. In Lyon wollten die Seidenarbeiter den berühmten Vaucanson, den Automatenverfertiger, steinigen, weil sie seine Maschinen fürchteten; da verfertigte er einen Esel, der ein geblümtes Zeug webte.

Die ersten Gewerbe waren Landbau, Viehzucht, Jagd und Fischfang. Sehr viele unserer **Kulturpflanzen** stehen mit religiösen Vorstellungen in Verbindung, waren Göttern und Göttinnen geheiligt. Reis wird seit uralter Zeit in China und Indien gebaut, kam durch die Perser an den Oxus und Euphrat, durch die Araber nach Aegypten und Spanien, von da nach Italien. Der Mais, aus Amerika stammend, ist über Südamerika und Asien bis nach China, Japan und Innerafrika vorgedrungen, die indische Mohrenhirse, Sorghum, kam schon um die Zeit des Plinius nach Italien, der Buchweizen, aus Mittelasien stammend, kam wahrscheinlich mit den Mongolen nach Europa. Asiatisch ist der Weizen, südosteuropäisch der Roggen. Die Linse wurde schon bei den ältesten semitischen Völkern und den Aegyptern kultivirt, die Erbse ist aus Mittelasien nach Europa gelangt. Im Orient, selbst am persischen Hofe, gebrauchte man außer Kümmel, Silphium ꝛc. sehr viel Knoblauch und Zwiebeln, ebenso in Aegypten, Griechenland, Italien.

Schon der Kaiser Marcus Aurelius ärgerte sich über den Knoblauchgestank, das Geschrei und Tumultuiren der Juden, wie **Hehn** S. 125 anführt. Mit der höheren Bildung und feineren Sitte stellte sich dann nervöser Widerwille dagegen ein und man hielt das Zwiebelnessen für bäuerisch. Auch heut zu Tage lieben die Bauern in Italien und Spanien den Knoblauch, den die Gebildeten kaum oder nur wenig brauchen, Spanier, Russen, Türken, Orientalen (auch ihre Vornehmen) sind noch jetzt Zwiebelesser. In Europa heimisch sind die Möhre, Artischoke und der in so viele Varietäten entwickelte Kohl. Eine orientalische Pflanze ist der Safran, den Griechen schon in der Heroenzeit bekannt, und ihnen durch semitische Kaufleute zugekommen. Die Heimath des Hopfens, der jetzt überall verwildert vorkommt, setzte Linné nach Asien; vielleicht ist er mit den Slaven nach Europa gekommen. Im 8. und noch mehr im 9. Jahrh. gab es in Frankreich und Deutschland schon Hopfengärten und der Hopfen wurde allgemein beim Brauen des Bieres gebraucht, welches dadurch einen von den alten Bieren der südlichen Völker wesentlich verschiedenen Charakter erhielt. Die Aegypter kannten den Hanf nicht, ebensowenig Phöniker und Juden. Er stammt aus Bactrien und Sogdiana, den Gegenden am Aral- und Kaspisee, wurde von Skythen gebaut, die sich auch damit berauschten, die Thraker webten Kleider aus seinen Fasern. Die Luzerne stammt aus Medien, fast alle bei uns gebräuchlichen Cucurbitaceen aus dem

wärmeren Asien, manche kamen schon früh nach Europa und sind bis auf den heutigen Tag namentlich bei den östlichen Völkern beliebt, die Melone soll die Tatarei und den Kaukasus zur Heimath haben. Tulpen und Balsaminen kamen durch die Türken nach Europa, die Gartennelke verbreitete sich von Süditalien aus; die Rose aus Persien, die Lilie aus Vorderasien stammend, waren den Griechen schon zur Zeit Homer's bekannt.

Die Baumzucht mußte die Seßhaftigkeit der Menschen, welche der Ackerbau anbahnte, besiegeln; auch Nomaden können bald hier, bald dort flüchtig Stücke Land besäen und es nach der Ernte wieder verlassen, aber durch Zucht und Pflege der Bäume ist der Mensch an bestimmte Stellen gebunden und gelangt zum Begriff des persönlichen Eigenthumes, mit welchem zugleich Abgrenzung desselben und Erbauung festerer, bleibender Wohnungen aus Stein verbunden ist.

Die Dattelpalme wurde erst durch die Hand des Menschen dazu gebracht, süße und eßbare Früchte zu tragen und zwar in Babylonien, wo meilenlange Palmenwaldungen bestanden. Von da gelangte der Baum nach Phönikien, an das rothe Meer, Nordafrika und Südspanien. Die Dattelpalme, „der Bruder des Menschen" gedeiht nach einem arabischen Sprüchwort nur, „wenn sie ihren Fuß im Wasser und ihren Kopf im Feuer badet." Artesische Brunnen zur Bewässerung der Dattelpalmenpflanzungen existiren in der Sahara seit undenklicher Zeit, sie werden bis zu einer Tiefe von 60′ mühsam gegraben, der unterirdische Wasserspiegel ist gewöhnlich von einer Gypsbank bedeckt, deren Durchbrechung unter religiösen Feierlichkeiten von einem Marabout geschieht. Die Franzosen haben eine große Zahl artesischer Brunnen mit Bohrapparaten eröffnet. In diesen unterirdischen Wassern lebt ein kleiner Cyprinodon (C. cyanogaster ♂, doliatus ♀) und ein Stachelflosser, Coptodon Zillii. In den Oasen von Suf und einigen Gegenden von Tunis gräbt man in den Sand kesselförmige Löcher, 30—40′ tief, 100—200′ im Durchmesser bis nahe an den unterirdischen Wasserspiegel und pflanzt dann in diese „Ritan" Dattelpalmen, 12—20 und mehr, welche mit Kameelmist gedüngt werden und herrlich blühen und Frucht bringen, obwohl ihr Stamm niedrig bleibt. (Desor.) Der Feigenbaum ist in Syrien und Palästina zu Hause, wo er seine höchste Vollkommenheit erreicht. Eben daher stammt auch der Oelbaum, der von den Semiten schon früh veredelt wurde und vielleicht schon im 7. Jahrh. v. Chr. an die italischen und gallischen Küsten gelangte, theils durch Phöniker, theils durch Griechen. Zu Homer's Zeit war der Wein schon in allgemeinem Gebrauch, das Urvaterland des Weinstockes waren die Gegenden des Kaspischen Meeres, wo er noch jetzt bis in die Wipfel der gewaltigen Bäume sich hinaufrankt und seine schweren Trauben niederhängen läßt. Nach Hehn hätten ihn semi-

tische Stämme lange vor der arischen Kultur nach dem untern Euphrat und Syrien gebracht. Es sind Oelbaum, Feigenbaum, Weinstock „Wohlthatenspender" und Hehn meint, auch das heutige Europa lasse sich in das Oel- und Weinland und in das Bier- und Butterland theilen, Bier gehöre dem Ackerbauer, Butter dem Hirten an, alle Südeuropäer und die Aegypter hatten ein Bier aus Gerste, aber ohne Hopfen. Der schwarze Maulbeerbaum ist ein medisch-pontischer Baum, schon früh nach Westen gekommen, als Futterpflanze der Seidenraupe wurde er fast verdrängt von dem aus Mittel- und Ostasien später nach Europa gekommenen weißen M. Mandel-, Wallnuß- und Kastanienbaum sind aus dem mittleren Asien, namentlich den Pontusländern und zwar in ziemlich später Zeit nach Europa gekommen. In Corsika und im Appenin leben die Landleute und Bergbewohner einen großen Theil des Jahres von Kastanien und Kastanienmehl; das Holz dient zur Feuerung und Verfertigung vieler Werkzeuge. Die Roßkastanie wurde im 16. Jahrh. aus Asien von den Türken nach Europa gebracht, die Kirschen brachte Lucullus nach dem Kriege mit Mithridates nach Europa, der Zwetschen- und Pflaumenbaum scheinen in Europa zu Hause, aber die veredelten Sorten sind asiatisch. Der Quittenbaum kam den Griechen von Kreta aus zu, wohin er vermuthlich aus dem semitischen Asien verpflanzt worden war. Nach Hehn ist der „medische Apfel", „Hesperidenapfel", „arbor citri" die Citronat-Citrone, Citrus medica cedra, die oft kopfgroß wird, mit wenig saurem, in einer Abart sogar süßlichem Safte; sie heißt noch jetzt in Italien cedro. Die Limone, im Deutschen unrichtig Citrone genannt, reich an saurem Saft, stammt nicht wie die erste aus dem alten Medien, sondern aus Indien, woher sie nach Persien, Palästina und durch die Araber und die Kreuzzüge nach Europa kam, wie auch die Pomeranze, franz. Orange, Citrus aurantium amarum, mit rothgelber, bitter aromatischer Frucht, die ebenfalls Indien eigen, den gleichen Weg machte. Die süße Pomeranze, Citrus aurantium dulce, Apfelsine, stammt hingegen aus Südchina und wurde erst im 16. Jahrh. durch die Portugisen nach Europa gebracht, und von ihnen und den Spaniern auch nach Südamerika, wo nun große Wälder von Apfelsinenbäumen existiren. Der Johannisbrodbaum ist in Kleinasien, namentlich Kanaan zu Hause und seine Schoten sind erst in Folge der Kultur genießbar geworden. Die Myrte, der Lorbeer nnd Granatbaum kamen aus Vorderasien nach Südeuropa; alle drei hatten religiöse Bedeutung und der Granatbaum namentlich in Kanaan seine eigentliche Heimath, wurde auch nach Nordafrika verbreitet.

Im Alterthum wurde die Platane ungemein gerühmt, die in den heißen Ländern herrliche Schattendächer über Quellen und Bächen bildet und den Griechen, die sie schon zu Homer's Zeiten kannten,

aus Phrygien und Lycien, also iranischen Ländern zukam. Der Pinienzapfen bleibt 4 Jahre fest verschlossen am Baume hängen, dann öffnen sich die Schuppen und die Nüsse fallen zur Erde nieder. Die Pinie ist ohne Zweifel asiatisch, aber man kennt ihre nähere Ursprungsstätte nicht. Die Cypresse stammt aus den Gebirgen westlich von Herat und erreicht dort, wie in Kabul und Afghanistan gewaltige Größe. Mit dem iranischen Lichtdienst wurde der Baum nach Westasien verbreitet und durch die Phönicier nach Creta und Italien. Der Oleander stammt aus Kleinasien, namentlich den Pontusgegenden, woher er ein paar Jahrh. v. Chr. zuerst nach Griechenland kam, Pistacia vera aus Mittelasien, namentlich Persien; eben so der Terpentinbaum, Pistacia Terebinthus. Pfirsich- und Aprikosenbaum sind im inneren Asien zu Hause und kamen im 1. Jahrh. der römischen Kaiserzeit nach Italien, welches allmälig nach Varro's Ausdruck zu einem großen Obstgarten wurde, während früher nur Ackerbau und Viehzucht dort bestanden und zahlreiche Wälder das Land bedeckten. Diese Umwandlung hatten die zahlreichen Asiaten in Italien, z. Th. Sklaven und Freigelassene, bewirkt, Gartenkunst und Obstbaumzucht erreichten eine außerordentliche Ausbildung, zahlreiche immergrüne Bäume und Pflanzen aus Syrien und Mittelasien bedeckten das wärmer und lichter gewordene, nun der Bewässerung bedürftige Land.

Wie die Kultur die ganze Physiognomie eines Landes ändern kann, sah man an Italien und Griechenland und jetzt an Amerika, wo zahlreiche europ. und asiat. Gewächse nun weite Strecken bedecken. Auf St. Helena ist die ursprüngliche Vegetation bis auf einen auf die Berge gedrängten Rest verschwunden, in Griechenland jetzt in manchen Gegenden der Boden ausgesaugt, an anderen versumpft. Italien und Griechenland waren wohl zur Zeit der arischen Einwanderung waldbedeckte, wildreiche Länder mit einzelnen offenen Weidestrecken. Eine ganz neue Flora kam mit der Entdeckung Amerikas in die alte Welt: Mais, Kartoffel, Kapuzinerkresse, westliche Platane, Pyramidenpappel, unechte Akazie, Tulpenbaum, Magnolia grandiflora, Opuntiencactus, Tomate (Solanum lycopersicum), Aloe (Agave americana), Tabak. — Der Missionär Huc sah auf dem Pinghousee in China ungeheure Flöße aus Bambusstämmen gebaut mit einer dicken Lage Dammerde darüber, mit Reisfeldern, Gärten und freundlichen Wohnungen darauf. Die Bewohner nähren sich zugleich von dem hier sehr ergiebigen Fischfang und fahren mit Segeln, die sie über ihre schwimmenden Inseln spannen und mit Rudern unterstützen, von einer Gegend des See's zur andern. Zahlreiche Vögel, namentlich Tauben und Sperlinge, leben zugleich auf diesen Inseln. — Die rationelle Landwirthschaft fordert, mit den Körnerfrüchten abwechselnd auch Futterkräuter, Rüben, Kartoffeln zu

pflanzen, damit auch die tiefern Bodenschichten und die Atmosphäre mehr in Anspruch genommen werden, aus der die letztgenannten Gewächse wegen ihres Blätterreichthums mehr Nahrung ziehen können, als die Getreidearten mit ihren spärlichen schmalen Blättern.

Jagd, Fischfang, Viehzucht.

Der Viehzucht gingen Jagd und Fischfang voraus, die immer nur einen prekären Unterhalt verschaffen, mit viel Noth und Entbehrung begleitet sind und wo namentlich die Jagd ein großes Areal voraussetzt. Der Zuwachs an Kraft, welche dem Menschen durch beide wird, steigert sich ungemein durch die Domestication der Thiere, welche dem Menschen nicht blos reichere und mehr gesicherte Nahrung und Kleidung verschafft, sondern ihm auch einen großen Theil seiner Lasten und Arbeiten abnimmt. Ohne Hausthiere hätten die höheren Kulturstufen nicht erreicht werden können und der Mensch verdankt ihnen unendlich viel, aber erst, nachdem sich mit der Viehzucht feste Wohnsitze und geregelter Landbau verbanden, wurde der Kulturfortschritt rascher und ganz sicher, während Nomaden immer auf einer tieferen Stufe stehen bleiben. Gewisse Thiere und zwar nur eine geringe Zahl besaßen die Eigenschaften, die sie zur Zähmung befähigen und dem Menschen gelang es schon in früher Zeit, diese Thierarten herauszufinden. Es sind sämmtlich gesellig lebende Thiere, deren Heerden und Rudel vorzugsweise in das Auge fielen und deren Besitz wünschenswerth machten. Der Zähmung gesellte sich bald Züchtung bei und später stufenweise Veredlung der Hausthiere oder Ausbildung besonders wünschenswerther Eigenschaften. Die primitiven Rassen, bemerkt Settegast, (russische Pferde, orientalische Schafe, ägyptische Rinder, seit uralter Zeit sich gleich geblieben) eignen sich trefflich für Wirthschaften, die der Kultur noch verschlossen sind, dann entstehen durch die Zähmung, Pflege und Fütterung die Uebergangsrassen, wo bereits Säuberung der Heerde von den werthloseren Stücken stattfindet, die Züchtungsrassen endlich beruhen auf der Kunst, durch zweckmäßige Paarung die Vorzüge der Rasse nicht nur zu erhalten, sondern auch zu steigern. — Daß Viehzucht und Ackerbau, damit auch Gewinnung von Muße

und bleibendem Eigenthum sehr fördernd auf die geistige Entwicklung wirken mußten, leuchtet ein.

Paulus (in Schelling's Offenbarungsphilos. S. 269) schrieb: „Die Kunde von Habol (das Wort heißt im Syrischen Hirte) und Kain personifizirt die Erfahrung der Urzeit, daß die Menschen sich theilten in Freie, von zahmem und wildem Vieh sorglos Lebende und in Feld- und Hausarbeiter; die bei vieler Mühe von den Elohim weniger begünstigt schienen, aber als die Stärkeren der freien Hirten und Jäger Feinde und übermächtig waren. Kain, im Syrischen Kainoja, ist wie das lateinische Faber ein allgemeines Wort für künstliche Handarbeit. Vergl. Tubalkain Genes. 4, 22." — Die List, Verschmitztheit, Wuth beim Erreichen und Tödten der Jagdbeute verwildern nothwendig die Seele des Jägers; darum bleiben Jägervölker immer auf einer tieferen Kulturstufe. Mit dem ewigen Herumstreifen verträgt sich weder die Liebe zu einer engeren Heimath, noch die dauernde Anhänglichkeit an Familie und Stamm. Wilde Völker entwickeln in Bereitung ihrer Thierfallen, ihrer z. Th. vergifteten Waffen, z. B. in der Gestalt der Widerhaken, oft einen teuflischen Scharfsinn. Die Pelzjäger im nördlichsten Amerika wenden jetzt nicht mehr die Flinte und die Falle zum Erbeuten der Pelzthiere an, sondern Gift, namentlich Strychnin, womit die gänzliche Vertilgung der Pelzthiere eingeleitet ist, die Walfischjäger tödten jetzt nicht mehr mit einfachen Lanzen, sondern schleudern Sprenggeschosse, die im Leibe des Thieres explodiren. Schoolcraft meint, bei einer Nation, die nur von der Jagd leben wolle, brauche ein Jäger im Mittel 50,000 Acres oder 78 engl., etwa 5 deutsche Quadratmeilen. Mit Erstaunen sah Livingstone in Südostafrika, wie Jäger, wenn sie ihre Jagdnetze trugen, altägyptischen Figuren so ähnlich waren. Bei manchen Völkern finden vor und nach Jagden oft lächerliche Ceremonien statt, man sucht die todten Thiere zu versöhnen, Ostjaken, auch Kamtschadalen demonstriren dem erlegten Bären, daß der Russe es gethan habe 2c. Die Falkenjagd ist nach Hehn den Germanen von den Kelten zugekommen, schon zu Cäsars Zeit existirte in Gallien ein reicher und mächtiger Adel. Ursprünglich scheint sie aus Indien zu stammen, mit dem Schießgewehr kam sie in Europa ab, in vielen Ländern Asiens ist sie jetzt noch beliebt.

Das erste gezähmte Thier ist wahrscheinlich der Hund, dann folgt das Schaf, das Schwein, hierauf der Büffel und das Rind, die Ziege, das Pferd, der Esel und das Kameel. Der Büffel ist in Beludschistan zu Hause, wo ihn das Heer Alexanders fand und hat sich westwärts bis Unteritalien verbreitet, wohin die ersten Büffel gegen 600 n. Chr. gelangten. Auch die übrigen Hausthiere dürften fast sämmtlich asiatischen Ursprunges sein, der Esel kam aus Vorder-

asien nach Griechenland, Homer kennt bereits ihn und das Maulthier, die Ziege scheint schon mit arischen Völkern nach Europa gekommen zu sein, das Pferd sollen am frühesten die Skythen gezähmt haben. Die Indianer Amerikas erkannten sehr bald seine Bedeutung und indem sie es sich aneigneten, gelang es ihnen nicht nur, die weitgedehnten Pampas des Südens und öden Gebiete Neumexikos mit Leichtigkeit zu durchstreifen, sondern die Reiterstämme verdanken ganz eigentlich dem Pferde ihre Erhaltung bis jetzt, ohne welches auch sie längst zu Grunde gegangen wären, im Norden die Apachen, Comanchen, Sioux, im Süden die Pampas-Indianer, Araukaner, Pechuenchen, Patagonier. Irre ich nicht, so züchtet kein einziger Indianerstamm das Pferd, sondern sie fangen immer nur die verwilderten Pferde, Mustangs, ein. Ritter u. A. sehen als Urheimath des Kameels Schamo und Gobi an, ein ungeheures, bis zu 4000′ sich erhebendes Gebiet, theils sandig, theils mit Gras bewachsen. An der Südgrenze der Gobi sollen die Hiong-nu das zahme Trampelthier in großer Zahl gehalten haben, und es soll dort auch wilde Exemplare geben, die Hiong-nu sollen das Thier zuerst gezüchtet haben. Das einhöckrige Kameel (als gezähmtes) ist bereits auf den Denkmälern von Persepolis, Khorsabad und in den Felsenskulpturen am Sinai abgebildet, kaum aber auf ägyptischen Denkmälern. Erst später in der Ptolemäer-Zeit kam es wohl von Süden her, wenigstens in größerer Zahl nach Aegypten. Den Hund findet man schon bei den Pfahlbauern, selbst die Peruaner hatten schon lange vor Ankunft der Spanier Hunde, Canis Incae Tschudi. Der Hund ist dem Menschen wie kein anderes Thier überall hin gefolgt, hilft ihm die Thierwelt beherrschen und sich gegen Seinesgleichen zu vertheidigen, die Katze hingegen ist eine junge Erwerbung der Kultur, mit Ausnahme der Aegypter, die Felis maniculata erzogen, heilig hielten, einbalsamirten; nur dieses Volk vermochte das sonst so scheue Thier im Laufe vieler Generationen so zu gewöhnen, daß es nie verwildert und immer wieder zum Hause zurückkehrt. Von Aegypten aus gelangte die Katze nach Italien und von da nach Mittel- und Nordeuropa, Asien und Amerika, bei den Germanen wurde die Katze das Lieblingsthier der Freya, der Liebesgöttin. Das Kaninchen, ursprünglich spanisch, hat sich über ganz Europa verbreitet und ist namentlich in Frankreich sehr häufig.

Den Haushahn lernten die semitischen Völker ziemlich spät kennen, darum erwähnt ihn auch das alte Testament nicht, auch fehlt er auf den ägypt. Wandgemälden, wo doch Schaaren von Gänsen abgebildet sind. Das Ausbrüten der Eier in Brutöfen, welches die Aegypter erfanden, geschah in früherer Zeit wohl nur mit Gänse- und Enteneiern und erst nach der persischen Eroberung mit Hühnereiern. Gallus Bankiva, die Stammart, findet man jetzt von Hinterindien und den indischen Inseln bis Kashmir; sein Abkömmling, der Haushahn,

kam durch Meder und Perser nach Westasien. Die Griechen lernten ihn erst im 6. Jahrh. n. Chr. kennen und noch später die nördlichen und westlichen Europäer. Ungefähr um die gleiche Zeit wie der Hahn kamen auch der Fasan, das Perlhuhn, der Pfau nach Griechenland, viel früher waren schon Gans und Ente, von in Europa heimischen Arten stammend, gezähmt.

Alexander M. war betroffen von der Schönheit der wilden Pfauen, die er am Flusse Hydraotis in einem dichten Wald voll unbekannter Bäume sah und verbot bei schwerer Strafe, sie zum Opfer zu schlachten. Nach Athen kam der Pfau nach der Mitte des 5. Jahrh. als ein Gegenstand höchster Bewunderung und wurde später von Italien aus über das barbarische Europa verbreitet. Die Taube heißt in der Ilias und Odyssee *πέλεια*, im Plural *πελειάδες*, später *φάσσα*, bei Aeschylos *φαψ*, in der spätern attischen Sprache *περιστερός*, *περιστερά*. Gegen Ende des 5. Jahrh. v. Chr. war die Haustaube in Athen schon häufig, in den syrischen Städten war sie der Astarte heilig; Fische und Tauben wurden verehrt. Die Astarte wurde als Aphrodite nach Cypern und Griechenland verpflanzt und mit ihr die Taube, die Naturgöttin selbst wurde als Taube angeschaut. Von Rom aus wurde dann die Taube weiter über Europa verbreitet. Hehn führt an, daß die roman. Völker die vorzugsweise Vögel ziehenden und essenden seien, während die germanischen sich mehr von Fleisch und Milch der Rinder nähren. Vergl. noch Rob. Hartmann's Studien z. Gesch. d. Hausthiere in Bastian's und Hartmann's Arch. Bd. 1 und folgende.

Einige andere Gewerbe. Tyler zweifelt, daß es Menschenstämme gegeben habe, die das Feuer nicht kannten, aber auf dem zur Gruppe der Unioninseln gehörenden Fakaofo, dessen Bewohner ganz von Kokosnüssen und Pandanus leben, fand sich nach Wilkes (Narr. of Unit. Stat. Explor. Expedit. V, 18, 1845) wirklich keine Spur von der Geschicklichkeit Feuer anzumachen und zu kochen, wozu sie auch freilich kein Bedürfniß haben. Die ursprünglichste Art, Feuer zu machen, war die zwei Hölzer aneinander zu reiben, dann kamen (schon den Römern bekannt) Stahl und Stein (Quarz, Feuerstein, Schwefelkies) mit Feuerschwamm oder Zunder, in meiner Jugend noch die gewöhnlichste Art, dann die chemischen und Reibzündhölzchen. Griechen und Römer kannten schon Brennspiegel, vielleicht auch Brenngläser. Die Indianer machen nach Morgan Feuer, indem sie einen spitzen Stock und ein Rad sich durch die Torsion eines an einem Bogen befestigten, sich aufwickelnden Fadens abwechselnd und sehr rasch nach links und rechts drehen lassen. Ohne Feuer ist Bearbeitung der Metalle kaum möglich; zuerst fiel wohl den Menschen das Gold im Flußsand, im Diluvialschutt auf, was jedoch meist nur zu Schmucksachen und Gefäßen gebraucht wurde. Man hat jedoch

ägyptische Mumien gefunden, deren hohle Zähne mit Gold plombirt waren und in Quito ein Skelet mit falschen Zähnen, mittelst Golddraht im Backenknochen befestigt. Dann kam das Kupfer, welches in manchen Gegenden in großer Menge gediegen an der Oberfläche der Erde gefunden wird und sich wegen seiner viel größern Härte schon zu Messern, Aexten, Schwertern eignet, noch besser allerdings die Bronce, welche aus Kupfer und Zinn besteht. In der Natur kommt nichts der Bronce Aehnliches vor und die Erfindung der Bronce war ein großer Fortschritt der Kultur. Sie blieb lange Zeit das gebräuchlichste Material für Anfertigung von Waffen aller Art bei den Völkern der alten Welt, auch den Aegyptern, welche das Eisen nach Lepsius und Mortillet allerdings schon 4000 Jahre v. Chr. gekannt haben sollen. Wie Phöniker, Aegypter 2c. ihrer Bronce Stahlhärte geben konnten, ist unbekannt. Auch die Griechen wußten ihrer Bronce nicht nur außerordentliche Härte, sondern auch verschiedene Farbe zu geben. Die unbekannten Völker, welche im Missisippithal die gewaltigen Hügel und Schanzen errichteten, hatten das gediegene Kupfer zu Waffen und Ornamenten verarbeitet und zwar blos durch Hämmern, indem sie das Schmelzen nicht verstanden; dasselbe thun auch in neuerer Zeit die Indianer Canadas und die Eskimos. Die Koljuschen verstehen durch oftmaliges Erhitzen in Berührung mit Wasser und Schlagen mit steinernen Hämmern, also durch Compressionswärme, Eisen zu bearbeiten, wie man es in Europa nicht für möglich hält. (A. Erman.) Aus der übereinstimmenden Form der beim Eisenschmelzen in Madagascar und der asiatischen Inselwelt gebräuchlichen Blasebälge, deren Form von der afrikanischen abweicht, schließt man, daß die Kunst des Eisenschmelzens nach Madagascar nicht von dem nahen Afrika, sondern von Sumatra oder Java gekommen ist. Im bernischen Jura waren schon vor der historischen Zeit nach Quiquerez Eisenschmelzen im Gange. Die Eisenstadt Merthyr-Tydvil in Wales, von 50,000 Einwohnern mit engen schmutzigen Gassen, besteht fast nur aus Arbeiterwohnungen, Eisenwerken, Hochöfen, Hammer- und Walzwerken, Magazinen, Eisenbahnen, Dampfmaschinen, voll Gewühl und Leben, Feuer und Flammen, Dampf und Rauch. Auch in nah liegenden Orten sind zahlreiche Arbeiter mit Eisenproduktion beschäftigt.

Manche wollen dem Aluminium eine große Zukunft prophezeien, indem man Schwefel-Aluminium darzustellen versucht, wo dann die Schmelzung mit Eisenfeile gelingen würde. Zwei russische Bauern von Wologda waren in Japan gefangen gewesen und hatten dort feine Silberfiligranarbeit gelernt, seitdem werden in Wologda von Arbeitern aus dem Bauernstande viele solcher Arbeiten verfertigt. Nach Wandgemälden kannten die Aegypter das Glasblasen schon in der ersten Hälfte des 3. Jahrtausend v. Chr.

Die Tyrier erwarben durch die Färberei von Stoffen im Alterthum großen Reichthum. Etwa 1500 v. Chr. entdeckte ein Tyrier die Darstellung der Purpurfarbe von Arten der Sippen Purpura und Murex, welche ebenso prachtvoll als dauerhaft ist. Zur Zeit des Augustus kostete 1 Pfd. mit derselben gefärbten Wolle fast 200 Thlr. Nach R. Hartmann haben die berberischen Nomaden der westlich vom Nil liegenden Wüsten, auch Nubier, Funje und Abyssinier sehr einfache liegende Webstühle, bei welchen die Zehen des Webers halten und seine Finger weben. Dem Weben ging das Flechten voraus, die Südostafrikaner flechten Körbe so dicht, daß sie Bier und Milch halten. Dieselben Völker bedienen sich noch jetzt der allerprimitivsten Mühle zum Mahlen des Getreides: einer Platte aus hartem Stein mit einer Aushöhlung, in welche das Getreide geschüttet wird und eines an einem Ende convexen Steins, mit dem die Frauen, welchen dieses Geschäft obliegt, die Körner quetschen und wie knetend zerreiben; das Mehl fällt, da die Platte etwas schief gestellt ist, auf ein hingebreitetes Fell oder Matte. Livingstone. Auch die Bierbereitung aus Getreide, das zuerst gemalzt, dann an der Sonne gedörrt wird, fällt den Frauen anheim.

Der Buchdruck hat sich jetzt über einen großen Theil der Erde verbreitet und durch die sinnreichsten und complicirtesten Maschinen ist es möglich geworden, in kürzester Zeit eine enorme Zahl von Abdrücken zu liefern, z. B. die Riesenpresse der Times in der Stunde 40000. Dieses Weltblatt erscheint in 60000 Exemplaren und wird täglich vielleicht von einer Mill. Menschen gelesen, und zahlt jährlich etwa 100000 Pfd. St. Steuer an den Staat. Trotz der ungeheuren Ausgaben bringt es seinem Eigenthümer John Walter, Parlamentsglied, ein fürstliches Einkommen. Guttenberg hatte, wie so viele andere Erfinder den Lohn seiner Anstrengungen nicht erlangt; er zerfiel mit dem Mainzer Goldschmidt Faust, der das Geld zu den Arbeiten gab und der sich für seine Vorschüsse alle Geräthe und Lettern zusprechen ließ, und starb vergessen aus Kummer. — Die Fortschritte der Technik machen sich in allen Beziehungen geltend: in der Herstellung mechanischer, physikalischer, chemischer Apparate, solcher für den Ackerbau, Straßen-, Brücken-, Häuser-, Schiff-, Bergbau, in mächtigen optischen Instrumenten, z. B. des 1844 vollendeten Riesenteleskopes von Lord Rosse und großer Achromaten und immer aufs neue tauchen die Versuche auf, Flugmaschinen zu construiren, welche bis jetzt sämmtlich an dem nothwendig großen Gewicht gescheitert sind. Herr von Steinheil äußerte einmal gegen mich, Flugmaschinen wären noch am ehesten denkbar, wenn man den Flügeln die rapide schwirrende Bewegung der Insektenflügel geben könnte.

Zum Transport der Natur- und Industrieerzeugnisse gebrauchte

man zuerst Menschen, dann Thiere, Fuhrwerke, Schiffe. In Westasien war schon früh das Kameel im Gebrauch, in Hoch- und Ostasien das Pferd, in Südasien der Elephant. Der von den Ariern später erfundene Wagen diente bei den Skythen u. a. zur Anbringung des Zeltes auf demselben. Die 'arischen Völker spannten vor den Wagen das Pferd oder Rind, reiten lernte man erst später; im Norden wandte man statt des Wagens den Hundeschlitten an. Auf den Sundainseln werden die Wagen auch vieler Vornehmen von Büffeln gezogen. Die Hunnen stiegen fast nie von den Pferden, aßen, tranken, handelten, schliefen auf den Pferden; die sogen. Renthiertungusen reiten auf dem Ren. Indische Pilger machen mehrjährige Reisen auf dem Rücken rutschend.

Zur Schifffahrt dienten erst durch Feuer ausgehöhlte Baumstämme, oder Flöße aus Baumstämmen, Zweigen, Schilf, manchmal mit Mast. Die Schiffe, früher nur durch Menschenhand oder den Wind bewegt, jetzt z. Th. durch Dampf unter Anwendung von Rädern, Schrauben, Propellern (von dem Deutschösterreicher Ressel erfunden) haben an Vollkommenheit des Baues seit dem Mittelalter so zugenommen, daß in Verbindung mit der vollkommenern Navigationswissenschaft und Kenntniß der Meeresströmungen der Ocean etwas von seinen Schrecken und Gefahren verloren hat, doch kommen jährlich immer noch 6000—8000 Schiffbrüche vor, in den englischen Gewässern allein 600—800. Sehr gefährlich ist die Schifffahrt im Canal, im chinesischen Meere wegen der Teifuns, im westindischen wegen der Ouragans. Ueber die ungemein hochstehende Schiffbaukunst der Alten s. Werner's Erläuterungen zur Abtheil. Seewesen im Bilderatlas zu Brockhaus Conversationslexikon. — Die Changos an der furchtbar brandenden Küste der Wüste Atacama gebrauchen nach Philippi die ganz eigenthümlichen leichten Balsas, bestehend aus zwei aufgeblasenen Seehundsfellen, vorn und hinten in eine etwas aufgerichtete Spitze endigend, etwa 10 Fuß lang, oben durch Reiser verbunden; die Schiffer sitzen darauf platt wie die Schneider oder knieend. Die Aïmaras auf ihren ganz holzlosen Anden machen sich Kähne aus fest untereinander verbundenen Binsenbüscheln, die Brasilianer verkohlten früher nach Kupfer die Bäume erst mit Feuer, kratzten dann die Kohle mit Steinmessern ab, fällten so die Bäume und höhlten sie zu Canoes aus. Die Banákas in Südwestafrika, sehr geschickte Bootsleute haben 2erlei Kähne, größere von hartem Holz und sehr kleine von Korkholz, nur 8—10 Pfd. schwer, nur für eine Person, welche mit unglaublicher Schnelligkeit über die stürmischste See gleiten und die fürchterlichste Brandung überwinden; sie machen damit 5—6 Knoten in der Stunde; kommen sie zu einem großen Schiff, so klettern sie mit einer Hand an der Seite empor und ziehen mit der andern ihr Kanoe nach.

Unglaublich ist die Geschicklichkeit und Energie der Aleuten in der Bewegung der Baidarka, des einluckigen Lederbootes, das man nach Erman nicht so wohl zu den Schiffen, als zu den persönlichen Schwimmorganen rechnen müsse und das dem Aleuten alle Fähigkeiten der mächtigsten Seethiere gewähre. „Zu diesem Fahrzeug verarbeitet, erhalten das Fell und die Schleimhaut des Lachtak und des Seelöwen, Phoca nautica und leonina den Schiffenden unter den Wellen, die ihn oft tagelang überspielen, eben so trocken und warm wie früher das Thier, dem sie entnommen sind.“ Diese luft- und wasserdichten, biegsamen und kunstvoll gemachten Lederboote, in welchem der Mann bis zum Gürtel eingeschlossen sitzt, haben die Form schwimmender Seethiere und sind der schnellsten Bewegung mit dem geringsten Kraftaufwand fähig. Man kennt Fälle, wo sie $7,_{50}$ Seemeilen in der Stunde, in der Sekunde demnach $3,_{86}$ Meter machten. Einmal legte eine Baidarke in $27\frac{1}{2}$ Stunde 29 deutsche Meilen zurück, aber die so lang fortgesetzte Arbeit veranlaßte durch einen Blutsturz den Tod des Schiffers. Regiert werden die B. durch ein $5\frac{1}{2}$—7′ langes Doppelruder; für Unglücksfälle führen sie noch eine durch Einathmung zu füllende Saugpumpe, einen Schwamm und einige Thierblasen, die dem Schiffer gestatten, beim Kentern des Fahrzeuges es wieder aufzurichten, und endlich die Speere zur Erlegung der Seethiere mit dem Wurfbrett, Aschuk. Weniger ingerniös und von den atleutischen Jägern als unanständig verschmäht, sind die zwei- und dreiluckigen Baidaren. Die Baidarenschiffer tragen verzierte Hüte, die nur aus einem passenden Stück Treibholz gemacht werden können und früher wohl mit 2—3 Kriegsgefangenen bezahlt wurden. Die Kamleika, das Lederkleid über dem warmen Pelzkleid wird an den Rand der Lucke festgebunden. Die Speere sind mit Schwimm- und Schleppvorrichtung verbunden. Das kostbarste Jagdthier ist die Seeotter. Manche Erfindg. d. Aleuten haben sich zu andern Völk. verbreitet. Ihre und der Kamtschadalen Einwanderung muß schon sehr alt sein, da beide die Erzeugnisse ihres Landes so vollkommen auszubeuten verstehen, die einen das Lederboot erfunden haben, die Kamtschadalen die Hundeschlittenfahrt zu wunderbarer Vollendung brachten. — Erst der Compaß hat die Ueberschiffung der großen Oceane möglich gemacht, während man sich früher nicht weit von den Küsten entfernen durfte. Die Chinesen verehren die Magnetnadel göttlich, schmücken und beräuchern den Compaß; die Alten nannten den Magnet den herkulischen Stein. Die Chinesen wandten die Magnetnadel bei Landreisen angeblich schon 750 J. vor Chr., seit dem 4. Jahrh. nach Chr. auch auf Seereisen an, Europa wurde diese chinesische Erfindung durch die Araber mitgetheilt. Chinesische Feldherrn sollen auf ihren Kriegszügen durch unermeßliche Steppen eine Boussole auf der Deichsel ihres Wagens gehabt haben.

Der Handel macht die Menschen, wie Falconer bemerkt, in

noch höherem Grade fleißig und thätig als der Ackerbau, aber zugleich eigennützig, käuflich, furchtsam und unkriegerisch. Zuerst tauschte man Natur- und Industrieprodukte, unter ersteren auch edle Metalle aus als Ausdruck des Waarenwerthes, die später durch gemünztes Geld, in der Neuzeit theilweise auch durch Werthpapiere ersetzt wurden. Die Kauris, Schlangenköpfchen, Cypraea moneta, eine Porzellanschnecke sind als Scheidemünze in einigen Theilen Afrikas und Asiens gebräuchlich. Schon in uralter Zeit bildeten sich Handels- und Verkehrswege, die meist durch die Natur vorgezeichnet waren, an deren Vervollkommnung aber auch die Menschen Antheil haben. Welchen Einfluß das Salz auf die Civilisation der Völker geübt, wie die Stätten, wo Steinsalz und Salzquellen aufgefunden wurden, zu Culturstätten und Verkehrspunkten geworden sind, — in vorchristl. keltischer Zeit schon Reichenhall in Bayern und Salzburg, später Halle in Sachsen — hat Hehn nachgewiesen in s. Schr.: das Salz, eine kulturhistorische Studie, Berlin 1873. Das Wort Hal bedeutet die Gegend um eine Salzquelle, viele alten Völker kannten das Salz nicht, das Sanskrit hat kein Wort dafür.

Nach dem arabischen Geographen Ebn Fozlan hatten die Bulgaren im Norden die Wissu zu Nachbarn, bei denen die Nacht im Sommer nur eine Stunde lang ist, der Handel zwischen beiden wurde also betrieben. Jeder bulgarische Kaufmann legte seine Waaren mit seiner Privatmarke bezeichnet, an einen bestimmten Ort und zog sich dann zurück. Wenn er wieder kam, fand er zur Seite jenes Artikels ein Produkt des Landes der Wissu, das er, wenn befriedigend zu sich nahm, im Gegenfall seine eigene Waare. So verkehren heutzutage noch manche Sudanstämme miteinander. Wollen brasilische Indianer miteinander handeln, so legen sie nach Martius gleichzeitig ihre Waffen ab und nebeneinander und ergreifen in einem Tempo dieselben wieder, nachdem der Handel abgeschlossen ist. Die tschukotischen Kaufleute handeln mit den Indianern von St. Lorenz, ohne sie zu sehen. Manche Araber bedecken sich beim Handel das Gesicht, um nicht erkannt zu werden. Auf Sumatra legen die Malayischen Kaufleute ihre Waaren an den Rand der Wälder, wobei sie eine Gong (Klangscheibe) schlagen und die Oran-Kubus im Austausch für dieselbe das von ihnen gesammelte Gummi Benzoe. Die Mayho-Karen in Hinterindien, welche nur ein Holzbrett als Kleidung tragen, verkehren nur mit Kaufleuten, mit denen sie vorher durch gemeinschaftliches Bluttrinken Freundschaft geschlossen haben, wie Bastian ber. Mit Bernstein wurde wohl 2000 Jahre v. Chr. schon Handel getrieben, Leichen in alten Gräbern Italiens tragen reichen Bernsteinschmuck, 1866 wurde bei Namslau in Schlesien ein altes Grab aufgedeckt, in welchem sich Urnen mit Broncegeräthen und ein gewaltiger Haufen Bernsteinstücken fanden, wie man glaubt, das Grab eines Bernsteinhändlers. Der Handel, dessen größter Theil

in den Händen der Europäer ist, gedeiht am besten, wo er vom Staate am wenigsten gemaßregelt wird, dieser ihm nur die Wege bereitet. Nur der Seehandel bedarf des Schutzes der Flotten, er hat größere Sicherheit durch die Assekuranzen gewonnen. Alle Interessen des Großhandels werden mächtig gefördert durch den Lloyd von London und den ihm nachgebildeten österreichischen zu Triest, durch die Börsen und Banken; Die Beförderung von Waaren und Briefen ist in einem großen Theile Europas Regal. Nach und nach bedeckte sich ganz Europa mit Poststraßen und jetzt mit Eisenbahnen. Unermeßliche Waarenvorräthe lagern in den großen Emporien London, Liverpool, Newyork, Marseille, Brest, Rotterdam, Hamburg, Triest, Bombay, Canton 2c., auch in Nowgorod und Moskau, wo der Waarenbazar einen riesigen Bau mit mehr als 5000 Buden darstellt, in dem sich alle Waaren von Frankreich und England bis zu denen von Indien und China finden. Die gewöhnlichsten und ungewöhnlichsten Artikel können Handelsobjekte sein, wie z. B. aus Nordamerika große Massen Eis nach Ceylon gehen, von welchem man in Colombo täglich wohl 1000 Pfd. verbraucht. Der Handel ist häufig rücksichtslos, die Gewinnsucht macht hart, wie denn die Holländer in Niederländischindien mit Ausnahme von Ternate die Gewürznelken und Muskatnußbäume zerstörten, um sich das Monopol zu sichern, wie die Engländer durch Krieg den Chinesen das Opium aufzwangen, die Indianer das verderbliche „Feuerwasser" nehmen mußten, obschon viele Häuptlinge dagegen protestirten. Die Gewinnsucht oder unbesonnene Liebhaberei für gewisse Dinge führt zu Schwindelei oder Verlegenheiten; man hatte 1872 in der Union den betrügerischen Diamantenschwindel und 1634—38 wurde in Holland durch die Tulpenliebhaberei eine Handelskrisis erzeugt. Großbritanien ist der größte Handelsstaat, der je existirte; kein Volk hat solche Reichthümer aufgespeichert, in allen seinen Unternehmungen so viel Glück gehabt, 1863 betrug seine Gesammtausfuhr 146,498,768 Pfd. St., 975,621,855 Thlr. Der beste Kunde Englands nach den verein. Staaten ist Deutschland. Englands Besitzungen in fremden Erdtheilen übertreffen an Werth weit die aller übrigen Staaten. Die ersten Eisenbahnen mit Dampfmaschinenbetrieb hatte England, wo anfangs die öffentliche Meinung ganz gegen dieselben war, namentlich die Eigenthümer von Canälen, Straßen, Grundstücken, die Zeitungsschreiber und die Volksmasse, während Kaufleute und Unternehmer für sie arbeiteten. Robert Stephenson wurde überall mit Mißtrauen angesehen und oft thätlich bedroht. Nicht viele Jahre darauf, nämlich 1836 war an die Stelle des Widerstandes ein Eisenbahnschwindel getreten. Eine deutsche Meile Eisenbahn ohne besondere Schwierigkeit kostet in England 5000 Pfd. St., welche Summe aber bis auf 160000 Pfd. St. sich steigern kann, wie z. B. auf der Bahn von Manchester nach Liverpool. Schon 1852 reisten auf den engl. Eisenbahnen über 86 Mill. Menschen.

Die Vermehrung und damit gesteigerte Reibung der Menschen, der Druck und die Enge der Verhältnisse zwangen sie, den Blick in die Ferne zu richten, neue Wohnplätze, neue Absatzmärkte für die Industrieprodukte zu suchen. Von jener Umschiffung Afrikas an, welche auf des Pharao Necho Befehl ausgeführt worden sein soll, zieht sich eine lange Kette von Entdeckungsreisen durch die ganze Geschichte. Die Entdeckung fremder Länder eröffnet dem Handel und der Industrie neue Wege, die Auffindung von Gold- und Diamantenlagern lockt Menschenstämme in wüste Gegenden und veranlaßt vermehrte Thätigkeit und Aenderung bestehender Verhältnisse, erhöht den Werth der Arbeit, vermindert den Werth des Geldes. Die zwei Entdeckungen, welche Handel und Verkehr am meisten förderten, sind die des Seeweges um das Cap nach Ostindien durch den edeln Vasco de Gama, welcher zugleich die größte staatsmännische Begabung in den neuentdeckten Ländern entwickelte, ebenso entschlossen und besonnen als ehrenhaft, gerecht und religiös war, und die Amerikas durch Colombo, den nicht blos irdische, sondern ebenso sehr religiöse Interessen bewegten. „Er betrachtete sich, sagt Irving, als vom Himmel erwählt, den hohen Zweck der Entdeckung heidnischer Länder zu erreichen. Nach seiner Meinung las er in der h. Schrift seine Entdeckung voraus verkündet. . . . Die Enden der Erde sollten zusammengebracht und alle Nationen und Zungen unter der Fahne des Heilandes vereint werden." Ptolemäus hatte irrig die Ausdehnung Asiens nach Osten viel zu groß angegeben und Columbus hielt die Erde für viel kleiner als sie wirklich ist; ohne diese Irrthümer hätte er vielleicht nicht den Gedanken gefaßt, Indien von Europa aus, westlich segelnd, erreichen zu wollen. Der Spanier Balboa war es, welcher 1513 die Südsee entdeckte, Magelhaens welcher die Umfahrt um das südliche Amerika in den großen Ocean vollbrachte, die unendlich leichter ist, als eine Umschiffung Nordamerikas; schon 1777 hatte das engl. Parlament einen Preis von 20,000 Pfd. St. auf Entdeckung einer nordwestlichen oder nordöstlichen Durchfahrt gesetzt und 5000 Pfd. auf Näherung zum Nordpol bis auf 1°. Das amerikanische, zu Grunde gegangene Schiff Polaris unter Kap. Hall soll im Sommer 1871 durch Smith's Sund bis 82° 16 M. n. Br. gekommen sein, während die größte von Roß 1841 erreichte südl. Br. nur 78° 4' beträgt.

Was Columbus suchte: einen direkten westlichen Seeweg nach China und Indien, sucht auch die Gegenwart, jetzt in Form einer Durchfahrt durch den Isthmus zwischen beiden Amerikas. — Die Kabelverbindungen zwischen Europa und Amerika nehmen zu und die Zeit ist nicht mehr ferne, wo über den stillen Ocean ebenfalls die östliche und westliche Halbkugel verbunden sein werden. Telegraphenstationen existiren auf der Erde jetzt wohl 14,000 und in

Folge der vereinfachten Portosätze und Frankomarken ist die Zahl der geschriebenen und versandten Briefe in außerordentlicher Zunahme begriffen. Die polynesische Inselwelt wurde zuerst von spanischen, holländischen, englischen (Cook) Seefahrern aufgeschlossen. Nachdem das Innere Amerikas erkannt war, hat sich in neuester Zeit der Forschungstrieb nach Hochasien und dem Innern von Neuholland und Afrika gerichtet. Nach Livingstone wäre die Wasserscheide des Nils ein breites Hochland zwischen 10—12° s. Br. und zwischen 4—5000′ Meereshöhe mit Bergen von 6—7000′. Die Wasserscheide reicht von Osten nach Westen über 700 engl. Meilen weit und es entströmen ihr zahllose Quellen, die aus der Vogelperspective gleich Eisblumen der Fenster erscheinen würden. Nach Backer's neuesten Forschungen soll Victoria und Uniamezi ein gewaltiger See von 700 engl. Meilen Länge sein. (1873.)

Die Wanderungen der Völker geschahen selten über Gebirge, viel häufiger über die Ebenen oder durch die Thäler längs den Flüssen dem Meere zu. Die Wege hierfür waren also durch die Natur vorgezeichnet und an ihnen entstanden dann auch die Ansiedlungen der Menschen, welche von wenigen Hütten bis zu den mächtigsten Städten sich erweitern, die meist an Wende- oder Kreuzungspunkten der Straßen entstehen, zu Handelsemporien und Verkehrscentren werden. Es gibt aber nicht blos auf dem Lande, sondern auch auf dem Meere Straßen, an welchen letztern sich die gewaltigen Seestädte erheben. Die ältesten Kulturvölker, Assyrier und Babylonier, Aegypter und Chinesen siedelten sich an großen Strömen an, weshalb man sie potamische genannt hat, manche spätere an den Küsten heißen oceanische, wie die Phöniker, Charthaginenser, Griechen, Engländer, noch andere sind mehr continentale, wie z. B. die Perser, Russen, Deutschen. Vergl. Kohl, d. Verkehr u. d. Ansiedlungen d. Menschen in ihrer Abhängigkeit v. d. Gestalt d. Erdoberfläche. M. 24 T. Dresden 1843.

Geschmack, Ansichten und Begriffe

der Völker sind sehr abweichend und wechseln bei jedem Volke wieder nach den Zeiten, zugleich mit ihnen auch die Lebensweise, welche nächst den geistigen und sittlichen Anlagen auch durch die natürlichen Verhältnisse und die Kulturstufe bestimmt wird.

Hiernach richten sich auch die Meinungen über das, was erlaubt oder verboten, anständig oder unanständig, höflich oder grob, schön oder häßlich sei. Zuerst herrscht das Derbe, Naturwüchsige, der ungezwungene Humor und Spaß, mit der fortschreitenden Bildung schleifen sich Ecken und Kanten mehr ab, das Benehmen wird feiner, die Menschen werden einander mehr gleich, weil sie an Originalität verlieren. Die Vergnügungen zuerst roh sinnlich, lärmend, bis zum Taumel genossen, veredeln sich, namentlich wenn sie einen idealen Hintergrund erhalten und sich ihnen die Kunst zugesellt. Ein weniger gebildetes Volk hält streng am Herkommen, legt großes Gewicht auf Unwesentliches, Conventionelles, auf sonderbare Gebräuche, barocke Einrichtungen; mit der Bildung werden alle Formen und Bewegungen freier und leichter und das übertriebene Ceremoniell früherer Zeiten mußte auch an den Höfen größerer Einfachheit weichen. Die Individuen wie die Völker halten oft das Unvernünftigste und Verderbliche unglaublich hartnäckig fest, wenn es ihren Leidenschaften dient oder ihren Vorurtheilen schmeichelt. — Aendert sich die Nervenstimmung, so ändern sich damit auch Geschmack und Mode, dann gefallen die bisherigen Nahrungsmittel, Kostüme, Sitten nicht mehr; sehr viele Gebräuche beruhen auf religiösen oder abergläubigen Vorstellungen oder auf längst der Erinnerung entschwundenen Schicksalen. Auch bei den kultivirtesten Völkern existiren noch gewisse Sitten und Einrichtungen als Reste früherer oft barbarischer Zustände, — eine Folge mangelhafter Einsicht.

Die Kelten waren mäßig, die Germanen liebten es, sich in Bier zu berauschen, das auch die Skandinavier gut kannten und sogar die Bewohner der Walhalla es gern genießen ließen; Lappen und Finnen erfreuten sich am Meth. Auch bei den Mongolen galt es für eine Ehre, recht viel zu trinken. Viele Baktrier und Hindus enthielten sich hingegen spirituöser Getränke und des Fleisches. Gewisse Völker fasten in Zeiten der Trauer und Buße, die Türken haben ihren Ramadan. Sehr roh waren die Vergnügungen in Rußland zur Zeit Peters d. Gr., man hatte Freude an wüsten Gelagen, derben Späßen, selbst Peter fand an Zwergen und Hofnarren großes Gefallen und auch jetzt noch findet man nach Kohl auf vielen polnischen Schlössern Juden als Hofnarren, die zugleich Sündenböcke und Hanswurste des ganzen Hauses sind und wie Affen und Hunde gehalten werden. — Volney, Ruinen ꝛc., S. 174 schreibt: „Ein blindes Verhängniß

ist das allgemeine und fest gewurzelte Vorurtheil der Orientalen; so steht es geschrieben, ist ihre Antwort auf Alles und daraus entsteht eine Sorglosigkeit und Trägheit als größtes Hinderniß aller Aufklärung und Bildung. „Alte Bräuche, sagt Lazarus in Bastian's und Hartm. Zeitschr. f. Ethnologie III, 57, dienen oft als Denkmale verschollener Vorstellungsweisen, verwischter Gedankenzüge. Der Brauch als Form irgend eines Vorgangs, einer Feier, Darstellung erhält sich länger, als die damit verknüpfte Vorstellung .... wenn von einem frühern Brauch die Bedeutung verwischt ist, so wird die Form desto fester fortgepflanzt. Die Abolition des gegebenen Brauches wird durch Mißachtung des Werthes desselben bedingt. Je breiter die gesetzliche Ordnung eines Brauches, desto intensiver ist auch die Neigung, ihn fortzupflanzen." Nach Cetti haben sich eine Menge griechischer Sitten und Einrichtungen unter dem Landvolke Sardiniens erhalten. Manche Völker wechseln ihre Moden und Tracht leicht und schnell, Andere halten auf das zäheste an selben fest, wie z. B. die Russen, als Peter d. Gr. das Abscheeren des Bartes und kürzere Röcke gebot, die Hochschotten und in früherer Zeit die Moriskos in Spanien. Sultan Mahmud führte in diesem Jahrh. den engen europ. Rock und die engen Beinkleider an Stelle der weiten Hosen und des Kaftans der alten Zeit ein, womit auch eine bedeutende Umwandlung in den übrigen Sitten und eine gewisse Annäherung an die Formen des Abendlandes gegeben war.

Im Jahre 1870 kam im Parlament von Japan ein Antrag auf Abschaffung des Bauchaufschlitzens in Ungnade gefallener oder pflichtvergessener Beamten, des Harikari oder Seppuku vor, aber die meisten Redner vertheidigten es als Zierde des Reiches, Stütze der Religion, Sporn zur Tugend, Bürgschaft der Ehre und der Antrag wurde mit 200 gegen 3 Stimmen verworfen. „In der gesammten griechischen Pädeia, sowie in der ganzen Sinnesart der Griechen begegnet uns der Mangel an modernem Ehrgefühl. Ehre, τιμή war auf Bürgerrecht begründet und Atimia war eine Folge seiner Einbuße. Daher die Schätzung von Injurien eine andere als in Europa, daher kein Ehrenzweikampf. Ebenso bei den Römern." Wachsmuth. Bei uns gibt es Viele, welche den Zweikampf vertheidigen. Selbstmord, in neuerer Zeit sehr zunehmend, wurde im alten Aegypten, in Griechenland und dem kaiserlichen Rom oft als Seelengröße gepriesen. Die Tödtung der Frauen gestorbener Incas wäre nach Garcilasso de la Vega freiwillig erfolgt, ebenso behaupten dieses Andere wenigstens von vielen der in Indien verbrannten Wittwen. Menschenopfer fanden bei fast allen Völkern auf einer gewissen Kulturstufe statt, Mord ist bei den Wilden etwas sehr Gewöhnliches, bringt Ehre und Verdienst, wie bei uns der Krieg. Manche Volksstämme lassen sich durchaus nicht zu Sklaven machen,

so nicht die Kroomans von der Westküste Afrika's, kein Zulu oder Kafer; die Kafern sagen, ein Schlag, der von einem Europäer auch nur im Scherz gegeben wurde, müsse erwidert werden. Livingstone II, 332 meint, das Blut erkläre dieses nicht und führt das Beispiel einer schönen Barotserin in Nalide an, welche, weil sie sich nicht gegen ihren Willen verheirathen wollte und deshalb verkauft werden sollte, einem der Sklavenhändler den Speer entriß und sich damit durchbohrte. Aber dieses ist nach meiner Ansicht ein Ausnahmefall; es wird auch unter den der Sklaverei verfallenen Stämmen immer einzelne, von Freiheitsliebe erfüllte Individuen geben.

Vorurtheile der Geburt, der Kaste sind zu allen Zeiten da; der Spanier ist stolz auf die „Limpiezza" des Blutes und der Creole frägt manchmal im Streit den Andern: Wäre es möglich, daß Ihr weißer zu sein glauben könntet als ich? Die Marquis von Lévis (einer starb 1870 auf seinem Schlosse Changy, Haute-Loire) behaupteten, die Vettern der h. Jungfrau zu sein; ein Familiengemälde stellt dieselbe dar, wie sie einem Lévis liebenswürdig sagt: „Bedecken sie sich doch, Vetter!" Gleiche Verwandtschaft wollen die Noailles in Anspruch nehmen. Ein großer Herr sagte im vor. Jahrh. zu einem Noailles: Weil Sie cousin-germain der Jungfrau sind, verwenden sie sich doch bei ihr, daß mir im Paradies ein besonderes Plätzchen eingeräumt wird, damit ich nicht zuviel mit dieser Racaille der Heiligen zusammen sein muß. Auch die Croi glaubten direkt von der Jungfrau abzustammen. Nach einer andern Angabe sind sie aber noch bedeutend älter, denn ein Croi rief in der Sündfluth einem Diener zu: Rettet vor Allem die Papiere der Familie Croi! — Nicht bloß barbarische, sondern auch halbgebildete oder luxuriöse Völker verachten Kenntnisse; die russischen Popen halten es für Ketzerei, wenn man mehr kann als lesen und schreiben und indische Frauen meinen, lesen zu können passe nur für die Sklaven, die in den Pagoden Lieder singen. Die Griechen hielten nicht bloß das Handwerk, sondern auch den Handel für unwürdig des freien Mannes. Sklaven wurden bei ihnen viel härter gestraft als die Freien und durften sich nicht einmal wehren, wenn sie ein Fremder mißhandelte. Eine mächtige Priesterschaft, Mönche, Askese hätte der griechische Geist nicht vertragen. — Rohe Völker aller Rassen und Zeiten hassen fremde Ansiedler, rohe, stärkere Völker suchen die schwächeren zu vertilgen; auch die gothischen Einwanderer in Skandinavien wütheten gegen die „kunstreichen und zauberischen Zweige", d. h. die Lappen. Deutschenhaß ist ein slavisches Erbübel. Für Völker, die nicht reisen, sind fremde Gesichter gewöhnlich ein Gegenstand des Spottes, wie Kant bemerkt. So riefen die kleinen Jungen in Japan, den Holländern nachlaufend: O welche große Augen, welche große Augen! Und den Chinesen kommen die rothen Haare mancher Europäer widrig, die blauen Augen lächerlich vor.

Für den Franzosen ist der Weltmann, für den Engländer der Gentleman charakteristisch. Die Deutschen waren im 17. u. 18. Jahrh. unter die Franzosen und Engländer herabgesunken, die sie nachahmten und wurden erst in diesem Jahrh. wieder mündig. Nachahmung Anderer verräth ein Gefühl eigener Inferiorität; als die Spanier eine Todtenmesse feierten, hielten zu ihrem Erstaunen auch die Peruaner eine für die Verstorbenen. Ein Perser tadelte gegen Brugsch, welcher der preuß. Gesandtschaft 1860—61 beigegeben war, ungemein manche Sitten der Europäer, namentlich mit Schuhen oder Stiefeln in's Zimmer zu kommen und auf die Teppiche zu treten, ihr Haupt vor allen Leuten zu entblößen und meinte zuletzt, man schicke solche unreine Leute nach Persien, um Anstand zu lernen. — Ungemein verschieden sind Geschmack und Neigung nach Rasse und Klima. Die Bewohner Mexikos und Brasiliens lieben auf's höchste Pracht und Glanz, rauschende Lust, Lärmmachen, Schießen, Feuerwerk; es fehlt ihnen der Sinn für wahre Schönheit und Maaßhalten; den Orientalen fehlt auch der Sinn für Naturschönheit. Chinesen und Japanesen finden unsere Musik nicht schön, Vandiemensländer hielten sich beim Violinspiel die Ohren zu, auf Eskimos machten Violine und Flöte keinen Eindruck. Der Afrikaner scheut die weiße Farbe, wie Andere die schwarze. Die Japanesen legen die Festkleider im Hause an und wenn sie ausgehen, ab, die Asiaten legen sich auf Teppiche und Polster, anstatt wie wir zu sitzen. Die Amerikaner reißen den Bart aus, die Orientalen pflegen ihn; in Europa war früher Alles rasirt, jetzt gilt der Bart wieder als schön. In manchen Ländern rauchen auch die Frauen. Rohe Völker sind fast immer höchst unreinlich; Hottentotten und Eskimos waschen sich mit Urin, der für sie lieblich riecht. Muhammedaner müssen fünfmal des Tages beten und vor jedem Gebet sich waschen. Fast alle Völker brauchen vorzugsweise die rechte Hand, weil die rechte Lunge größer, die Athmung hier kräftiger ist und die Herzbewegung nicht beeinträchtigt wird. Die Bretagner, welche auch harte dicke Schädel haben, kämpfen nach Lenormant wie die Neger oft Stirn gegen Stirn. Die Abyssinier bilden sich ein, man müsse einen Bandwurm haben, um gesund zu sein. Bei den Arowaken darf ein Schwiegersohn nie das Angesicht seiner Schwiegermutter sehen; Aehnliches findet bei den Caraiben statt. Sprechen Arowaken mit einander, so sehen sie einander nie an, denn dieß, sagen sie, sei eine Sitte der Hunde.

Die Kamtschadalen halten es für große Sünde, Schnee von den Schuhen mit einem Messer abzuschaben oder damit eine Kohle zu spießen; in Deutschland hält hie und da das Volk es für unrecht, ein Messer mit der Schneide nach oben auf den Tisch zu legen; man soll jemand nichts Schneidendes oder Spitzes zum Geschenk

machen, weil es die Freundschaft verletze. Berührte ein Mongole Pfeile mit der Peitsche, tödtete er Vögel oder raubte ihre Jungen, schlug er ein Pferd mit dem Zügel, zerbrach er einen Knochen mit einem andern, ließ er Milch oder Fleisch auf die Erde fallen, pißte oder erbrach er sich innerhalb des Zeltes, berührte er Feuer oder legte er ein Messer oder Beil ins Feuer, stützte er sich auf die Peitsche, so strafte ihn der Chan mit dem Tode. Hingegen Andere zu tödten oder ihr Land zu verwüsten, alle Schlechtigkeit zu begehen, mag bei ihnen wohl angehen, meint Carpin, der aber dabei doch wieder ihre vielen Vorzüge und Tugenden hervorhebt, obschon sie die blutigsten aller Eroberer waren. Die Jagas saugen das Gehirn aus dem Schädel des noch lebenden Feindes, fressen dessen Fleisch, begehen den Beischlaf öffentlich, morden Kinder, strafen aber dabei jeden Fehler gegen ihre heiligen Quixilles, z. B. Genuß verbotenen Fleisches, Gebrauch ungeweihten Feuers, Berührung eines menstruirenden Weibes mit dem Tode. Ein Buschman über gut oder böse befragt, meinte, als er nachdacht, gut sei, fremde Weiber zu rauben, böse, wenn einem die seinen geraubt würden.

Vergnügungen, Feste, Spiele.

Bei allen Völkern finden periodische und unregelmäßige Feste statt, nach gewonnenen Siegen, reicher Jagd, zur Feier denkwürdiger Tage, bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen, fast immer mit Mahlzeiten, Trinkgelagen, Tanz verbunden, häufig in wilde oder unzüchtige Orgien ausartend. Die Tänze haben oft eine kriegerische oder religiöse Bedeutung, bei wilden Völkern sind sie manchmal den Bewegungen der Thiere nachgebildet, oft barok und unendlich roh, wie z. B. von den Coroados, Puris, Miranhas Spix und Martius sie schildern. Damit harmonirt die Musik, welche selbst bei sonst civilisirten Völkern, wie Chinesen, Japanesen, Mauren, für europ. Ohren widerwärtig ist; bei den alten Aegyptern war sie als unnütz und verweichlichend wenigstens in gewissen Zeiten verboten. Die Negerkönige haben immer Bänkelsänger und Springer, welche sie besingen. — Spielen sind selbst sehr wilde Völker leidenschaftlich ergeben; die Neger verspielen manchmal Weib und Kind, die Hängematte, in der sie schlafen sollen, die eigene Freiheit. Merkwürdig ist die Uebereinstimmung, welche die Unterhaltungen der Kinder bei den verschiedensten Völkern zeigen.

Gastereien gehören zu den gewöhnlichsten Vergnügungen und werden bei allerlei Gelegenheiten angestellt. Das Essen geschieht sitzend oder liegend, letzteres z. B. bei den Römern, die so unmäßig waren, daß sie den überfüllten Magen durch Brechmittel entleerten, um wieder aufs neue essen zu können. Ihre Mahle waren oft im höchsten Grade schwelgerisch und kostspielig; man gab enorme Summen für Nachtigallen- und Pfauenzungen, Fasanen- und Flamingohirn, Muränenmilch, Rebhühnereier ꝛc. aus. In Babylon kam zuletzt die Sitte auf, daß die Weiber bei den Mahlzeiten sich nach und nach entkleideten. Bei manchen Völkern wird streng darauf gehalten, daß nur solche gleichen Ranges mit einander essen, häufig sind die Frauen von der Tafel der Männer ausgeschlossen. Während die Tahitier allein essen, müssen die Tagalen der Philippinen wenigstens einen Tischgenossen haben. Bei manchen Völkern ist es Sitte, bei der Mahlzeit von Niemand gesehen zu werden, weil sie glauben, bei dieser Gelegenheit sei man der Bezauberung besonders ausgesetzt. Der König von Loango speist in einem Hause und trinkt in einem andern. Bei den Russen bietet man jedem Gast vor der Mahlzeit zuerst ein Glas Branntwein und dann gibt jedem die Hausfrau einen Kuß. Bei rohen Völkern wird der Gast durch grobe Gebräuche zum Essen aufgefordert und hierzu bis zum Uebermaaß gezwungen; bei den Kamtschadalen muß der Gast in der Jurte die stärkste Hitze ertragen, während er mit Speisen vollgepfropft wird. Wenn nach Dr. Radloff bei den Kirgisen für einen Gast ein Schaf geschlachtet wird, so macht der Gast die Honneurs, schneidet das Fleisch in Stücke und steckt immer drei davon dem Wirth und den andern in den Mund und der Empfänger muß, um nicht zu beleidigen, die Bissen sogleich hinunterschlucken, was oft nur unter Würgen und mit Lebensgefahr geschehen kann. Hat der Geber mehr als drei Stücke oder einen Knochen gegeben, und der Empfänger erstickt, so muß der Geber einen vollen Kun (hundert Pferde) als Buße zahlen. Hat er aber nicht mehr als drei Stücke gegeben, seien sie so groß als sie wollen, so zahlt er im Falle des Erstickens nichts. Haben nicht auch manche unserer Vereine die Sitte, daß ein neu Aufgenommener einen ungeheuren Pokal in einem Zuge leeren muß?

Feste verschiedenster Art hatten auch Griechen, Römer, Aegypter, am Feste der Isis entblößten sich die mit Castagnetten schnalzenden Weiber bei der Nilfahrt nach Bubastis, wie Herodot berichtet und Männer und Weiber theilten sich Schläge aus. Ballspiel, Wettlaufen, Ringen, mancherlei Bret-, Stein- und Kartenspiele, Waffen- und Schwimmspiele sind sehr allgemein verbreitet, Hahnenkämpfe finden sich bei den Engländern und Polynesiern, die Stiergefechte wollen in Spanien nicht aufhören, sogar die sanften Javanesen

von den höchsten bis zu den niedrigsten Ständen erfreuen sich doch an dem grausamen Schauspiel des Kampfes des Tigers mit dem Büffel, wie ein solches Junghuhn beschreibt (Java rc. II, 444). Das grausame Volk der Römer liebte über Alles die Gladiatoren- und Thierkämpfe. Die Spiele der Kinder haben über die ganze Erde große Aehnlichkeit; die Knaben lassen auch in China Drachen steigen, eben so in Tahiti, wo man auch das Stelzengehen, Schaukeln, Ballspiel findet. — Die nordamerikanischen Puritaner betrachten in ihrer Einseitigkeit auch erlaubte und edle Vergnügungen als sündhaft, weshalb das Theater bei ihnen in Verfall kommt. Als 1862 in einer Temperanz-Convention zu Newyork die Reform der Bühne zur Erhöhung der Volksbildung vorgeschlagen wurde, sprangen sämmtliche Reverends auf und schrieen den Antragsteller nieder.

Geselliger Verkehr, Begrüßung.

Die Formen des geselligen Verkehres zeigen unbegrenzte Mannigfaltigkeit und häufig hat dasselbe Benehmen, die gleiche Handlung bei verschiedenen Völkern einen ungleichen Sinn. Innige Freundschaft zu gegenseitiger Hülfe wurde oder wird geschlossen bei den alten Griechen, den Bewohnern von Mindanao, den Jakuten, den Indianern Nordamerikas, wo einer sich an einen andern anschließt. Gastfreundschaft herrscht jetzt noch hauptsächlich bei den nomadischen Völkern, auch bei den Indianern, den Palao- und Loochooinsulanern, den indischen Mohammedanern, den Slavoniern und bei manchen dieser Völker wurde Verweigerung derselben sogar hart gestraft. In älterer Zeit wurde Gastfreundschaft bei vielen andern Völkern um so mehr geübt, als Gasthäuser (im Orient sogen. Caravanserais, großartige Anstalten von Cahira und Damaskus bis Mekka und zum Indus) erst bei vorgeschrittener Kultur entstanden. — In Folge eigenthümlicher, genetisch oft schwer zu erklärender Vorstellungen ist bei manchen Völkern der Verkehr zwischen den nächsten Verwandten, selbst zwischen Gatten und zwischen Eltern und Kindern großer Beschränkung unterworfen.

In unserem Privat- und öffentlichen Verkehr ist viel Schein nicht nur, sondern Unwahrheit, man spricht so oft anders, als man denkt. Kant schrieb: „Alle menschliche Tugend im Verkehr ist Scheide-

münze; ein Kind ist der, welcher sie für Gold nimmt. Es ist aber doch besser, Scheidemünze als gar kein Mittel des Umlaufs zu haben." „Die Menschen sind insgesammt, je civilisirter, desto mehr Schauspieler." K. meinte auch, man nenne Jemand einen Pinsel, weil er immer von Andern geführt zu werden bedarf. Stiedenroth sagt von dem Egoismus des gewöhnlichen Lebens: „Er erscheint als Klugheit, die Alles meidet, was ungünstig wirken könnte, Alles thut, was Andere günstig disponiren kann und deren höchstes Ziel es ist, nie den groben Egoismus herausplatzen zu lassen, damit der Egoismus Anderer nicht in Harnisch gerathe. So entsteht ein allgemeines Scheinleben, eine allgemeine Verhüllung und Verstellung. Nicht allein trägt Jeder, wie Hippel spricht, seinen moralischen Ueberrock, der verdeckt; man spiegelt auch etwas vor, wo gar nichts vorhanden ist. Man stellt sich besser, als man ist, man zeigt sich wohlwollend, man gibt denen Zeichen der Achtung, welche man verachtet, man läßt sich absonderliche Urtheile gefallen, hört langweilige Erzählungen an, lobt Kunstwerke, die man nicht geschenkt haben möchte. — Keiner sagt dem Andern, was er von ihm denkt, und geschieht es einmal, so wird es für ausgezeichnete Grobheit gehalten. Jeder urtheilt aus seinem besondern Standpunkt und Verhältniß heraus, allein Keiner will den Schein davon haben. So lebt unter dem Scheine allgemeiner Einstimmung, der sich nur wenig Seltsame entziehen, eine allgemeine Disharmonie und Zerrissenheit und das überflüssigste Ding in der Welt ist Wahrheit, Geradheit und Aufrichtigkeit." Labruyère schildert den Hof und die Großen seiner Zeit, nämlich Ludwig's XIV., sehr schwarz. Sie seien unfähig, das Verdienst anzuerkennen und rühre auch einmal etwas ihre müßigen Seelen, so sei es bald wieder vergessen. A la cour, à la ville mêmes passions, mêmes faiblesses, mêmes petitesses, mêmes travers d'esprit, mêmes trouilleries, mêmes envies; partout des humeurs, des colères, des partialités. Quelque profonds que soient les grands de la cour et quelque art qu'ils aient pour paroître ce qu'ils ne sont pas et pour ne point paroître ce qu'ils sont, ils ne peuvent cacher leur malignité, leur intestine pente à rire aux depens d'autrui. Ces têtes si fortes et si habiles, ces femmes si polies et si spirituelles, tous méprisent le peuple et ils sont peuple.

Ein Russisches Sprichwort lautet: Man empfängt den Gast nach seinem Kleide und verabschiedet ihn nach seinem Verstande. Bei Kamrasi, einem Negerfürsten nördlich vom Nyanzasee, soll nach Heuglin die bei allen Njamnjam übliche Sitte herrschen, daß Fremde, die den Fürsten besuchen, um ewige Freundschaft zu schließen, eingeladen werden, mit ihm Blut zu trinken. Jeder macht sich mittelst eines Messers eine kleine Armwunde und reicht das ihr entquellende

Blut dem Andern. Begrüßungen und Ehrenbezeugungen sind manchmal sehr eigenthümlich; die Begrüßung, welche bei vielen Wilden ganz fehlt, geschieht durch Bewegung des Kopfes, der Hände, Stellungen des Leibes, Berührung des zu Begrüßenden, Schütteln der Hand; die Lappen grüßen, indem sie ihre Nase heftig an die des andern stoßen, Polynesier durch gegenseitige Berührung der Nasen. Bei einigen der letzteren grüßen vornehme Frauen durch Entblößung des Leibes, wir grüßen durch die Entblößung des Kopfes, die spanischen Granden bleiben auch in Gegenwart des Königs bedeckt. Auf Java demüthigt man sich durch Bedeckung des Hauptes. Nach Magyar nahm die weitgereisten Kimbundas bei den Begrüßungen immer die Gebräuche der von ihnen besuchten Völker an. Als Speke vom König Mtésa in englischer Weise mit einer Verbeugung und die Hand auf das Herz legend, Abschied nahm, machte der König augenblicklich die gleichen Gesten mit dem Instinkt eines Affen nach. Reise II, 128. Als Antinori und Piaggia 1863 zu den Dschiurnegern am Bahr-el-Gazal kamen, legte der Häuptling vor ihnen seine Waffen nieder, faßte ihre Hände und spie in diese und ihre Gesichter als Zeichen des Willkommens. (Beide Geschlechter der tiefschwarzen Dschiurs gehen ganz nackt; die Frauen sind sehr geachtet. Sie halten Ziegen, bauen Feldfrüchte, schmieden Eisen.)

Nach Rochefort gehen die Bewohner der Malediven, um Jemand Ehre zu bezeigen, nicht hinter, sondern vor ihm her und die peruanischen Incas traten rückwärts gehend in den Tempel. Bei manchen Völkern gilt die linke Hand für besser als die rechte. In Japan empfängt man, wenn man höflich sein will, nicht stehend, sondern sitzend. Bei den Südseeinsulanern ist es nach Forster ein Zeichen der Herausforderung, den Hintern zu zeigen und darauf zu klatschen. — Geschenke geben sich Freunde, Geliebte, man gibt sie Fürsten und empfängt von ihnen. Geschenke an Fürsten und Häuptlinge werden leicht zu Auflagen. Der Respect vor den Vornehmen ging manchmal schon so weit, daß man um ihnen zu gleichen nicht nur ihre Tracht und Manieren, sondern auch ihre Laster und Krankheiten sich anzueignen suchte. Z. B. Durch das Kawi-Trinken wurden die Jerris auf Hawaii oft aussätzig und Leute aus dem gemeinen Volk strebten nach der Ehre wie sie aussätzig zu werdeu. — Indianer, viele Neger, die Zulukafern wüthen gegen die Thiere, tödten weit über das Bedürfniß aus reiner Mordlust, die Araber und Hindus sind mild auch gegen die Thiere. Grausamkeit gegen Menschen kommt bei allen Völkern vor, aber am tiefsten in Blut und Schmutz scheinen doch manche Neger zu waten.

Behandlung der Frauen, Bewerbung, Hochzeit.

Die Behandlung des schwächeren Geschlechtes richtet sich nach den Begriffen, welche sich das stärkere von seinem Werthe macht. Bei den üppigen Orientalen wird die Frau meist nnr als Lustwerkzeug betrachtet, bei den barbarischen Völkern ist sie Lastthier, dem die härtesten Arbeiten aufgebürdet werden. Hielten doch selbst Aristoteles und Thomas von Aquino das weibliche Geschlecht für geringer und unvollkommener als das männliche und nach Manes ist dasselbe nicht durch Gott, sondern durch das Princip der Materie gebildet, Vorstellungen, bei welchen wahre Liebe so wenig möglich ist, als bei den Barbaren und Orientalen. Es ist eine der höchsten Wohlthaten des Christenthums, daß nach und nach edlere Begriffe vom Werthe der Frauen und der ihnen gebührenden Stellung sich Bahn brachen, durch welche ein eigentliches Familienleben möglich wurde. Die Ansichten über Keuschheit, Heilighaltung der Ehe ꝛc. hängen innig zusammen mit dem sittlichen Zustande eines Volkes. Zahlreiche geschlechtliche Ausschweifungen, oft von unnatürlicher und widerwärtiger Art gehen durch die ganze Geschichte der Menschheit.

Die Wahl der Frauen eines jungen chinesischen Kaisers ist außerordentlich umständlich und erfordert jahrelange Vorbereitungen. Die Kaiserin wird aus den Töchtern der hohen Beamten gewählt, die zu den sogen. 8 Bannern gehören, d. h. Nachkommen der Eroberer Chinas im 17. Jahr. und Mandarinen höherer Klasse sind, wobei sich alle in Pecking einzufinden und ihre Töchter von 12—16 Jahren zu präsentiren haben. Jeder ist ein Holztäfelchen bestimmt, auf welchem Rang und Amt des Vaters, das Banner der Familie, das Alter der Tochter geschrieben sind und die dem Kaiser vorgelegt werden. Am frühesten Morgen werden nun die Repräsentanten der verschiedenen Banner nebst deren Töchtern dem Kaiser bei versammeltem Hofe vorgestellt; der Kaiser spricht mit dem Mädchen und legt bei denen, die ihn gefallen, die entsprechenden Täfelchen bei Seite, nachdem er eine besondere Rangnote 1, 2, 3 beigeschrieben, während er die Täfelchen der nicht gefallenden in einen beistehenden Korb wirft. Auf Grund der Noten werden dann in den nächsten Tagen eine kleinere Zahl Mädchen ausgewählt, während die übrigen zu ihren Familien zurückkehren. Die ausgewählten müssen so lange in Pecking bleiben bis der Kaiser seine Wahl getroffen hat. Die Mädchen der 8 Banner dürfen gesetzlich ihre Füße nicht verstüm-

meln, wie dies sonst in China gebräuchlich ist. Aus 400 im Jahr 1868 vorgestellten Mädchen wurden nur 6—7 gewählt, aber da die Kaiserinen Mütter nicht ganz mit dem Ergebnisse zufrieden waren, sollte 1869 eine neue Präsentation stattfinden. Aus den gewählten Mädchen werden aber nicht nur die künftige Kaiserin, sondern auch Nebenfrauen genommen, die man Fürstinen oder Prinzessinen nennt und die Aussicht haben, beim Tode oder Unfruchtbarkeit der Kaiserin an ihre Stelle zu treten. Jedes Mädchen, das in den kaiserl. Palast eingegangen ist, ist für immer von aller Berührung mit ihren Verwandten abgeschlossen, weshalb viele Väter Krankheiten ihrer Töchter vorschützen, um sie nicht zu verlieren. Aus den Beamten der 8 Banner wählt der Kaiser auch seine Schwiegersöhne mit ähnlicher Procedur, in einem Alter von 13—16, welche dann im Palast erzogen werden. — Bei den Arabern im Sennaar wird der Bräutigam vor der Hochzeit von den Verwandten der Braut mit der Nilpferdpeitsche hart gezüchtigt; nimmt er dieß mit freudigen Mienen hin, so wird er von den Weibern bewundert und mit Freudengeschrei belohnt. Baker. In Angola sind nicht nur bei den Negern sondern auch bei vielen Weißen, welche die Polygynie zulassen, folgende Ceremonien gebräuchlich. Eine Braut wird auf 8 Tage in ein eigenes hiefür bestimmtes Haus, casa do usu gebracht, während welcher Zeit der Zeganga oder Zauberpriester allein und täglich bei ihr Zutritt hat, der sie vollständig entkleidet und ganz mit Salben einreibt, wobei er Gebete murmelt, wodurch sie dem bösen Geist, Iteque geweiht wird, nämlich so, daß ihr dieser kein Leid zufüge. (Um den guten Geist, an den sie auch glauben, bekümmern sie sich wenig, da sie von diesem nichts befürchten.) Nach diesen Tagen werden vor der Braut 3 Tage lang scheußl. Gesänge nnd üppige Tänze aufgeführt, worauf sie ihrem Mann übergeben wird. Ausland, 1863, S. 804.

In Tabris vermiethen die Nestorianer ihre Töchter vertragsmäßig für eine Anzahl Jahre oder Monate und gegen eine festgesetzte Summe an die Europäer und der Contrakt wird ganz förmlich, oft sogar unter Anwesenheit eines Priesters ausgefertigt. Man nennt wohl dieses Verhältniß matrimonio alla Carta und es ist auch sonst in Persien, besonders in Aserbeidschan so alt nnd allgemein, daß Niemand daran Anstoß nimmt. Probeheirathen auf eine gewisse Zeit finden statt bei den Algonkin-Lenape, Otomies, Congovölkern, Kalmüken, Wotjaken. — Bei sehr vielen barbarischen Völkern werden die Frauen von den Vätern gekauft. Bei den Hunnen und Skythen konnten die Väter die eigenen Töchter heirathen, die Perserköuige heiratheten ihre Schwestern. Gegen Mesalliancen gab es an vielen Orten Gesetze, Strafen, wie denn bei den Dravidas und Hindus ein Mädchen getödtet wurde, das sich einem Mann

niedriger Kaste hingegeben, ein Mann höherer Kaste wird, wenn er ein Mädchen niederer Kaste an seine Tafel zieht, zu dieser Kaste degradirt, geschlechtlich gebrauchen darf er sie hingegen. Im Alterthum und jetzt noch bei den Mongolen, Tibetern, Ostjaken, Siamesen heirathen sich Blutsverwandte. Bei manchen Völkern durften die Wittwen nicht mehr, bei andern nur unter den größten Beschränkungen und nach langen Büßungen wieder heirathen; bei manchen mußten sie den Männern in das Grab folgen. Im alten Persien und bei einigen Mongolenstämmen ließ man oft ein Mädchen einem Verstorbenen antrauen, damit derselbe, wenn sie stürbe, in der anderen Welt eine Frau habe und bei den Chinesen der Provinz Schan-si verheirathet man im Sarge die für einander bestimmten Mann und Mädchen, weun sie etwa gleichzeitig sterben. Gesetze nnd Strafen bei Ehebruch bestanden zu allen Zeiten, fast immer mehr zu Ungunsten des weiblichen Theils, Gesetze gegen das Cölibat vorzüglich bei den Römern, Griechen, Makedoniern, Juden. Bei den Duetschen hatten mehrere Brüder zusammen nur eine Frau, wie jetzt noch bei den Todas. Bei vielen Völkern dürfen die Jünglinge nur in einem bestimmten Alter oder nach gewissen Leistungen heirathen.

Unendlich mannigfaltig und oft höchst sonderbar sind die Ehefeierlichkeiten. Aelian erzählt, daß bei den Saken der Bräutigam mit der Braut zuerst ringen und sie besiegen mußte, wie wir solches auch aus den Nibelungen wissen. Schmählich ist die Geringschätzung und Verachtung des andern Geschlechtes bei vielen Völkern. Die Frauen können bei manchen verkauft, wegen geringen Fehlern verstoßen, getödtet werden, bei manchen Malaienstämmen darf das Weib nicht einmal den Namen ihres Herrn aussprechen, in der Despotieen schließt man sie ein, was auch in den classischen Republiken geschah. In China traut man den Frauenzimmern so wenig, daß nicht einmal der Bruder mit der Schwester sprechen darf und der Arzt nicht den Puls fühlen darf, sondern ihn aus der Erzitterung eines um den Arm gelegten Seidenfadens beurtheilen muß, dessen Ende er in der Hand hält. Die Molua-Beschuana lassen alte Frauen als nutzlose Geschöpfe verhungern und der Sohn hat kein Bedenken, seine bejahrte Mutter aus der Welt zu schaffen. Bei den meisten barbarischen und halbcultivirten Völkern, aber auch bei den alten Römern wurden menstruirende Weiber verachtet und wegen vermeintlichen Schadens gefürchtet; das Concil von Nicäa im Jahre 325 verbot solchen das Gotteshaus zu betreten, bei manchen Völkern müssen sie sich nach dieser Zeit Reinigungen unterziehen. Die Malaien auf Amboina feierten wenigstens früher beim Eintritt der ersten Regeln Freudenfeste. Bei den Koloschen in Alaschka hinwiederum gelten nach Dall die Mädchen beim Beginn der Mannbarkeit für unrein und werden einige Zeit, früher ein Jahr, jetzt 3 Monate in eine

abgelegene Hütte verbannt. Am Ende dieser Zeit durchbohrt man ihnen die Unterlippe und steckt einen silbernen Stift, als Zeichen der Freiheit durch. — Speke berichtet II 152, daß man in den Negerreichen Wanyo und Usoga, allen Mädchen sehr früh 4—6 Schneidezähne auszieht; kein Mann würde eine Frau aus seinem Becher trinken lassen, wenn dies nicht geschehen wäre. — Bei vielen barbarischen Nationen gelten die Frauen auch um die Entbindungszeit für unrein und werden bei den Koloschen längerer Zeit abgesondert und sich allein überlassen; bei einigen alles Schamgefühles baaren Guineanegern und bei den Kamtschadalen ist die Niederkunft ein so interessantes Schauspiel, daß Jung und Alt beider Geschlechter hierzu zusammenläuft. Die sonderbaren Ceremonieen in manchen Ländern vor oder bei der Niederkunft gründen sich auf die Ansicht, daß hiedurch die bösen Geister von Mutter und Kind fern gehalten werden. — Die Greuel in der Behandlung der Mädchen und Frauen namentlich bei afrikanischen Völkern durch Infibulation, Beschneidung u. s. w. haben ihre Motive hauptsächlich in der Mißachtung der Frauen und der eben so schamlosen als grausamen Eifersucht der Männer.

Ueber die höchst sonderbare und in der alten und neuen Welt sehr verbreitete Sitte der Couvade, wo bei d. Niederkunft der Mann sich zu Bette legt und wie eine Wöchnerin sich pflegen läßt s. Tyler 370—83. Sie beruht auf d. Vorstellung, daß zwischen Vater und Kind ein physischer Connex bestehe. Man findet sie nicht bei den Ariern, Semiten, den eigentl. Chinesen (wohl aber bei den Miau-tze), auch nicht bei den Finnen, Lappen und Magyaren, sondern bei kleinern Völkern, die von großen in Gebirge und Wüsten getrieben wurden, darunter auch die Basken und in älterer Zeit die Corsicaner. Die Abiponer und Caraiben glauben, daß wenn der Vater nach d. Geburt d. Kinder arbeitete und nicht Diät hielte, das dem Kinde schaden würde und es alle Fehler der Thiere bekäme, welche der Vater verzehrt hat. — Bei der Benennung der Kinder werden sehr differente Regeln befolgt; die Tulawa und Malaijalam geben dem Kinde nicht den Namen des Vaters, sondern der Mutter, bei den Chinesen führen die Kinder zuerst den Namen der Familie, vier Wochen alt erhalten sie einen zweiten Namen, meist von einer Blume oder Thiere entlehnt, beim Eintritt in die Schule einen dritten, mannbar geworden einen vierten, als Beamte einen fünften.

Die Keuschheitsbegriffe sind sich diametral entgegengesetzt, wie denn Griechen und Makedonier sehr ungenirt von geschlechtlichen Dingen sprachen und unsere Begriffe von Ehrbarkeit in Worten und Handlungen ihnen fremd waren. Bei den Gindanen, einem rohen Volke Nordafrikas, waren, nach Herodot, die Weiber stolz darauf,

mit vielen Männern zu thun gehabt zu haben und sie trugen bei jedem neuen einen Ring mehr um das Bein und Broc, Essai s. l. races humain, Bruxelles 1838, p. 34, spricht von dem gänzlichen Mangel an Schamgefühl der Indianer in und bei Neuorleans. Dieser Mangel rührt von der Rohheit des Gemüthes her, der mit tiefen Kulturstufen und auch mit der größten Verfeinerung antiker und moderner Civilisation verbunden sein kann; man weiß, wie der letzte Kaiser aus dem Hause Hia, der Wüstling Likun oder Kie und sein Weib Meihi, wie ferner Sardanapal, Nero und andere Despoten lebten und bekannt ist das Treiben der Arreoys auf den Gesellschaftsinseln. Die Feudalherren Europas hatten das jus primae noctis, das später durch die Marcheta, den Jungfernzins abgekauft werden konnte. Unglaublich waren die Ausschweifungen in den asiatischen Naturreligionen, auch im alten Aegypten und bei den Israeliten; Prostitution der Frauen im Heiligthum vor den Priestern fand bei allen Völkern statt, meint Herodot, die Aegypter und Hellenen ausgenommen. Die Locrenser in Kriegsbedrängniß gelobten nach Justin die Prostitution ihrer Jungfrauen, wenn sie Sieger bleiben würden. Die Griechen hielten die Männer- und Knabenliebe für etwas Nobles und Rühmliches, die Frauenliebe für viel geringer und vertheidigten diese Verkehrung des natürlichen Gefühles mit sophistischen Gründen. Die Päderastie wird öfters durch den Despotismus erzeugt oder begünstigt, wenn der Despot alle Frauen für sich in Beschlag nimmt, wie z. B. in Dahomey geschieht.

Krankheit, Tod, Leichenbegängniß.

Die Naturvölker glauben nicht an einen natürlichen Ursprung der Krankheit und des Todes, die vielmehr durch Götter, Dämonen, auch Zauberer herbeigeführt werden, weßhalb sie Priester und Zauberer als den Göttern näher Stehende zu Hilfe rufen und abergläubige Heilmittel brauchen. Bei vielen Krankheiten wenden die barbarischen Völker (aber auch die Thaï) Kneten, Streichen, Reiben des Leibes als ein Hauptmittel an. Das Alter erscheint auch als Krankheit, die Alten als Last, bei den Eskimos, manchen Javanern, den alten Wenden u. a. wurden oder werden daher die Greise und Matronen getödtet oder ausgesetzt, manchmal geschieht dieses auch Kranken. Zur Leichenfeier findet bei vielen barbarischen Völkern Geschrei und Geheul, oft durch gemiethete Personen statt, das bald in Fröhlichkeit, Eß- und Trinkgelage übergeht, welches letztere freilich auch bei den gebildeten

Völkern geschieht, und z. B. die Musik, zurückkehrend von dem Begräbniß eines höhern Offiziers lustige Weisen spielt. Manche Völker erweisen den Gebeinen noch eine Verehrung, bei manchen werden die Leichen verbrannt, sehr viele vergraben sie zum Schutz vor den Raubthieren und der Zerstörung durch die Atmosphärilien, was kein Thier thut, nur sehr wenige werfen sie schutzlos den Raubthieren hin, die Kamtschadalen ihren Hunden, Araucaner und Tahitier stellen sie auf Gerüsten aus. Das Mumisiren gründet sich auf den Glauben an die Wiederkehr der Seele zu ihrem Leibe, auf Glaube an ein anderes Leben der Gebrauch, den Todten Eßwaaren, Kleidung, Waffen, Geld mit in das Grab zu geben, Leibpferde, Sklaven, Frauen zu tödten und mit ihnen zu begraben. Manche Turkvölker schlachten das beste Pferd des Verstorbenen zu einem Leichenmahl. An Unsterblichkeitstränke glaubten die alten Chinesen, die Indianer der Antillen und steckten die Spanier damit an, die auf dem Festland nach diesem Tranke suchten, wie von den Chinesen dieser Glaube sich zu den Persern verbreitete.

Die Aerzte und Aerztinnen der Wilden sind oft Charlatane, Gaukler und Zauberer, vergl. Tyler l. c. S. 354. Manche Negervölker und die Eskimos tödten unheilbare Kranke, um sie von ihrem Schmerz zu befreien, die Tschuktschen verbinden nach Mitchell Kranke durch Lederseile mit einem Holzblock, der irgend eine Gottheit vorstellt, um gleichsam eine Leitung zwischen Gott und Mensch herzustellen; unheilbare Kranke werden erdrosselt oder auf andere Weise getödtet. Bei den alten Römern hielt man in einer gewissen Zeit die Arzneikunst für unwürdig und überließ sie den Sklaven. — Oft fragt man den Todten, warum er gestorben sei, nicht länger unter den Lebenden bleiben wollte, was vor nicht langer Zeit sogar noch in Rußland geschah. Früher gab dort der Patriarch dem Todten einen förmlichen Paß mit zur Vorzeigung beim h. Petrus. Canaaniter, Hunnen, Neuseeländer schnitten sich bei der Trauer um Verstorbene in das Fleisch, bei manchen Negerstämmen reißen sich die Frauen zum Zeichen der Trauer die Haare aus und ritzen sich die Haut, die Georgier, welche sonst ihren Bart sehr werth halten, scheeren ihn während der Trauerzeit ab. Man trägt zur Trauer schwarze Kleider, die Cochinchinesen aschgraue, die Peguaner gelbe, die Japaner weiße, die Koreaner drei Jahre hindurch härene. Die Madegassen streichen ihr Gesicht während der Trauerzeit weiß, schwarz und gelb an. Bei manchen Stämmen der Australier stellt der ganze

Stamm eine laute und melancholische Trauer an, sobald der Tod eines Angehörigen bekannt wird; die Leiche wird in einen hohlen Baumstamm oder unter die Erde gebracht. Die Australier vom obern Maryfluß in Queensland haben nach Mac Donald die eigenthümliche Gewohnheit, daß die abgezogene Haut verstorbener Kinder, beziehungsweise Söhne, längere Zeit von der Mutter in einem Sack mit herumgeführt wird, wobei öfter ein durchdringendes Klagegeheul stattfindet, namentlich wenn, wie es scheint, sie die Haut hervornehmen, an die Brust drücken, sie wieder mit ihren eigenen Lappen bedecken, daß sie nicht friere ꝛc. Man wollte Mac Donald nie eine solche Haut verkaufen. Die Knochen werden abgeschaben und des Markes wegen zerbrochen, dann an Bäumen aufgehangen oder begraben, das Fleisch scheint ebenfalls wenigstens z. Th. gegessen zu werden; sie glauben, außerdem daß sie sich selbst eine Wohlthat erweisen, auch die Tugenden des Verzehrten in sich aufzunehmen. Sie glauben an Fortdauer der Seele, haben aber kindische und abentheuerliche Vorstellungen hievon. Journ. of the A. I. 1872, p. 176. Tscherkessen, Neuseeländer, Polynesier u. a. verstümmeln und verwunden sich zum Zeichen der Trauer. Neger, die größten Possenmacher, sind bei Todesfällen auch die größten Heuler.

Die Chinesen schaffen sich schon früh ihren Sarg an und haben ihn viele Jahre im Hause, die Leiche wurde früher nicht zur Thüre, sondern zum Fenster hinaus gebracht und in mancher Provinz geschieht dieß noch, „weil die Thüre den Schmerz zu lange bewahren würde", bei den Siamesen wird eine Leiche stets durch ein in die Wand gemachtes Loch aus dem Hause geschafft, was im mittelalterlichen Deutschland die schimpfliche Strafe der Selbstmörder war. Bei den Congonegern geht der Leichenzug eines Vornehmen immer gerade aus und steht ein Haus im Wege, so wird es abgebrochen. Manche Indianer- und Negervölker, auch die Bewohner von Mindanao schmücken und bemalen die Leichen, frisiren, stecken sie in reiche Kleider. Mumisirung fand auch bei Nord- und Südamerikanern und Guanchen statt, die Egypter mumisirten die Leichen wahrscheinlich deßhalb, damit die nach 3000 Jahren zurückkehrende Seele sich wieder mit dem unzerstörten Leibe vereinige und nicht einen Thierkörper zu beleben genöthigt werde. Die Eingeweide thaten sie in Urnen, die meist aus Stein verfertigt, einen Deckel hatten, der einen Kopf mit menschlichen Zügen, manchmal auch einen Säugthier- oder Vogelkopf darstellte; das sind die sogen. Kanopen oder Gesichtsurnen. Man hat sie auch in Etrurien gefunden, wo sie aber bestimmt waren, nicht einzelne Eingeweide, sondern die Asche der verbrannten Leichnams aufzunehmen, daher sie größer waren als die ägyptischen. Auch in verschiedenen Theilen Deutschlands hat man solche Aschenurnen gefunden, oft mit Skizzen von Thieren auf dem Deckel, die mit wenigen flüchtigen Zügen in den noch weichen Thon

eingegraben wurden, oder wo der oberste Theil des Gefäßes selbst zwar sehr roh, ein Menschengesicht darstellte. Virchow in Bastian's und Hartmann's Zeitschr. f. Ethnologie II, 73; ebend. III, 73. Der König Mtésa und Kamrasi von Unyoro, überhaupt alle Wahuma haben eine gemeinsame Abstammng. Alle begraben ihre Todten auf selbe Art; die Könige werden aber zuerst monatelang geröstet und dann wird ihr Unterkiefer ausgeschnitten und mit Perlen bedeckt, aufgehoben. Die Königsgräber werden von besondern Beamten überwacht, die in darüber errichteten Hütten wohnen. Die Nabelstränge werden von der Geburt an aufbewahrt; beim Tode werden die von Männern inner der Thürschwelle, die von Weibern außerhalb begraben. Beim Tode eines großen Staatsbeamten bewahrt man die Fingerknochen und Haare auf, oder wenn sie glattgeschoren sterben, ein bischen von der Kleidung. Ihre Familien bewachen die Gräber. Tacitus berichtet, daß man die Leichen vornehmer Germanen mit einer besondern Art Holz verbrannte und die Asche nur mit Rasen bedeckte, um sie nicht zu beschweren; man denkt hiebei an den Spruch: Sit terra levis tibi! Der arabische Reisende Ibn Foslan beschrieb als Augenzeuge die Opferung eines jungen Mädchens bei den Wolgarussen im Jahre 922 n. Chr., welches beim Leichenbegängniß eines Vornehmen auf empörende Weise getödtet wurde. Ein anderer Araber berichtet von den heidnischen Slaven, daß beim Tode ihrer Könige alle Männer und Weiber ihrer nächsten Umgebung mit ihnen verbrannt werden. Vor Cäsars Zeit geschah dieß auch bei den Galliern und in der Edda werden mit Sigurd und Brunhilde auch ihre Diener, Mägde, Hunde und Falken verbrannt.

Wenn (nach Latham) ein Mongolenfürst stirbt, wird er immer auf dem Altai begraben; man opfert sein bestes Pferd und seinen Leibdiener und begräbt sie mit ihm. Zugleich werden Alle getödtet, denen der Leichenzug begegnet, um in der andern Welt dem Herrn zu dienen. Beim Leichenbegängniß des Prinzen Mongu sollen so mehr als 10,000 Menschen das Leben verloren haben. Bei den Trauerfeierlichkeiten für die Mutter des des Zulukönigs Chaka wurden in der Aufregung einige Tausend Menschen getödtet, wer nicht zur Feier kam, hingerichtet, 10 Mädchen mit der Todten begraben, zu ihrer Ehre 3 Monate lang alle Feldarbeit eingestellt, und ein ganzes Jahr lang alle Schwangern nebst ihren Männern umgebracht. — In der Titular dieses Wütherichs Chaka findet man dieselbe Ueberschwänglichkeit wie im Orient: Herr des Himmels und der Erde, König des Himmels, König der Könige 2c.

Bei den Koljuschen und den Tschuktschen gibt es leibeigene Sklaven, wahrscheinlich Abkömmlinge früherer Kriegsgefangener nach Wrangel. Bei den Koljuschen wurden bei der Verbrennung der Leiche eines Herrn ein oder zwei solcher Sklaven unter Klagerufen

und Trauergesängen durch Erdrosselung oder auf andere Weise getödtet. Auch bei Umzügen, Festen wurden Sklaven, Kalgi getödtet. Wenn bei den Athapascas der Verstorbene eine Frau hatte, so fehlt nicht viel, daß diese mit der Leiche verbrannt wird; sie muß sich auf den Scheiterhaufen legen und dort bleiben, bis die Hitze unerträglich wird. Nach der Verbrennung sammelt sie die Asche und trägt diese in einem kleinen Korbe immer bei sich. Zugleich wird sie die Magd und der Sündenbock der Verwandten, die sie mißhandeln und ihr die härteste Arbeit aufbürden. (United Stat. Explor. Expedition.) Strabo berichtet, die Wittwenverbrennungen in Indien seien nöthig geworden, um die Vergiftung der alten Ehemänner zu verhindern und van Bohlen schreibt, daß von 1815 bis 1824 die geringste jährliche Zahl der verbrannten Wittwen 378, die höchste 839 war und Hodges erzählt, daß man das Opfer mit Opium berauschte, dann in feierlichem Aufzuge mit Musik zum Scheiterhaufen führte, auf welchem die Leiche des Mannes lag; wenn dieser in Flammen steht, schüttet sie Oel über sich und die Leiche, stürzt sich in das Feuer und betäubende Musik läßt ihr Wimmern nicht vernehmen. Die Sivaiten, die das Feuer für heilig halten und nicht verunreinigen wollten, verbrannten die Wittwe nicht, sondern begruben sie lebendig im Grabe des Mannes, dessen Leiche in ihren Armen. Manchmal wurde ihr zuvor noch ein betäubender Trank gereicht und dann das Genick gebrochen.

Nicht bloß Wittwen ließen sich wenigstens früher in Indien nach dem Tode des Mannes willig verbrennen, sondern Diener und Dienerinnen ließen sich mit ihren Gebietern und Gebieterinnen lebendig begraben, um sie jenseits zu bedienen, wobei sie allerdings die Hoffnung großer Belohnung im andern Leben beseelte. — Bei Völkern aller Bildungsstufen verkündet man am Grabe das Lob des Verstorbenen. Solon und andere Gesetzgeber haben verboten, von den Todten etwas Böses zu sagen; die ägyptischen Priester hingegen sprachen beim Tode eines Königs eine Kritik desselben aus. Bei den Kafern wird sogar das Grab des Häuptlings noch als Freistätte geehrt. — Die allerverschiedensten unkultivirten Völker tragen Scheu, die Namen der Todten zu nennen, namentlich verwandter Personen, und kann es nicht vermieden werden, von ihnen zu sprechen, so darf dieses nur durch Andeutung und Umschreibung geschehen. So in beiden Amerika, in Afrika, Nordasien, bei den Papuas, in Australien. Bei den Feuerländern, mit den Australiern und Buschmännern die allerdürftigsten und niedersten Stämme, sagt man einem Kinde, das um seine todten Eltern fragt: Rede keine bösen Worte, schweige! Ist nicht ein Rest dieser Scheu von den Todten zu sprechen selbst in unserem Ausspruch noch vorhanden, de mortuis nil nisi bene? Es liegt die Vorstellung zu Grunde, daß beim

Nennen seines Namens der Verstorbene beunruhigt werde. Verwandt damit ist die Sitte wilder Völker, auch Naturgewalten, Krankheiten, mächtige und gefährliche Thiere, vorgestellte geistige und übermenschliche Wesen nicht bei Namen zu nennen, sondern ihrer nur in Umschreibung oder mit anderen, manchmal euphemistischen Namen zu gedenken, wie z. B. die Anamiten den Tiger den Großvater oder Herrn nennen.

Die Sprache und die Sprachen.

Die Thiere haben nur Laute und Geberden zum Ausdruck ihrer Empfindung und ihres Willens, Sprache im eigentlichen Sinn hat nur der Mensch, weil nur er Vernunft hat, denn die Vernunft erzeugt die Sprache, nicht die Sprache die Vernunft, wie Geiger u. A. wollen. Die Vernunft besteht schon als potentielles Vermögen vor der Begriffsbildung und dem Denken, — nur diese letzteren sind es, welche mit und durch die Sprache sich ausbilden, der Sprechende spricht nicht bloß für Andere, sondern auch für sich selbst, entwickelt, indem er spricht, das eigene Bewußtwerden; insoferne kann man sagen, die Sprache mache den Menschen zum Menschen; homo animal rationale, quia orationale, schrieb schon Hobbes. — Der Mensch ist zur Sprachbildung angelegt und zwar in verschiedenem Grade, so daß Bleek, nachdem er bemerkt, daß Entwicklung und Verfeinerung des Gehirns und damit verbundene Sprachfähigkeit und höhere Denkfähigkeit Resultate energischer andauernder Anstrengung seien, beifügen kann, die Neger hätten diese seit Jahrtausenden nicht gemacht und nicht machen können, weil sie nicht darauf angelegt waren. Wenn Darwin meint, die Sprache, „halb Produkt des Instinktes, halb der Kunst“, habe die Entwicklung des Intellektes mächtig gefördert, indem sie auf das Gehirn zurückwirkte, welche Wirkung sich vererbte, was wieder die Sprache vervollkommnete und die Sprache habe das Gehirn des Menschen im Vergleich zu den Thieren so groß gemacht, und Schleicher „durch die Sprache seien die Menschen allmälig zu Menschen geworden“, — so kann man diese Thatsachen doch nur so begreifen, daß die Sprache nur als ein, aus dem innersten Kern des Menschen entwickeltes Organ des Geistes, nicht als eine diesen etwa

erzeugende Macht gefaßt wird. Max Müller ist überzeugt, „daß die Sprachwissenschaft allein uns noch in den Stand setzen wird, der Evolutionstheorie der Darwinianer ein entschiedenes Halt! entgegen zu rufen und die Grenze scharf zu ziehen, welche den Geist vom Stoff, den Menschen vom Thiere trennt.“ — Obschon Sprache und Denken sich miteinander entwickeln, so haben doch beide ihre besondere Gesetzlichkeit, denn die Sprache kann nur unter Mitwirkung des Organismus entstehen, speziell des Gehirns und der Sprachwerkzeuge und ist insoferne von Anfang schon unter das Naturgesetz gestellt. Man kann sagen, die Sprache gehört ihrem Stoffe nach der Natur, ihrer Form nach dem Geiste an; Max Müller glaubt, die Sprachwissenschaft könne nur in einem gewissen Sinne zu den Naturwissenschaften und zwar als deren letzte und höchste gerechnet werden, — aber wenn man nach dem Grundsatz verfahren will, denominatio fiat a potiori, so gehört sie, wie ich glaube, zu den Geisteswissenschaften. Bis jetzt sind 900 Sprachen mit 5000 Dialekten bekannt.

Für W. v. Humboldt ist die Sprache das bildende Organ der Gedanken, so daß es keinen Gedanken ohne S. gibt und das menschliche Denken erst durch die Sprache wird, in welcher der Geist den Laut zum Ausdruck des Gedankens machte. Weil jedes Volk die Welt anders auffaßt, so hat jedes seine eigene S. und man kann aus der Construktion dieser das innerste Wesen des Volkes regressiv erkennen. Wüßten wir es nicht aus der Paläontologie, daß das Menschengeschlecht viel älter ist, als alle historischen Ueberlieferungen angeben, so könnten es uns die S. lehren, welche eine Reihe von Jahrtausenden zu ihrer Bildung nöthig hatten, die indogermanischen bis jetzt etwa 14,000 Jahre. Sie vermögen uns ein Bild von der Sinnes-, Gefühls- und Denkweise der Völker in längst vergangener Zeit zu geben, wie man z. B. aus der Benennung von Kulturgegenständen in den indogermanischen S. schließen darf, daß die noch vereinten Arier bereits ein seßhaftes Volk waren, Ackerbau und Viehzucht trieben, einen Cultus und eine Poesie hatten. Die vergleichende Sprachwissenschaft hat die Erklärung einer Menge alter Ausdrücke und dunkler Gebräuche möglich gemacht und die ersten Vorstellungen von göttlichen Wesen enthüllt. „Wir wissen jetzt vollkommen sicher, sagt M. Müller, daß die ursprünglichen Anschauungen der Gottheit unter den Arischen Völkern eben so weit von grobem Fetischismus als vom abstrakten Idealismus entfernt sind. Die Arier erkannten die Gegenwart des Göttlichen, so weit

ihre Sprache zurückreicht, in den hellen, lichten, sonnigen Erscheinungen der Natur. Sie nannten deßhalb den blauen Himmel, die fruchtbare Erde, das wärmende Feuer, den hellen Tag, das goldene Morgenroth und den jungen Frühling ihre Devas, d. h. ihre Hellen. Dasselbe Wort Deva im Sanskrit, Deus im Lateinischen, blieb fast in all' ihren Gebeten, Culten, in ihrem Aberglauben, in ihrer Philosophie und noch heute steigt dasselbe Wort Deus aus tausend Cathedralen und Kapellen zum Himmel empor, das noch, ehe es Griechen, Römer, Germanen und Brahmanen gab, in der Werkstatt des Arischen Geistes geschmiedet wurde."

Verständigung unter den Menschen ist bis zu einem gewissen Grade auch durch Geberden möglich; Geberdensprache, im Wesentlichen bei den verschiedensten Völkern die gleiche, mag wohl der Wortsprache noch vorausgegangen sein und unterstützt noch jetzt dieselbe. Als Geberden, wodurch Menschen aller Rassen und Klimate sich verständigen können, führt Kant an: Kopfnicken im Bejahen, Kopfschütteln im Verneinen, Kopfaufwerfen im Trotzen, Kopfwackeln in der Verwunderung, Naserümpfen im Spott, Spöttischlächeln (Grinsen), ein langes Gesicht machen bei Abweisung des Verlangten, Stirnrunzeln beim Verdruß, schnelles Oeffnen und Schließen des Mundes (Bah!), Her- und Wegwinken, Hände über dem Kopf zusammenschlagen beim Erstaunen, Faustballen beim Drohen, Verbeugen, Finger auf den Mund legen, um Verschwiegenheit zu gebieten, Auszischen ꝛc. Die Chinesen wissen durch die Finger und Hände, deren Erhebung, Strecken, Einbiegung ꝛc. Zahlen auszudrücken. — Die Zahlen 10, 20 von Fingern oder Fingern und Zehen genommen sind häufig beim Zählen der Völker, z. B. der Grönländer und Kamtschadalen. James in Expedition to the Rocky mountains III, 52, Fisher in Transact. of the Ethn. Soc. 1869, I, 283, haben beschrieben, mit welcher Leichtigkeit die nordamerik. Indianer sich durch Zeichen mit einander verständigen, fast so schnell, als man spricht. Das Nämliche thun auch die Buschmänner, deren Sprache gleichfalls sehr arm ist, wie die mancher Indianer. Nach d'Urville legen die Fidschiinsulaner die Finger an den Mund und schütteln dann dieselben klatschend, wenn sie ihr Erstaunen ausdrücken wollen und nach Cook zischen die Bewohner von Mallicollo im Affekt der Bewunderung wie Gänse. Südeuropäer, namentlich Italiener und noch mehr oriental. Völker unterhalten sich viel durch die Zeichensprache der Hände. Die Pantomimensprache war bereits den Alten sehr bekannt, man erklärte die Pantomimen und machte Abbildungen davon. Vom Rath (Ein Ausflug nach Calabrien, Bonn 1871, S. 34) verstand nur theilweise die Unterhaltung des Pfarrers von Agnana, da er nur die geringere Hälfte durch Worte, die größere durch Augen- und Handbewegungen, Geberden und Grimassen aus-

drückte; auf diese Art unterhalten sich die Calabresen oft lange, ohne ein Wort zu reden. Philalethes, der königliche Uebersetzer des Dante, bemerkt, daß „sonderbar genug der Italiener, wenn er Jemand winkt, hinweg zu gehen, dasselbe Zeichen mit der Hand gibt, welches der Deutsche gibt, wenn er Jemandem winkt, herbei zu kommen." — Die Taubstummen drücken ihre Gedanken entweder durch Pantomime oder durch das Fingeralphabet aus, welches ich als eine Art Luftschrift bezeichne.

Der Mongolenfürst Akebar ließ 30 noch nicht sprechende Knaben so einschließen, daß sie Niemand sprechen hören konnten, indem er wissen wollte, wie ihr Sprechen dann werden würde. Es brachte es aber keiner zu artikulirten Lauten, wie Juvencius hist. Soc. Jesu Pars 5, L. 18, p. 461, Romae 1710 ber. Unter Thieren aufgewachsene Menschenkinder lernten ebenfalls nicht sprechen, — dieß lernt nur der Mensch unter Menschen. Damit menschliche Sprache entstehe, sagt Bleek, muß das Bewußtsein sowohl vom Laute in seinem Unterschiede von der Empfindung, als auch von der doch zwischen beiden stattfindenden nothwendigen Zusammengehörigkeit in dem lautirenden Wesen entstehen. Indem der Mensch die Laute anderer Menschen nachahmte, wurde der Laut, zuerst eine unwillkürliche Empfindungsäußerung, zum Empfindungszeichen und der Unterschied der Empfindung und des Lautes kam zum Bewußtsein. Klare Unterscheidung zwischen Empfindung und den sie hervorbringenden Objekten ist nur durch das artikulirte Wort möglich, was Selbstbewußtsein voraussetzt, welches durch die weitere Entwicklung des Wortes fortgebildet wurde. Sowohl Empfindungs- als Nachahmungslaute sind jedoch unwillkürliche, naturgesetzliche Gefühlsäußerungen, welche das Spiel der Organe anregen. „Die in den Anblick der schönen Welt und all' ihrer Wunder erst still versunkene Seele jauchzte plötzlich auf unter dem Eindruck einer überwältigenden Empfindung und es bildeten sich aus Lauten der Freude und des Staunens, aber auch des Schmerzes und der Sorge, aus Tönen der Nachahmung und des Rufes die ersten Worte der Sprache", sagt Schaaffhausen und W. v. Humboldt bemerkt, daß die symbolische Sprache Laute wähle, die auf das Ohr etwa denselben Eindruck machen, wie der durch sie bezeichnete Gegenstand auf die Seele; das aus dem dumpfen u verhärtete w drücke in Wehen, Wind, Wolken, Wirren, Wunsch die schwankende unruhige Bewegung aus, das n in nicht, nagen, Neid das feine, scharf Abschneidende; die Worte stehen, stetig, starr machen den Eindruck des Festen. Geiger legt besonderes Gewicht auf das Gesicht und sieht darin den wesentlichen Unterschied des Menschen vom Thiere; die Sprache baue sich hauptsächlich auf der Anschauung auf. Was den Menschen zunächst zu einer Benennung aufforderte, war Hand-

lung und Bewegung Seinesgleichen, namentlich auch des Mundes und Antlitzes, er ahmte die tönende Bewegung des Mundes des Andern nach. Derselbe Laut mochte ursprünglich sehr Verschiedenes ausdrücken, erst später bekam jeder Laut bestimmte Bedeutung. Jeder Laut ging von einem Objekt der Wahrnehmung aus, indem der Mensch zugleich einen allgemeineren Begriff erfaßte, so daß derselbe Laut auch zum Ausdruck dieses letztern dienen konnte. — Merkwürdigerweise entdecken auch die noch nicht gebildeten Taubstummen Laute, die ihren Empfindungen entsprechen und wenden diese immer bei der gleichen Empfindung an, erfinden auch selbst Worte, wie z. B. ein Taubstummer Heinicke's essen mum nannte, trinken schipp, ein Kind tutten, einen Hund Beyer, Geld Patten. Einen Nachbar Gewürzkrämer nannte er, Beziehung auf dessen Geldzählen nehmend, Patt und seinen Sohn Patt-tutten.

Wocher bezeichnet als Grundprinzip der Lautgesetze den Wohlklang, die Euphonie, die Sprache soll für das Sprechorgan gut und bequem fließen und für das Hörorgan angenehm und gefällig lauten. Daß gewisse Völker manche unserer Laute, wir die Schnalzlaute der Hottentotten oder die Kehllaute der Tscherkessen nicht hervorbringen können, beruht auf der Verschiedenheit der Sprachwerkzeuge. Die Sprache entsteht als ein Zusammenhängendes, setzt sich nicht etwa aus einzelnen Worten nach und nach zusammen sondern jede Sprache bildet phonetisch und logisch einen Organismus, aus dem man nicht etwa einzelne Theile herausheben und sie ohne Umbildung einer andern einverleiben kann. Es wird wohl auch bei der Sprache wie bei aller Entwicklung ein Hervorgehen des Mannigfaltigen aus einer Einheit stattfinden, nämlich so, daß ursprünglich in derselben Lautverbindung die Möglichkeit zur Entstehung einer Anzahl von Worten für sinnverwandte Gegenstände gegeben war, die successiv aus jener hervortraten, theils nach einem Naturgesetz, theils doch auch unter Mitwirkung des bewußten Denkens. Die grammatikalische Struktur ist jedoch immer ein Produkt des unbewußten Lebens, darum können auch die Sprachen wenig entwickelter Völker eine sehr complicirte Grammatik haben. Steinthal sieht in der Sprachbildung die formgebende Thätigkeit als die Hauptsache an, Max Müller den lautlichen Substanzinhalt.

Wurzel nennt man den Complex der Laute, welcher die wesentliche Bedeutung ausdrückt, die anderen Laute geben die besonderen Beziehungen an, sind Beziehungslaute, das gegenseitige Verhältniß von Bedeutungs- und Beziehungslauten bildet die Form des Wortes und hierauf gründet sich eben die Eintheilung der Sprachen in isolirende, agglutinirende und flektirende. Das Chinesische hat etwa 450 Wurzeln, welche 40,000 und mehr durch verschiedene Zusammenstellung und Betonung entstehenden Worten zu Grunde

liegen, das Hebräische und das Sanskrit haben 500 Wurzeln, welche Zahl wohl von keiner Sprache überschritten wird. Primäre Wurzeln bestehen aus einem Vokal z. B. i gehen, oder aus einem Vokal und Consonanten, oder aus einem Vokal und Consonanten, z. B. ad, essen oder aus einen Consonanten und Vokal, wie da, geben; sekundäre aus einem Consonanten, einem Vokal und einem Consonanten wie tud, stoßen; tertiäre aus 2 Consonanten mit folgendem Vokal, oder 1 V. und 2 C. oder 2 C. 1 V. und 1 C., oder 2 C. 1 V. und 2 C., wie plu fließen, ard verletzen, spás spähen, spand zittern. Aus den wenigen Wurzeln sind die Sprachen abgeleitet, z. B. aus der Sanskritwurzel ar, ackern das Lateinische arare, Griechische *ἀροῦν*, Irische ar, Litthauische ar-ti, Russische ora-ti, Gothische ar-jan, Angelsächsische er-jan, Englische to-ear, das deutsche Arbeit und viele andere Worte. Im Sanskrit hieß die Tochter, Melkerin duhitar, wovon das Griechische *θυγάτηρ*, Angelsächsische und Englische daughter, Niederländische dogter, Schwedische und Dänische döttrar, Isländische döhtra, Deutsche Tochter kömmt. Im Sanskrit heißt pa beschützen, erhalten, wovon pitar, Vater, *πατήρ*, patar, fadur, fadar, Alfadur, Jupiter (dieß aus Dja-pater, Göttervater) kommt. Ormuzd ist entstanden aus dem Zendischen Ahurômazdao, Gott und dieses wieder aus dem sanskritischen Asuromedhas, weiser Geist. Fast auf der ganzen Erde bedeuten die leichtesten Töne, die ein Kind hervorbringen kann: Vater und Mutter; die Wurzel ba oder pa auch da bedeutet ebensowohl Puppe (Baby) als Vater; in einigen Sprachen, z. B. im Georgischen sind die Laute umgekehrt, so daß mama Vater und dada Mutter bedeutet und im Tuluva, wo amme Vater und appe Mutter heißt. In sehr vielen amerikanischen und afrikanischen Sprachen heißt Vater und Mutter auch papa, baba, pepe, paba und mama, meme, Hamma. Nach d'Orsey kennt ein gewöhnlicher Bauer kaum mehr als 300 Worte; Shakespeare hat 15000. Die 24 Buchstaben unseres Alphabets gestatten die Bildung von mehr als 50 Billionen Wörtern, reichen aber lange nicht aus, alle Sprachlaute der Völker auszudrücken.

Weil die Lautgesetze auf physischen Bedingungen beruhen, fehlen in manchen Sprachen gewisse Laute, deßhalb können z. B. die Chinesen viele europäische Laute nicht hervorbringen, sie sagen für Amerika Ja-me-li-ka, die Gesellschaftsinsulaner sagten Tut für Cook. Nach Fried. Schlegel fehlen im Mexikanischen b, d, f, g, r, s, j, v, in der Ottomisprache f, i, k, l, r, s, in der Totonakasprache b, d, f, r; die Neger haben kein r, die Australier kein s, Zischlaute fehlen den Polynesiern mit Ausnahme der Fidschi- und Schifferinseln; manche polynesische Dialekte haben nur 7 Consonanten, weniger gibt es in keiner Sprache. Eine allgemeine Sprache ist sowohl wegen

der verschiedenen geistigen Beschaffenheit der Völker als den kleinen Differenzen in den Sprachorganen kaum denkbar.

Die Sprachen sind in steter gesetzlicher Fort- und Umbildung, „Variation" begriffen, Organismen, deren Gesetze die Grammatik entwickelt; Bopp hat zuerst versucht, die Verwandtschaft der Sprachen nicht aus ihren Wörtern sondern aus ihrer Gramatik darzustellen. Noch jugendliche Sprachen stellen sich in volleren und breiteren Formen dar, z. B. Sanskrit und Gothisch im Vergleich mit den von ihnen stammenden modernen Sprachen; mit dem geistigen Fortschritt tritt raschere Bewegung der Sprache, Volubilität, Feinheit, Geschliffenheit ein, bei welchem Abschleifungsproceß die Kehllaute der vergänglichste Theil sind und die Sprachen, je primitiver sie sind, desto mehr Kehllaute haben. In hohem Grade zeigen die Abschleifung die englische und französische, aber auch die deutsche Sprache, z. B. unser abgeschliffenes fast klangloses „hätten wir" kommt vom gothischen habadêdeima, haben thäten wir. Viele Sprachen sind untergegangen, andere haben sich sehr ausgebreitet, verwandte S. wurden durch die Wanderungen der Völker auseinander gerissen, andere eben dadurch zwischen fern stehende eingeschoben, z. B. das Baskische zwischen indogermanische S. Sprachentwicklung und Veränderung findet hauptsächlich bei jugendlichen, unentwickelten Völkern statt. Neue Sprachen entstehen sehr leicht bei solchen, wie denn Kinder von amerikanischen und Negerstämmen sich selbst überlassen bald eine eigene Sprache bilden und die Dialekte wilder Völker bald zu vollständig verschiedenen Sprachen werden, am leichtesten wohl bei den südamerik. Wilden, so daß es nur in Paraguay nach Dobrizhofer fast unzählige Sprachen gibt. In Südafrika ändert sich nach den Missionären die Sprache fast mit jeder Generation. Eignen sich ganz verschiedene Völker die Sprache anderer an, z. B. Neger die Sprache der Franzosen, Spanier, Engländer, Weiße wie auf Guaham das Chamorro, so entsteht ein Jargon; über den, welcher sich beim Handelsverkehr mit den Rothhäuten entwickelt, sagte Lafiteau, der Franzose glaube die Sprache des Indianers und dieser die Sprache des Franzosen zu verstehen und sie verständen sich noch ziemlich gut. In der Feldsprache der „Fahrenden" des 17. Jahr. von Landsknechten, Räubern, Hausirjuden, Gesindel gesprochen, wurden bekannte Worte auf ganz andere Gegenstände angewandt. Die Sprachen ändern sehr stark und keine des gegenwärtigen Europa ist 1000 Jahre alt. Das Volk in Rom des Jahres 1000 n. Chr. redete eine Sprache ganz verschieden von der der alten Römer oder jetzigen Italiener, wie die berühmte Chronik des Mönches Benedikt vom Andreaskloster auf dem Monte Sorate lehrt, geschrieben in einem so barbarischen Latein mit so fremdartiger Grammatik, daß nur ein gründlicher Forscher sie entziffern kann. Dante, indem er von der Veränderlichkeit der Sprache redet, sagt im Paradiso:

— „l'uso de' mortali è coma fronda
In ramo, che sen va, ed altra viene.“

„Menschenbrauch, der gleicht dem Blatt am Aste, das schwindet hin, indeß ein anderes kommt.“

Bei manchen Völkern reden die Vornehmen eine andere Sprache als die Gemeinen, so die Incas, die Eries in Polynesien, die Javaner. Auf Java spricht der Niedrige gegen Vornehme die basa krama, zu seines Gleichen die gewöhnliche Sprache ngoko, die auch der Vornehme zum Geringeren spricht, die Vornehmen unter sich sprechen die madhya, welche die Mitte zwischen ngoko und basa Krama hält. Auf Ceylon hat man 7—8 Worte, um Du nach Verschiedenheit des Standes und Ranges auszudrücken und die Mädchen und Jünglinge, welche die Mbaya Sprache reden, geben nach Azara den Wörtern eine andere Endung als die Verheiratheten. Außer der Männer- und Weibersprache hatten die Caraiben der Antillen nach Rochefort eine Geheimsprache für die Kriegsverhandlungen, von der die Männer erst Kenntniß erhielten nach ihrer Aufnahme unter die Krieger und die den Frauen ganz unbekannt blieb; bei den Tschikitos geben die Männer den vielen Wörtern andern Ausdruck und andere Beugung als die Weiber. — Völker von beschränktem geistigen Horizont und in einfachen Verhältnissen lebend, haben für dieselben Dinge eine Menge Worte, die Malgaschen z. B. 30 für die verschiedenen Arten das Haar zu flechten, 20 für das Wachsthum der Ochsenhörner, die Araber gegen 100 Namen für das Cameel und noch mehr für die Dattelpalme, die Tartaren ungezählte Worte für die verschiedenen Hunde, Pferde, deren Farbe, Bewegung ꝛc. Livingstone hörte bei den Südostafrikanern, die für jeden Hügel, Schlucht, Bächelchen einen Namen haben, gegen 20 Zeitwörter, um die verschiedenen Arten des Spazierengehens auszudrücken und noch mehr zur Bezeichung der verschiedenen Arten der Narren. Die zahlreichen Benenungen desselben Dinges werden bei fortschreitender Kultur sehr reduzirt.

Balbi nahm im Atlas éthnographique, Paris 1826, in Asien 153 Sprachen an, in Europa 53, Afrika 114, Oceanien 117, Amerika 423, im Ganzen 860, andere 3000 und darüber, welche man in drei Gruppen bringt; Pott's bekannte Eintheilung in isolirende, agglutinirende und Flexionssprachen (zwischen welchen letzteren beiden er noch die einverleibenden — amerikanischen — S. einschob) gibt zwar allgemeine Gesichtspunkte, aber die 3 Kategorieen sind doch nicht durch scharfe Grenzen gesondert, jedenfalls diese nicht genau bestimmt, so daß sich in der Beurtheilung einzelner Idiome häufig Schwierigkeiten ergeben.

Steinthal unterscheidet nebensetzende und abwandelnde, ferner formlose und geformte Sprachen, und bildet folgende Reihe: Hinter-

indische, Polynesische, Ural-Altaische, Amerikanische S., Chinesisch, Aegyptisch, Semitisch, Sanskrit; M. Müller theilt sie mit Rücksicht auf die gesellschaftliche Entwicklung in Familiensprachen, Nomadensprachen, Volkssprachen. Die Arier, Semiten, Aegypter, dann auch die Hottentotten, deren Sprache den indogermanischen nach Bleek nicht so ferne steht, deren weitere Entwicklung aber bald verkümmert wurde, reden sexuelle Sprachen, unterscheiden nämlich männliches und weibliches Geschlecht, was in den Sprachen der Neger, Kafern, Polynesier, Amerikaner nicht geschieht. Die höchste Kultur findet sich nur bei den Völkern mit Beugungssprachen, den Semiten, welche mehr das religiöse Element und den Ariern, welche mehr das weltliche vertreten und die vorzugsweisen Träger der Kultur sind. — Die Sprachen mancher Wilden, wie der Ajetas im Innern von Luçon, Fans in Westafrika, Buschmänner, Botocuden, Veddahs auf Ceylon, Austkalier sind sehr mangelhaft, doch gibt es kaum einen Menschenstamm, dessen Sprache auch ohne Geberden nicht für seine gewöhnlichen Bedürfnisse hinreichte, so daß nach Bailey auch die Veddahs nicht nur ihren Stammesgenossen sondern auch den Singhalesen sich verständlich machen können.

Nach Geiger wäre die Sprache der Erfindung der ersten Werkzeuge vorausgegangen, „weil die Worte, welche Werkzenge bezeichnen, ursprünglich eine einfache, von den Menschen ohne Werkzeuge ausgeführte Handlung ausdrücken." Da vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus die ursprüngliche Existenz nur eines Menschenpaares nicht annehmbar ist, sondern gleich eine größere Anzahl von Menschen in einem Gebiete von unbekannter Ausdehnung entstanden sein werden, so muß auch die Sprache von Anbeginn an verschieden gewesen sein und eine Ursprache kann kaum bestanden haben, obschon Bunsen und M. Müller dieses behaupten. Man vermochte allerdings die Sprachen der indogermanischen Abtheilung auf die der Vedas und das Sanskrit zurückzuführen und hat erkannt, daß unter den semitischen Sprachen das Arabische der Stammsprache dieser Abtheilung am nächsten steht, aber die indogermanischen, semitischen, amerikanischen, einsylbigen Sprachen alle auf den gleichen Urstamm zurückzuführen, wird wohl nie gelingen. Jedenfalls hätte die vermuthete Spracheinheit sehr schnell auseinander gehen müssen. — Der Zusammenhang der indogermanischen Sprachen wurde zuerst in England und Frankreich erkannt, nachdem man wahrgenommen, daß manche Worte und Formen derselben mit Sanskritischen übereinstimmen, was dann Bopp in s. Werke über d. Conjugationssystem des Sanskrit, Berlin 1816 wissenschaftlich begründete. Schleicher weist nach, daß alle Sprachen aus derselben einfachsten Form durch allmälige Entwicklung hervorgegangen seien, alle ihren Ausgang genommen haben von Bedeutungslauten, einfachen Laut-

bildern für Anschauung, Vorstellung, Begriff, die als jede grammatische Form fungiren konnten. Auf dieser ältesten Stufe gibt es lautlich unterschieden weder Zeitwörter noch Hauptwörter, weder Conjugation noch Declination rc. Später setzte man, um bestimmte Bezeichnungen auszudrücken, die Wurzeln, die damals noch als Worte fungirten, zweimal, fügte ihnen ein anderes Wort, eine andere Wurzel bei, welche Elemente noch selbständig waren, zuletzt aber zu einem einzigen Wort verschmolzen. Schleicher stellt auf einer eigenen Tafel in der Form eines Stammbaumes das ganze System der indischen, romanischen, keltischen, germanischen, slavischen Sprachen dar, welche aus der indogermanischen Ursprache, der Sanskrit und die Sprache der Vedas am nächsten standen, hervorgegangen sind. Schleicher, d. Darwin'sche Theorie u. d. Sprachwissenschaft, 3. Auflage Weimar 1873.

Die genannten drei Hauptabtheilungen der S. kann man auch als eben so viele Entwicklungsstufen derselben ansehen, jedoch nicht so, als wenn jede Sprache alle durchlaufen müßte. Es scheinen vielmehr gewisse Völker für einsylbige disponirt zu sein und nicht über dieselben hinaus zu kommen, während andere mit synthetischen oder Beugungssprachen die niedern Entwicklungsstufen wenigstens sehr schnell durchgangen haben. Zweifelhaft ist, ob der umgekehrte Gang je stattgefunden hat, wie z. B. Fr. Müller glaubt, die chinesische S. sei zuerst mehrsylbig gewesen, dann einsylbig geworden. — 1. Die isolirenden, einsylbigen oder wurzelhaften S. besitzen nur einfache Wörter, die zugleich Haupt- und Zeitwörter sind und den Begriff ausdrücken; die Art wie ein Wort mit den andern in Beziehung gesetzt wird, gibt ihm seinen bestimmten Sinn im Satze; im Chinesischen heißt Stein schi, Kind yl, Steinchen schi-yl, Haus uo, Inneres li, in das Haus uo-li. So verhalten sich Altchinesisch, Tübetisch, die Himalayah- und hinterindischen S., im Neuchinesischen macht sich schon Agglutination geltend. Der Accent kann in diesen S. auf viererlei Art stattfinden, dasselbe Wort oder Sylbe also nach Stellung und Accent sehr verschiedene Bedeutung haben; ba, bà, bâ, bá heißt im Anamitischen: Drei Damen gaben eine Ohrfeige dem Günstling des Königs. Buchstabenschrift paßt für solche Sprachen nicht, weil eine Menge Worte auf gleiche Weise geschrieben werden müßten; daher wird das Chinesische mit etwa 50,000 Zeichen geschrieben, welche Hieroglyphen vergleichbar und wie diese Symbole der Objekte oder Begriffe sind.

2. Das Wesen der polysynthetischen oder agglutinirenden Sprachen, welche von der Mehrheit der Menschen geredet werden, besteht darin, daß obschon die Wurzeln noch immer einsylbig sind, doch durch deren Verbindung mit Partikeln für den Ausdruck grammatikalischer Kategorieen zahlreiche zwei- und auch dreisylbige

Worte entstehen, welche Verbindung von Beziehungssylben mit der Wurzel man eben Agglutination nennt. Werden die Beziehungslaute den Wurzeln vorgesetzt, so heißt dieses Präfigirung, wenn ihnen angehängt, Suffigirung, wenn in sie eingeschoben, Infigirung. Hieher rechnet man gewöhnlich die dravidischen Sprachen, die australischen, ugrojapanischen, zu welchen Mongolisch, Türkisch, Finnisch, Magyarisch, Samojedisch, Japanisch gehören, ferner die amerikanischen Sprachen, die im Kaukasus, die Sprache der Basken, die afrikanischen, malayisch-polynesischen. Castrén hat hauptsächlich die Identität des magyarischen und finnischen Idioms nachgewiesen und zugleich erkannt, daß die Samojeden den Finnen zunächst verwandt und wie sie ugrischen Stammes sind, dem wahrscheinlich auch Hunnen und Avaren angehört haben. Am ausgebildetsten zeigt sich die Agglutination in den amerikanischen S., wo die Worte, welche einen complicirten Gedanken aussprechen, nicht blos aneindergehängt, sondern gleichsam ineinander gesteckt, infigirt sind. Beugsamkeit der Worte fehlt hier ganz, eben so Geschmeidigkeit und Klarheit, so daß man feinere Gedanken kaum ausdrücken kann. Die ungemein zahlreichen amerikanischen S. zeigen im Bau große Aehnlichkeit, im Vocabular ungemeine Verschiedenheit, sind also formell nahe verwandt, materiell sehr different.

Pott ist wohl im Unrecht, wenn er die Verwandtschaft der amerik. und turanischen Sprachen ganz leugnet und die Amerikaner zu Autochthonen machen will. Carver, A. v. Humboldt, Naquera, Ampère haben Aehnlichkeiten amerikanischer Sprachen mit mongolischen hervorgehoben; Dr. Hawks behauptet eine sehr nahe Verwandtschaft zwischen der Sprache mancher Mongolenstämme an der chinesischen Grenze und jener der Algonquins. Eine frühere Angabe, daß die S. der Otomies einsilbig sei, hat Buschmann in Berlin widerlegt. Die Sprachen der Polarländer sind polysynthetisch wie die der Indianer. Am nächsten stehen den amerikan. Sprachen noch die ugro-japanischen der Mandschu, Mongolen, Türken, Magyaren, Japanesen, in welchen die Agglutination sehr stark hervortritt. M. Müller und Logan vereinigen die ugro-japanischen S. mit den drei Dravidischen zu einer Gruppe: Turanische S. — Im Mexikanischen bedeutet das Wort Nicalchichua „ich baue mein Haus", zusammengesetzt aus ni, ich, cal, Haus, chichua, baue, ohne daß jedoch einer dieser Theile für sich als selbständiges Wort gebraucht werden könnte. Manche Oregon-Indianer, wie die Killamеks und Tschinuks, haben zu den Kehl- und Gurgellauten auch noch Räusperlaute und von der Guaranisprache sagt Avé-Lallemant, sie sei voll von Nasen- und Kehllauten, Gaumen- und Zungenschnellungen und werde gesungen, geschnalzt, gepfiffen, gewimmert, gehustet, geräuspert, gerülpst, gewürgt, gebrochen, Alles unter unbeschreiblichem Fratzenschneiden. v. Martius,

Glossaria linguarum Brasil., Erlang. 1863, bemerkt, daß manche brasilischen S. fast nur noch von einzelnen Familien geredet werden, daß die Tupisprache ihr Vocabular seit 100 Jahren ungemein geändert und wie andere durch den Einfluß der Europäer viel von ihrem Charakter verloren hat. — Die Dravidischen S., die alten S. Indiens theilen sich in nördliche, vindhysche (Radjmahali, Uraon, Kole, Gond) und in südliche (Tamul, Telugu, Telinga, Talava, Malayalam, Canara, Carnatik), erinnern durch ihre phonetischen Elemente an die S. Afrikas und Australiens, haben ein ziemlich reiches Vocabular, sehr unvollkommene Conjugation und schließen sich an die tibetischen, überhaupt die turanischen S. durch die Grammatik an, weichen aber phonologisch von ihnen ab. Andererseits sind sie wieder den malayisch-polynesischen und australischen S. verwandt, welche letzteren, in denen z. B. die Formen der Zeitwörter fast nur Formen des Hauptwortes sind, jedoch sich als viel primitiver erweisen. Das Lautsystem der Polynesischen Sprachen hat nach Gaussin nicht viel Elemente und ganz einfache, kindliche Zusammensetzungsweisen, oft Wiederholung einer oder mehrerer Sylben, häufige Onomatopöie. Dasselbe Wort bezeichnet bald eine Handlung, bald einen Gegenstand, es fehlt an grammatikalischen Formen. Die Veränderungen, welche sie erfahren, zeugen nach nicht großem Fortschritt schon von Verfall, wohl in Folge des Mangels geistiger Thätigkeit bei immer gleichen äußern Umständen. Die sehr homogenen Dialekte deuten auf gemeinschaftlichen Ursprung der Polynesier. Nach de Dumast sind die Polynesischen S. fast nur aus Vokalen gebildet, wie der Gesang der Vögel und nach Chauvet erblickt man im Maori die Sprache gleichsam im Entstehen. Casus, Tempora und Modi bestimmt man nur durch Vor- und Nachsatzwörter; um das Geschlecht auszudrücken, fügt man tane für männlich, wahire für weiblich bei; die Hauptwörter ersetzen, je nachdem man sie stellt oder mit Zusatzwörtern versieht, zugleich die fehlenden Zeit-, Eigenschafts- und Nebenwörter. Essen, kai, hat in Neuseeland so verschiedene Bedeutungen, daß die Missionäre das Wort anwenden können, wenn sie von Gott sprechen, der Satz: „Ein Lebensgeber ist er", heißt e kai waka ora raoki eta: Ein Essen machen Leben gewiß Er. Aber auch Neger in englischen Kolonieen sagen: the king eats all the money. Die Bewohner von Tahiti nannten das Pferd: buaa-hora-fenua, auf dem Lande schnell laufendes Schwein. Die vollkommenste malayische Sprache ist das Tagala. — Bei vielen afrikanischen S. werden nach Helffrich die Sätze nicht nach der Gedankenfolge, sondern nach dem Wohlklang eingetheilt, was durch ein regelmäßiges Alliterationssystem bewirkt wird und Speke sagt von der S. um den Nyanzasee, sie sei so wundersam wie die Bewohner, beruhe auf Wohlklang und sei deshalb sehr complicirt; um das Geheimniß ihrer Euphonie zu enträthseln, müßte man die Eigenthümlichkeit einer Negerseele kennen.

Wa dem Namen eines Landes vorgesetzt, bedeutet in dieser Sprache Menschen, M vorgesetzt bedeutet einen Menschen, U Ort oder Oertlichkeit, Ki die Sprache. So ist Wagogo das Volk von Gogo, Mgogo ein Gogomann, Ugogo das Land von Gogo, Ki-gogo die Sprache von Gogo. — Die südafrikanischen S. gehören alle zu einem gemeinsamen Stamm, bei denen nordwärts des Aequators ist dieses mehr als zweifelhaft. Die Sprache der Hottentotten ist ziemlich wohlklingend, die der Buschmänner durch viele Schnalz- und krächzende Kehllaute übelklingend.

3. In den Flexions- oder Beugungssprachen der Indogermanen und Semiten erfährt das Wurzelwort eine phonetische Veränderung für den Ausdruck der Modificationen, welche aus den verschiedenen Beziehungen der Wurzel zu andern Worten entstehen, die Elemente verlieren den starren Charakter, den sie in den agglutinirenden S. haben, werden einfacher und organischer, der grammatikalische Bau erreicht die höchste Ausbildung und macht vollkommneren Ausdruck und Entwicklung der Gedanken möglich. In den agglutinirenden S. sind der Geschlechtsunterschied und die Deklination undeutlich, die Zahl wird einfach durch einen Anhang ausgedrückt, der nicht mit der Wurzel verschmilzt. In den Beugungssprachen sind hingegen Geschlecht, Zahl und Beziehung durch Modificationen am Hauptwort selbst ausgesprochen, dessen Ton, Form und Accent sich deshalb unaufhörlich ändern. Noch vollständiger ist die Umänderung der Wurzel in der Conjugation, wo sie nach Zeit und Modus verändert wird, während die agglutinirenden S. die Silben nur äußerlich ankleben. In der indogermanischen Gruppe ist die Wurzel stets einsilbig und die Beziehungslaute werden ihr angehängt, in den semitischen S. kann die Wurzel ein- oder mehrsilbig sein und die Beziehungslaute können suffigirt oder präfigirt werden. Aber auch diese beiden vollkommensten Gruppen waren vermuthlich wenigstens theilweise zuerst isolirende, dann agglutinirende, zuletzt erst flektirende S. — Die semitischen, besser syroarabischen S. gehören zu den ältesten uns bekannten, sind aber fast alle ausgestorben, die arabische ausgenommen; sie sind sehr gleichartig und alle ihre Wurzeln zweisilbig. Hierher Hebräisch, Phönikisch, Aramäisch, Syrisch, Himjaritisch, Aethiopisch oder Gheez, Arabisch. — In Babylon sprachen die Eingeborenen das sogen. Chaldäisch, das viele arische Worte eingemischt hat, der Sprache der späteren Bücher des alten Testaments und des babylonischen Talmuds verwandt. Abraham war ein Aramäer; die hebräische oder chananäische Sprache nahmen die Israeliten erst nach ihrer Einwanderung in Chanaan an. Renan schreibt: „L'importance du verset dans le style des Semites et la meilleure preuve du manque absolu de construction intérieure qui caractérise leur phrase.“ Die Sprache der Nestorianer und der Jakobiten in Westpersien und im

türkischen Kurdistan ist nach dem Orientalisten Rödiger eine aramäische Vulgärsprache, eine neusyrische entartete Tochter der altsyrischen Mutter. Sie steht mit dem Kurdischen, welches dem Persischen am nächsten kommt, in keiner grammatischen Verwandtschaft. Ueber die älteste Geschichte der Nestorianer, und wie sie mitten unter türkisch und kurdisch redende Stämme gekommen sind, herrscht Dunkel. Nach E. Schrader (die assyrisch-babylonischen Keilinschriften 2c. A. d. Zeitschr. d. deutsch-morgenl. Gesellsch. Bd. 26 abgedr. 1872) war allerdings das Assyrische ein semitisches Idiom, hatte die Grammatik des semitischen Sprachgenius, jedoch keinem der andern semit. Idiome vollkommen gleich. Auch das Aethiopische ist eine semitische Sprache und steht dem Arabischen, Hebräischen, Aramäischen kaum ferner als das Assyrische. Die von der äthiopischen abstammende ägyptische oder koptische S. hat nach Lepsius den semitischen Charakter fast ganz verloren und das Koptische soll nach Smyth the unity of the human races, Newyork 1858, S. 66, in der Grammatik den afrikanischen Sprachen viel ähnlicher als den semitischen und sanskritischen sein. — Fürst, Burnouf, Delitzsch nehmen doch vielfache Verwandtschaft der semitischen und indogermanischen Sprachen an, namentlich mit dem Sanskrit, sowohl in den Wurzeln, als in den Nominalendungen. Während Pott eine Verwandtschaft des indogermanischen, semitischen und altaischen Sprachstammes und gemeinschaftlichen Ursprung derselben verwirft, behauptet Ewald Gleichheit des Wort- und Satzbaues im altaischen und indogermanischen Sprachstamm und R. Raumer sucht zu erweisen, daß die älteste semitische Flexion mit der Flexionsart der indogerman. Sprachen übereinstimme und daß auch in den Wurzeln beider eine gewisse Beziehung zu einander bestehe, und führt beide auf ein „arisch-semitisches Idiom" zurück. Auch Eskins in s. Werke: China 's place in philology, London 1872, suchte zu erweisen, daß alle Sprachen Asiens und Europas einen gemeinsamen Ursprung haben. — Die indogermanische oder indoeuropäische Gruppe theilt sich im Gegensatz zur semitischen in eine sehr große Anzahl Formen, welche sich mehr oder weniger dem Sanskrit, ihrem ältesten und bedeutendsten Repräsentanten nähern, am weitesten weicht von ihm das Keltische ab, das manche Wurzeln und Worte mit dem Aegyptischen gemein haben soll(?); je östlicher, desto mehr stimmen die Sprachen mit dem Sanskrit überein. Slavisch ist sehr eng mit Deutsch, Deutsch sehr eng mit Keltisch, Keltisch sehr eng mit Lateinisch, Lateinisch sehr eng mit Griechisch, Griechisch sehr eng mit Sanskrit, dieses sehr eng mit Zend verwandt. Nach M. Müller haben sich die einzelnen Arischen Sprachen nicht successive von einander getrennt, sondern sind langsam, in einigen Fällen selbst gleichzeitig aus dem lang bestandenen Zusammenhang zu nationaler Unabhängigkeit herausgetreten. Keine zwei S. sind nach ihm so eng verschwistert als Sanskrit und Zend.

Doch gibt es Worte im Zend, die im Sanskrit fehlen und die dann im Griechischen, oder im Lateinischen oder im Deutschen auftauchen. „So wie wir aber aus solchen Uebereinstimmungen historische Consequenzen ziehen, gerathen wir nothwendig in Widersprüche.“

Das Sanskrit ist die Religions- und wissenschaftliche Sprache der Brahmanen, welche vor 2000 Jahren gesprochen wurde, dann ausstarb und zur Gelehrtensprache wurde. Pali, Prakrit, Hindu, Hindostani, Bengali sind jetzt lebende Abkömmlinge derselben. Die iranischen oder persisch-medischen S. reichen vom Pendschab bis zum Kaukasus, haben Altpersisch und Zend zu ihren Typen, von welchen ersteres durch die Keilschrift bekannt wurde, das zweite durch den Zend-Avesta, das religiöse Gesetzbuch der Magier. Das Zend war schon lange vor der christlichen Aera ausgestorben und wurde zur Priestersprache der medisch-persischen Völker. Zend und Altpersisch stimmen sowohl in Grammatik als Wortschatz sehr mit dem Sanskrit überein. Das Altpersische wandelte sich später zum Farsi um, welches türkisch-arabische Beimischung hat und zur Dichtersprache wurde; das Zend gab der Guebarasprache den Ursprung. Zur persischen Sprachgruppe gehören auch Afghanisch, Beludschisch, Kurdisch, Armenisch und das Pehlwi, ein Bindeglied der iranischen und semitischen Sprachen. Die griechisch-lateinische Gruppe umfaßt einen großen Theil der S. Südeuropas und stammt von dem Pelasgischen, aus welchem zunächst Lateinisch und Griechisch hervorgingen. Im Lateinischen zeigen Satzbildung, Conjugation und älteste Deklinationsart auffallende Aehnlichkeit mit dem Sanskrit, die alte Form zahlreicher Worte ist ganz sanskritisch. Griechisch und Lateinisch sind gleichberechtigte Schwestern, etwa wie Französisch und Italienisch und Max Müller ist geneigt, das Lateinische für die ältere Schwester zu halten. Der alte pelasgische Stamm scheint sich am reinsten in der S. der jetzigen Albanesen erhalten zu haben. Von der griechischen S. sagt der Philosoph Fischer, sie manifestire nicht nur die ausdrucksvollste sinnliche Darstellungsfähigkeit bis zur schönsten Plastizität der Rede, sondern erweise auch durch Anmuth und Vielseitigkeit des Gemüthslebens, Klarheit, Fülle und Harmonie der geistigen Anschauung sich als das Organ eines durch Grazie und Kunstbildung ausgezeichneten Volkes. In Massilia (Marseille) wurde Griechisch bis ins 6. Jahrh. nach Chr. gesprochen. Das Latein hat mehr Umwandlung erfahren als das Griechische; im Neugriechischen sind die grammatikalischen Formen mehr vereinfacht. Dem Latein blieb noch am nächsten verwandt das Italienische; dem Spanischen sind arabische und iberische Worte beigemischt, im Portugisischen ist die Aussprache noch mehr geändert; im Französischen erscheint das Latein am meisten abgestumpft, verkürzt und an Wohlklang vermindert, aber in der Wortverbindung sanfter und mit weniger Kehllauten.

Schon im Mittelalter war das Französische im südlichen und z. Th. mittlern Europa weit verbreitet, mehr jedoch für den ritterlichen als Geschäftsverkehr, erst nach dem Mittelalter wurde das Französische herrschend im politischen Verkehr und bei den Vornehmen; zum Verkehr zwischen Abend- und Morgenland bildete sich die noch jetzt bestehende lingua franca. Im französ. Vocabular sind nur wenige germanische Worte geblieben, meist auf Kriegswesen bezüglich. Die Sprache der Rhäto-Romanen geht im Kampfe mit der deutschen und italienischen ihrem Aussterben entgegen.

Die lettischen und slavischen S. haben noch frische Lebenskraft und sind mit Ausnahme des Bulgarischen einander so nahe verwandt, daß Jemand, der eine slavische S. gut versteht, sich von Montenegro bis Kamtschatka in einem gewissen Grade verständlich machen kann. Es herrscht in ihnen eine eigenthümliche Mischung von Euphonie und Consonantenanhäufung und man kann sie in eine östliche und westliche Gruppe abtheilen. Zu ersterer gehört Russisch, Bulgarisch, Illyrisch, zur westlichen Gruppe Polnisch, sehr reich und entwickelt, mit ausgedehnter Literatur, dann Tschechisch oder Böhmisch und Wendisch. Die germanischen S. haben in vielen Gegenden die slavischen verdrängt und bestehen heutzutage aus einer bedeutenden Zahl von Dialekten, die sehr nahe untereinander verwandt sind und deren Worte meistens noch leicht die Sanskritwurzeln entdecken lassen. So reich die germanischen S. aber im Wortschatz sind, so arm sind sie in der Conjugation, wo bloß gegenwärtige und erstvergangene Zeit unterschieden werden und die übrigen durch Hülfszeitwörter ausgedrückt werden müssen. Man kann sie in eine gothische Zunft und in eine deutsche trennen. Zur gothischen gehören das Isländische, aus welchem durch Umbildung Dänisch und Schwedisch entstanden ist; Angelsächsisch, welches gemischt mit Altfranzösischen und Keltischen Elementen das heutige Englisch bildet, endlich das Niederdeutsche mit Friesisch, Holländisch, Flamändisch als Dialekten, sämmtlich aus dem Altsächsischen entstanden, in welchem einige der ältesten Denkmäler der germanischen Literatur geschrieben sind. Die deutsche Zunft begreift das Hochdeutsche, die Sprache der Gebildeten in ganz Deutschland, das Schwäbische (Alemannische), in Schwaben, Elsaß und der deutschen Schweiz gesprochen, das Bayerisch-Oesterreichische und das Fränkische. Das gegenwärtige Hochdeutsch ist aus dem alten Oberdeutsch entstanden, welches dem Sanskrit in mancher Hinsicht sogar noch näher stand als das Gothische. Die Keltischen S. werden gegenwärtig nur noch in wenig Gegenden Nordfrankreichs und Großbritaniens gesprochen. Man kann in ihren Worten noch die Sanskritwurzeln erkennen, aber ihre Grammatik weicht von der aller übrigen indoeuropäischen S. gänzlich ab. Zu dieser Gruppe, von welcher man keine Denkmäler über das 10. oder 11. Jahrh. hinauf hat,

gehören Kymrisch, in Wales gesprochen, der Dialekt von Cornwallis und der armorikanische in der Niederbretagne, dann das Irische, das Ersische in Hochschottland, der Dialekt der Insel Man. Die alten Gallier, Belgier, Helveter waren keltische Völker.

Die Schrift.

Die Erfindung der Buchstabenschrift, eine der wundervollsten des menschlichen Geistes, ist nur durch zahlreiche Vorstufen möglich geworden. Von Bildern, welche einen Gegenstand oder eine Begebenheit unmittelbar darstellen und für jeden verständlich sind, welcher den Gedankenkreis und die Sitten des betreffenden Volkes kennt, schreitet der Geist zu conventionellen Bildern fort, welche Sinnliches und Unsinnliches nach getroffener Uebereinkunft auszudrücken vermögen, deren Verständniß demnach erlernt werden muß. Jedes Bild hat seine Aussprache und die Bilder folgen sich, wie die Worte im Satze, deren Stelle sie vertreten. Hierher gehört die Bilderschrift der Azteken, der Chinesen und auch der Aegypter und Assyrer in ihrer frühesten Zeit. Der Buchstabenschrift mußte die schwere Arbeit vorausgehen, die Sprache in ihre vokalischen und consonantischen Elemente aufzulösen, diese zu erkennen und festzustellen, worauf sie durch Zeichen fixirt werden konnten, eine Leistung, welche gerade die ältesten Völker in bewundernswerther Art vollbracht haben. Es scheinen Aegypter, Assyrer und Chinesen unabhängig von einander den großen Schritt gethan zu haben, durch ihre Bilder nicht nur den Gedanken an die hierdurch bezeichneten Gegenstände und Vorstellungen zu wecken, sondern auch damit die Aussprache des bezüglichen Wortes festzusetzen, also den Schritt von einer Bilder- zu einer Lautsprache, wobei man einer bestimmten Zahl Bilder unveränderlich den Lautwerth des Wortes gab, welcher dem durch das Bild ausgedrückten Gegenstand in der Sprache zukommt. Mit diesen Bildern, die also die entsprechenden Lautwerthe ausdrückten und von der Wissenschaft Lautbilder, Sylbenzeichen genannt werden, verband man andere, die sogen. Klassenzeichen, Deutzeichen, die für sich stumm, die besondere Bedeutung der Lautbilder in einem gegebenen Fall anzeigten. So hat im Chinesischen eines der Sylbenzeichen den Lautwerth pa, steht neben dem pa

das Klassenzeichen der Pflanze, so weiß der Chinese, daß es Banane bedeutet, steht aber das Klassenzeichen des Eisens dabei, so bedeutet pa den Kriegswagen. Vor fast 7000 Jahren schon hatten nach Brugsch auch die Aegypter diese Art Schrift, aber sie blieben dabei nicht stehen, sondern gaben einer kleinen Zahl vokalisch lautender Sylbenzeichen einen reinen Buchstabenwerth und stellten so ein Alphabet von 25 Buchstaben her, welches selbstverständlich den Lauten ihrer, nicht anderer Sprachen angemessen war. Sie bildeten jedoch diese wahre Buchstabenschrift nicht consequent aus, weil sie den dekorativen Charakter nicht besaß, den ihr Volksgenius auf allen seinen Denkmälern darzustellen gedrungen war. Bei den Aegyptern erhielten sich nebeneinander, den verschiedenen Bedürfnissen angemessen, mehrere Schreibmethoden: Bilderschrift, Combinationen dieser mit der Buchstabenschrift und von letzterer wieder eine Monumental- und eine Cursivschrift. Die Phöniker, ein praktisches Handelsvolk, mit den Aegyptern im engsten Verkehr stehend, wendeten nun die ägyptische Cursivschrift der Papyrusrollen als reine Buchstabenschrift zum schriftlichen Ausdruck ihrer Sprache an und verbreiteten diese Schriftzeichen zu den Völkern zunächst der westasiatischen Küste und Griechenlands, von wo sie sich im Laufe der Zeiten als das allerwichtigste Kulturmittel über alle Theile der Erde verbreitet haben. — Die Keilschrift nennt Brugsch eine neue, unendlich complicirte, unbeholfene, deren lebendiges Element das Sylbenzeichen ist, ohne jeden Fortschritt in dem schriftlichen Ausdruck des Gedankens. Es wurden durch sie fünf, vielleicht noch mehr Idiome ausgedrückt. — Viel mehr unvollkommenere Mittel, das Andenken an Verhältnisse zu bewahren, oder Anderen Mittheilungen zu machen sind die Knotenschnüre, Quipus, in Quito, die Tafeln mit verschiedenen Abtheilungen, in die man verschiedene Steine legte ꝛc. — Durch die Schrift werden die Völker der verschiedensten Zeiten und entferntesten Länder in Verbindung gebracht und die Erfahrungen und Erkenntnisse der Vergangenheit und Gegenwart der Zukunft überliefert; sie war für die Priester eines der Hauptmittel zur Erhaltung ihres Ansehens und lange Zeit wurden mit ihr nur die Eingeweihten bekannt gemacht.

Vergl. Steinthal, d. Entwicklung d. Schrift, Berlin 1852. Brugsch, über Bild und Entwickl. d. Schrift, Berlin 1868. Es liegen zwei Tafeln vor mir, welche die sämmtlichen in der k. Staatsdruckerei zu Wien enthaltenen Schriftzeichen fast aller Zeiten und Völker darstellen und einen guten Begriff von ihrem Reichthum geben. — Wenn Geiger in s. Werk üb. d. Ursprung der Sprache die bekannte Thatsache, daß die Buchstabenschrift aus der Bilderschrift hervorgegangen sei, als falsch erklären und umgekehrt behaupten will, die Malerei habe sich aus der Schrift entwickelt, so ist dies wohl ebenso unbegründet als die Behauptung, die Schrift sei vom Tätowiren ausgegangen und des Menschen Körper das ursprüngliche Papier gewesen. — Man kann deutlich sehen, wie aus dem Bilde des Adlers das A der ägyptischen Cursivschrift und das phönikische, griechische, lateinische A entstanden ist, das Bild eines andern Vogels endlich zum Zeichen B wurde, das Bild der ausgestreckten Hand mit darüber liegendem Daumen zum D, der Kerastes mit den beiden Hörnchen zum F, das Bild des Löwen zum L, das Bild des wellenschlagenden Wassers zum n ꝛc. Dabei sind dann auch Zeichen für Laute vorhanden, welche unsern Sprachen fehlen und einige wenige diesen eigene haben keine Buchstaben in der Schrift der Aegypter und Phöniker, weil sie ihren Sprachen fehlten. Die Aegypter begannen mit einer Bilderschrift und endigten mit einer phonetischen Schrift, reinen Lautzeichen, die jedoch ihren Ursprung aus der ideographischen Schrift nicht ganz verleugneten. Außer der hieroglyphischen oder heiligen Schrift hatten die Aegypter auch noch die hieratische, epistolographische (auch enchorische oder demotische genannt) und zuletzt die koptische, nämlich das griechische Alphabet mit 6 aus der hieratischen Schrift zugefügten Zeichen für eigenthümliche ägyptische Laute. Die hieroglyphische Schrift besteht wesentlich aus Abbildungen von Gegenständen; die hieratische oder Priesterschrift, früher zugleich auch für alle weltlichen Verhältnisse gebräuchlich, ist eine tachygraphische Abkürzung der hieroglyphischen, welche in der demotischen noch weiter, den Ursprung nicht mehr erkennen lassend, getrieben ist. Die Entzifferung der Hieroglyphen durch Sylvestre de Sacy, Akerblad, Young, Champollion, Lepsius, Brugsch u. A., ein staunenswerthes Denkmal des Scharfsinns und Fleißes hat die Geschichte und Civilisation des ältesten Kulturvolkes aufgeschlossen und zugleich den Anfang der Menschengeschichte um einige tausend Jahre weiter hinaufgerückt.

Unsere astronomischen Zeichen für Sonne, Mond, Planeten, männliches oder weibliches Geschlecht, Lebensdauer der Pflanze sind noch Reste sehr früher und einfacher Schreibweise. Nach Herodot hätten die Griechen ihre Schrift von den Kadmäern (mit Kadmus gekommenen Phönikern) erhalten, die Namen Alpha, Betha, Gamma, Delta ꝛc. sollen phönikisch sein, die Phöniker schrieben, wie noch jetzt die

Syro-Araber, von rechts nach links, später kehrten viele Völker die Richtung um. Allmälig wurde auch die Gestalt der Buchstaben geändert. Die Inder haben ihre Schrift auf den Handelsstraßen, vielleicht von Babylon aus von den Semiten erhalten, sie hat aber bei ihnen große Umwandlung erfahren; unsere Zahlzeichen stammen aus Indien und Europa wurde mit ihnen der Sage nach durch Pythogoras bekannt

Cap. Burton gibt im Journ. of the A. I. 1872 S. 41 eine Beschreibung und Abbildung der Inschriften auf Steinen eines Hauses in der Stadt Hamath am Orontes in Syrien, der alten Epiphania, die zum erstenmal 1812 von Burkhardt erwähnt wurden. Die Schrift auf diesen Steinen erinnert an das ägyptische System, das aus einer gewissen Zahl von Figuren zum Ausdruck von Buchstaben oder Sylben besteht, und zahlreichen ideographischen oder symbolischen Zeichen für Wörter. Andere Charaktere stellen Phönikische Buchstaben oder Zahlzeichen dar, nicht unähnlich der phönikischen Schrift auf den Grundsteinen des Tempels zu Jerusalem, die jüngst Dr. Deutsch am britischen Museum entziffert hat. Als die Phöniker ihr Alphabet bildeten, verfuhren sie wie die Aegypter bei ihrem phonetischen System, indem sie den ersten Buchstaben des Namens des Gegenstandes brauchten, um jeden Ton auszudrücken, z. B. A für Aleph, ein Stier, B für Beth, ein Haus, G für Ghimel, ein Kameel, wie die Aegypter das A durch einen Adler, Akhem, das M durch eine Eule, Moulag darstellten. Die Schrift von Hamath scheint eine Mischung der babylonischen Charaktere, der assyrischen Keilschrift und der Phönikischen Schrift zu sein, ein Bindeglied der ältesten Schriftsysteme, zugleich ein Mittelding zwischen Bilder- und Buchstabenschrift. Nach Hyde Clark ibid. p. 90 wären diese Inskriptionen alphabetische Schrift, nicht phönikisch, sondern älter, dem Himyaritischen verwandt, aber näher noch dem Libyschen von Karthago und Algerien, haben also Beziehungen zum Cyprischen, Etruskischen, Iberischen. Die Charaktere sind jedoch verschieden von der hieratischen oder altbabylonischen Keilschrift. Die Inschriften 5, 2, 3 erinnern an ein Grab oder Tempel, bezeichnen wohl die Genealogie des Verstorbenen, die Hände deuten auf eine Widmung an die Götter, wohl Moloch und Baal. Took hält diese Inschriften für sehr alt. S. hierüber auch noch Journ. of the A. S. 1872, 309.

Die Keilschrift, aus keil- oder pfeilförmigen Zeichen bestehend, die vertikal oder horizontal in Gruppen beisammen stehen, wurde in einer gewissen Epoche im größten Theil Westasiens gebraucht, die Zeichen wurden anfänglich mit einem dreieckigen Griffel in weichen Thon geritzt. Die ältere oder anarische K., aus einer früheren Bilderschrift hervorgegangen, ist eine Sylben- und Begriffsschrift,

die jüngere oder arische eine alphabetische Schrift mit Zahlzeichen, welche blos die Perser gebrauchten. Die in ihr auf uns gekommenen altpersischen Inschriften in Persepolis, Susa, Pasargadä, Bisutun ꝛc. sind meist von Uebersetzungen in die medoskythische und assyrische Sprache begleitet und heißen daher die dreisprachigen. Bei der Entzifferung ging man von den arischen Sprachen aus und schritt zu den anarischen fort; es haben sich um sie Grotefend, Burnouf, Lassen, Rawlinson, Benfey, Spiegel, Hinks, de Saulcy, Oppert u. A. hoch verdient gemacht. — Die Sprache der zweiten Gattung der Keilschriften gehört nach ihrem Bau zur turanischen Familie. In Ninive's Ruinen fand man ganze Bibliotheken bestehend in kleinen Backstein-Tafeln oder Prismen von gebranntem Thon mit oft mikroskopisch kleiner Schrift, leider nicht in der Sprache der historischen Inschriften, dem spätern babylonisch-assyrischen Semitisch, sondern in der dem Gheez verwandten babylonischen Ursprache geschrieben, welches in Ninive die gelehrte Sprache war und in Wortbildern geschrieben wurde, die in den verschiedenen Tafeln verschiedenen Sinn haben und daher äußerst schwierig zu entziffern sind. Meist sind es Privatdocumente, Besitz, Kauf, Verträge betreffend, z. Th. auch Gebete. — Die Japanesen haben zweierlei Schriftsprache: die symbolische der Chinesen und ein phonetisches Schreibsystem; in der Literatur und im diplomatischen Verkehr gebrauchen sie immer die chinesische Schrift.

Die Bilderschrift hat bei den verschiedensten primitiven Völkern große Aehnlichkeit. Die Felsenskulpturen der nordamerik. Indianer haben manchmal historische Bedeutung, anderemale sind sie Grenzmarken, in vielen Fällen hingegen bloße Aeußerungen des Kunsttriebes, denen unserer Kinder vergleichbar, sich in Darstellung von Thier- und Menschenfiguren ꝛc. äußernd. Aubin in Paris erklärte zwar, bei den Azteken ein geordnetes System phonetischer Charaktere entdeckt zu haben, aber dieses ist zu viel behauptet, obwohl sie nach Brugsch christliche Gebete und dergl. durch eine Art Rebusmanier mittelst ihrer Bilder einigermaßen darzustellen vermochten, wobei sie von der Bedeutung derselben ganz absehend, nur auf den Laut des ausgesprochenen Wortes Rücksicht nahmen. Um Pater noster auszudrücken, malten sie ein Fähnchen, aztekisch pan heißend, dann einen Stein tete, eine Cactusfeige nosch und wieder einen Stein: pantete noschtete mußte die Aussprache von Pater noster darstellen. Man fand in Mexiko eine Art Schrift oder Gemälde, aus 36 Blättern von 15 Zoll Höhe und zusammen 45 Länge bestehend, auf welchen die Ankunft der Europäer durch einen schwimmenden Flammen speienden Schwan ausgedrückt war. In solcher Bilderschrift bedeutet z. B. ein Kopf von einem Kranz von Zungen umgeben, mit einer kleinen menschlichen Figur daneben, zu deren Füßen eine einzige Zunge, das Verhältniß eines Befehlhabers zum

Untergebenen. Man darf nicht hoffen, aus den mexikanischen Bildern die Geschichte der Azleken construiren zu können, denn ohne Tradition sind diese Bilder, welche der Jugend in den Schulen erklärt wurden, unverständlich.

Die sogen. Oghamsäulensteine in Irland mit Einkerbungen werden gewöhnlich für Leichen- oder Gedächtnißsteine gehalten, die Reihen der Kerben sollen alphabetische Charaktere sein, Ogham genannt, nämlich die Geheimschrift der ältesten Gaedhel. Es sind rohe Monolithen. Westropp hingegen Journ. of the A. I. 1872 p. 201 erklärt diese Einkerbungen als Bezeichnung der Zahlen der Stücke Vieh, welche jeder Landeigenthümer unter dem alten Brehonischen oder Pastoralsystem besaß. — Die Runen stellten nach Liliencron als mystische Zeichen nicht die Buchstaben, sondern die Zahl der Urlaute dar, auf deren Gleichklang die altgermanische Poesie gebaut war, indem die Grundlage des urgermanischen Verses der Stabreim oder die Alliteration bildete, d. h. der Anlaut zweier oder dreier Worte eines aus zwei Halbzeilen bestehenden Verses, der gleich der Rune Stafr, Stab hieß. — Die Hieroglyphen auf Holztafeln der Osterinsel, von den Eingebornen Rohau rogo rogo, sprechendes Holz genannt, sind entweder eine Ideenschrift oder Geschlechtsregister oder dienten zum Memoriren religiöser Lieder. Nordamerikanische Indianer, Australier, Buschmänner kritzeln rohe Zeichnungen auf Felsen oder Bäume und unterrichten dadurch Kundige von ihren Absichten, dem eingeschlagenen Weg 2c.

Manche Bedawistämme in Syrien brennen ihren Kameelen stets bestimmte Marken ein und ritzen oder graben oft die gleichen in Felsen und Mauern, um Verwandten anzuzeigen, daß Freunde hier passirt sind. Burton. Die Neuseeländer schneiden nach Hochstetter in Blätter von Phormium tenax ihren Namen und sonstige Bemerkungen für später des Weges Kommende ein und binden dann die Blattbüschel zusammen. Die Neger im Nigerthal binden eine Anzahl Gegenstände zusammen und der Empfänger enträthselt deren Sinn. Die Neger rechnen oft durch Knoten, die sie in Strohhalme machen, die Neuseeländer haben Rechensteine, die Steuersammler auf Hawaji gebrauchen Knotenstricke. Die Quipus der Peruaner waren Schnüre, durch deren verschiedene Farben, Zahl und Knoten man das Andenken an Begebenheiten erhielt; ähnliche Schnüre wurden auch in Ardea und in Madagaskar gebraucht. Uebrigens sollen nach Velasquez in Quito Archive aus Holz- oder Thontafeln existirt haben mit verschiedenen Abtheilungen, in die man Steine, verschieden an Gestalt, Schnitt und Farbe legte. Die verschiedensten Völker machten aus Pflanzenfasern eine Art Papier, auch die Azteken und malten oder schrieben darauf. Die Delawaren reihten jedes Jahr eine Glas- oder Perlmutterperle auf eine Schnur; die Perlen waren

nach Farbe, Durchbohrung, Zusammenfügung verschieden. Die Gürtel, welche verschiedene Stämme gegen einander austauschten, waren nach Farbe und Emblemen anders, je nachdem sie Krieg oder Frieden bedeuteten. Die Ostiaken haben Rechenhölzer, in denen sie geleistete Bezahlungen durch Einschnitte bezeichnen und die in den Familien forterben.

Unsere Schriftzeichen reichen bei weiten nicht hin, alle Sprachlaute der Völker auszudrücken; wollte ja Dobrizhofer für die klingende Sprache der Abiponer Musikzeichen anwenden. Lepsius hat den Versuch gemacht, ein für alle Sprachen brauchbares Alphabet zu erfinden (das allgem. linguistische Alphabet, Berlin 1855); es ist mir unbekannt, ob dasselbe praktische Anwendnng gefunden hat. Am Anfang der zwanziger Jahre stellte der Tscherokese Sequoyah, ein Bastard von indianischem und weißem Blut, der gedruckte Bücher gesehen hatte, 85 syllabische Zeichen auf, in welchen er seine Sprache schrieb und die angenommen wurden und 1833 erfand ein Neger im Vei-Lande Westafrikas, Momoru Doalu Bukere (Mohammed Doalu der Buchmann) ein sehr vollständiges syllabisches System in 162 Zeichen, die großentheils in der Form, selbstverständlich nicht im Klang und Bedeutung europäischen Typen nachgebildet sind, die auch er in irgend einem gedruckten Buche gesehen hatte, welches System im Vei-Lande sehr allgemein gebraucht wird und das die Leute dort mit Rohrfedern schreiben.

Die Künste.

Die Wissenschaften erzeugen Begriffe, die Künste sinnlich Wahrnehmbares und in dessen Folge Empfindungen, die höchste Kunst, die Poesie führt uns Charaktere und Handlungen vor. Je bedeutender der geistige Gehalt eines Kunstwerkes und je individualisirter dieses ist, je mehr sich Idee und Stoff in ihm durchdrungen haben, desto schöner wird es sein. Die eigentliche Kunst ist nicht bloße Nachahmung der Natur, sondern Idealisirung derselben und selbst ein Porträt soll nicht die momentane Wirklichkeit, sondern den durch längere Betrachtung gewonnenen idealen Gesammtcharakter der Person darstellen. — Das Kunstwerk erfreut und entzückt, indem es die Kraft und Freiheit des Geistes und seinen Sieg über den Stoff erweist, die Kunstgebilde drücken ihren Sinn entweder unmittelbar oder symbolisch und allegorisch aus. Daß in der Kunst neben der bewußten Phantasie, der Reflexion auch eine unbewußte Kraft walte, hat Schelling aus-

gesprochen und letztere ist es nach ihm, „welche dem Kunstwerk jene unergründliche Realität ertheilt, durch die es einem Naturwerk ähnlich erscheint." — Schiller schrieb so schön als wahr:

„Im Fleiß kann Dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm Dein Lehrer sein,
Dein Wissen theilest Du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch! die Kunst hast Du allein!"

Bei Natur- und wenig kultivirten Völkern ist wenig Schönheitssinn vorhanden, daher sind ihre Bildwerke, ihre Musik, ihre Tänze wild und unschön und sie vermögen keine ästhetisch befriedigende Menschengestalt darzustellen, weil ihnen das Ideal des Menschen nicht aufgegangen ist, was erst bei den Griechen geschah. Deshalb hat auch die Architektur früher Kunstwerke geschaffen als die Plastik und Malerei. Jedes große Kunstwerk ist Verwirklichung eines in der Seele erwachenden Ideals. Nach Cicero schaute Phidias, als er seine Minerva bildete, mit unverwandten Blick auf eine selbstgeschaffene Schönheit und ließ sich von ihr die Hand führen. Manchmal wird der Künstler von seinem eigenen Werk wunderbar ergriffen, wie denn der Maler Spinello sich vor dem Teufel fürchtete, den er selbst gemalt, Hoffmann über seine eigenen Visionen die Haare zu Berge standen, Voltaire und Haydn bei Aufführung ihrer Kunstwerke aufs tiefste erregt wurden. — In Asien war die Kunst immer im Dienste der Despoten oder der Priester, daher unselbstständig, die Phantasie der Inder war maßlos ungeheuerlich, schon höher, ziemlich auf gleicher Stufe stehen Assyrer und Aegypter. In der klassischen Kunst fand die Idee ihren entsprechenden Ausdruck, in der orientalischen und ägyptischen wurde sie oft nur symbolisch, oder unschön und übertreibend dargestellt, die romantische Kunst des Mittelalters hat sich nicht aus dem Studium der Antike, sondern anfangs selbstständig entwickelt und vereinigt im Heiligen das ästhetische und sittliche Ideal, die klassische Kunst stellt vorzugsweise die leibliche Schönheit dar. Malerei, Musik und Poesie sind die eigentlich romantischen Künste; in der Malerei haben die Italiener, in der Musik die Deutschen die höchste Stufe erreicht, in der Poesie die europäischen Arier von Homer an. — Die Künste sind an bestimmte Zeiten und Individuen gebunden, die Wissenschaften schreiten stätig fort und erstere sind seit dem 17. Jahrh. durch die vorherrschende Reflexion und Zurückdrängung der Phantasie in den Vordergrund getreten. Die Kunstgeschichte hat Winkelmann in s. epochemachenden Werke: Gesch. d. Kunst des Alterthums 1764 begründet, in welchem er das Wesen der Kunstschönheit und deren Verhältniß zur Naturschönheit, die Entstehung, das Wachsthum und den Verfall der Kunst bei den alten Völkern und die in Klima, Religion,

Volksgeist, Verfassung begründeten Bedingungen für die Entwicklung der Kunst meisterhaft schildert. — Vischer in s. „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen theilt die Künste in die objektiven oder bildenden, Baukunst, Plastik, Malerei, die subjektive Kunst oder Musik und die subjektiv-objektive, Poesie.

1. Die Baukunst, Architektur, kann künstlerische Ideen hauptsächlich nur in Werken entwickeln, welche einem höheren Zweck dienen, am meisten im Tempel, dem gegen Himmel ragenden, auf den Himmel weisenden, dann noch im Palast, dem veredelten irdischen Hause, während in den übrigen mehr nur äußere Zweckmäßigkeit angestrebt wird. Ihre Formen dehnen sich nach den drei Dimensionen des Raumes aus und sind nach diesen so getheilt und gegliedert, wie es die Idee des individuellen architektonischen Werkes fordert, das zugleich der Ausdruck eines bestimmten Volksgeistes und einer bestimmten Zeit ist. Durch den „Baustyl" werden die Bauwerke zu kulturgeschichtlichen Monumenten, welche Schlüsse auf die Civilisationsstufe, die Denk- und Gefühlsweise ihrer Erzeuger gestatten.

Mit einfachen Erdhügeln, aufgerichteten Steinen, Reihen oder Kreisen solcher, Grabmäler, Denksteine, Cultus- und Opferstätten darstellend, beginnt die B. und schreitet zu kyklopischem Gemäuer aus paralellepipedischen Blöcken und zu Pyramidenformen fort, den amerikanischen Teocallis (Altären) und ägyptischen Pyramiden (Grabmälern), Ausdruck des aufwärts strebenden Sinnes. Die älteste Pyramide ist vielleicht die Ziegelpyramide von Aburoasch; Sakkarah hat die meisten Pyramiden, die wahrscheinlich noch älter als die viel gewaltigeren von Gizeh sind und ist merkwürdig durch das 1851 von Mariette entdeckte Serapeum, die Grabgrotten der h. Apisstiere mit den Sphinxalleen davor. Die Grundfläche der größten Pyramide von Gizeh, der des Chufu oder Cheops mißt jetzt noch 750', die Höhe 450'. Vor der zweitgrößten, der Schafra- oder Chephrenpyramide ragt aus dem Sande das 28' hohe Sphinxhaupt hervor. Die Erbauer gehören der 3. und 4. Dynastie des alten Reiches an. Von dem Leben und der viel höheren Bildung der Aegypter unter der 12. Dynastie, den glorreichen Osortasiden geben die Wandgemälde in den Grabgrotten von Beni Hassan ein lehrreiches Bild. Amenemche I. erbaute das Labyrinth, einen unermeßlichen Reichspalast ober und unter der Erde und legte den Mörissee an, der beim Hochwasser des Nils sich füllte, um in der Zeit der Dürre seine Fluthen wieder auszugießen. Zwischen die Ruinen des

riesigen Theben wurden zahlreiche Städte und Dörfer hineingebaut (Qurna, Luxor, Karnak) und sind auch wieder untergegangen. Groß- artig wie ihre B. ist auch die Skulptur der Aegypter, obschon steif. Die Wandgemälde an den Wänden der in den Fels gehauenen Königsgräber hinter Qurna erregten schon das Staunen der Griechen und Römer, das armselige Dorf Luxor ist weltbekannt durch den Tempel Amenophis III und noch gewaltiger sind die Bauwerke von Karnak; zum Riesenthor seines über alle Begriffe gigantischen Tempelpalastes führte eine Allee von 600 Sphinxen auf jeder Seite, jede auf einem mächtigen Throne ruhend. Dieser Tempelpalast diente zur Herrscherwohnung, sein großer Reichssaal zu feierlichen Handlungen, der Ammonstempel enthielt das Allerheiligste. Alle Wände sind mit den reichsten Skulpturen bedeckt, welche religiöse Handlungen, Todtengerichte, Kriegsscenen &c. darstellen. In Thebens Herrlichkeit gipfelte Aegyptens Macht und Größe. — Bei den Aegyptern kommt bereits der Säulenbau vor, zu den Seiten der Tempelthore standen thurmartige Flügelgebäude, Pylonen und vor ihnen Obelisken. Eine höhere Entwicklung als der ägyptische zeigt der persische Säulenbau z. B. in den Ruinen von Persepolis. Bei jeder Pyramide waren ein Tempel und Priesterwohnungen.

Die äußere Mauer Babylons umschloß ein Viereck, jede Seite war 480 Stadien, 6 Stunden lang, von der Tiefe des Grabens 300′ hoch, 75 dick und mit vielen Thürmen verstärkt und einer Fahrstraße in der Mitte; es sind von ihr nur Trümmerberge übrig. Innerhalb war noch eine andere, gleichfalls quadratische Mauer und innen dieser eine dritte um die innerste Stadt. Zwischen der 2. und 3. Mauer befand sich das wieder von 3 Mauern umschlossene k. Palastgebiet, zu welchem die großen Ruinen der Astronomie, Beluspyramide, der Nebukadnezarburg und der hängenden Gärten gehören. Die 100 Thürme der äußersten Stadtmauer hatten eherne Thore, von welchen Parallelstraßen durch das ganze Stadtgebiet von 36 Quadratstunden liefen und es in 500 Vierecke theilten, die theils Häuser, theils Dattelwald und Aecker enthielten. Die Häuser waren groß, 3—4stöckig, der Euphrat strömte von einer Stadtecke zur andern zwischen hohen Mauern und ehernen Thoren, die Perser unter Kyros leiteten ihn theilweise ab und drangen im Flußbett in die Stadt. Die Beluspyramide, Berb Babel, jetzt nur ein unermeßlicher Schutthügel, ursprünglich 600′ hoch, jetzt kaum noch 150′, ein kolossaler Terrassenklotz aus Backsteinen, war das Grab von Belus, dessen gläsernen Sarkophag mit dem Leichnam Xerxes, der sie zerstörte, in der Pyramide fand. Belus war der Gründer Babylons, Erfinder der Astronomie, später identifizirt mit seinem eigenen höchsten Gotte Belitan. Auf der obersten Stufe der Pyramide stand ein Tempelgemach mit den goldenen Kolossalbildern von Zeus, Merodoch, Hera

und Rhea. Der Belusthurm des Herodot hingegen liegt auf dem andern Euphratufer und sein Kern ist in dem 153′ hohen Birs Nimrud noch erhalten. Ein alter König hatte den Bau begonnen, Nebucadnezar vollendete ihn.

Die Ziegel der Nebucadnezarburg schimmerten von Gold und bunten Glasurfarben. Sie war wahrscheinlich viereckig, mit einem Thurm auf jeder Ecke, an den Außenwänden mit riesenhaften Jagdgemälden in glasirtem Backstein, darunter Semiramis und Ninus. Semiramis ist Venus Urania, Astarte, ihr und des Kronos Sohn Ninus, Nimrod (Typhon). Nebucadnezar liebte übrigens großartige ökonomische Werke, Kanäle, Häfen mehr als unnützen Prunk; für seine medische Gemahlin erbaute er auf 75′ hohen Bogengewölben die sogen. hängenden Gärten, die aus einem Euphratkanal durch archimedische Schrauben bewässert wurden; unter den Gewölben waren kühle Gemächer. Im innersten Kern des alten Babel liegt die jetzige Stadt Hillah. (S. Braun in Westerm. Monatsh. Mai 1864.) Nach Taylor wären die großen Ruinen am nördl. Fuße des Berges Mastus in Mesopotamien, Kufr Joze genannt, von welchen die vielen griech. und parthischen Münzen und Gemmen kommen, die Reste der berühmten Stadt Tigranocerta.

Die ältesten indischen Denkmäler sind in Felsen ausgehöhlte, z. Th. ungeheure Tempel, so in Ellora und auf Salsette; letztere sind dem Buddha geweiht, die größeren aus mehreren Stockwerken übereinander bestehend, mit heiligen Teichen und freien Plätzen, von Grotten umgeben, einer im Innern von 30 Säulen getragen, die Elephanten zu Capitälen haben. Dann folgen in Indien die Pagode, eine verschnörkelte Pyramide, dann die spätern buddhistischen Tempel, mit Säulen, die einen Umgang von dem Hauptraum, über dem sich die Decke wölbte, abschlossen, in welchem Hauptraum sich auf einem Unterbau der sogen. Dagop in Form einer Halbkugel erhebt, mit Buddha's Bild. Buddhistisch sind auch die bis nach Afghanistan und in das südl. asiatische Rußland verbreiteten Stupas, Topen, Grabdenkmäler in Form von Hügeln, Steingewölbe, selbst Gebäude, verschiedene Geräthschaften, oft von edlem Metall und die reichsten Münzschätze enthaltend.

Im griechischen Tempelbau spielt die Säule eine Hauptrolle und deren Bildung bestimmt zugleich die zwei Hauptarten des griechischen Baustyls, den dorischen und jonischen, ersterer strenger, der andere anmuthiger, besonders schmuckvoll in der korinthischen Nebenart, wo das Capitäl einen großen Acanthuskelch darstellt. Die schönsten Baudenkmäler gehören Athen an, wie namentlich die Akropolis mit den Propyläen, dem Parthenon, Erechtheion und fallen meist in die Zeit des Perikles. Die Etrusker hatten das Gewölbe und eine eigenthümliche Säulenform, die Römer nahmen

von den Griechen besonders den korinthischen Styl an und verbanden mit diesem in ganz äußerlicher Weise das Gewölbe. Ihre Bauten, deren vollendetste dem 1. Jahrh. der Kaiserzeit angehören, während vom Anfang des dritten der Verfall eintritt, zeichnen sich weniger durch künstlerische Vollendung als durch Großartigkeit aus, namentlich die dem öffentlichen Bedürfniß und Vergnügen dienenden Basiliken, Märkte, Bäder, Brücken, Theater, Triumphbögen. Basiliken nannten Griechen und Römer große öffentliche Gebäude, deren eine Abtheilung zur Gerichtspflege, die andere zum Handel diente. — Die arabische A. ruht auf Formen des klassischen und byzantinischen Styls und verbindet mit diesen orientalische, wie den Hufeisen- und Spitzbogen, oft auch prächtige Dekoration. Ihre bedeutendsten Werke gehören Spanien an (Alhambra, Moschee von Cordova), dann Persien und Indien. Im Orient findet man prachtvolle Grabmäler der Großen und für heilig Gehaltenen, meist mit Priesterwohnungen verbunden; das berühmteste ist das Grab Mohammed's in der großen Moschee von Medina, in Persien des Scheiks Sefy, des Dichters Saadi, zu Medsched des Imam Riva, bei Bagdad das Zoraidens, der Gemahlin Harun el Raschid's, in Indien jene Akbar's d. Gr., der Kaiser Jehangir, Humayun, des Safdir Tangris ꝛc.

Die ersten Produktionen der christlichen B. waren im sinkenden römischen Styl ausgeführt, die byzantinische B., die zur Zeit Justinians ihre glänzendste Entwicklung erhielt (Sophienkirche in Constantinopel!) verlieh dem Gewölbe ein Uebergewicht über die Säule und vereinigte mit der Kuppel den Langbau; die russische A. ist eine Abart von ihr. Im Abendlande blieb die Form der christlichen Basilika herrschend, die im Gegensatz zur antiken eine größere Wirkung des Innern anstrebte. Vom 10. Jahrh. an entwickelte sich der sogen. romanische Styl, in welchem mit der Basilika als Grundlage sich germanische, selbst arabische Formen verbanden, wo das Kreuzgewölbe der Decke zur vollständigen Durchführung kam und sich der Thurm beigesellte. Dieser Styl, dessen schönste Denkmäler Toscana, der Normandie, Sachsen und Thüringen angehören, dauerte bis zum Anfang des 13. Jahrh., nachdem schon in der 2. Hälfte des 12. der gothische Styl begonnen hatte, der seinen Ursprung in einer Verbindung der altchristlichen Basilika mit dem arabischen Spitzbogen nahm, wobei bie byzantische Kuppel aufgegeben und der Schwerpunkt in das Chor gelegt wurde, eine Richtung, die zuerst in Nordfrankreich eingeschlagen wurde, ihren höchsten Schwung aber in Deutschland erhielt (Dom von Köln!). Das Streben nach oben, gleichsam zur Verbindung von Erde und Himmel durch die Kirche sprach sich im mächtigen Thurmbau aus, die organische Gliederung war auch in den Außenwerken da und der ganze Bau stellte nun in seiner durchgängigen Belebtheit uub harmonischen Gesetzlich-

keit bis in die letzten Spitzen sich als die höchste unübertroffene Leistung der menschlichen A. dar. In Italien, wo der gothische St. keinen dauernden Anklang fand, kehrte man hingegen zu den antiken Vorbildern zurück, was Renaissance genannt wurde, die nach der Zeit ihrer schönsten Blüthe, wo die Hauptformen mit der Dekoration in voller Harmonie stehen, zum Rococo (vom französ. rocaille, Grotten- und Schnörkelwerk) mit seiner maßlosen Dekoration und vorherrschenden Curven herabsank. Coryphäen der romanischen A. in Italien sind Brunelleschi (Kuppel des Domes von Florenz, Palast Pitti), Michelozzi, Alberti, die beiden da San Gallo, Bramante (Vatican, Escorial nach seiner Zeichnung ausgeführt), die Lombardi (viele Paläste von Venedig), Michel Angelo (hat den von Bramante begonnenen St. Petersdom fast vollendet), Vasari, Palladio; für das Rococo Bernini und Borromini. In Frankreich blühte die Renaissance hauptsächlich unter Franz I. und Ludwig XIV., namentlich im Palastbau, in welchem Lescot, Bullant, Perrault, Mansard glänzten (Schlösser von Chambord, Versailles, Louvre, Tuilerien); in Spanien trat die R. zuerst mit maurischen und gothischen Beimischungen auf, um im 16. Jahrh. einem klassischen Styl zu weichen; in den übrigen Ländern Europas ging die R. im 17. und 18. Jahrh. häufig in den sogen. Jesuiten- und in den Rococostyl über. Berühmte A. des 17. und 18. Jahrh. sind die Deutschen Holl, Holzschuher, Schlüter, Fischer von Erlach, Naumann, Pöpelmann, v. Knobelsdorf, der Niederländer van Campen, die Engländer Inigo Jones, Wren (Paulskirche!) u. A.

Im 19. Jahrh. fand in Deutschland eine Rückkehr zur griech. A. statt, vorbereitet und angeregt schon durch Winkelmann und möglich geworden in Folge der Erforschung griechischer Baureste durch die Engländer Stuart und Revett. Diese Rückkehr erfolgte namentlich durch Schinkel, den Schöpfer vieler Bauwerke in Berlin und seine Schule: Persius, Strack, Hitzig, Stüler, Knoblauch, Soller u. A., während Heideloff, Schmidt, Ahlert und Zwirner (die Baumeister des Kölner Doms) an der Gothik festhalten. In den prachtvollen, den verschiedensten Zwecken dienenden Bauten in München während der Regierungszeit der Könige Ludwig I. und Maximilian II., welche ich nicht nur erlebt habe, sondern entstehen und ausführen sah, finden sich fast sämmtliche Style vertreten vom altgriechischen bis zur Renaissance; allbekannt sind die Namen Klenze, Gärtner, Ziebland, Ohlmüller u. A. In Dresden wirkten Semper, in Baden Hübsch, in Württemberg Zenth, in Oesterreich Hansen, van der Nüll, Siccardsburg, Ferstel. In Frankreich wurden in diesem Jahrh. viele prachtvolle Bauten namentlich im römischen und Renaissancestyl ausgeführt, aber in neuester Zeit fand hier und auch in England eine Rückkehr zum gothischen St. statt. Berühmte in Frankreich wirkende A. sind

Duban, Lassus, Viollet-le-Duc, Pupin, die Kölner Hittorf und Gau. Das neue Parlamentsgebäude in London ist das Werk Barry's. In vielen europ. Ländern und in Amerika wurden unzählige, z. Th. höchst großartige Nutzbauten ausgeführt, zu deren Construktion auch Eisen, manchmal auch Glas (bei den sogen. Krystallpalästen in London und Sydenham von Paxton) verwendet wurde. Bewundernswerthe Werke dieser Art sind die Brittania-Röhrenbrücke, die Sömmeringbahn, der Viadukt über das Elsterthal, die Tunnels durch den Mont Cenis und Hauenstein ꝛc. — Als „Weltstädte in der Baukunst", in welchen diese ihren Gipfelpunkt erreicht hat, bezeichnet Mertens und nach ihm Adler für das Alterthum Babylon, Theben, Athen und Rom, für das Mittelalter Constantinopel, Cairo und Paris, für die neue Zeit Florenz; vielleicht wären diesen auch noch Bagdad, Delhi und einige andere anzureihen. — Eine der schwersten durch Menschenkunst bewegten Lasten ist der Granitblock von 30,000 Ctnr., aus einem Sumpfe am Finnischen Meerbusen nach St. Petersburg gebracht, um der Statue Peter's d. Gr. als Piedestal zu dienen. Der von Fontana aufgerichtete vatikanische Obelisk wog nicht ganz 10,000 Ctnr.

2. Die Plastik oder Bildnerkunst ist an massive Stoffe gebunden und ihre Produktionen sind daher dem Gesichtssinn wie dem Tastsinn zugänglich. Sie stellt die Gegenstände nach ihrer Körperlichkeit dar und belebt die starre Masse durch den Ausdruck des Geistes. Ihr eigentliches Gebiet ist die Menschengestalt als die vorzüglichste und höchste, dann die edleren Hausthiere oder dem Menschen furchtbare Thiere, ferner der Phantasie entsprungene Gestalten; Gebilde aus andern Naturkreisen erscheinen nur als Beiwerk. Diese Kunst hat ihre höchste Entwicklung bei den vorzugsweise plastisch gestimmten klassischen Völkern erlangt.

Früher unterschied man die Plastik als das Bilden von Kunstwerken und Geräthen aus weichen Stoffen: Thon, Wachs, Gyps ꝛc. von der Skulptur, welche sich harter Materialien bedient. Man rechnet zur Bildnerkunst im weitesten Sinn auch die Bildgießerei, Steinschneidekunst, Bildschnitzerei, welche Elfenbein, Holz ꝛc. verwendet, Die ersten Erzeugnisse der Plastik waren Thierfiguren oder Denksteine, einfach oder wenig bearbeitet, später mit Andeutung oder etwas näherer Ausführung eines Hauptes. Die Innuits, einer der vorgeschrittensten Stämme der Eskimos, schneiden aus Knochen und Walroßzähnen ganz artige Figuren von Eisbären, Seehunden, Schwimmvögeln ꝛc. Auf den sehr rohen Steinbildern der Osterinsel hat man neuerlich

hieroglyphische Zeichen entdeckt, Philippinische Idole im Berliner Museum, abgeb. in Bastians und Hartmanns Ztschr. Bd. I, Taf. 8 gleichen durch die Kopfentstellung den Idolen von Viti in der Novara-Reise, erinnern z. Th. auch an mexikanische Figuren. In der aztekischen Bosse oder Relief tritt uns die Menschengestalt schon ziemlich ausgebildet und meist sehr geschmückt entgegen, freilich grotesk, oft ungeheuerlich, wie sich eben die Phantasie der A. ihre Götter und Heroen vorstellte. Viel höher steht die ägyptische P. in richtiger Auffassung der Thier- und Menschenform, namentlich auch des Kopfes und feiner Ausarbeitung auch des harten Granits und Syenits, aber die Formen zeigen sich in ihren strengen, oft symmetrischen Umrissen, wenn auch großartig, doch starr und wenig belebt. Charakteristisch für die ägyptische P. ist die Sphinx. Die assyrische Bildnerkunst wurde namentlich durch die Ausgrabungen bei Chorsabad und Nimrud bekannt und ihre Gestalten, obschon weniger großartig und kolossal, sind bereits freier und lebendiger, zeichnen sich auch durch bedeutende Kenntniß des Körperbaues, namentlich der Muskulatur aus. Oft findet man hier den Löwenleib mit Adlerflügeln und Menschenkopf: Sinnbild der Vereinigung von Stärke, Aufschwung zur Höhe und Weisheit. Die Reliefs von Persepolis haben eine nationale und religiöse Bedeutung, die Gestalten sind ernst und würdevoll, aber zu sehr nach dem gleichen Typus geformt. Ziemlich maßlos und phantastisch zeigen sich die Bildwerke der Inder, z. B. in den Felsentempeln von Ellora und anderwärts.

Der ungemeine Fortschritt der Bildnerkunst bei den Griechen erklärt sich aus ihrem Natur- und Schönheitssinn und aus ihrer Mythologie, nach welcher die Götter in erhöhter und veredelter Menschengestalt vorgestellt wurden, womit ein eindringenderes Studium dieser letzteren veranlaßt ward; die gymnastischen Spiele und die den Siegern zu setzenden Statuen gaben ausreichende Gelegenheit zum Studium des Nackten. Der edle sinnige Geschmack der Griechen äußerte sich aber auch in der Darstellung von Thiergestalten und Verfertigung prächtiger Weihgeschenke und Tempelornamente, eben so noch bei den Hausgeräthen und Waffen. In zwei Perioden entfaltete sich der höchste Glanz der griechischen P.; einmal um die Zeit des Perikles, welcher Angeladas und seine Schüler Polyklet, Myron, Phidias angehören, dieser der größte von Allen, Schöpfer des olympischen Zeus und weltberühmter Bildner der Pallas Athene. Die zweite Glanzperiode fällt in das vierte Jahrh. v. Chr., wo namentlich Aphrodite, Eros, Dionysos, Herakles, auch Athletenbilder und Porträtstatuen dargestellt wurden und mehr der einfache Marmor an die Stelle der Gold-, Elfenbein- und Farbenschmückung der ersten Periode trat; ihr gehören Skopas, Praxiteles, Lysippus an. Als Hellas seine Selbständigkeit verloren hatte, siedelten die griechischen Künstler nach Rom über und

es wurden dort in der Kaiserzeit noch manche herrliche Werke geschaffen: der Apoll von Belvedere, die Diana von Versailles, der Barberinische Faun, Antinous. Zu den bedeutendsten Werken griechischer Plastik gehören ferner noch die Gruppe des Laokoon, die medizeische Venus, die Gruppe der Niobiden, der sogen. Apollino, der borghesische Fechter, die Venus von Milo, der farnesische Stier. Charakteristisch für die Kunstrichtung in Rom war die Darstellung realer, historischer Verhältnisse, z. B. auf dem Bogen des Titus und der Trajanssäule, dann die Porträtstatuen der Kaiser. Allmälig trat aber der Verfall ein, herbeigeführt durch die Entartung des Volksgeistes, die Thronstreitigkeiten, die Kämpfe mit barbarischen Völkern. Im 4. Jahrh. war derselbe für Rom vollendet und was später noch in Byzanz geschah, ist nur ein Schatten der Vergangenheit. — Die ältesten Kunsterzeugnisse der räthselhaften Etrusker, phantastische Thier- und Menschengestalten zeigen Anklänge an Assyrien und Phönizien, was vielleicht aus dem Handelsverkehr zu erklären ist, spätere an die griechische Kunst, obwohl den Etruskern der feine ideale Sinn der Griechen fehlte. Sie verstanden noch vor den Griechen, Gewölbe zu machen; eigenthümlich sind ihnen gewisse Formen von Grabmälern und ein von dem griechischen abweichender Tempelbau. Man findet in den Grabmälern zahlreiche thönere Götterstatuen und Gefäße, darunter die sogen. Kanopen, nämlich Aschenkrüge, deren Deckel die Form eines Menschenkopfes hat. Sie waren sehr geschickt im Erdguß, wie die noch vorhandenen Götter-Menschen- und Thiergestalten, Waffen und decorativen Gegenstände beweisen, fertigten Goldschmuck, verstanden Steine zu schneiden und zu graviren, auch die Wandmalerei.

Die christliche P. richtete sich im Anfang besonders auf die sinnige Verzierung der Sarkophage und hat hierin manches Preiswürdige geleistet, aber dem christlichen Geiste sagte überhaupt die Malerei mehr zu und in dieser hat er die höchsten, das Alterthum weit übertreffenden Leistungen vollbracht. Vom 11. Jahrh. an trat jedoch zuerst in Deutschland, dann in Italien ein Wiederaufleben der bildenden Kunst in eigenthümlicher Weise und Richtung, durchdrungen von christlichen Ideen ein und die P. schloß sich dabei theils dem romanischen, theils dem gothischen Baustyl an. Es wurden Skulpturen und Basreliefs zur Dekoration der Altäre, Heiligenstatuen, Altarbilder vou Stucco, Stein, Erz oder Holz dargestellt, letztere mit vergoldeten Gewändern und Bemalung des Nackten. In Deutschland sind für das Mittelalter zu nennen die Schonhofer, Adam Kraft, Peter Vischer, Veit Stoß, Hans Brüggemann, in Italien die Pisani, Giotto, Orcagna, Jacopo della Forte, Luca della Robbia, Donatello, Rustici, Contucci, Michel Angelo, Cellini, Tatti, in Frankreich Goujon, Pilon; schon dem 17. Jahrh. gehören

an die Niederländer du Quesnoy und Quellinus, der deutsche Schlüter. Der ziemlich bedeutende, freilich im Vergleich mit der griechischen P. viel weniger originelle und erfolgreiche Aufschwung im 18. und 19. Jahrh. war z. Th. durch Joh. Winkelmann herbeigeführt worden und gründete sich auf ein erneuertes Studium der Antike und eine sinnigere Auffassung der Natur. Die Thätigkeit richtete sich theils auf die Reproduktion antiker Werke, theils auf Darstellungen aus der christlichen Geschichte und fast noch mehr auf Monumentalstatuen historischer Personen. Aus der großen Zahl verdienter Namen dieser Zeit mögen nur genannt werden die Italiener Canova, Tenerani, Monti, der Spanier Alvarez, die Franzosen Chaudet, David, die Engländer Flaxman, Gibson, der Niederländer Kessels, die Deutschen Dannecker, Schwanthaler, Schadow, Rauch, Rietschel, Kiß und der Däne Thorwaldson, der größte Bildhauer der Neuzeit.

3. Die Malerei gibt nur Flächen, auf welchen sie das Schöne durch Linien und Farben darstellt, erzeugt aber auf diesen den Schein der Körperlichkeit durch das Spiel von Schatten und Licht, die Abstufung der Farben, die liebliche Täuschung der Perspektive und vermag Geist und Gemüth nach deren äußerlicher Kundgebung viel vollkommener darzustellen als die Plastik. Ihr Gebiet umfaßt die ganze sichtbare Welt, also nicht bloß die individualisirten Formen, sondern auch die Landschaft und den Himmel, das kleine Stillleben der Natur und Menschheit wie deren bedeutendste Ereignisse. Den Umriß eines Gemäldes kann man seinen plastischen Bestandtheil nennen, die Farbengebung den musikalischen, denn Farben und Töne sind analoge Dinge.

Den höheren Sinn auch für diese Kunst hat nur die weiße Rasse. Die Eskimos und Indianer zeichnen auf ihre Werkzeuge und auf Thierhäute Renthiere, Seehunde, Schiffe, Hirsche, Büffel und deren Jagd, aber sehr unvollkommen.

Bei Hartebeestfontein in Trans Vaal fand Ad. Hübner zahlreiche Eingrabungen von dort einheimischen Thiergestalten und ein paar Menschen- und Pflanzenformen in Schiefer, die wahrscheinlich zum Zeitvertreib und zur Befriedigung des künstlerischen Triebes gemacht wurden, vielleicht bei Gelegenheiten großer Versammlungen der dort wohnenden Stämme. Manche Wilden begreifen wohl Zeichnungen von Menschen und Thieren, aber nicht eine Landschaft, wissen nicht, was sie bedeutet; von Perspektive haben nicht

einmal die Chinesen einen Begriff. — Im Orient blieb die M. in der Kindheit, da derselbe die Perspektive und die Behandlung der Farben nicht kannte, deren Macht die Griechen allerdings besser geltend zu machen wußten, obschon bei ihrem auf das Plastische gerichteten Sinn die Zeichnung immer die Hauptsache blieb. Ihre Malerschulen mit bestimmten Aufgaben und charakteristischer Behandlungsweise sind gleichsam Vorbilder der christlichen Malerschulen. Besonders ragen hervor Polynot, Zeuxis, Parrhasios, Apollodorus, Timanthes, Aristides, Apelles, Protogenes, Piräikos, in Rom Ludius. Die italienische M., auf dem Christenthum ruhend, begann im 13. Jahrh. mit Cimabue's Schule und erlangte eine bis jetzt nie mehr erreichte glänzende Entwicklung. Vorausgegangen waren die mit Wasserfarben oder enkaustisch ausgeführten Malereien in den Katakomben von Rom und dann die in Byzanz aufgekommenen Mosaiken. Auch die Tafelmalerei kam von daher nach dem verwilderten und verarmten Italien und erlangte hier alsobald durch Guido v. Siena, Cimabue und Buoninsegna einige Vervollkommung. Giotto zuerst ging von den gewöhnlichen kirchlichen Formen ab, hielt sich an die Natur, verbesserte die Farbenbereituug und durch seinen Einfluß wurde im 14. Jahrh. die byzantinische M. verlassen und es begannen die italischen Schulen sich zu bilden. Im 15. Jahrh. rang man nach richtigerer Erfassung der Wirklichkeit, verbunden mit Studium des Nackten und der Anatomie und Fiesole u. A. strebten nach seelischem und religiösem Ausdruck; zugleich arbeitete man fortwährend an Vervollkommnung der Technik. Berühmte M. dieses Jahrh., in welchem aus den Niederlanden die Oelmalerei nach Italien gekommen war, sind Masaccio, Lippi, Fiesole, Ghirlandajo, Signorelli, Squarcione, Mantegna, Perugino u. A. Die höchste Vollendung erreichte die Kunst im 16. Jahrh. durch Leonardo da Vinci, bewundernswerth durch die Wahrheit und Anmuth der Zeichnung, Michel Angelo durch nie dagewesene schwungvolle Kühnheit, Corregio durch die feinste Empfindung für Licht und Farbe, Titian durch lebendiges, wärmstes Colorit und endlich durch Rafael Santi oder Sanzio, bei welchem Wahrheit und Schönheit in vollendeter Harmonie erschienen. Rafael ist eines der Ideale der Menschheit in geistigem Adel und unerreichten Leistungen; schön und liebenswürdig wie seine Gestalt war auch sein Gemüth, neidlos und hülfebereit, Alles um ihn her bezaubernd. Die Werke dieses größten M. aller Zeiten sind von harmonischer, überwältigender Schönheit, vollendet in Zeichnung, Farbengebung, voll idealer Wahrheit, dabei keusch und rein. In den letztgenannten fünf Künstlern, denen man etwa noch Giorgione beifügen kann, hat die M. ihren Höhepunkt erreicht. Da Vinci war auch hochberühmt durch anatomische,

mathematische, naturwissenschaftliche Kenntnisse, Angelo unübertrefflich als Maler, Bildhauer, Baumeister, bedeutend selbst als Dichter. Berühmte M. dieses Jahrh. sind auch Fra Bartolommeo, Andrea del Sarto, Ferrari, Solario, de Volterra, Giulio Romano, Parmegianino, del Piombo, — aber schon in der 2. Hälfte begann der Verfall der Kunst, doch ragen über eine Menge mittelmäßiger Nachahmer Paolo Veronese und Tintoretto hoch empor. Wie die Jesuiten am Ende des 16. und im 17. J. eine Restauration der Kirche versuchten, so wollte man auch die Kunst beim Mangel tiefer religiöser Begeisternng durch akademische und technische Mittel wieder heben, was den drei Carracci und ihren Schülern Domenichino, Guido Reni u. A., welche das Studium der Natur, der Antike und der großen Meister des 16. Jahrh. vereinen wollten, in gewissem Grade gelang. Die naturalistische Schule, von Caravaggio gegründet, hielt sich ganz allein an die Natur und da Cortona beschränkte sich mit großem Erfolg auf Erzeugung blendender Effekte. Die Ausartung und das Sinken der Kunst nahm von der Mitte des 17. Jahrh. bis zur Gegenwart zu und sie wurde zuletzt fast nur zu einem regelrechten geistreichen Handwerk und zur Dekorations- und Perspektivmalerei. Nur wenige wie Sassoferrato, Dolci, Salvator Rosa, Batoni, Raffael Mengs, Camuccini erhoben sich über die Menge unbedeutender Künstler.

Das deutsche Volk neigte sich schon früh vorzugsweise der Baukunst zu und erreichte in der M. nicht die hohe Stufe der Italiener. Die Glasmalerei etwas an die Mosaik erinnernd, die Miniaturmalerei, welche Handschriften illustrirte, hatten einen dekorativen Zweck. Die erste deutsche Malerschule entstand im 14. J. in Prag, eine andere in Nürnberg, eine dritte in Köln, deren vorzüglichstes Werk das Kölner Dombild ist, die berühmtesten Meister Herle und Lochner. Bald wirkte die flandrische Schule der Brüder van Eyk auf die deutsche M. ein und führte namentlich in Norddeutschlaud zu einer realistischen Richtung, während die süddeutschen Schulen von Ulm, Augsburg, Franken das Hauptgewicht auf das Gemüthliche und Sittliche legten; ihnen gehören A. Dürer, Holbein, Kranach, die Behaim u. A. an. Für das 18. J. sind Denner, Dietrich, Mengs, halb Deutscher, halb Italiener zu nennen, für das 19. Carstens, der den griechischen und den deutschen Geist zu verbinden suchte, Runge, Overbeck, Veit, welche beiden sich Fiesole zum Vorbild nahmen, Cornelius, Schnorr, in deren Werken sich romantische und klassische Richtung vereinen, mit Uebergewicht letzterer. Das größte aller Gemälde, Cornelius' jüngstes Gericht schmückt die Ludwigskirche in München, Schnorr stellte die Nibelungen malerisch dar, Rottmann schuf eine Menge schöner Fresken, aus Ainmüllers Anstalt für Glasmalerei gingen herrliche Fenster hervor.

Die Düsseldorfer Schule mit W. Schadow beginnend, hat zuerst fast nur humoristische und poestische Stoffe bearbeitet und sich erst später der Geschichtsmalerei zugewandt. Bedeutende Meister dieser Schule sind Lessing, Bendemann, Deger, Camphausen, Hasenclever, Gude u. A. — In den Niederlanden ging wie gewöhnlich die Wandmalerei in den Kirchen der Tafelmalerei vorher, aber in Mastricht sollen schon im 13. J. geschickte Tafelmaler gelebt haben. Nach der Mitte des 14. J. kam eine üppige materielle, Schmuckbedürfnissen dienende niedere Kunst auf, es wurden unzählige Geräthe, Fahnen, Zelte bemalt, Andachtsbilder und Miniaturen gefertigt und erst in der flandrischen Schule des 15. Jahrh. äußert sich eine höhere Richtung mit großer Meisterschaft bei verbesserter Technik in der Oelmalerei. Außer den Brüdern van Eyk sind zu nennen Justus, Christophsen, van der Meeren, Memling, Stuerbout, Gerard, Albert v. Ouwater. In Brabant und Holland gelangte im 16. Jahrh. die M. durch italienischen Einfluß zu höherer Entwicklung, wie die Gemälde von Quintyn Messis, Lueus von Leyden, van Orley, Coxis, Moor, Heemskerk, Lombard, Frans de Briendt erweisen, im 17. nahm sie eine nationale Richtung in der Art, daß im Katholischen Brabant der Kirchenstyl vorwaltete, verbunden mit wunderbarer Farbengebung und energischem Vortrag, eine in den zahlreichen Werken des großen Rubens, van Dyks, Jordaens u. A., im protestantischen Holland große Hinneigung zu Realität und freierem Ausdruck stattfand, wie in den Bildern von Rembrandt, van den Eckhout, Maas, Konink, Dow, während Honthorst mehr den italienischen Naturalisten folgte. In der Genre- und Porträt-M. zeichneten sich aus van Ostade, van Laar, Wouvermann, Metsu, Slingeland u. A. In Brabant wie in Holland wurde im 18. J. neben der Thier-M. und dem Stillleben auch die See- und Architektur-M. in hoher Virtuosität von van de Velde, Potter, Werninx, Ruysdael, Backhuysen, van der Heyden, de Lorme geübt, z. Th. nicht ohne Einwirkung der Franzosen Poussin und Claude Lorrain oder italienischer Vorbilder. Die niederländische M. des 18. und 19. J. erscheint nur als schwacher Abglanz von der Fülle und Größe des vorhergehenden, ohne neue Richtung und Originalität bei aller Trefflichkeit einzelner Leistungen z. B. von Rachel Ruysch, van Husum, van Os, Verheyen, Gallait, Wappers, de Cock, Koekkoek, Meyer.

Die spanische M. hat weder die Orginalität der italienischen noch der niederländischen, eigenthümlich ist ihr aber die Vereinigung des Realismus mit schwärmerischer Mystik. Die Werke des 15. J. gleichen am meisten den deutschen und flandrischen dieser Zeit, im 16. wird die mächtige Einwirkung der italienischen Kunst bei de Vargas, de Morales, Joarez, Navarrete sichtbar. Die glänzendste Epoche der spanischen M. ist das 17. J., welchem Rivalta, de

Herrera, Zurbaran, Velasquez, Murillo angehören, in deren Bildern sich feuriges Colorit mit energischer Schattenwirkung und Naturwahrheit vereint. Nach ihnen tritt auch hier der Wechsel ein und an die Stelle genialer Conception brillante Manier und technische Bravour.

Von den zahlreichen alten Fresken der Kirchen in Frankreich hat sich im Sturme der Zeiten fast nichts erhalten, nur wenig von den Glasmalereien, etwas mehr von der Miniatur-M. in Gebetbüchern des 15. J. Franz I. suchte die decorative italienische Kunstart in Frankreich einzuführen und von nun an beginnt die Nachahmung italienischer Meister, nach welchen sich auch Nicola Poussin, Claude Lorrain, Lesueur bildeten. Der von Mazarin unter Ludwig XIV. gestifteten Kunstakademie in Versailles gehörten an Lebrun, erster Hofmaler und Direktor aller Arbeiten für malerische Ausschmückung der k. Schlösser von Versailles, Marly, Vincennes, Trianon, Meudon, des Louvre, dann Mignard und viele Geringere, wie Lafosse, Colombel, Jouvenet, Parrocel, Santerre, Coypel, Lefèvre etc., welche nach den Vorschriften Lebruns arbeiten mußten. Auch im 18. J. währt in den M. von Detroy, Vivieu, Rigaud, Vanloo, Lemoine noch die Manier des 17. fort, aber es entwickelt sich nun eine reiche Genre-, Stillleben-, Landschafts- und Marine-M., in welcher sich Watteau, Lancret, Jardin, Oudry, Lantara, Silvester, Nattier, die Vanloo, Greuze auszeichneten, nach welcher Zeit ein Verfall der Kunst eintrat, dem erst durch Vieu und David unter dem ersten Kaiserreich auf einige Zeit wieder Einhalt gethan wurde. David war zur Antike zurückgekehrt, strebte nach Correktheit und Schönheit der Zeichnung und leistete überall Großes, wo sein richtiger Natursinn nicht durch jakobinische Schwärmerei oder anachronistische Phantasieen getrübt war. Schüler D's. waren Gros, Girardet-Trioson, Gerard, Guérin. Prud'hon's Bilder erinnern an Correggio. Nach der Julirevolution unterlag die ausartende klassische Richtung der schon mit Géricault beginnenden naturalistischen und der romantischen, wobei manche Künstler jedoch in theatralische Effekthascherei oder peinliche Uebertreibung verfielen. — Hervorragende Historienmaler des 19. J. sind Horace Vernet (hauptsächlich Schlachtenmaler) Delacroix, Ary Scheffer, Delaroche, Ingres, Flandrin; im Genre-, der Landschafts-, Thier-, Militär- und Marine-M. zeichnen sich aus Robert, Fleury, Isabey, Lamy, Dupré, Gudin, Roqueplan, Meissonier, Berton, Courbet, Millet, Français, Daubiny, Cordouan, Rosa Bonheur a. A., im romantischen Genre Comte und Tissot, im antiken Gérome, Boulanger, Hamon.

4. Die Musik stellt die Welt in Tönen dar und ist mit der Sprache entstanden, die auch schon einzelne Worte oder Sylben

tonisch accentuirt. Aus betonter gemessener Recitation entsprangen, wie Grimm sagt, Gesang und Lied, aus dem Lied die andere Poesie, aus dem Gesang alle übrige Musik bis hinauf zu schwindelnder Höhe. Poesie und Rhetorik geben zunächst Vorstellungen und erwecken durch diese Gefühle, die Musik wirkt unmittelbar auf das Gefühl. Ihr Charakter ist, ganz Symbol zu sein, und doch spricht sie so vernehmlich zum Gemüthe wie keine andere Kunst und setzt sein Innerstes in Bewegung; Rhythmus und Takt sind ihr wesentlich, sie ist gegliederte Bewegung, die Melodieen sind ihre Gedanken, die Harmonie entsteht, wenn entweder andere Stimmen die Melodie begleiten oder wie im polyphonen Satz gleichsam mehrere Melodieen zu einem harmonischen Ganzen verschlungen sind. Die Tonart eines Stückes, beruhend auf der Tonreihe, die vorzugsweise gebraucht wird und deren Grundton beginnt und schließt, gibt dem Tonstücke eine bestimmte Färbung; die Tonarten sind den Stimmungen des Gemüthes analog.

Unter allen Künsten hat die M., zuerst an die Sprache gebunden, dann sich von ihr frei machend, am spätesten eine selbständige Existenz gewonnen und erst nach den andern Künsten ihre Entwicklung erhalten. Die einförmige M. der Wilden hat einen ganz kleinen Umfang von Tönen, bei Indianern und Polynesiern nur vier wie der Vögelgesang und ist meist melancholisch, klagend, schmerzhaft. Chorley hat auf den verschiedenen Charakter der M. bei den Völkern aufmerksam gemacht. Die Europäer haben allein vor allen Bewohnern der Erde in ihr excellirt; die M. Asiens ist nicht der Rede werth, monotone Wiederholung von 2 oder 3 Tönen; der Gesang in den jüdischen Synagogen Westasiens ist verworren, ohne Zusammenhang, meist ein ganz unregelmäßiger Recitativ, kaum besser als wildes Geschrei. Das Wenige, was man von afrikanischer Musik kennt, ist primitiv und barbarisch. Journ. of the Anthr. Inst. 1871, XXVIII. Die Vocalmusik ging der Instrumentalmusik voran, welche über einen viel größern Umfang der Töne und Reichthum der Tonfarben gebietet, während die Vocalmusik die mehr innerliche und geistige ist, beide zusammen aber im Oratorium und der Oper das Höchste darstellen. Anfänge der M. finden sich allerdings schon bei den Aegyptern und Orientalen, aber bedeutendere Leistungen vollbrachten erst die Griechen, welche die musikalischen Grundformen erfanden, die später nach einem fast 1000jährigen Stillstand die christliche mittelalterliche Kirche, namentlich in Italien, England und der Monarchie Karl's d. Gr. anwandte, weiter entwickelte und die sogen. Kirchentonarten aufstellte zur Regelung des Kirchen= und pro=

fanen Gesangs, was namentlich durch die von Papst Gregor VII. veranstaltete, durch Guido von Arezzo erläuterte Melodieensammlung geschah. Harmonie und Contrapunkt entstanden um die Zeit der Kreuzzüge und fanden zuletzt auch in die Kirche Eingang, die bis dahin den mehrstimmigen Gesang ausgeschlossen hatte. Vom 9. bis 12. Jahrh. war St. Gallen eine der Hauptstätten für Wissenschaft und Kunst, auch für Musik. Mit der Anerkennung des mehrstimmigen Gesanges durch die Kirche wurde die päpstliche Kapelle der Sammelpunkt der ausgezeichnetsten Sänger und Tonsetzer aus Italien, Frankreich und Spanien; in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. nahmen die Niederländer eine hohe Stellung ein. Der Italiener Palestrina und der Niederländer Roland Delattre (Orlando Lasso) mit andern Meistern haben im 16. Jahrh. die Kirchenmusik auf eine hohe Stufe erhoben. In der zweiten Hälfte desselben begannen Versuche, dem mehrstimmigen Gesang zuerst im Liede gegenüber dem einstimmigen wieder zur Geltung zu bringen und mit Beginn des 17., nachdem sich die M. aus den Grenzen des strengen Kirchengesanges zu größerer Freiheit und Fülle empor gerungen, wurde in Florenz die erste Oper, in Rom das erste Oratorium aufgeführt, 1638 das erste Opernhaus in Venedig gebaut und gleichzeitig in Rom Alles für Aufführung von Oratorien und Concerten vorgekehrt. Von Italien aus, das an der Spitze der musikalischen Bewegung stand, die Oper durch Monteverde und Cavalli in Venedig, im 18. Jahrh. durch Scarlatti in Neapel, das Oratorium in Rom, die Instrumentalmusik durch Frescobaldi und Corelli, verbreitete sich die Kunst nach der Mitte des 17. und im 18. Jahrh. nach Deutschland, Oesterreich, England, Frankreich und es entstand von da an bis zur Gegenwart eine unglaubliche Fülle der gediegensten und herrlichsten Werke für Kirchen-, Bühnen- und Concertmusik. Das Orgel- und Klavierspiel erhielt seine höchste Ausbildung durch J. S. Bach und seine Schule in Deutschland. Weiter zurück stehen in der Musik die großen Industrievölker, die angelsächsischen Amerikaner, welche nach Pickering in Ermangelung eigener Volkslieder die der Neger entlehnten und die Engländer; in London erreichte wenigstens die italienische Oper von 1710—40 durch Händel eine hohe Stufe, dem es auch nur in England möglich wurde, sein Oratorium zu schaffen. Eine andere Hauptstätte fand die italienische Oper in Frankreich durch Lully, Rameau und den Deutschen Gluck, der später in Wien wirkte, ein Vorgänger Mozart's. Die eigenthümliche charakterisirende Weise der französ. Opernmusik hat sich auch bei den neueren Componisten, Auber, Meyerbeer, Gounod erhalten. Die Instrumentalmusik erreichte in Wien durch van Beethoven ihre höchste Entwicklung und gipfelt in seinen Symphonien. Von andern berühmten Tonsetzern ist hier nur vergönnt noch zu nennen Mendelssohn-Bartholdy, Rossini,

Bellini, Verdi, C. M. v. **Weber**, **Lachner**, Rich. **Wagner**, abgesehen von so vielen Liedercomponisten und solchen für einzelne Instrumente, sowie von zahlreichen ausübenden Künstlern und Künstlerinnen, welche mit unvergleichlicher Schönheit und Vollendung die Werke der Tonsetzer in die Welt einführen und deren Verständniß aufschließen.

5. Die **Poesie**, die höchste der Künste arbeitet auch mit dem höchsten Mittel, der Sprache und wirkt direkter als jede andere Kunst auf die Seele, in welcher sie nicht bloß Gefühle, sondern bestimmte Anschauungen und Begriffe erzeugt; kein Meißel und kein Pinsel erreicht die Macht des Wortes, in dem das bewegte Wesen der Seele selbst hervorströmt. Musikalisch sind bei der Dichtkunst Rhythmus und Reim, in denen sie mit Anmuth sich bewegt. In höherem Maaße als alle anderen Künste stellt sie den Menschen nach seinem Gemüth und Charakter, in seinem Leiden und Handeln dar und erhebt sich von der Lyrik der einfachsten Gefühle bis zum Drama und Epos, die ganze Epochen der Geschichte abspiegeln.

Der Mahabharata, das uralte indische Epos enthielt ursprünglich Heldensagen und Kriegsgesänge, welche sich auf die Kämpfe der eingewanderten Arier mit den wilden Ureinwohnern beziehen und wuchs später durch religiöse und priesterliche Zusätze zu einer ungeheuern Masse an. Im spätern Epos Ramajana, dessen Hauptperson Rama ein Tugendheld ist, wird hingegen die Frömmigkeit, Pflichttreue und Ergebung verherrlicht. — Bei den Israeliten fanden Epos und Drama keinen Boden, ihre Poesie, wenn man überhaupt davon sprechen darf, ist lyrisch und didaktisch und hat immer wie auch ihre historischen und prophetischen Schriften die Jehovareligion zum Mittelpunkt, am meisten die Psalmen; die alten Semiten und Aegypter waren übrigens poetisch wenig begabt. — Die älteste pelasgische P. der griechischen Heldenzeit war ebenfalls eine lyrisch religiöse; Schöpfer der Ilias und Odyssee, der höchsten Entwicklungen vorausgegangener Heldengesänge, war entweder **Homer** oder eine jonische Sängerschule, während die „Hymnen“ spätern Dichtern angehören, die epischen Lehrgedichte „Theogonie“ und „Werke und Tage“ dem Böotier Hesiod. Die Ilias und Odyssee geben das erste glänzende Zeugniß für die ungemeine poetische Kraft des griechischen Genius. Eine heitere, zum Lebensgenuß einladende Lyrik fand in Anakreon ihren Hauptvertreter, Sappho und Pindar preisen in ihren Oden erhabene Gegenstände mit Begeisterung. Das Drama erreichte

seine Vollendung in der Zeit der Perserkriege und gleich nach denselben, wo Aeschylos, Sophokles und Euripides ihre unsterblichen Werke schufen; nach dem Verfall der Tragödie entwickelte sich die Komödie und erreichte durch Aristophanes ihre höchste Blüthe. — Die Römer hatten keinen einzigen großen Dramatiker, ihr edelster Dichter Virgilius bietet in seinem Epos Aeneide eine Verherrlichung Roms und des zur Herrschaft gelangten Geschlechtes der Julier, erweist sich im Hirtengedichte Bucolica als Meister der Idylle, im Lehrgedicht Georgika als Meister in Form und Sprache. Der geistreiche Weltmann Horazius hat in seinen Oden, Satyren und humoristischen Briefen einen Schatz von Witz, Ironie und Menschenkenntniß hinterlassen, der feine und leichtfertige Ovidius, der Dichter der heroischen Liebesbriefe, der Metamorphosen und Fasti, in welchen er die griechischen Mythen und religiösen Ueberlieferungen der Römer schildert, um den Uebergang zur Verherrlichung des Julischen Hauses zu machen, Ovid, der sich glücklich pries, nicht in der rauhen Väterzeit, sondern in der Augusteischen zu leben, erfuhr die Ironie des Schicksals durch seine lebenslängliche Verbannung nach Tomi am schwarzen Meere, unter ein barbarisches Volk.

Bei den Arabern, deren Helden und Staatsmänner oft auch Dichter waren, ist die älteste Poesie eine hauptsächlich aus Stammesliedern bestehende Volkslyrik, alljährlich fanden poetische Wettkämpfe in Okhadh statt, berühmt waren im 6. und 7. Jahrh. Amru, Tarafa, Zohair u. A. Nach Mohammed sammelte man die Lieder und Sagen in sogen. Divans (Anthologieen), deren berühmteste die von Abu-Temmam ist. Bedeutende Dichter des 10.—12. Jahrh. sind Habib Abu Aemmam, Mutanabbi, Hariri, allbekannt sind die Märchensammlung „Tausend und eine Nacht" und die Fabeln des Bidpai. Die Glanzperiode islamitischer Poesie erschien in Persien vom 10.—14. Jahrh., wofür namentlich Ferdussi, der Verf. des Schahname (Königsbuch), eines mythisch historischen Epos, Nisami, Dschelalledin Rumi, der erste mystische Dichter des Morgenlandes, Saadi, Hafis, Dschami anzuführen sind. Der spanische Jude Juda Ha Levi, im 11. Jahrh. lebend, ausgezeichnet durch seine Kenntniß der orientalischen und romanischen Sprachen nicht nur, sondern mit allen Wissenschaften seiner Zeit, mit jüdischer, mohammedanischer und christlicher Theologie vertraut, ist unter Anderem Verf. eines auch in's Deutsche übersetzten Liederbuches (Divan).

In Europa führten die Kreuzzüge zu einem ungemeinen Aufschwung der P. und weil Kampf und Minnedienst treibende Mächte der Zeit waren, mußten Ritter und Weltliche die Poeten sein. Die meisten Dichtungen hauptsächlich von der Provence und sekundär von Catalonien ausgehend, waren in der damals über einen bedeutenden Theil Südeuropas verbreiteten romanischen Sprache ge-

schrieben, wurden bald andern Ländern bekannt und gaben deren P. eine verwandte Richtung. Die mittelalterliche Dichtung besteht theils aus Epopoen und Romanzen, theils aus lyrischen und religiösen Gedichten, deren Verfasser und Darsteller als Troubadours, Trouvères, Minstrels bekannt sind und unter welchen sich außer den Edelleuten, Fürsten, Könige und Kaiser befanden. — Italien wurde im 13. und 14. Jahrh. zum Sammelpunkt aller Künste und Wissenschaften und es mag genügen, für die P. nur an Bocaccio zu erinnern, der die neuere italienische Prosa begründete, an Petrarca, der in seinen Sonnetten nie dagewesenen Wohlklang der Sprache vernehmen ließ und an Dante Alighieri, den tiefsinnigsten Dichter aller Zeiten, in dessen Divina Commedia sich Dies- und Jenseits verbinden und alle Weisheit und Wissenschaft des Mittelalters ihren Ausdruck gefunden hat. (Die 8jährige Beatrice Portinari sah D. bei einem Familienfeste und die in dem damals 9jährigen Knaben erwachte zarte Liebe begleitete ihn sein Leben lang und wurde zum unversieglichen Quell dichterischer Begeisterung. Beatrice heirathete später den Ritter de Bardi und starb, 24 Jahre alt, 1290. In der Divina Commedia führt Virgil Dante nur durch Inferno und Purgatorio, durch das Paradiso führt ihn Beatrice.) — Für die spätere Zeit wurden nicht Dante, sondern Petrarca und Bocaccio bestimmend, denn Dante's Geist stand fremd gegenüber dem Verfall in Religion und öffentlichen Leben, welcher in der P. einen frivolen und ironischen Charakter entwickelte, der in Novellen und volksthümlichen Satyren oft mit Spott über die Geistlichkeit sich äußerte, wie bei Pietro von Arezzo u. A. Das 15. Jahrh. sah romantische Heldendichter auftreten: Bojardo, der in s. „verliebten Roland" ein Ideal ritterlicher Tugend schilderte, Pulci, den Dichter des „Riesen Morgante", Ariosto, dessen „rasender Roland" in der anmuthigsten und elegantesten Form die Sage von Karl d. Gr. und Roland darstellte, wie Pulci voll Scherz und Ironie. Bernardo Tasso war auch ein vorzüglicher epischer und lyrischer Dichter, Torquato's Mutter die schöne, tugendhafte, geistvolle Porzia de Rossi; T. Tasso's „befreites Jerusalem" besingt nach dem Muster von Homer und Virgil die Geschichte des ersten Kreuzzuges in harmonischer Sprache, aber in öfters schwacher und sentimentaler Weise. Gegen Ende des 16. Jahrh. kam das empfindsame Hirtendrama auf, welchem Tasso's Aminta und Guarinis Pastor Fido angehören und das mit Singstücken aufgeführt im Anfang des 17. Jahrh. zur Oper führte. In der Tragödie haben die Italiener zu keiner Zeit Großes geleistet, auch Alfieri's Charaktere sind nur künstlich belebt, ohne Wärme und Energie; die Komödien sind zwar national und lebendig, dabei beißend, aber meist gemein, unsittlich, nur niedrigen Kreisen zusagend. Im 18. Jahrh. verstand Goldoni zwar die öffentlichen Sitten und Zustände geschickt darzustellen, aber diese waren nicht beifallswürdig;

Gozzi nahm die Stoffe zu seinen auf Effekt zielenden Lustspielen meist aus Feenmärchen. Die italienische P. des 17. und 18. Jahrh. hat überhaupt keine mustergiltigen Werke aufzuweisen; dem 17. gehört an Fortiguerra's romantisch-humoristisches Heldengedicht Richardetto, eine Fortsetzung des rasenden Roland, Tassonis Eimerraub, in welchem die unaufhörlichen kleinen Kriege der italienischen Städte verspottet werden, die Oden von Testi, die Oden und Sonnette von da Filicaja, dem 18. die Bühnenstücke von Metastasio und Casti, die Lustspiele der erwähnten Goldoni und Gozzi, die Tragödien von Maffei, Alfieri, Pindemonte. Im 19. Jahrh. lebten der unglückliche Ugo Foscolo, Parini, Silvio Pellico, alle bedeutend als politische und nationale P.; der bedeutendste Tragödiendichter und Romanschreiber ist Manzoni, Verf. des Romans „die Verlobten."

In Spanien bestand die frühere mittelalterliche P. aus Romanzen und Volksgesängen, im 16. Jahrh. wurden die alten Klassiker und die Italiener zu Vorbildern für die Kunstpoesie des Boscan Almogaver, Garcilaso de la Vega, de Herera, Mendoza, Ponce de Leon, de Villegas de Rioja. Nach der Elegieen-, Sonnetten- und Canzonenliteratur erschien die der Romane und Novellen, in welcher Cervantes, auch dramatischer Dichter, durch seinen Don Quixote universellen Ruhm gewonnen hat. Die größten Dramatiker jener Zeit sind Lope de Vega und Calderon de la Barca („das Leben ein Traum", „der standhafte Prinz", „das öffentliche Geheimniß" rc.). Der Portugise Camoens hat sich durch sein Nationalepos Lusiade verewigt. Cervantes, von einem algierischen Korsaren gefangen und in Algier als Sklave verkauft, erlitt während seiner $5^1/_2$jährigen Gefangenschaft unglaubliche Leiden und Verfolgungen, benahm sich aber so edel und aufopfernd, daß er selbst die Achtung seines blutgierigen Herrn Hassan gewann. Erstaunlich war die Produktionskraft Lope de Vega's, welcher 1800 Theaterstücke (manche in 3—4 Stunden), 400 Fronleichnamsstücke und noch eine Menge geistlicher und weltlicher Gedichte geschrieben hat, im Ganzen über 21 Millionen Verse.

Die Franzosen wandten sich im 16. Jahrh. der klassischen Literatur zu, nachdem Rabelais in seinem satyrischen Roman Gargantua und Pantagruel die romantische Poesie gründlich verspottet hatte. Der Despotismus der von Richelieu gegründeten Akademie ließ aber anfangs keine freiere Bewegung des poetischen Geistes aufkommen, bis es Corneille gelang, die Schranken zu durchbrechen und zum Schöpfer des französ. Dramas zu werden. Noch vollendeter in Form und Sprache als seine Werke (Cid, Horazier, Cinna), obschon dessen Kraft und Charakterzeichnung nicht erreichend, sind jene von Racine (Brittanicus, Iphigenia, Phädra rc.). Zu den ersten Lustspieldichtern ist Molière zu zählen, dessen Hauptwerke der Tartuffe, der Geizhals, der Menschenfeind sind. Voltaire's Dramen, obschon von Geist und

Talent zeugend, erreichen nicht die seiner Vorgänger, weil ihm für die Tragödie die Gemüthstiefe und das sittliche Pathos fehlten, die Form der Lustspiele wegen seiner Flüchtigkeit eine unvollkommene blieb. Eine Hauptaufgabe für ihn war die Zerstörung der alten Ordnung der Dinge und der christlichen Religion, sein Wahlspruch: „Ecrasez l'infame". 1761 warf er die Frage auf: „Est que la proposition honnête et modeste d'etrangler le dernier jésuite avec des boyaux du dernier janseniste, ne pourrait amener les choses à quelque reconciliation?" 1768 erkrankt, floh er angstvoll in die Arme der „Infamen", war aber gleich nach der Genesung wieder der alte. — Beaumarchais stellte in „Figaro's Hochzeit" die Leichtfertigkeit der Vornehmen, Diderot in s. bürgerlichen Dramen die Wirklichkeit treffend dar. Allbekannt als Fabeldichter ist Lafontaine. Boileau Despréaux hat großes Verdienst um die Ausbildung der Sprache und des Styles, war aber ein niedriger Schmeichler Ludwig XIV., Fenelon's Abenteuer Telemach's, ein von edler Gesinnung durchdrungenes Werk hatte zum Zweck, den Dauphin über die Pflichten eines Regenten aufzuklären. Um die Mitte des 18. Jahrh. wurden die Sitten durch eine schlüpfrige Romanliteratur vergiftet (Crebillon d. jüngere, Louvet de Couvray), die freilich z. Th. nur das Spiegelbild der Wirklichkeit war und welcher gegenüber J. J. Rousseau Rückkehr zur Einfachheit und Natur, zugleich allgemeine Gleichheit und Freiheit verlangte. Der Revolutionszeit gehören an, der sonst unbedeutende Rouget de l'Isle, Dichter der Marseillaise, Lebrun, die Brüder Chenier. In der napoleonischen Zeit suchte Chateaubriand in s. Romanen Atala und René und durch s. „Geist des Christenthums" die Religion wieder in die französische Gesellschaft einzuführen, aus der sie verschwunden war, indem er sie durch ästhetische Ausschmückung zum Genuß für die vornehme Welt bereitete, aber erst in der Restaurationsperiode erlangten seine Ansichten solche Geltung, daß er mit Ehren und Würden überhäuft wurde. Ch. Nodier, ein Freund der deutschen Literatur, wurde der Gründer einer neuen romantischen P. in Frankreich und Lamartine setzte Chateaubriands christliche P. als Lyriker fort. Viktor Hugo glänzte als Romanschriftsteller, Dramatiker und Lyriker, weniger bedeutend ist Alex. Dumas. In der gegen die neue Romantik sich erhebenden Opposition der klassischen Schule zeichneten sich die Dramatiker Lemercier, Delavigne, Ponsard aus, während die vorzügliche Schauspielerin Rachel die Tragödien Corneille's und Racine's dem Publikum wieder näher rückte. Eine Reihe von Dichtern und Schriftstellern kämpften gegen die Regierung und die Corruption der Vornehmen und Reichen für die Volksrechte: Couvrier, Beranger der Liederdichter, Barthelemy und Mery, Barbier und etwa von den vierziger Jahren an entstand eine Literatur socialer Tendenzromane, worin die gesellschaftlichen Einrichtungen als verkehrt, ungerecht, unnatürlich dargestellt, überall Reform und Emancipation

verlangt, die menschlichen Leiden nicht für Folgen der eigenen Mängel und Laster, sondern nur der bestehenden Gesetze und Verfassungen ausgegeben wurden, eine Literatur, die um so mehr die Februarrevolution herbeiführen half, je größer die hierbei thätigen Talente waren, unter denen die Marquise von Dudevant (George Sand) und Eugen Sue die vorzüglichsten sind.

Die Kelten Englands und der Bretagne hatten schon früh einen Sänger- oder Bardenstand, dem Ossian, angeblich im 4. Jahrh. lebend, angehörte, dessen melancholische Heldenlieder aber erst im 18. Jahrh. durch den Schotten Macpherson bekannt gemacht wurden. Die ewigen kriegerischen und politischen Stürme in Britanien ließen erst im 14. Jahrh., wo durch Chaucer eine englische Dichtersprache begründet wurde, die P. aufkommen; Spenser im 16. Jahrh. war Pastoral- und Naturdichter. Die größten Leistungen wurden aber jetzt auf dramatischen Gebiete erwirkt, wo freilich Lily, Marlow, Green, Heywood, Fletcher, Ben-Jonson unendlich durch den unsterblichen William Shakespeare übertroffen wurden, der gleich ausgezeichnet im Trauerspiel wie im Lustspiel Werke von unvergänglichem Werthe geschaffen hat. Als die zur Herrschaft gelangten Puritaner das Theater schlossen und eine religiöse Stimmung sich entwickelte, dichtete Milton sein verlorenes und sein wiedergewonnenes Paradies. Das 18. Jahrh. war vorzüglich der Roman- und Unterhaltungsliteratur zugeneigt, in welcher Swift, Addison, Richardson, Fielding, Goldsmith glänzen, aber einen großen Theil dieses Jahrh. hindurch lag die englische P. in den Fesseln des französischen Geschmacks und selbst Shakespeare wurde fast vergessen, bis er durch Deutschlands Anerkennung und Garrick's herrliches Spiel wieder in den Vordergrund trat. Zugleich erstand eine Reihe eigenthümlicher „Naturdichter" in Schottland, meist den untern Ständen angehörend: Ramsay, Cunningham, Hogg, Lady Barnard, Johanna Baillin und der berühmteste aller, Burns. Gegen Ende des Jahrh. trat Walter Scott auf, der Schöpfer des historischen Romans, welcher auch die alten Balladen seiner schottischen Heimath sammelte und mehrere Dezennien hindurch den größten Anklang bei der gesammten Leserwelt fand. Sehr beliebte Romanschreiber des 19. Jahrh. sind die Engländer Bulwer, Dickens, der Amerikaner Cooper. Elegische Natur- und Gemüthsschilderungen lieferten Thomson, Young, Gray u. A., die Schönheit der Natur besangen Wordsworth, Coleridge, Southey, Wilson, ein ausgezeichneter Lyriker ist der Irländer Moore. Als größter englischer D. des 19. Jahrh. ragt Lord Byron hervor und zwar sowohl als Lyriker (Balladen, hebräische Melodieen) wie als Dramatiker (Manfred, Marino Faliero, die beiden Foscari), in der Epopöe (Childe Harold's Pilgerfahrt, Don Juan) und im erzählenden Gedicht (Giaour, Braut von Abydos, Mazeppa 2c.).

Mit gigantischer Kraft, umfassender Vielseitigkeit und wunderbarer poetischer Schönheit vereinigen sich bei ihm tiefe Zerrissenheit und Disharmonie, welche bei seinem Freunde Shelley noch stärker hervortreten.

Die Germanen hatten nach Tacitus Kriegslieder und andere, in welchen sie ihre Götter, Helden und Ahnen priesen, aus denen sich später Sagenkreise bildeten, wie die gothische Dietrichsage, welche dem zweiten und die burgundische Siegfriedsage, welche dem ersten Theil der Nibelungen zu Grunde liegt, nebst anderen. Viele alte germanische Volkslieder und Sagen wurden vom Klerus als heidnisch der Vergessenheit überantwortet, einige wenige mit Unterschiebung theilweise andern Inhalts oder in lateinische Verse übersetzt erhalten; so entstand das Gedicht Waltharius von Aquitanien, das Annolied, das zum Sagenkreise Karls d. Gr. gehörende Rolandslied, das Lied des „Pfaffen Lambrecht" von Alexander d. Gr. Die im 10. Jahrh. lebende Nonne Hroswitha schrieb zur Verdrängung des Terenz religiöse Dramen in lateinischer Sprache, die sogen. Evangelien-Harmonieen des 9. Jahrh. behandeln das Leben Christi lyrisch oder episch. Im 11. Jahrh. kam die Poesie in die Hände der Minnesänger; erste Produkte derselben waren Heinrichs von Veldek Eneit (Aeneide) und der Trojanische Krieg des Herbort von Fritzlar. Die Minnelieder wurden meist zur Leier gesungen und die Sänger waren anfangs nur geringe Leute, bis allmälig Ritter, Könige, Kaiser zu solchen wurden; großen Ruhm gewannen Reimar der Alte, Heinrich von Morungen, Gottfried von Neifen, Tanhäuser und besonders Walther von der Vogelweide. Aber auch der Minnegesang artete aus und die lyrische Poesie ging im 15. Jahrh. auf die „Meistersänger" über. Bereits im 13. Jahrh. hatten das deutsche Nationalepos, die Nibelungen und das jüngere, aus dem 13. Jahrh. stammende Gedicht Kudrun (mit der Iliade und Odyssee verglichen,) durch unbekannte Bearbeiter ihre definitive Ausbildung erhalten und durch die Kreuzzüge waren in Deutschland die keltische Sage vom König Artus und seiner Tafelrunde, so wie jene vom heiligen Graal bekannt geworden; der Parcival, vielleicht auch der Lohengrin, ist nach einem französ. Vorbild von Wolfram v. Eschenbach gedichtet, das leichtfertige Gedicht Tristan und Isolde durch Gottfried von Straßburg. Mit diesen Produktionen hatte das Ritterepos seine Vollendung erreicht und es trat bereits im 13. und 14. Jahrh. beim Ritterstande eine Hinneigung zu den Heiligenlegenden ein. Die zunehmende Entartung dieses Standes erzeugte im 14. Jahrh. auf anderer Seite eine didaktische Poesie, in welcher auf das Sittliche und Gute gedrungen wurde und das 15. Jahrh. sah eine Menge Prosaromane und Volksbücher entstehen. Das größte und verdienteste Aufsehen erregten im 15. und 16. Jahrh. Sebast. Brandt's von

Straßburg Narrenschiff, in welchem die Laster und Thorheiten aller Stände gegeißelt werden und Reinecke Fuchs (Reineke Vos) von Heinrich von Alkmar oder Nicolaus Baumann, welcher die Lehre enthält, wie Schlauheit, Heuchelei und Verrath über das Recht den Sieg davon tragen. Die Meistersänger des 15. und 16. Jahrh., von welchen Dichtung und Gesang zunftmäßig betrieben wurden, vermochten keine neue P. zu erzeugen; viel mehr dichterischen Werth haben die Volkslieder, selbst die oft schalkhaften Volksbücher jener Zeit, wie außer dem Narrenschiff und Reinecke Fuchs die Bücher von Murner, Fischart, die Dramen von Hans Sachs. Luther begründete das für die Protestanten so wichtige Kirchenlied.

Schöpfer der deutschen Kunstpoesie nach dem 30jährigen Kriege ist Opitz, der auch das Drama wieder einführte, die sogen. Pegnitzdichter bereiteten der Oper den Boden. Die Erzeugnisse der schlesischen Dichterschulen des 17. Jahrh. sind gering und die erste Hälfte des 18. war trostlos durch Verleugnung des deutschen Wesens, gänzliche Hingabe an das französische, geistige Barbarei und Beschränktheit. Da traten in der Wissenschaft Leibniz, Thomasius, Kant auf und endlich wurde der Pedant Gottsched mit seiner Schule durch die Schweizer Bodmer und Breitinger und den Mecklenburger Liscov gestürzt, womit für die klassische Literatur der Boden geebnet war, welche durch Lessing, Klopstock, Herder, Wieland eröffnet wurde. Der edle früh verstorbene Lessing, eben so groß als Kritiker und Prosaist, war zugleich der erste bedeutende Dramatiker Deutschlands durch seine Meisterwerke Emilie Galotti und Nathan der Weise und bahnte auch Shakespeare den Weg zu den deutschen Geistern nnd Herzen. Es ist jetzt eben ein Jahrhundert, daß in Wissenschaft, Kunst und Denkweise, in Religion und Erziehung eine große Umwandlung bei den Deutschen eintrat; der klassischen Periode ging, vergleichbar den Frühlingsstürmen, von den siebenziger Jahren an die Zeit der Kraftgenies, die Sturm- und Drangperiode voraus, charakterisirt durch Göthe's Leiden des jungen Werthers, Götz von Berlichingen, Schillers Räuber, die Dramen von Klinger u. s. w. Klopstock, der Dichter der Messiade, war nicht nur ein frommer und gläubiger, sondern auch ein Vaterland und Freiheit liebender Charakter, Herder, durch Hamann, Lessing und Winkelmann angeregt, eine humane und weltbürgerliche Natur, ausgezeichnet als Kritiker, Philosoph und Theolog; sein wichtigstes Werk sind die Ideen zu einer Philosophie der Geschichte; Wieland hat das Verdienst, durch leichte und heitere, oft freilich sinnliche Schreibart der deutschen P. Eingang in die höheren Kreise verschafft zu haben. Durch die zwei Genien, Göthe und Schiller, wurde die deutsche Poesie jener der andern modernen Völker und der klassischen ebenbürtig. Göthe ist der universellste deutsche Dichter, dem keine Form und keine Gattung der P. fremd

war, schöpferisch und ursprünglich im heitern Lied, wie in der Tragödie und im Roman, die vollendetsten seiner Werke: Hermann und Dorothea, Iphigenia, Tasso und der erste Theil des Faust. G. war nach dem Zeugniß von Heinse, Hufeland, Eckermann auch körperlich einer der vollkommensten Menschen, und Eckermann bemerkt von seiner Leiche: „Festigkeit und tiefer Friede waltete auf seinem erhaben edeln Angesicht und am ganzen schön gebauten Körper zeigte sich keine Spur eines Verfalls.“ Aber G. ist auch ein lehrreiches Beispiel, wie Einseitigkeit selbst Geistern erster Größe anhaften kann, denn es fehlte ihm, der sonst so sehr der realen Welt zugewandt war, der historische und politische Sinn und er hatte kein Herz für religiöses und freiheitliches Streben. Schiller, mit lebendigem Sinn für die Bedürfnisse seiner Nation begabt, dieselben mit ganzer Seele fördernd, vielleicht der idealste aller Dichter, wurde durch seine herrlichen Schöpfungen: Fiesco, Don Carlos, Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell, Wallenstein, Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande ꝛc. zum Liebling des deutschen Volkes. Eine Menge Dichter zweiten und dritten Ranges gehören der klassischen Periode, die in immer mächtigeren Wellenschlägen ihre Wirkung über ganz Europa ausdehnte und den nächstfolgenden Dezennien an: Bürger, Voß, Hebel, v. Gaudy, v. Eichendorff, die Lyriker Novalis, Arndt, Chamisso, Körner, v. Platen-Hallermünde, Rückert, Uhland, Schwab, Geibel, Anastasius Grün (Graf v. Auersperg), Hartmann, Lenau, die Dramatiker Grillparzer, Halm (Freih. v. Münch-Bellinghausen), die Romanschriftsteller Musaeus, Lafontaine, van der Velde, Zschokke, Spindler, la Motte Fouqué, Steffens, Hauff, der immer jugendliche J. P. Richter u. A. Während früher die sogen. romantischen Dichter und Schriftsteller auf Seite der Herrschenden und Vornehmen standen, bildete sich namentlich seit der Julirevolution eine Gruppe des sogen. „jungen Deutschlands“ mit demokratischer Gesinnung und nicht ohne negirende und destruktive Tendenzen aus, welcher Herwegh, Prutz, Freiligrath, Auerbach, Hebbel, Heine, Börne, Gutzkow, Laube, Mundt, Heller, Wienbarg angehören. Der Lyriker und Dramatiker Gottschall verkündigte schon früh die Frauenemancipation. Nie traten früher so zahlreich Frauen auf die literarische Bühne, von welchen nur Annette von Droste-Hülshof, Bettina von Arnim, Fanny Lewald, Fanny Tarnow, Auguste von Paalzow, genannt werden mögen. Dichter der Gegenwart sind ferner Heyse, Lingg, Scheffel, v. Schack, Troeger, Töpfer, v. Redwitz, Mosen, Hamerling, Freitag, Brachvogel, Marx, Hackländer, v. Holtei, Spielhagen u. A.

6. Die Rhetorik ordnet die Form den Gedanken unter und wirkt zunächst auf den Verstand, die ungebundene Rede gestattet

größere Freiheit und wenn der Dichter das Gemüth der Hörer mit sich fortreißt, so gewinnt der Redner durch Ueberzeugung. Die Rede kann blos didaktisch oder sie kann praktisch sein, wenn sie den Menschen zur Handlung treiben will, und dann wieder religiös oder politisch, in welchen Richtungen sie ihre größte Macht entwickelt. Zum Vortrag des Gedichtes und der Rede werden Deklamation und Mimik zu Hilfe genommen. Die Stimme steigend oder fallend, hier oder dorthin den Nachdruck legend, die Vorstellungen beschleunigend oder festhaltend, die Erregung oft zur höchsten Spitze treibend, spiegelt, von der Mimik begleitet, die Gedanken und Gefühle des Sprechers in seiner äußern Erscheinung ab und ruft die gleichen sympathisch in den Hörern hervor.

Die größten Redner der Griechen waren Demosthenes und Lysias, der Römer die beiden Gracchen, M. Antonius, Mucius Scävola, Memmius, Hortensius, Cicero, letzterer auch durch seine rhetorischen und philosophischen Werke hochberühmt. Schwerlich hat einer der großen Parlamentsredner der neuen Zeit, wie Fox, Pitt, O'Connel, Canning, Thiers u. A. Cicero erreicht oder gar übertroffen.

Künste mehr untergeordneter Art, z. Th. nur noch Kunststücke, nicht Kunstwerke erzeugend, sind Tanzkunst, Akrobatik, Reitkunst, Fechtkunst, Feuerwerks- und Gartenkunst. Am höchsten steht die Tanzkunst durch die Ausbildung, welche sie für den Ball und noch mehr für das Ballet erhalten hat. Die Wilden wollen mit dem, was sie Tanz nennen und der gewöhnlich im Aufstemmen der Füße, Zittern der Kniee besteht, was sich dann über den ganzen Körper fortpflanzt, den Fremden ehren oder ihm imponiren. Nicht viel besser sind die Tänze unserer Bauern. Das Ballet erhielt seine vollkommnere Organisation erst am Ende des 17. Jahrh. durch Houbart de la Motte, der es für den dramatischen und leidenschaftlichen Ausdruck organisirte und auch Frauen tanzen ließ, während früher blos Männer tanzten, ferner im 18. Jahrh. durch Noverre und Galeotti, wodurch das Ballet zur Darstellung großartiger rhythmisch-plastischer Pantomimen befähigt wurde. Welcher Abstand von den primitiven Tänzen der Wilden und Bauern bis zu denen der Taglioni, Cerrito, Elsler, Grahn, Grisi oder des Vestris, Leon, K. Müller! — Fast alle genannten Künste vereinigen sich im Theater. In ihm gewinnen Deklamation und Mimik ihr eigenstes Gebiet, die Poesie tritt in ihrer lebenvollsten Form, dem Drama auf und verbindet sich mit der Musik zur Oper, in welcher Gesang und dessen Begleitung

in erster, Poesie und Handlung in zweiter Linie stehen, während in den verschiedenen Gattungen des Schauspiels die Rollen umgekehrt sind. Indem auch noch Tanzkunst, Malerei und Plastik sich zugesellen, wird das Theater zum allgemeinen Sammelpunkt der Künste.

Die Wissenschaften.

Die Künste entstehen vorzugsweise durch die Phantasie, die Wissenschaften durch das Erkenntnißvermögen. Wenn die Menschen ihre materielle Existenz einigermaßen gesichert und sich von dem drückendsten Zwang der sinnlichen Bedürfnisse befreit haben, beginnen sie über die Natur und sich selbst nachzudenken, so daß philosophische Betrachtung der Natur und der sie beherrschenden Mächte den ersten Ansatz zu wissenschaftlicher Erkenntniß bildet, Natur- und Religionsphilosophie die erste Philosophie ist. Bloßes Gedächtnißwerk kann nicht Wissenschaft genannt werden, welchen Namen nur ein nach den Grundgedanken geordnetes System gleichartiger Erkenntnisse verdient, in welchen sich diese nach ihrem Zusammenhang und ihrer inneren Entwicklung darstellen. Die Wissenschaft unterscheidet sich vom bloßen Wissen, wie ein lebendiger organischer Leib von einzelnen zerstückten Gliedern. Sie ist nicht ein Haufen bunt durcheinander liegender Bausteine, sondern ein wohlgeordnetes Haus oder ein hehrer Tempel. Die wahre Wissenschaft ist auch nicht blos eine Aneinanderreihung empirischer Kenntnisse, sondern philosophischer Ideenbau, in welchem Alles nach Grund und Folge organisch verbunden und auf höhere und höchste Principien zurückgeführt ist. Die vergangenen Geschlechter haben die Welt sinnlich wahrgenommen wie wir, aber nur nach mehrtausendjähriger Arbeit gelang es, ihre Formen und Vorgänge in Begriffe zu fassen und folgenden Jahrtausenden ist es vorbehalten, die tiefern Zusammenhänge zu erkennen und dem großen Welträthsel näher zu kommen, denn die Erkenntniß ist in fortwährender Ausbreitung und Vertiefung begriffen, während alles Andere wechselnd und vergänglich ist.

Kunst und Wissenschaft, ein Doppelgestirn, welches in unvergänglicher Schönheit auf die Bahn der Menschheit herniederleuchtet, sind nicht ohne Berührungspunkte. Die Wissenschaft gibt der Kunst die Theorie, diese der Wissenschaft die Form.

In beiden finden sich Nothwendigkeit und Mechanismus, unbewußtes und bewußtes Wirken verbunden, beide schaffen Neues, die Kunst erzeugt neue Formen, die Wissenschaft entdeckt neue Wahrheiten.

Italien war das Land, wo die Wissenschaften wieder ihre Auferstehung feierten, als in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. die Schätze des klassischen Alterthums aus der Verborgenheit hervorgezogen wurden. Florenz, Bologna, Padua waren glanzvolle, Licht verbreitende Mittelpunkte, die Academia del Cimento wurde zur Geburtsstätte der experimentellen Naturforschung, die Academia della crusca pflegte Sprachwissenschaft und Archäologie. Vereine gebildeter und gelehrter Männer kamen zuerst in Italien auf, dann in Deutschland; später entstanden in sämmtlichen christlichen Staaten Europas, selbst in Indien und Nordamerika, Akademieen und gelehrte Societäten. Aber auch bei den Arabern vom 8. Jahrh. an wurden wenigstens einige Wissenschaften, namentlich Astronomie und Medicin sorgfältig gepflegt. Die unendliche Ausdehnung des Wissens, welche es immer weniger möglich macht, auch nur die Hauptergebnisse zu überschauen und sich anzueignen, hat schon früh dazu geführt, sie in übersichtlichen Sammelwerken, Encyklopädien, zu vereinigen, zu welchen man mit einigem Recht schon die sogen. Naturgeschichte des Plinius zählen kann. Die erste wahre E. ist übrigens das Speculum quadruplex naturae, doctrinale, morale, historiale des burgundischen Dominicaners Vincentius, Bischofs von Beauvois, beendigt etwa 1256 n. Chr., welcher zahlreiche andere in den nächsten Jahrh. folgten. Allbekannt sind aus neuer Zeit die E. methodique, die allgemeine E. von Ersch und Gruber, die vortreffliche E. von Pierer. — Die Italiener hatten ihre glänzende Literaturperiode schon im 14.—16. Jahrh., die Franzosen im 17. und 18., die Engländer vom 16. bis in das 19., die Deutschen erst im 18. und 19. — Die Zeitschriftenliteratur gehört den letzten drei Jahrhunderten, die populäre Volksliteratur der neuesten Zeit an. In der jetzigen Literaturgeschichte begnügt man sich nicht mehr mit einer chronologischen Aufzählung der Schriftsteller und ihrer Werke, wie etwa Reimann am Anfang des vorigen Jahrh. that, sondern man bemüht sich, die Literatur jedes Volkes und jeder Zeit in Verbindung mit den bewegenden Ideen der socialen und religiösen Zustände darzustellen. — Den Rig-Veda hält Max Müller für das älteste Buch der ganzen arischen Menschheit.

Man kann sich das ganze System der Wissenschaften unter dem Bilde eines Baumes vorstellen, dessen Stamm durch die Philosophie und Mathematik dargestellt wird, aus welchem die

übrigen in immer feinerer Verzweigung hervorsproßten; die Philosophie gründet sich auf logische, die Mathematik auf Zahlengesetze. Ihnen als den Grund- oder abstrakten Wissenschaften gegenüber haben alle andern, die concreten W. eine empirische Grundlage und Methode und zerfallen, je nachdem sie sich auf die Natur oder den Menschen als geistig-sittliches Wesen beziehen, in zwei Reihen, welche man als Natur- und Geisteswissenschaften bezeichnen kann und wovon sich die eine näher an die Mathematik, die andere mehr an die Philosophie anschließt. Die Grundwahrheiten der Mathematik sind wie Apelt bemerkt, von der menschlichen Erkenntniß unabhängige erste Voraussetzungen, sichere und unzweifelhafte Bestimmtheiten, folgen aus keinen andern Wahrheiten und können keinem Beweis unterworfen werden. Die Anfänge der M. sind sehr alt und ohne Zweifel haben die Stellungen und Bewegungen der himmlischen und irdischen Körper zu den ersten mathematischen Combinationen angeregt. Die M. fragt wie lange, wie groß, wie viel? die Philosophie warum, woher? Beide greifen an unzähligen Punkten in die andern Wissenschaften und das Leben ein.

1. Die Mathematik oder Größenlehre zerfällt in theoretische und praktische M., deren jede wieder untergeordnete Disciplinen enthält, wie die Arithmetik und Geometrie Theile der theoretischen M. sind. Erstere hat zum Gegenstand die Zahlengrößen, namentlich die Formen, Eigenschaften und Verbindungen der Zahlen und die Rechnung mit bestimmten in Ziffern gegebenen Zahlen oder mit Buchstaben, die unbestimmte Zahlen ausdrücken (Algebra). Die Geometrie hat es mit den Raumgrößen zu thun, mit den Linien, welche Flächen und Körper begrenzen, nach deren Beschaffenheit sie wieder Planimetrie oder Stereometrie ist. In Verbindung mit der Arithmetik berechnet sie die Größe der Flächen und das Volumen der Körper, als Trigonometrie die Seiten und Winkel der Dreiecke, als analytische G. wendet sie die Analysis und Algebra an, als beschreibende G. stellt sie Körper nach ihren drei Dimensionen auf einer Ebene richtig und anschaulich dar, als praktische G. greift sie namentlich durch die Geodäsie, die Lehre vom Feldmessen überall in das Leben ein. Die praktische M. erhält ihren Wirkungskreis in der Mechanik, Astronomie, Optik, in der Maschinenlehre, Baukunst, den Wissenschaften des Kriegs- und Seewesens. — Manche wilden Völker können nur bis auf 3, 4, 5 zählen, sagen für alle folgenden Zahlen „viel," einige brauchen für 5, 10, 20 den Namen einer oder beider Hände

und Füße. Die Kussaskafern wenden Zahlwörter wenig an, viele können gar nicht, nur einige bis 8 oder 10 zählen und doch bemerken sie sogleich, wenn in einer großen Heerde von mehreren Hundert Stücken nur eines fehlt, indem gleichsam das Bild derselben vor ihrer inneren Anschauung steht. Die Neuholländer vom Cap York zählen so: eins, netat, zwei naes, drei naes-netat, vier naes-naes, fünf naes-naes-netat, sechs naes-naes-naes. Die Anfänge der M. sind bei Aegyptern, Chaldäern und Indern zu suchen; unter den Griechen zeichneten sich namentlich in Geometrie und ihrer Anwendung auf Astronomie und Geographie Thales, Pythagoras, Euklides, Archimedes, Apollonius, Eudoxus, Eratosthenes, Hipparch, Ptolemäus aus. Die Araber auf die Griechen bauend, brachten die M. nach Spanien und später wurde sie in Italien und Deutschland weiter entwickelt. Die Araber überflügelten in Mathematik, Astronomie und Chemie ihre griechischen Lehrer, Abu Rihan war im ganzen Mittelalter für Mathematik, Astronomie und Geographie eine Hauptautorität. Die Logarithmen wurden zuerst berechnet von Neper und Byrgius, die Integralrechnnng wurde von Newton und Leibniz begründet, die Differentialrechnung von Leibniz und beide Methoden haben die M. ungemein erweitert und vertieft. Große Mathematiker vom 15. Jahrh. bis zur Neuzeit sind Joh. v. Gemünden, Peuerbach, Regiomontanus, Cardanus, Nunnez, Byrgius, Galilei, Torricelli, Descartes, Cassini, Huyghens, Kepler, Wallis, die Bernoulli, Euler, Taylor, Manfredi, Clairaut, d'Alembert, Kästner, Lagrange, Monge, Laplace, Chasles, Gauß, Dirichlet u. A.

Die Naturwissenschaften umfassen alles sinnlich Wahrnehmbare, was nicht durch menschliche Kunst hervorgebracht wurde. Die Kenntniß der unorganischen Natur ist bei weitem mehr vorgeschritten als die der organischen, am weitesten da, wo mechanische Erklärung und mathematische Construktion möglich ist, wie in der Astronomie, Mechanik mit ihren speciellen Zweigen der Statik, Hydraulik, Optik, schon weniger in der Lehre von Elektrizität und Magnetismus und in der Chemie, wo bis jetzt der mathematische Calcul keine Anwendung finden konnte. Die von Baco von Varulam angebahnte Methode der Induktion, welche beim Einzelnen beginnt und von ihm aus zum Allgemeinen fortschreitet und mit der Beobachtung des von der Natur Gegebenen zugleich das Experiment verbindet, wurde zuerst von Galilei mit großem Erfolge angewandt. Was die organische Natur betrifft, so begnügte man sich früher mit der Beschreibung der Pflanzen- und Thierformen, schritt dann zur Erforschung des innern Baues und zur Entwicklungsgeschichte fort, dann zur Histologie und zur vergleichenden Erkenntniß der Organe, der sogen. Morphologie und jetzt glaubt man,

nach Darwin'schen Prinzipien, die Entstehung der Organismen auseinander begreifen zu können und verfolgt diese rückwärts bis zu den einfachsten Grundformen. Die Physiologie entzieht sich wie die Chemie der mathematischen Behandluug und noch mehr gilt dieses von der Psychologie, welche Manche zu den Naturwissenschaften rechnen, obschon sie mechanischer Behandlung nicht fähig ist.

2. Die Physik erfaßt die Formänderungen und die gegenseitigen Wirkungen der unorganischen irdischen Körper, dabei absehend von den etwa damit verbundenen substantiellen Wirkungen. Sie geht von den allgemeinen Eigenschaften der Körper und von den durch das ganze Universum waltenden Kräften aus und betrachtet in ihrem mechanischen Theile die Wägbarkeit und Theilbarkeit der Materie, Anziehung und Abstoßung, Cohäsion und Adhäsion, Gleichgewicht und Bewegung, in ihrem dynamischen die Phänomene, welche durch Schwingung der hypothetisch angenommenen kleinsten Theilchen entstehen, welche wir Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus nennen.

Schon die jonischen Philosophen Thales und Anaximenes suchten physikalische Verhältnisse zu erkennen, glaubten aber dieses durch das Denken allein zu vermögen, aus angenommenen allgemeinen Prinzipien das Einzelne erklärend. Auch durch Euklides und Pythagoras wurde wenig gewonnen, mehr durch Archimedes, welcher die ersten Experimente machte, die Wirkung des Hebels und das Gewichtsverhältniß der in Wasser getauchten Körper untersuchte. Nach der langen Pause des Mittelalters wurde durch Galilei der richtige Weg eingeschlagen, dessen Verfolgung seit dem 17. Jahrh. bis auf den heutigen Tag zu einer Reihe glänzender Entdeckungen geführt hat. Galilei klärte Vieles in der Bewegung der Körper und in der Erscheinung des Lichtes auf, der Engländer Gilbert untersuchte den Magnetismus und die Elektrizität, Descartes erkannte das Gesetz der Lichtbrechung, Otto von Guerike erfand die Luftpumpe, lehrte Wichtiges über die Gase und die Elektrizität, durch Huyghens, welcher die noch jetzt herrschende Undulationstheorie des Lichtes aufstellte, erfuhr man die Gesetze der Centrifugalkraft und des Stoßes, Newton lehrte die verschiedene Brechbarkeit der Strahlen und die Farben dünner Plättchen kennen. Grey entdeckte im 18. Jahrh. den Unterschied von Leitern und Isolatoren der Elektrizität, Dufay die sogen. positive und negative, Glas- und Harzelectrizität, Franklin erkannte den Blitz als einen elektrischen Funken, Coulomb die Anziehungs- und Abstoßungsgesetze elektrischer Körper. Die galvanische Elektrizität wurde 1791 durch Galvani entdeckt, als Froschschenkel mittelst kupferner Haken an einem eisernen Geländer aufgehangen durch den dabei sich bildenden Strom zwischen den 2 differenten Metallen in Zuckung geriethen, worauf Volta

seine Säule gründete, mit welcher Davy die Metalloxyde der Erden und Alkalien zu zersetzen vermochte. Oerstedt entdeckte, daß ein von einem elektrischen Strom durchflossener Draht magnetisch wirke, Ampère die gegenseitige Wirkung zweier elektrischer Leitungsdrähte auf einander, Seebeck, daß elektrische Ströme erzeugt werden, wenn man die Stelle erwärmt, an welcher zwei differente Metalle mit einander verbunden sind und Faraday, daß man in einem geschlossenen Leiterkreise einen elektrischen Strom erzeugen (induciren) könne, wenn man ihm einen elektr. Leiter oder einen Magnet nähert, oder wenn nahe bei ihm ein elektr. oder magnet. Strom entsteht, sowie auch, daß alle Körper in irgend einer Weise für den Magnetismus empfänglich sind. Der Erdmagnetismus wurde namentlich durch Hansteen, Gauß, W. Weber, Lamont untersucht und auf A. v. Humboldt's Betrieb wurden zahlreiche magnetische Stationen über die ganze Erde errichtet. Seit Ende des 17. Jahrh. waren auch die Wärmeerscheinungen erforscht worden, man fand die Gesetze der spezifischen W., des Latent- und Freiwerdens der Wärme, der Dampfbildung, diese namentlich Dalton. Die strahlende W. führte Melloni zur Erkenntniß, daß sie in jeder Rücksicht den Lichtstrahlen analog sei, womit der früher angenommene Wärmestoff aufgegeben und die W. gleich dem Lichte als eine Bewegungserscheinung erkannt wurde. Im 18. Jahrh. hatte in der Lehre vom Lichte Newton's Emanationstheorie die Herrschaft behauptet, aber die Untersuchungen von Young, Fresnel, Malus, Arago, Brewster, Biot erwiesen, daß die Undulationstheorie von Huyghens die Erscheinungen besser erkläre, weßhalb jene aufgegeben wurde. Man erkannte, daß Licht, Wärme, Elektrizität und Magnetismus ineinander übergeführt werden, einander hervorrufen können und weiter das sogen. Gesetz von der Erhaltung der Kraft, bei allen Wandlungen derselben.

3. Die Chemie, höchst wichtig für das ganze materielle Leben: Landbau, Gewerbe, Nahrungslehre, Arzneiwissenschaft, eine der neuesten Naturwissenschaften wurde erst gegen Ende des 17. und im 18. Jahrh. begründet und zwar durch die Chemiker und Aerzte Becher und Stahl. Nach ersterem bestehen die Metalle aus einem ihnen allen gemeinschaftlichen erdigen Stoffe, zweitens aus einer verbrennlichen, endlich aus einer merkurialischen Substanz; letztere werde bei der Erhitzung des Metalls entbunden und es bleibe dann nur der Metallkalk zurück. B. setzte auch die Physik mit der Ch. in Verbindung und ließ auf beider Zusammenwirken alle Vorgänge der unorganischen Natur beruhen. Seine Anschauung wurde die Grundlage für Stahl's „phlogistische Theorie", nach welcher die Körper einen Stoff, das Phlogiston enthalten, der sie leichter macht und bei ihrer Verbrennung entweicht. Diese Theorie blieb herrschend bis auf Lavoisier, welcher nachwies, daß die Körper bei der Ver-

brennung sich vielmehr mit einem Stoff, nämlich dem Sauerstoff verbinden und daher schwerer werden als sie zuvor waren. Zu den größten Ch. des 18. Jahrh. gehörten Scheele und Priestley, beide berühmt durch eine Reihe glänzender Entdeckungen (z. B. des Sauerstoffgases) und ihnen folgten im 18. und 19. eine Reihe der verdientesten Forscher, welche namentlich die Ch. der unorganischen Körper aufklärten, welche vor der organischen bearbeitet wurde: so die Engländer Wollaston, Tennant, Davy, Graham, Dalton, die Franzosen Vauquelin, Gay-Lussac, Dulong, Petit, Proust, Thenard, Regnault, die Deutschen Bergmann, Klaproth, Richter, der die Lehre von den chemischen Proportionen aufstellte, Gemelin, Mitscherlich, Rose, Karsten, Wöhler und der Schwede Berzelius, Gründer der lange Zeit herrschenden elektro-chemischen Theorie. Die organische Ch. wurde zuerst in Frankreich von Caventou, Pelletier, Chevreul, Dumas, Laurent bearbeitet, später in Deutschland von Hofmann, Erdmann, Rochleder, Bunsen, Liebig, dem berühmtesten Forscher auf diesem Gebiete, in Holland von Mulder, in England von Kane, Williamson. Die Spektralanalyse wurde von Bunsen und Kirchhoff erfunden. — Die Chemie ist gegenwärtig in einem Gährungs- und Entwicklungsprozeß begriffen und ermangelt fester Grundlagen.

4. Die Astronomie bestimmt die scheinbaren und wahren Oerter der Himmelskörper im Weltraume, die Gestalt ihrer Bahnen, die Schnelligkeit ihrer Bewegungen, die Größe ihrer Entfernungen, die Wirkung ihrer Störungen und sucht ihre physische Beschaffenheit zu ergründen. — Die Sterne wurden schon sehr früh von Hirten und Schiffern beobachtet, um bei Nacht ihren Weg zu finden, dann von Weisen und Thoren, um aus ihnen das eigene oder fremde Schicksal zu lesen — und nur für diesen Zweck fand die A. Duldung und Unterstützung. Meibauer erzählt, daß noch gegenwärtig Airy, Direktor der Sternwarte von Greenwich, in zahlreichen Briefen aus allen Klassen der Bevölkerung gebeten wird, aus den Sternen wahrzusagen, den künftigen Bräutigam oder Braut zu bestimmen 2c. und oft sind als Honorar Postmarken beigelegt. Viele können nicht begreifen, wie die Astronomen Tag und Nacht nach dem Himmel spähen können, ohne den menschlichen Schicksalen nachzuspüren. — Die sphärische A. hat es mit den Richtungen zu thun, in welchen wir die Sterne an der angenommenen Himmelskugel sehen, mit den scheinbaren Oertern der Himmelskörper, die ohne Rücksicht auf ihre Entfernung alle in gleiche Weite an die Peripherie der Himmelskugel gesetzt werden, die theorische A. ergründet die wahren Oerter der H. im Weltraum und ihre Entfernungen, sowie die Gestalt ihrer Bahnen und bestimmt die Phänomene, welche sich aus ihren Bewegungen ergeben haben oder noch ergeben werden, die physische A. untersucht die Kräfte, welche die Bewegungen verur-

sachen und deren Zusammen- oder Gegeneinanderwirken (Störungen) je nach den relativen Stellungen der Körper. Die beobachtende A. bestimmt nicht nur die Zeit jeder Beobachtung, sondern untersucht auch die optischen Erscheinungen, welche die H. darbieten, die Beschaffenheit ihres Lichtes, ihrer Atmosphären und Oberflächen und wird darin unterstützt durch die Spektralanalyse und Photographie. Die A. findet auch Anwendung für die Schifffahrt und Geographie, wo es sich um genaue Bestimmung der Länge und Breite bestimmter Punkte handelt, endlich für die Zeitbestimmung oder Chronologie.

Chinesen, Chaldäer und Aegypter haben die ältesten astronomischen Beobachtungen gemacht, nach ihnen die Inder, viel später erst die Griechen. Kaiser Fohi soll schon 2900 v. Chr. die Sterne beobachtet, Hoangti 2650 v. Chr. einen Sterncyklus eingerichtet haben, unter Jao 2300 v. Chr. wurde die A. als Staatssache schon durch eine eigene, noch jetzt bestehende Behörde verwaltet. Beobachtungen der Chinesen aus dem 3. und 2. Jahrtausend v. Chr. über Sonnenfinsternisse, neu erschienene Sterne, Kometen, Sternschnuppenfälle haben sich bis auf uns erhalten. 1100 Jahre v. Chr. bestimmte der Kaiser Tscheou-kong die Polhöhe von Ho-nan-fu und die Schiefe der Ekliptik und die Schriften des Kong-fu-tse aus dem ersten Jahrtauseud v. Chr. enthalten Nachrichten über 36 Fixsterne. — Fast eben so früh begann die A. bei Chaldäern und Aegyptern, doch ist von ihren Beobachtungen fast nichts auf uns gekommen mit Ausnahme zweier in Babylon beobachteter Mondsfinsternisse, auch hatten Chaldäer und Aegypter eine Kalenderwissenschaft und Cyklenbestimmung und die Aegypter bestimmten die Hundssternperiode zu 1460 Jahren. Die Inder besaßen schon im 2. Jahrtausend v. Chr. Sonnen-, Planeten- und Mondtafeln und konnten, freilich in sehr unbeholfener Weise Sonnen- und Mondfinsternisse berechnen. — Bei den Griechen soll Thales im 7. Jahrh. v. Chr. eine Sonnenfinsterniß vorher verkündet, Anaximander die Schiefe der Ekliktik erkannt, Anaximenes im 6. Jahrh. Sonnenuhren und die ersten Karten verfertigt haben. Aber erst im 4. Jahrh., als Ptolemäus Lagi Statthalter, später König von Aegypten geworden war und in Alexandria der A. eine sichere Entwicklung geschaffen hatte, wurde sie methodisch und systematisch betrieben, Instrumente aufgestellt, durch Eratosthenes die Schiefe der Ekliptik berechnet, durch Hipparch gegen 1000 Fixsternörter bestimmt, die Ungleichheit des Mondlaufes untersucht, Sonnentafeln entworfen, später durch den Verfasser des Almagest, Ptolemäus ein Weltsystem aufgestellt, das zwar sehr sinnreich, aber doch falsch war, indeß seine Geltung bis in das 15. Jahrh. n. Chr. bewahrte. — Bei den Römern geschah fast nichts für die A., unter Julius Cäsar und August fand eine Kalenderverbesserung statt.

Im christlichen Mittelalter kamen manche richtige Erkenntnisse des Alterthums sogar wieder in Vergessenheit und die A. wurde bloß bei den Arabern, namentlich am Hofe der Chalifen in Bagdad gepflegt, wo Al-Batoni (Albategnius) die Präcession und Exzentrizität der Erdbahn, Länge des Erdenjahres, Vorrücken des Periheliums bestimmte, Alfragan, Arzachel, Avicenna sich auszeichneten, durch ein Astronomencollegium der Aequinoktialpunkt bestimmt, 865 n. Chr. eine erste Gradmessung ausgeführt wurde. Unter dem Mongolenfürsten Hulagu beobachtete Nastreddin Fixsternörter, mit bedeutenderem Erfolge that dieses der Fürst Ulugh-Beigh. Im 13. Jahrh. beschäftigte sich Roger Baco mit A., im 14. suchte König Alfons von Castilien die Tafeln des Ptolemäus zu verbessern. Nicolaus von Cusa, zu Cues an der Mosel 1401 geboren, nachmals Cardinal, eine sehr bedeutende Capazität, lehrte auf das bestimmteste die Bewegung der Erde und Kopernikus soll seine Angaben benutzt haben. Bekannte Astronomen des 15. Jahrh. sind Peuerbach, Regiomontanus, Fracastor, dem 16. gehört der große Reformator Kopernikus an, welcher die Bewegung der Erde und aller Planeten um die Sonne als Centrum lehrte, aber die Planetenbahnen für concentrische Kreise hielt. Nicht in Rom begann auf geistlicher Seite die Opposition gegen das System des Kopernikus, sondern in Wittenberg, namentlich von Melanchthon. Der mit ihm gleich denkende Osiander in Nürnberg, dem man die Herausgabe des Werkes anvertraut hatte, mißbrauchte dieses Vertrauen, und gab statt der Vorrede des Verf. eine untergeschobene, worin das neue System als Hypothese ohne Anspruch auf Gültigkeit dargestellt wurde. Erst 1854 in der Warschauer Ausgabe kam die Vorrede von Kopernikus und viel später trat die Opposition in Rom gegen dieses System und gegen Galilei hervor und zwar angeregt durch die aristotelischen Scholastiker. Falsch ist nach neuern Untersuchungen die Sage, Galilei sei gefoltert worden und eben so falsch, daß er, nachdem er knieend seine Meinung von der Bewegung der Erde abgeschworen, beim Aufstehen zornig gesagt habe: „E pur si muove." Bereits unter Pius VI. wurde in Rom das Verbot, das System des Kopernikus zu lehren, aufgehoben. Dem 16. Jahrh. gehört der große Schwede Tycho de Brahe an, dessen Beobachtungen alle vorhergehenden an Genauigkeit weit übertrafen, wobei namentlich die über die Planetenörter 20 Jahre hindurch fortgesetzten dem unvergleichlichen Kepler es möglich machten, die Planetenbahnen als elliptische zu erkennen. Das von Newton entdeckte Gesetz der allgemeinen Gravitation erwies sich unwidersprechlich als ein durch das ganze Weltall geltendes, wie im 19. Jahrh. auch für die Doppelsterne erwiesen wurde. Die im ersten Dezennium des 17. Jahrh. erfundenen Fernröhren wurden alsobald von Scheiner, Galilei, bald auch von Huyghens, Cassini u. A. auf das Firmament angewandt, die größten Ent-

deckungen, namentlich in der Welt der Fixsterne aber freilich erst später gemacht, als sowohl die Spiegelteleskope durch Short, Cassegrain, Gregory, W. Herschel, wie die Achromaten durch Fraunhofer höhere Vollkommenheit erhalten hatten. Aber auch Uhren und Meßinstrumente erlangten eine Ausbildung und Feinheit, welche gestattete, ungleich kleinere Winkel als früher zu messen und so die Durchmesser der Planeten, die Distanzen der Doppelsterne u. s. w. zu ermitteln. Die Ausbildung der mathematischen Analyse machte größere Bestimmtheit und Sicherheit der Rechnungen möglich. Unter der großen Zahl bedeutender A., theils Beobachter, theils Rechner mögen hier nur genannt werden: Halley, W. und J. Herschel, Piazzi, Olbers, Lalande, Laplace, Struve, Bessel, Airy, Argelander, Enke, Leverrier, Mädler, Secchi. Manche Resultate wurden gewonnen durch das Zusammenwirken mehrerer Sternwarten, wie solche in immer größerer Zahl in allen Erdtheilen errichtet werden.

5. Die Geologie ist die Lehre von den gesammten physischen Verhältnissen des Erdkörpers und begreift demnach die Geognosie, Erforschung des Baues der Erdrinde mit der Petrographie und Mineralogie, welche deren Bestandtheile untersuchen, die physische Geographie mit der Hydrologie, die Meteorologie, in welcher die atmosphärischen Erscheinungen abgehandelt werden, endlich die Geogenie, die Lehre von der Entstehung und Entwicklung des Erdkörpers. Sie begann mit Vermuthungen und Spekulationen, von welchen eine der sinnreichsten die Mosaische Schöpfungsgeschichte ist; einzelne Betrachtungen finden sich auch bei Hesiod, Ovid, Plinius und bei den mittelalterlichen Schriftstellern. Eine wissenschaftliche Behandlung begann erst mit Burnet, dem Gründer einer neptunischen Theorie; Leibnitz betrachtete die Erde als einen erkalteten Fixstern, nach Whiston's unglücklicher Hypothese war sie ursprünglich ein Komet, nach Büffon ein durch einen Kometen abgestoßenes Stück der Sonne. Berühmte G. des 18. Jahrh. waren de Luc, de Saussure. Werners etwas einseitige neptunische Theorie hat in unserem Jahrh. große Verbreitung gefunden, Hutton, Breislak, v. Buch, Elie de Beaumont waren Plutonisten und ihr Sieg schien vor ein paar Dezennien für immer gesichert, aber allmälig gewannen die Neptunisten wieder großen Einfluß, namentlich durch Fuchs und Bischofs Nachweis, daß viele krystallinische Gesteine im Wasser gebildet wurden. Es haben eben bei der Erdbildung Feuer und Wasser gewirkt. Lyell, Constant Prévost, v. Hoff suchten zu erweisen, daß keine außerordentlichen Umwälzungen stattfanden und keine jetzt verschwundenen Kräfte bei der Bildung der Erdrinde thätig waren, sondern die noch jetzt vorhandenen in außerordentlich langer Zeit alle Wirkungen hervorbringen konnten. Man hat ferner erkannt, daß die Gesteine in fortwährender Umbildung begriffen sind und daß eine oder mehrere Eiszeiten stattgefunden haben.

Es werden nach und nach auch die Beschaffenheit des Meeresgrundes, seine Topographie und seine Niveauverhältnisse so genau bekannt werden, wie die Oberfläche der Erde und jetzt schon der Boden der Nord- und Ostsee bekannt sind. So wird nach und nach die ganze Natur in das Vorstellungsleben des Geistes aufgenommen und in der Wissenschaft abgespiegelt. — Bedeutende G. der jüngsten Zeit sind Alex. Brongniart, Buckland, Nöggerath, v. Dechen, Leonhard, B. Studer, Cotta u. A.

6. Die Untersuchung der festen Bestandtheile des Erdkörpers ist Aufgabe besonderer Disciplinen: der Petrographie und Oryktographie (Mineralogie) geworden. Die Alten kannten nur eine geringe Zahl von Metallen und Steinen, denen sie z. Th. wie die Bücher des Theophrastos Erestos und des Plinius zeigen, unbegründete arzneiliche und magische Kräfte beilegten. Den Grund zur wissenschaftlichen Mineralogie legte erst im 16. Jahrh. der Bergmann Agricola (Bauer) und Wallerius stellte das erste Mineralsystem auf. Der bedeutendste Mineralog der 1. Hälfte des 18. Jahrh. war A. G. Werner, welcher jedoch die chemischen Verhältnisse und Krystallformen zu wenig berücksichtigte; letztere Lücke wurde in bewunderswerther Weise durch Hauy ausgefüllt. Allmälig wirkte die Chemie immer mächtiger auf die M. ein und während Mohs eine fast nur physikalische Behandlung der M. anstrebte, stellte Berzelius ein rein chemisches System auf. Die gegenwärtige Richtung sucht gleichmäßig die chemischen, physikalischen und krystallographischen Charaktere zu würdigen. Vorragende M. des 19. Jahrh. sind Breithaupt, Weiß, Naumann, Fuchs, Kobell, Gust. Rose u. A. Um die mikroskopische Untersuchung der M. sind verdient Sorby, Vogelsang, Zirkel, v. Lasaulx, Rosenbusch, Tschermak, Fischer.

7. Die Geographie hat zum Gegenstand die Oberfläche der Erde, in ihrem Verhältniß als Wohnstätte der Völker aufgefaßt, deren Vertheilung zunächst durch die Gestalt der Landmassen und Meere, Gebirge und Ströme, dann durch die geschichtlichen Schicksale bedingt wird. — Die geographischen Nachrichten der Hebräer im A. T. stammen z. Th. von den Phönikern, die ihrerseits wohl wieder von den Karthagern Manches vernommen hatten, der Karthager Hanno schiffte an Afrikas Küste bis Guinea, — Vieles mochten sie aus eigenen Erfahrungen und aus den Mittheilungen innerasiatischer, arabischer, ägyptischer Kaufleute und Krieger erfahren haben. Die Aegypter erhielten durch Krieg und Handel Kenntniß von den süd- und westwärts in Nordafrika lebenden Völkern, ebenso von asiatischen vielleicht bis Indien und China hin. Die Griechen lernten durch ihre Kolonieen und Handelsverbindungen die Länder um das Mittelmeer, durch Herodot's Reisen und Alexanders d. Gr. Kriegszüge Aegypten und einen Theil Asiens bis Indien kennen. Nearchus hat

die auf Befehl Alexanders ausgeführte Seefahrt den Indus hinab, an der Südküste Persiens entlang und den persischen Meerbusen hinauf selbst beschrieben; der Massilier Pytheas kam bis nach Dänemark. Der Begründer der Geographie ist Eratosthenes, dann sind zu nennen Strabo, Ptolemäus, Stephan v. Byzanz, Kosmas von Alexandria. Zu den ersten Karten gehören die für des Ptolemäus Werk von Agathodämon verfertigten, mehr oder minder gute, z. Th. auf Vermessung gegründete Karten wurden von den kriegerischen Römern ausgeführt, wie Pomponius Mela und Plinius berichten. Unter den Arabern, durch welche ein Theil Afrikas und des westlichen Asiens genauer bekannt wurde, zeichneten sich Ibn Haukal, Edrisi, Abulfeda aus. Durch die Kreuzzüge, die Reisen von Carpini, Rubruquis, Marco Polo, die Entdeckungen von Columbus, Vasco de Gama und andern Portugisen und Spaniern, später der Engländer, so wie durch zahlreiche Landreisen bis in die neueste Zeit wurde die jetzt fast vollständige Kenntniß der Erdoberfläche herbeigeführt. Bessere Karten datiren erst vom 15. und 16. Jahrh., um welche Zeit Behaim, Peter Apian, Sebastian Münster, Mercator, der Urheber der noch jetzt bestehenden Gradeintheilung, Wrigt, Ortelius lebten, während Cluver und Merian dem 17. Jahrh., die Cassini dem 17. und 18. angehören. Seitdem hat die Kartographie erstaunliche Fortschritte gemacht, wie man sich durch einen Blick auf die Atlanten von Stieler, Sydow, Berghaus, Kiepert, Dufours Atlas der Schweiz überzeugen kann. Die meisten Bearbeiter hat die politische G. gefunden, für welche namentlich Büsching, Malte Brun, Gaspari, Stein, Hörschelmann, Cannabich, Balbi zu nennen sind. Um die mathematische G. haben besonderes Verdienst De la Condamine, Maupertuis, Delambre, Euler, Tob. Mayer, um die physikalische Buache, Al. v. Humboldt, Kant, Link, Hoffmann, Berghaus. Die ersten Versuche in der alten G. machte schon im 17. Jahrh. Cluver und sie hat durch die antiquarischen, philologischen, historischen Forschungen von Cellarius, d'Anville, Mannert, Uckert, Forbiger, Lelewel, der Kartographen Spruner, Kiepert eine ziemlich hohe Ausbildung und Sicherheit erlangt. Eine neue Epoche der G. beginnt mit Ritter, der ihre verschiedenen Zweige zu einer allgemeinen vergleichenden Erdkunde vereinigte, worin der organische Zusammenhang von Erde, Land, Klima mit dem Leben und der Geschichte des Menschen dargestellt wird, — eine allseitige und darum wahrste Auffassung, welcher auch v. Rougemont, Roon, Berghaus, Volger, Meinicke, Neumann u. A. huldigen. Unter den zahlreichen geographischen Gesellschaften entwickeln wohl die von London, Paris, Wien, St. Petersburg, Batavia, Rio Janeiro die größte Thätigkeit.

8. Die Botanik hat zum theoretischen Zweck die allseitige Erkenntniß der Pflanzen nach ihren Formen, ihrer Morphologie und Physiologie, Pathologie, ihrer geographischen Verbreitung und der

Entwicklung des Gewächsreiches in den Erdaltern. In ihrer praktischen Anwendung betrachtet sie die Bedingungen des Pflanzenlebens mit Rücksicht auf die ökonomische, technische und medizinische Verwendung, wodurch die besondern Zweige der ökonomischen und Forstbotanik, der medizinischen B. 2c. entstehen. Das Alterthum hatte keine Ahnung von dem Reichthum der Pflanzenwelt, wie denn das im 1. Jahrh. n. Chr. verfaßte Werk des Dioskorides nur 600 Arten aufzählte uud unter Vernachlässigung des Studiums der einheimischen Gewächse für die europäischen Völker alleinige Autorität bis in das 16. Jahrh. blieb. Erst von jetzt an begann ein selbständiges Studium der Pflanzenarten durch die Schweizer C. Geßner, Bauhin, die Deutschen Brunfels, Bock, Camerarius, Rivinus, die Niederländer Clusius, Lobelius, Boerhave, die Engländer Morison, Ray, die Franzosen Rondelet, Magnol, Dalechamp, Barrelier, Plumier, de Tournefort, die Italiener Caesalpin, Prosper Alpinus. Der Engländer Grew und der Italiener Malpighi untersuchten zuerst die mikroskopische Struktur des Pflanzenkörpers. Für die Erkenntniß und Ordnung der Formen bedurfte es aber eines spezifischen Genies und dieses fand sich für die Pflanzen- und Thierwelt in dem berühmten Schweden Linné, welcher in s. Philosophia botanica eine Theorie aufstellte und in s. Sexualsystem ein Prinzip durchführte, nach welchem Pflanzen geordnet und bestimmt werden können, obschon er sehr wohl wußte, daß diese Anordnung nur eine künstliche sei. In den aufeinander folgenden 12 Ausgaben seines Natursystems wuchs die Zahl der von Linné beschriebenen und klassifizirten Pflanzenarten endlich auf mehr als 8000 an. Der Franzose A. Laur. de Jussieu stellte gegen das Ende des 18. Jahrh. das erste natürliche Pflanzensystem auf und ihm folgten, z. B. von verschiedenen Prinzipien (anatomischer Struktur oder Entwicklung) ausgehend im 19. Jahrh. die Systeme von Decandolle, Lindley, Reichenbach, Bartling, Fries, Endlicher u. A. Durch die Reisen in fremde Länder und immer eingehendere Erforschung der europäischen, namentlich auch der Kryptogamen wuchs die Zahl der Pflanzenarten außerordentlich, so daß jetzt wohl 100,000 Phanerogamen und 50,000 Kryptogamen bekannt sind. Als beschreibende Botaniker seien nur genannt Jacquin, die beiden Decandolle, Martius, Hoocker, Kunth, Reichenbach, Koch, Nees v. Esenbeck, Rabenhorst, Fries, Agardh, als Phytotomen und Physiologen Brisseau-Mirbel, Treviranus, Rob. Brown, Meyen, v. Mohl, Schleiden, A. Braun, Amici, Al. Braun, Schacht, Hofmeister, Sachs, als Pflanzengeographen Alex. v. Humboldt, Schouw, Wahlenberg, der jüngere Decandolle, Griesebach, als Paläontologen Ad. Theod. Brongniart, Unger, Göppert, Heer, Schimper, v. Sternberg, Lindley.

9. Die Zoologie ist der Inbegriff der sich auf allseitige Erkenntniß der thierischen Organismen beziehenden Lehren und um-

faßt demnach die Kenntniß der Thierformen, ihres Baues, ihrer Entstehung, Entwicklung und Lebenserscheinungen, so wie ihre Beziehungen unter sich, zur übrigen Natur und zum Menschen. Sie nahm ihren Anfang mit Aristoteles, der auch zuerst den Versuch einer systematischen Eintheilung machte und einen viel umfassenderen Begriff über die Aufgabe dieser Wissenschaft hatte, als selbst viele Z. der Neuzeit. Was Plinius, Aelian, Galen geleistet haben, ist kaum der Rede werth. Im 16. Jahrh. erwachte die Z. aus langem Schlafe mit Conrad Geßner, der jedoch an philosophischem und systematischem Geist hinter Aristoteles zurücksteht. Bedeutende Z. des 16. und 17. Jahrh. sind Wotton, Aldrovandi, Ray, Willughby. Den bedeutendsten Fortschritt im 18. Jahrh. machte die Z. durch Linné und Buffon, von welchen ersterer in die Beschreibungen Form und Präcision, in die Systematik Ordnung und Consequenz, der andere durch lebendige, manchmal glänzende Schilderungen und z. Th. gute Abbildungen Interesse für die Z. in weiteren Kreisen weckte. Verdienstvolle Z. dieses Jahrhunderts sind ferner Brisson, Skopoli, Blumenbach, Batsch, Schrank, Fabricius, O. F. Müller, Bloch, Artedi, Pallas, die Mikroskopiker Leeuwenhoek, Swammerdam u. A. Im 19. Jahrh. trat epochemachend G. Cuvier auf, der zuerst einige der Haupttypen der Thierwelt unterschied, das Chaos der Linneischen Insekten und Würmer lichtete und in einzelne Klassen auflöste, die fassilen Säugthierreste bestimmte. Ferner Darwin, welcher durch seine Descendenztheorie neue Gesichtspunkte eröffnete und den Anstoß zu vielseitigen, jedenfalls fruchtbaren Forschungen gab. Die Zahl der Z. unseres Jahrh. ist außerordentlich groß und hier absehend von den Faunisten und Monographisten nur vergönnt zu nennen: Lamarck, Blainylle, Latreille, Audouin, Milne Edwards, Dumeril, Valenciennes, Agassiz, Owen, Huxley, Temminck, Oken, Burmeister, v. Siebold, Häckel, Claus; für Zootomie und Zoophysiologie v. Baer, Carus, R. Wagner, Joh. Müller, Leydig, Gegenbauer, für Paläontologie Cuvier, Agassiz, Deshayes, Pictet, Murchison, Sowerby, Römer, Bronn, Kaup, v. Meyer, Giebel u. A.

10. Die physische Anthropologie entsteht aus der Vereinigung von menschlicher Anatomie, Physiologie und Rassenbeschreibung, durch welche die vollkommene Anschauung des menschlichen Organismus nach seiner individuellen und allgemeinen Beschaffenheit möglich wird. Die neueste Zeit greift ferner auch zurück in die vorgeschichtliche Periode, untersucht die ältesten Reste des Menschen und vergleicht sie mit der Gegenwart. — Der menschlichen Anatomie ging die der Thiere voraus, menschliche Leichen scheint man zuerst in Alexandrien zergliedert zu haben, obwohl dieses bereits von Herophilos und Erasistratos etwa 300 Jahre v. Chr.

versichert wird. Dann verschwindet die Anatomie aus der Geschichte bis zum Anfang des 14. Jahrh. wo Montini de Luzzi in Bologna zwei menschliche Leichen zergliederte und ein Lehrbuch der A. verfaßte. Hierauf trat wieder ein Stillstand ein, bis im 16. Jahrh. die bedeutenden Anatomen Vesal, Eustachi, Fallopia, Fabricius ab Aquapendente, Varoli u. A. auftraten, denen im 17. Jahrh. Aselli, Warton, Ruysch, im 18. Albin, Morgagni, Mascagni, Scarpa, Cotunni, d'Aubenton, Vicq d'Azyr, Camper, Cheselden, die Hunter, Meckel, Sömmering, Loder, im 19. Bock, Hyrtl, Henle, Luschka u. A. folgten, Alles Namen, an welche sich die wichtigsten Entdeckungen knüpfen. Den feinsten histologischen Bau der Körpertheile haben eine Reihe von Forschern untersucht, deren Arbeiten z. Th. in Stricker's Gewebslehre niedergelegt sind und auch die pathologische A. wurde in den letzten zwei Dezennien ungemein gefördert. — Die Physiologie, eine ganz moderne Wissenschaft begann mit der Entdeckung des Blutkreislaufes durch Harvey im Anfang des 17. Jahrh., welcher freilich auch eine einseitige Betrachtung des Lebens veranlaßte, die man Jatromathematik genannt hat und zu der Borelli den Grund legte, während Stahl als beherrschendes Princip der Lebenserscheinungen die Seele aufstellte, welcher Ansicht Hoffmann seine mechanisch organische entgegensetzte. Der größte Physiolog des 18. Jahrh. ist A. v. Haller, Entdecker der Muskelreizbarkeit. Bedeutende Ph. dieses und des 19. Jahrh. sind Reil, Burdach, Bell, welcher entdeckte, daß die vordern Wurzeln der Rückenmarksnerven die Bewegung, die hintern die Empfindung vermitteln, Joh. Müller, Magendie, Valentin, Matteucci, Claude Bernard, Donders, Budge, Weber, Helmholtz, Dubois Reymond, Ludwig u. A. Die physiologische Chemie wurde namentlich durch Liebig, Wöhler, Lehmann, Hoppe-Seyler, Pettenkofer, Voit bearbeitet. — Die Rassenlehre begann erst mit Blumenbach, der in s. Werke de humani generis varietate nativa fünf Rassen aufstellte, welche Cuvier auf drei reduzirte; manche Neuere eine viel größere Zahl von Rassen oder sogar von Arten annehmen. Einige Hauptschriftsteller über diesen Gegenstand, der oft in Verbindung mit der Ethnographie behandelt wird, sind Prichard, A. Wagner, Berghaus, Retzius. — Die Arbeiten über die vorgeschichtliche Beschaffenheit des Menschen sind z. Th. in Ecker's u. Lindenschmitt's Archiv für Anthropologie, Bastian's Zeitschr. f. Ethnologie, im Journal of the Anthrop. Institute, in Broca's Zeitschr. ꝛc. niedergelegt.

11. Die Medizin ruht auf den Naturwissenschaften und ist ein besonderer Complex von eigenthümlich theoretischen und praktischen Doktrinen, welche sich auf die leibliche und geistige Sphäre des Menschen (und der Thiere) beziehen. In der Anwendung wird

sie durch Hinzutritt eines künstlerischen Elementes zur Heilkunst. Besondere Zweige der Medizin sind Pathologie, Semiotik, Diagnostik, Arzneimittellehre, Toxikologie, Therapie, Chirurgie, Geburtshülfe, Psychiatrie, Hygieine, Staatsarzneikunde. Einen einigermaßen sichern Boden erhielt die Medizin erst durch die Erforschung des Baues und der Funktion des Körpers, welche den Alten so gut wie unbekannt waren. — Die Arzneikunde wird bei allen primitiven Völkern durch Priester ausgeübt, dann auch durch Andere, welche in Einsicht über der Menge stehen oder doch zu stehen glauben. In Griechenland bildete sich die Genossenschaft der Asklepiaden aus, Priester an den Tempeln des Aeskulap, aus der Hippokrates hervorging, der Gründer der wissenschaftlichen A., später entstand die Schule Galen's. Im Mittelalter zeichneten sich zuerst die Araber in der Medizin aus, namentlich Mohammed ibn Zaccaria, Abu Ali Hosain ben Abdalla ibn Sina (Avicenna), auch als Philosoph ausgezeichnet, dann Ebn Roschd (Averroes), ferner die von den Benediktinern gegründete Schule von Salerno; die Juden genossen trotz der Erlasse mancher Päpste und Concilien gegen sie als Aerzte Ansehen. Zu allen Zeiten war das Streben da, für die Medizin oberste leitende Principien zu finden und führte zur Aufstellung epochemachender Systeme. Stahl räumte dem psychischen Einfluß auf Krankheit und Heilung zu großen Einfluß ein, Hoffmann wollte den Grund aller Krankheiten in Verderbniß der Säfte finden, der Engländer Brown in zu heftiger oder zu geringer Erregung durch die Reize, wonach, da nach ihm die Natur nicht selbst heilt, die Erregung künstlich zu erhöhen oder zu vermindern ist. Der Italiener Rasori, dessen System nur in Italien Geltung erlangte, ließ die Krankheit durch erhöhte Spannung oder durch Erschlaffung entstehen, viel häufiger (im Gegensatz zu Brown) durch erstere, daher meist „contrastimulirende“ herabstimmende Mittel angezeigt seien. Der Franzose Broussais leugnete allgemeines Erkranken ganz, und ließ die K. immer nur von einzelnen Organen ausgehen, am häufigsten von Entzündung des Magens und Darmes und ordnete übertriebene Blutentziehuugen an. Sehr große Ausbreitung hat wenigstens einige Zeit das sogen. naturhistorische System der Krankheiten von Schönlein gefunden und jetzt Virchow's Cellurlarpathologie, nach welcher alle normale und abnorme Lebensthätigkeit in der Erregbarkeit der Zellen beruht, welche in der Krankheit pathologische Produkte erzeugen. Neben der sogen. Allopathie behauptet sich immer noch die von Hahnemann begründete Homoeopathie. — Physiologie, Pathologie, pathologische Anatomie, Arzneimittellehre ꝛc. sind immer noch nicht fortgeschritten genug, um feste Grundlagen für die Medizin zu gewähren, wenn diese überhaupt je zu erlangen sind. „Morbi curantur cum medicina, sine medicina, contra medicinam.“

12. **Philosophie** ist nicht bloß die begriffsmäßige Erkenntniß der Dinge, sondern die Erkenntniß der Prinzipien, die Zusammenfassung der tiefsten Beziehungen alles natürlichen und geistigen Seins, sie ist die erste und zugleich die letzte Wissenschaft, aus der die anderen hervorgewachsen sind, und welche sie wieder zusammenfaßt und verbindet, sie geht aber über die Erfahrung hinaus, wird transcendent, was ihrem Wesen gemäß ist. Die Systeme der Ph. müssen sich verschieden gestalten einmal nach den Ausgangspunkten, dann nach den philosphirenden Individuen, ihre Objekte sind aber größer als daß sie ein System erschöpfen könnte und in allen findet sich Wahrheit und Irrthum. — Pythagoras hatte zuerst das Wort Ph. gebraucht und nannte sich einen Philosophen, Weisheitliebenden, nicht einen Weisen, weil nur Gott weise sei. Die Alten theilten die P. in Dialektik, Physik und Ethik, ziemlich analog unserer Logik, theoretischen und praktischen P. Nach der Richtung auf diese oder jene Gegenstände zerfällt die P. in die Naturphilosophie, Metaphysik, Aesthetik, Ethik, Rechts-Religions-Geschichtsphilosophie ꝛc.

In den Religionsschriften der **Inder**, eines vorzugsweise spekulativen Volkes, und in ihren Epopoen findet man kosmogonische, theogonische, moralische Betrachtungen und Theorieen, am meisten in der Bhagavadgita, einer Episode des Mahâbhârata. Alles Folgende gehört ebenfalls der brahmanischen Literatur an, dann die buddhistische, welche nüchtern, ohne poetische Schönheit, ungeheuerlich und roh in der Sprache, vorzüglich an die untern Volksklassen gerichtet ist, enthält nur Theologisches. Alle brahmanischen Systeme oder Schulen, von welchen namentlich 6 Ansehen erlangt haben, bezwecken die menschliche Seele von der Qual der Palingenesie zu befreien und ihr die ewige Seligkeit durch Aufgehen in der Gottheit zu verschaffen. Nach der Sankhyalehre soll die Welt sich aus einem Urstoff entwickelt haben, welchen Prozeß die Yoga spiritualistisch darstellt, die ältere Mîmânsâ enthält die Regeln über die religiösen Werke und die Opfer, die jüngere M. oder Vedânta entwickelt das Wesen der Gottheit und deren Verhältniß zur Schöpfung, beide M. zusammen stellen zugleich die Dogmatik des Brahmanismus dar, während die logischen Systeme der Nyâya und Gotama die Weltwesen aus Atomen entstehen lassen, die sich durch einen schöpferischen Willen zu ihnen vereinigt haben. — In allen orientalischen Systemen herrschen phantastische Vorstellungen, zu einer eigentlichen P. mit klaren Begriffen kam es erst bei den **Griechen**. In der Ionischen Schule, die Alles aus der Materie erklären wollte, war die P. Naturphilosophie, die Pythagoräer gingen von mathematischen Grnndformen, die Eleaten von Begriffen aus, die P. des Sokrates hatte ein ethisches Princip und einen praktischen Zweck. v. **Lasaulx** (des Sokrates Leben, Lehre und Tod, München 1858) vergleicht S. mit

Jesus; sein Name habe dieselbe Wurzel wie σωτήρ und bezeichnet einen Heilkräftigen, ganz wie der Name Jesus mit ἴασις, Heilung zusammenhängt, auch die Berufung von Jüngern habe Aehnlichkeit; beide lehrten volksthümlich, beide waren Kinderfreunde, beide drangen vorzüglich auf sittliche Besserung u. s. w. (Die folgende Ansicht von Lasaulx in s. Philosphie d. Geschichte S. 115, wobei er K. E. v. Baer's Worte aus dessen „Blicken auf die Entwicklung d. Wissensch. S. 77 anführt: „Daß in der Entwicklung der menschlichen Erkenntniß ein selbstständiges Leben sei, das nach eigenen ihm einwohnenden Gesetzen sich hervorbildet und die einzelnen Bearbeiter nur als dienende Organe gebraucht," — wird schwerlich allgemeine Zustimmung finden. v. L. meint nämlich, das gleichzeitige Auftreten von Zoroaster, Buddha, Confutse, der jüdischen Propheten und ersten griechischen Philosophen etwa 600 J.. v. Chr. könne nicht zufällig sein, sondern beruhe in der substanziellen Einheit des Lebens der Menschheit," nicht in der besondern Efferveszens eines Volksgeistes. Und doch wird es wohl so sein, wenn man die ungemeine Verschiedenheit der angeführten Systeme betrachtet, die darauf hinweisen, daß sie eben selbstständige von einander ganz unabhängige Produkte ganz differenter ethnologischer Individualitäten waren, z. Th. ohne allen Zusammenhang, z. Th. auch in diametralem Gegensatz, also nicht ein Ziel verfolgend, — wie L. irrig meinte.)

In der ganzen griechischen P. herrscht der naive Glaube, daß der menschliche Geist im Stande sei, die Natur der Dinge zu erkennen, — von Untersuchungen über das, was für wahr zu halten ist und über das Erkenntnißvermögen des Geistes finden sich nur in der nacharistotelischen P. Spuren; diese Forschungen gehören wesentlich der neuen Zeit sei Descartes an. Eine erste Periode der griechischen P. beginnt mit den Joniern Thales, Anaximander, Anaximenes, welche die Erscheinungswelt von materiellen Substanzen ableiteten und mit den Pythagoräern in Italien, welche ihr mathematische Verhältnisse zu Grunde legten und mit der begrifflichen Fassung Heraklit's und der Eleaten, in welcher ersterer das Werden, letztere das Sein in den Vordergrund stellten, Lehren, welche auch auf die P. von Empedokles und Anaxagoras, selbst auf Leukipp und Demokrit, die Schöpfer des Atomismus Einfluß übten. Im Allgemeinen treten in diesen Systemen bereits sämmtliche dem Menschen mögliche Vorstellungen über Wesen und Einrichtung der Welt auf. Die Sophisten, welche am Ende dieser ersten Periode alles Wissen und Glauben für bloß subjektive Meinung erklärten, bahnten eben damit die zweite glänzende Periode der griechischen P. an, welche mit Sokrates beginnt, der eine Methodik des philosophischen Denkens einführte und zu sittlicher Ueberzeugung anwandte. Diese Periode gipfelte in Platon

der das System sokratischer Begriffsentwicklung auf die ganze P. ausdehnte, welche er in Dialektik, Physik und Ethik trennte und in Aristoteles, der alle bis jetzt gewonnenen philosophischen Erkenntnisse in seinen zahlreichen empirischen Schriften verarbeitete. Die dritte Periode ist die des Sinkens des spekulativen Geistes, wo an die Stelle des ursprünglichen Schaffens Wiederholung und Eklekticismus trat, und in den Philosophen sich das Bewußtsein eines besonderen Standes mit eigenthümlichem Leben und Zweck dem Volke gegenüber ausbildete, was in den Schulen der Stoiker, Epikuräer, zuletzt im Synkretismus der Neuplatoniker seinen Ausdruck erhielt, dem letzten Versuch des philosophirenden Alterthumes, ein humanistisches Bollwerk gegen das Christenthum zu errichten, in welches als dem Sieger doch sehr viele neuplatonische Vorstellungen übergingen. Im Gegensatz zum Neuplatonismus entwickelte sich immer schärfer die an aller wahren Erkenntniß zweifelnde Skepsis und erreichte ihren Höhepunkt in dem Pyrhonismus des Aenesidemus und Sextus Empirikus. — Bei den Römern wurde in der P. nichts geleistet, die Lehren der Stoa und des Epikur fanden unter ihnen die meisten Anhänger.

Das Christenthum vermochte nicht alle Einwirkung des Neuplatonismus und der orientalischen Gnosis abzuwehren, aber beim Dafürhalten, göttliche Offenbarung zu sein, betrachtete es alle Wissenschaft als Menschenwerk, entwickelte bald ein Dogmensystem und eine Hierarchie, womit eine freie Bewegung des philosoph. Geistes nicht bestehen konnte, und alle Erinerung an das klassische Alterthum, wenige vorzügliche Köpfe wie z. B. Alcuin und Scotus Erigena ausgenommen, in Vergessenheit versank. Aber das Bedürfniß nach Unterricht wurde wieder rege, als im Frankenreich durch Karl d. G., in England durch den gelehrten König Alfred d. G. eine staatliche Ordnung hergestellt war und es wurden in Klöstern und Bischofssitzen Schulen eingerichtet, in welchen vom 11. Jahrh. an die sogen. scholastische P. entstand.

Wesentlich Bezug auf Theologie nehmend, begann sie eigentlich schon mit St. Augustin, erfüllte sich später mit einigen platonischen Ideen, bis mit Verlassung der Autorität der Kirchenväter Aristoteles in den Vordergrund trat. Isidorus, Beda, Alkuin, Scotus Erigena, Gerbert, Berengar von Tours, Lanfranc, Hildebert, Erzbischof v. Tours, Wilhelm von Champeaux und sein berühmter Schüler und späterer Gegner Pierre Abälard, Bernhard von Clairvaux, Richard von St. Victor, Petrus der Lombarde, Alexander ab Hales, Albertus Magnus, Thomas von Aquino, Duns Scotus, Raymund Lullus, Bonaventura, Roger Baco, Gerson, Occam, Nikolaus von Cueß, Gemistus Plethon, Marsiglio Ficino sind einige der gefeiertesten Namen. Scotus Erigena, im 9. Jahrh. lebend, verrieth in

seinem Werke de naturae divisione eine fast unbegreifliche Bekanntschaft mit den Schr. Platons, Aristoteles, der Neuplatoniker und christl. Philosophen des patristischen Zeitalters. Innerhalb der scholastischen P., die bereits von Duns Scotus an im 13. Jahrh. sich dem Untergang zuneigte, fanden mächtige Bewegungen und Wandlungen statt, unter welchen wohl der Streit über Nominalismus und Realismus der bedeutendste war. Hauptlehrstätten waren Jahrhunderte lang Paris und Oxford. Die Seichtigkeit und Unwissenheit mancher Gelehrten unserer Zeit (z. B. auch Oersted's) wollte die Scholastik, den intellektuellen Ausdruck des Mittelalters, die nun nach dem Charakter der Zeit einmal kirchliche Wissenschaft sein, zunächst die Theologie philosophisch gestalten mußte, verdammen, wogegen man den Art. Sch. von Mattes in der Kathol. Encyklopädie IX, 701 vergl. kann. Die letzten Reste der scholastischen P. schwanden im 16. Jahrh., wo die klassischen Studien wieder aufgenommen wurden, nachdem große Entdeckungen und religiöse Bewegungen vorhergegangen waren. Auf der Scheidelinie zwischen scholastischer und neuer P. stehen Paracelsus und Agrippa v. Nettesheim mit ihrer Naturphilosophie; J. Böhme, Giord. Bruno und Campanella verfolgten ebenfalls freiere, mitunter phantastische Richtungen. Wie die Scholastik, so ruht auch die arabische und jüdische Spekulation auf Aristoteles.

Die neue P. beginnt im 16. und 17. Jahrh. mit Baco v. Verulam, dem Gründer der Induktion und Descartes, welcher lehrte: cogito ergo sum und alles Wissen in das Selbstbewußtsein des Einzelnen setzte, für den allein es vorhanden ist. Es war zu entscheiden, ob die Grundwahrheiten angeboren seien, wie Spinoza und Leibniz behaupteten oder erworben, wie Locke lehrte; eigentlich angeborene Ideen gibt es nach Kant nicht, aber doch solche, die in Jedem vermöge der Entwicklung des geistigen Wesens mit Nothwendigkeit entstehen. — Die mit Kant in den letzten Dezennien des vorigen Jahrh. beginnende P. ist wesentlich deutsche und steht in engem Zusammenhang mit der Glanzepoche der deutschen Literatur; der Boden war durch den großen Leibniz und seinem Schüler Wolf, welcher L's. System methodisch darstellte, so wie durch die Arbeiten von Lessing, Mendelssohn, Herder, Jakobi und durch die psychologischen Studien von Reimarus, Tetens, Moritz u. a. Schriftsteller der sogen. Aufklärungszeit bereitet worden. Kant verband die P. mit dem sittlichen und praktischen Leben, drang überall auf Humanismus und Anerkennung der Menschenwürde und stellte eine von den bisherigen Vorurtheilen freie Erkenntnißtheorie auf. Er gab seine Untersuchungen selbst nur als sogen. „Kritiken", aber K.'s Nachfolger J. G. Fichte, Schelling, Hegel gründeten auf diese ihre Systeme, in welchen die Kant'schen Grundgedanken in mannigfacher Umbildung und Verbindung noch kenntlich sind. In Fichte's „Ich" sind Wissen und Sein

identisch und es ist demnach Princip sowohl für das Denken als die Realität, die Natur ist das Produkt seiner Anschauung. Schelling's P. hat wesentliche Umwandlungen erfahren und endigte in dem Versuch, P. und Offenbarung zu versöhnen, letztere philosophisch zu erklären. In seiner frühern sogen. Identitätsphilosophie stellte er das Absolute, dessen Erkenntniß nach ihm nur a priori, durch intellektuelle Anschauung zu erlangen ist, dar als die Identität des Idealen und Realen, des Geistes und der Natur, des Subjekts und Objekts und auf diesem Boden erwuchs seine Naturphilosophie, an deren Fortentwicklung Oken, Schubert, Steffens, J. J. Wagner, Nees v. Esenbeck, Krause u. A. sich betheiligten. Hegel erkannte mit Fichte die Gesetze des Denkens auch als die des Seins und entwickelte dialektisch sein System in den drei Abtheilungen der Logik als der Wissenschaft des Denkens, der Natur- und der Geistesphilosophie. Zahlreiche Mitarbeiter waren mit dem Ausbau der einzelnen Theile dieses mächtigen, mehrere Dezennien in weiten Kreisen herrschenden Systems beschäftigt: Rosenkranz, Erdmann, Vischer, Ruge, Michelet, Bauer, Strauß, Zeller, Kuno Fischer u. A. Nach einer inductiven Begründung der P., aber auf andern Wegen, strebten auch v. Baader, Eschenmayer, Görres, mehr auf Kant'schem Boden stehen Jakobi (zuerst Gefühlsphilosoph) und Fries, selbstständigere Richtungen hielten ein Schopenhauer, Trendelenburg, Günther, Herbart, welcher zur Leibnitz'schen Monadologie zurückkehrend, die empirische Psychologie sehr förderte, um welche auch Waitz, Fechner, Lotze, Lazarus große Verdienste haben. Die Hegelsche Schule theilte sich später in eine rechte und linke Seite, welche letztere, die wesentliche Grundlage des Systems des Meisters verlassend, dem Materialismus Bahn machten, welchem wieder Weiße, Fichte Sohn, Chalybaeus, K. P. Fischer, Wirth, Ulrici, Frohschammer, Huber entgegentraten.

13. Die Theologie, Religionswissenschaft, lehrt die Grundsätze der positiven Religionen nach ihrer confessionellen Gestaltung, gibt in ihrer praktischen Abtheilung zum Vortrag und zur Entwicklung der kirchlichen Lehren, so wie zur Seelsorge und den Kultushandlungen Anleitung, nimmt in dieser auch ein Kunstelement in sich auf und wird damit zur Kanzelberedtsamkeit und Erbauungskunst. — Origenes stellte das erste dogmatische System auf; die sinnliche Welt ist nach ihm ein Läuterungsort für die Abgefallenen, Gott lenkt die Welt so, daß alle Geister wieder zur Gemeinschaft mit ihm zurückkehren: Wiederbringung, *ἀποκατάστασις πάντων*. Die Seelen haben früher im Himmel präexistirt und sind von da in die Körper herabgestoßen worden, „was wie andere Irrlehren den Origenistenstreit herbeiführte." Durch zahlreiche Concilien, z. Th. unter den heftigsten Bewegungen wurde allmälig das System der Kirchenlehre festgestellt und die Th. hatte im Mittelalter nur die Aufgabe der

Begründung und Vertheidigung des Kirchenglaubens, wie diese bereits der Apostel Paulus zu lösen versuchte, indem er aus dem alten Testament die Wahrheit des Christenthumes gegen das Mosaische Gesetz zu erweisen unternahm. Die scholastische Theologie des Mittelalters, vertreten hauptsächlich durch Alex. v. Hales, Albertus Magnus, Thomas v. Aquino, Duns Scotus würdigten alle Wissenschaften jener Zeit nur nach ihrem Verhältniß zur Kirche. Gegen das Ende des 15. Jahrh. wurde durch das Studium der alten Sprachen und Literaturen auch das Verständniß der Bibel möglich gemacht und wie man bis dahin die Autorität in den kirchlichen Satzungen gefunden hatte, suchte man sie im Reformationszeitalter ausschließlich in der Bibel, in welcher man als einem göttlich inspirirten unfehlbaren Canon „das lautere Wort Gottes", die reine christliche Lehre zu finden glaubte, welche Anschauung eine beschränktere Fassung in der lutherischen Dogmatik, eine etwas freiere und lebendigere in der von Calvin und Zwingli erhielt. Beide wurden von der katholischen T. bekämpft, welche die starken Stützen der einheitlichen Autorität und kirchlichen Tradition für sich hatte und in gelehrter Kenntniß des christlichen Alterthums und scharfer Dialektik sich meist der protestantischen T. überlegen zeigte, die hingegen den freiheitlichen Geist der Zeit für sich hatte und fortwährende Verjüngung gestattete. Die auf Befreiung der Subjektivität gerichtete Zeit bewirkte auch die Emancipation der Philosophie und Naturwissenschaft von den kirchlichen Satzungen, deren Macht sich nun gleichmäßig gegen die katholische und protestantische T. wandte. Während Descartes bemüht war, das Wesen zu erforschen und alle Gewißheit des Erkennens aus dem denkenden Subjekt herzuleiten, versuchte die philos. und theolog. Kritik die menschliche Entstehung der biblischen Schriften zu erweisen und griff die Nothwendigkeit einer übernatürlichen Offenbarung, der Wunder und Weissagungen an, was am erfolgreichsten im 18. Jahrh. durch den sogen. Rationalismus, wo der beschränkt orthodoxe Goeze durch Nicolai verhöhnt, durch Lessing ganz aus dem Felde geschlagen wurde, im 19. durch Bauer und die Tübingerschule geschah, während die Philosophie Schellings und Hegels die hauptsächlichsten Dogmen als blos sinnliche Vorstellungen des endlichen und menschlichen Geistes von seinen Verhältnissen zum Absoluten und Unendlichen erklärte, womit z. Th. auch Schleiermacher übereinstimmte, der die Religion nicht aus einer jenseitigen übernatürlichen Welt und ihrer Einflüsse, sondern aus dem Gefühl der Abhängigkeit des Menschengeistes von dem unendlichen Absoluten herleitete. Von 1815 an trat eine reaktionäre Partei auf, die die Theologie außer alle Beziehung zur modernen Wissenschaft setzte, letztere sogar zur „Umkehr" nöthigen wollte, wogegen die Freidenker jede Einwirkung der Religion und Kirche auf Wissenschaft und Leben zurückweisen. Die starre Orthodoxie kann allerdings nicht mehr zum Leben erweckt werden, aber die gänz-

liche Verläugnung aller Religion, am entschiedensten durch Strauß, befriedigt das menschliche Gefühl nicht und wird wohl nur für einige Zeit Beifall finden.

14. Der Begriff der Philologie hat im Laufe der Zeiten sehr gewechselt, besagte bei Sokrates wissenschaftliche Unterhaltung, in der spätern griechischen Zeit und bei den Römern gelehrte Bildung überhaupt, ohne Beziehung auf ein einzelnes Fach und man nannte encyklopädische Werke philologische, welche dann Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie umfaßten, eine Anschauung, die auch im Mittelalter fortbestand, wo diese die sieben freien Künste genannt wurden, während der Name Philologie abkam. Unendlich groß war die Aufgabe der christlichen Völker, die vom klassischen Alterthum erhaltenen Schätze, welche einer ganz verschiedenen Weltanschauung angehörten, sich zum Verständniß zu bringen, Alles wurde im Mittelalter den religiösen Vorstellungen angepaßt, selbst die lateinische Sprache, und damit vielfach corrumpirt. Die Philologie des Mittelalters diente nur der Kirchenlehre und Scholastik. Der rastlos arbeitende Geist durchbrach aber nach den Kreuzzügen, dem Wiederaufschwung der Civilisation in Italien und besonders nach der Bekanntschaft mit dem Byzantinischen Reiche, welche eine Einsicht in die griechische Literatur vorbereitete, die Nebel und Vorurtheile, gewann historischen und kritischen Sinn und die Philologie wurde wieder zu einer, jetzt auf das klassische Alterthum gestützten Universalwissenschaft, womit in den meisten Ländern eine Reinigung der klassischen Sprachen verbunden war. Vieles Brauchbare jedoch wurde ungerechterweise verworfen, weil es die Scholastik erzeugt hatte, denn es ist eine allgemeine geschichtliche Thatsache, daß mit jeder durchgreifenden Aenderung Ungerechtigkeit gegen das Vergangene verbunden ist und mit der Gewinnung neuer Horizonte auch werthvolle Erkenntnisse der frühern wieder verloren werden. Bald traten zwei Richtungen in der Ph. hervor, von welchen die eine die formale Seite der klassischen Studien verfolgte, wesentlich Theorie der Grammatik, Rhetorik und Poetik sein wollte, die vorzüglich in Italien die allein herrschende blieb, die andere, welche in Budaeus einen Hauptvertreter fand, über die klassischen Studien hinausgehend, die Thätigkeit der Ph. auf das ganze Gebiet der Wissenschaften ausdehnen, ihre Nothwendigkeit für alle Bildungskreise erweisen wollte. Aber auch nach der Reformation, wo von den Protestanten die humanistischen Studien mit großem Eifer betrieben wurden, erlangte die Ph., die sich nun auch auf das Hebräische ausdehnte, kein eigenes Gebiet, sondern wurde nur wegen ihrer formalen Nützlichkeit für andere Wissenschaften, namentlich Theologie und Jurisprudenz, geachtet, was selbst dann noch geschah, als man die Ph. für eine bloße Sprachwissenschaft erklären wollte, Grammatik, Kritik und Hermeneutik umfassend, eine

Ansicht, welche im 17. und 18. Jahrh. herrschend wurde und deren letzte bedeutendste Vertreter Gottfried Hermann, Matthiä, Jahn, Schneider waren. Suchte man im 16. und 17. Jahrh. die Beredsamkeit und Poesie des klassischen Alterthums zu ergründen und nachahmend wiederherzustellen, so machte sich, als die italienische, spanische, französische und zuletzt deutsche Literatur aufzublühen begann, der Trieb geltend, nicht mehr lateinisch oder griechisch, sondern in den modernen Nationalsprachen zu lehren, zu schreiben und zu dichten, mit dem Unterschiede, daß dieses bei den romanischen, sich mit der Form begnügenden Völkern unter selbstgenügender Abwendung von der klassischen Literatur geschah, in Deutschland hingegen sich nun mit einem tiefern Studium der mustergiltigen Werke des Alterthums verband und zwar nicht um fremder Zwecke, sondern um seiner selbst willen, — eine Richtung, welche hauptsächlich durch Ernesti, Heyne, F. A. Wolf vertreten wurde, in welchem letzteren namentlich die Philologie, welche er als Alterthumswissenschaft bezeichnete, ihre jetzige Existenz als selbständige Wissenschaft erlangte. Wolf hatte jedoch die sprachlichen Kenntnisse zu sehr nur als Werkzeug für die sachlichen ansehen wollen, welche Einseitigkeit durch Böckh beseitigt wurde, welcher den Unterschied zwischen sprachlicher und sachlicher Kenntniß aufhob und als Aufgabe der Philologie erklärte, geistige Reproduktion dessen zu sein, was nicht nur die klassischen, sondern auch die orientalischen, indogermanischen Völker ꝛc. produzirt hatten. Doch stehen auch Böckh, O. Müller, Ast, Thiersch, Creuzer, Haase, z. Th. auch Ritschl dem Wesen nach auf Wolf'schem Standpunkt, der sonach maßgebend für die moderne Ph. wurde, deren Hauptzweck und Charakter weltgeschichtliche Kultur ist, welcher zunächst das eingehende Studium des Alterthums erfordert, wodurch eine lebendige Gemeinschaft mit dessen großen Geistern hergestellt wird. Für allgemeine und philosophische Sprachwissenschaft möge nur an Wilh. v. Humboldt, Bopp, Wilh. und Jac. Grimm, Max Müller, Schleicher, Steinthal erinnert werden. — Die sogen. Alterthumswissenschaft ist ein Theil der Kulturgeschichte.

15. Die Geschichte zeichnet die Thaten und Schicksale der Menschen auf und schildert das Entstehen, Blühen und den Untergang der Völker und Staaten im Zusammenwirken aller seiner Faktoren, mit seinen unzähligen Episoden. Eine eigentliche G. haben nur die Völker der weißen und gelbbraunen Rasse, die amerikanischen Kulturvölker mit inbegriffen, aber auch bei diesen reicht die Geschichte nur bis zur Zeit zurück, in welcher eine gewisse Höhe des Bewußtseins erreicht worden ist und verläuft weiter entfernt in Mythen und Sagen oder löst sich in ganz phantastische Vorstellungen auf.

Die Sage bewegt sich nur im Kreise menschlicher Schicksale und Handlungen, im Mythus ist Uebermenschliches und Ueber-

natürliches: Göttliches, Halbgöttliches, Dämonisches. Mythe ist die Erzählung von dem Manne, der von einem gewaltigen Fisch verschlungen wird, sie ist Juden, Nordamerikanern, Indern eigen. Die Ersteigung des Himmels auf einem bis zu ihm reichenden Baume oder von ihm niederhängenden Schlingpflanze ist ein bei den Indianern, auf Selebes, Neuseeland, in Polynesien vorkommender M. Der M. von der Brücke, über welche die Todten gehen müssen, findet sich bei Juden, Mohammedanern, den Karen in Birma, den Indianern Nord- und Südamerikas, der von dem ewige Jugend verleihenden Wasser in Ostindien, Aethiopien, Polynesien, Westindien. Der Schluß Benjamin Constant's von der Gleichartigkeit mancher M. auf gemeinschaftliche Abstammung aller Völker von einem Urvolk ist unzulässig. Die Völker der schwarzen Rasse und auch viele der andern Rassen sind kaum über die Stufen der Mythenbildung hinausgekommen. Die Volkssagen erhalten sich in der Form von Balladen, welche aller Geschichte vorausgehen. Mit der Schreibekunst tritt, wie Buckle bemerkt, eine Umwälzung in Charakter und Traditionen eines Volkes ein und mit ihr ist ein Mittel gegeben, histor. Wahrheiten theils festzuhalten, theils zu fälschen oder zu erdichten. Bis zum 16. Jahrh. sind die Geschichtswerke auch großer Autoritäten voll Fabeln und Aberglauben. — Nach wenig Jahrhunderten können die offenkundigsten Dinge in Vergessenheit gerathen; König Josias wußte nichts mehr vom Mosaischen Gesetz und als es wieder aufgefunden wurde, war es ihn für ihn etwas ganz Neues. IV. Kön. 32.

Die alte G. rechnet man gewöhnlich bis zum Untergang des weströmischen Reiches 476 n. Chr., die mittlere bis zur Entdeckung von Amerika 1492 n. Chr., die neuere bis zur franz. Revolution 1789, die neueste von da. Zuerst gab es nur Annalen und Chroniken, keine pragmatische Geschichtschreibung, welche die Bedeutung der Thatsachen erkennt, sie nach ihrem Causalzusammenhang verbindet und künstlerisch geordnet darstellt. Dieses thaten zuerst die Griechen, Herodot schon mit künstlerisch epischem Geiste, Thukydides historisch kritisch, reflektirend, Xenophon praktisch ethisch, schon einer sinkenden Zeit gehören an die noch immer verdienstvollen Diodor, Plutarch, Polybius, Dionys von Halikarnaß. Die großen römischen Geschichtschreiber Sallust, Jul. Cäsar, Tacitus, Livius stehen auf der gleichen Stufe wie jene ersten Griechen, schon weniger hoch Sueton, Valerius Maximus, Ammianus Marcellinus, Appian, Dio Cassius, Aelian und einige Byzantiner. Im Mittelalter machten wieder mit Chronikenschreibung den Anfang der engl. Benediktiner Beda Venerabilis, der Schweizer Tschudi, der Bayer Aventin; die Franzosen Villehardouin, Joinville, Froissart, die Italiener Campagni, Malespini, der Spanier Mun-

taner, die Araber Abulfeda und Ibn Khaldun. Hervorragende Geschichtschreiber vom 12. Jahrh. an sind ferner die Engländer Wilhelm von Malmesbury, Paris, der Franzose Wilhelm von Tyrus, die Spanier del Pulgar, de Mendoza, der Deutsche Otto von Freisingen. Vom 15. Jahrh. an erstanden eine große Zahl Historiker, in Italien Guicciardini, Macchiavelli, Davila, Sarpi, die Franzosen de Comines, de Thou, d'Aubigné, Mezeray, die Spanier Sepulveda, Herrera, Mariana, die Engländer Leland, Camden, die Deutschen Reineccius, Sleidanus, Pufendorf, der Niederländer Hugo Grotius u. A. Nicht der strengen Geschichtschreibung gehören an, aber sind höchst lehrreich die geistvollen „Denkwürdigkeiten" (Memoires) des Ministers Sully, des Cardinals v. Retz, die Briefe der Frau von Sevigné, die Schriften von Labruyère, de la Rochefoucauld. Vom 17. bis 19. Jahrh. haben sich nicht nur die historischen Forschungen unter der Mitwirkung von Staatsmännern, Juristen, Theologen, Militärs zu einer erstaunlichen Fülle und Vielseitigkeit erhoben, sondern auch die Methode hat sich verbessert, die Kritik geläutert und Einzelne haben auch in der Kunst historischer Darstellung große Meisterschaft entwickelt. Hier mögen nur die Franzosen Bossuet, Rollin, Montesquieu, Voltaire, die Brüder Thierry, Graf v. Ségur, Anquetil, Simonde de Sismondi, Guizot, Michelet, Michaud, Lacretelle, Mignet, Tocqueville, Barante, Thiers, Lamartine, die Italiener Muratori, Giannone, Tiraboschi, Botta, Colletta, Amari, die Engländer Milton, Guthrie, Gray, Hume, Robertson, Gibson, Ferguson, Turner, Lingard Napier, Mac Aulay, die Amerikaner Irving, Prescott, Bancroft, die Deutschen Möser, Spittler, Joh. v. Müller, Herder, Schlözer, Dohm, Niebuhr, Schlosser, v. Raumer, Ranke, Gervinus, Dahlmann, Luden, Pertz, Wachsmuth, Mommsen, Gregorovius, Dunker, Droysen, Giesebrecht, v. Bunsen, Weil, für orientalische Geschichte die Forscher Lassen, Movers, Spiegel, Ewald, Lepsius, Brugsch genannt sein.

16. Staatswissenschaften nennt man jene Lehren, welche sich auf das Zusammenleben der Menschen in geschlossenen organischen Vereinen, den Staaten, die Erreichung der durch selbe angestrebten Zwecke und auf den Verkehr der Staaten unter sich beziehen. Die Statistik hat zur Aufgabe, die Zustände der Bevölkerung eines Staates wissenschaftlich zu erforschen und in Zahlen darzustellen, die Volkswirthschaftslehre oder Nationalökonomie entwickelt die Gesetze der Gütererwerbung, des Umlaufs und der Consumtion derselben, die Verfassungslehre die Gesetze, durch welche die bestimmte Form eines Staates besteht und sich erhält, die Finanzwissenschaft oder Staatswirthschaftslehre erforscht die Art, wie sich der Staat die zu seiner Existenz nöthigen Mittel verschaffen kann, die Rechtswissenschaft entwickelt das Recht aus

seinen letzten Prinzipien und zwar sowohl nach seiner absoluten Bedeutung als nach den positiven Gesetzen eines bestimmten Staates und zerfällt in die philosophische, historische und dogmatische Rechtslehre, letztere wieder in die theoretische und praktische. Hauptgegenstand der praktischen R. ist das Prozeßrecht, zur theoretischen gehören das Privat- oder Civilrecht und das öffentliche R. mit dem Völkerrecht. Die Regierungswissenschaft, zu welcher auch das Polizeiwesen gehört, beschäftigt sich mit den Mitteln, durch welche die Staatsgewalt die Staatszwecke zu verwirklichen vermag, Völkerrecht und Diplomatie regeln das Verhältniß eines Staates zu andern. Statistische Erhebungen für Mannschaftsstellung und Steuererhebung haben schon in alter Zeit stattgefunden, aber das erste Werk über St. von Sansobino fällt erst in das 16. Jahrh., die von Conring und d'Avity in das 17., von Salmon in das 18., in welchem Achenwall die Statistik in die Staatswissenschaften einführte. Bedeutende St. der neuesten Zeit, in welcher diese Wissenschaft ungemein an Wichtigkeit gewonnen und in der Methode der Stoffsammlung und Sichtung, dann in der übersichtlichen Darstellung große Fortschritte gemacht hat, sind Schubert, v. Malchus, Gioja, Porter, M'Culloch, Dupin, Quetelet, Dieterici, v. Czörnig, v. Herrmann, v. Reden, Hübner, Kolb, Engel. — Die Nationalökonomie, eine ganz neue Wissenschaft ist aus der Finanzwissenschaft hervorgegangen, indem man die Gründe des Reichthums und der Verarmung der Staaten untersuchte, erstere zu heben, der zweiten vorzubeugen suchte, welches Bestreben nacheinander das Merkantilsystem Colbert's, das physiokratische von Beccaria, Quesnay und das Industrie- und Freihandelssystem von Ad. Smith hervorrief. Berühmte Nationalökonomen der Gegenwart sind List, Ad. Müller, Rau, Roscher, Schäffle, Wirth. — Die Finanzwissenschaft soll untersuchen, wie die für das Bestehen des Staates nothwendigen Mittel ohne Gefährdung des Nationalwohlstandes zu beschaffen und zu verwalten sind. Es müssen hiebei Wege eingehalten werden, welche zu sichern Einkünften auf die wenigst drückende Weise führen, den Verkehr und die persönliche Freiheit am wenigsten stören und Steuern angeordnet werden, welche nicht zu Betrug und Umgehung reizen. — Die Rechtsphilosophie untersucht den Begriff des Rechtes nach seiner Entwicklung aus der menschlichen Vernunft und dessen Anwendung auf das Leben im Staate. Naturrecht nannte man früher den Inbegriff der dem Menschen vermöge seiner Natur, abgesehen von allen historischen Bestimmungen zukommenden Rechte. Weil aber der Mensch überall als geselliges Wesen und alsobald unter bestimmten Rechtsverhältnissen, festgestellt von den Stärkern und Klügern erscheint, ein abstraktes Naturrecht ohne sociale Beziehung also nicht existirt, so sagt man statt Naturrecht jetzt lieber Vernunftrecht. Hugo Grotius hat zuerst das

Prinzip der angeborenen Rechte aufgestellt und auf dem von ihm eröffneten Wege schritten die Rechtslehrer Pufendorff, Thomasius, Montesquieu, die Philosophen Locke, Wolff, Rousseau, Kant fort. Hiernach werden die angeborenen oder natürlichen Rechte nicht mehr von einem fingirten Naturzustand abgeleitet, sondern als Forderungen der praktischen Vernunft begriffen. In der weitern Fortentwicklung durch Montesquieu, Rousseau, Kant und Fichte wird das Freiheitsprinzip zur höchsten Geltung erhoben, die natürliche Gleichheit aller Menschen behauptet, der Staat als eine vertragsmäßige Vereinigung ihrer freien Willen zum Zweck der allgemeinen Wohlfahrt dargestellt, in welcher die Freiheit durch die gesetzgebende, ausführende und richterliche Gewalt ausgeführt und namentlich von Kant die Republik als die mit der Vernunft am meisten harmonirende Staatsverfassung bezeichnet wird. Im Gegensatz hiezu erkennt die „historische Rechtsschule" nur ein positives Recht an, den Ausfluß des Geistes eines bestimmten Volkes, wie es sich im Herkommen der Jahrhunderte gestaltet hat. Schon Hobbes hatte nur faktisches und positives Recht anerkannt und Herbart folgt ihm hierin, während Hegel neben dem freipersönlichen Vernunftrecht auch Sitte und Herkommen als Rechtsquellen gelten läßt, Stahl den Rechtsbegriff aus positiver Offenbarung herleitet. Die neueste Behandlung des Rechtsbegriffes beschränkt sich nicht auf dessen Ableitung aus dem abstrakten Verstande, sondern sucht seine nothwendigen historischen, sehr verschieden gearteten Entwicklungsformen darzustellen. — Die Kriegswissenschaften behandeln die Gegenstände, deren Kenntniß ein Volk befähigt, sich gegen fremden Angriff zu vertheidigen, wohl auch seine Machtsphäre und sein Gebiet durch Eroberung zu erweitern. Man unterscheidet hauptsächlich die Organisationslehre, Waffenlehre, Befestigungskunst, die Taktik und Strategie, zu welchen als Hülfslehren Geographie, Terrainlehre, Geodäsie und Kriegsgeschichte kommen. In der praktischen Anwendung besteht die Kunst des Krieges darin, den Zweck desselben möglichst vollkommen und mit verhältnißmäßig geringen Opfern zu erreichen, was am sichersten durch große entscheidende Schläge geschieht. Vorragende Schriftsteller für den Landkrieg sind Scharnhorst, Erzherzog Karl, Clausewitz, Jomini, Rüstow u. A.; der Krieg zur See erfordert großentheils andere, eigenthümliche Studien und Verfahrungsweisen.

Religion und Kirche.

Der menschliche Geist wird nicht befriedigt durch sinnliche Genüsse, auch nicht durch die Erkenntniß der natürlichen Welt, er verlangt aus dem Wechsel und der Vergänglichkeit nach

einem bleibenden und ewigen Grund. Begegnet er im Leben dem Schönen, Guten und Wahren, so geht in ihm die Ahnung unendlicher Schönheit, Wahrheit und Güte auf und er athmet gleichsam Himmelsluft und begehrt immer in ihr zu leben. Es erwacht die Vorstellung eines vollkommneren Daseins, die Vorstellung von Wesen, erhaben über die Mängel der menschlichen Natur, die gnädig und hilfreich oder strafend und zürnend auf die Menschen herabblicken. Die ein Volk umgebende Natur spiegelt sich in seiner Mythologie, in dem von ihm vorgestellten Götterkreise, der sich je nach derselben heiter, majestätisch, wonnevoll oder finster, verderblich, schreckenvoll gestalten wird. So stellen dann auch die Völker ihre Götterbilder dar und auf niederen Stufen knüpfen sie etwa ihre Göttervorstellung an irgend einen oft sehr geringen Gegenstand und glauben, daß der Gott in ihm wohne und daß der Besitz desselben ihnen seinen Beistand sichere. Von den dürftigsten Ahnungen höherer Wesen, die man verehrt und fürchtet, bis zu den ausgebildetsten, unter sich wieder höchst verschiedenen Religionssystemen finden sich alle Zwischenstufen und es ist die Frage, ob es wirklich Völker gibt, die ganz ohne Ahnung unsichtbarer Wesen und Gewalten sind, oder ob nur die Unkenntniß der Sprachen und die Oberflächlichkeit der Beobachtung diese Meinung erzeugt hat. Die Vorstellung einer wahrhaft übersinnlichen Welt findet sich nur bei den christlichen, aber der Glaube an höhere Mächte vielleicht bei allen Völkern, namentlich bei ihren edleren Individuen.

Die Begeisterung für eine neue religiöse Anschauung erzeugt unter Mitwirkung der Phantasie ein neues Glaubenssystem, welches einen Aufschwung aller Kräfte und mächtige Wirkungen herbeiführt, und wenn dieses eine Zeitlang bestanden hat, kommt der nüchterne Verstand wieder zur Geltung, der kein Mysterium begreift und zerstört den Glauben an das, was bisher für Wahrheit galt. Es wird dann gewöhnlich angeführt, daß das bis dahin bestandene System mit der Vernunft in Widerspruch stehe, seine Last unerträglich drückend sei &c. — Unter allen Religionen wird jene die meiste Aussicht auf Bestand haben, welche von der ewigen Wahrheit am meisten in sich hat und als ihr vollkommenster Ausdruck die ganze Menschheit umfaßt, deren Grundsätze daher

am ehesten geeignet sind, deren Heil zu fördern. Diese ist aber immer die christliche Religion durch ihr Hauptgebot der Liebe, befreit von vielen Vorstellungen, welche ihrer Entstehungszeit angehören oder aus Sonderzwecken sich ihr später angehängt haben. — Der Staat tritt nur insoferne für die ewigen Interessen ein, als er ihnen Raum zur Befriedigung schafft, die Religion hingegen hat jene Interessen als wesentlichen Inhalt und das Institut für ihre Geltendmachung ist die Kirche.

Nach Ammianus Marcellinus hatten die Hunnen keine Idee von der Gottheit und keine Religion und in neuer Zeit wurde dieses auch von den Aetas auf Luçon, den Koloschen, Tusken, Coroados, Salomons-Insulanern behauptet. Die Bewohner des Kap Mount erklärten Smith auf seine Frage nach ihrer Religion: sie gehorchten ihren Häuptlingen und bekümmerten sich nicht um das, was oben sei. A. Ernst sagt zwar, er habe bei den Goajiros durchaus keine religiösen Vorstellungen gefunden, führt aber dann doch an, daß er in einem aus Maracayoba erhaltenen Glossar einen guten Geist, marsiba, und einen bösen, yarfá, erwähnt gefunden habe. Alle Religion wurde ferner abgesprochen manchen Stämmen der Esquimos, Canadier und Californier, den meisten Brasilianern und Paraguayiten, vielen Polynesiern, den Andamanen, manchen indischen und ostafrikan. Stämmen, den Bachapinkafern und Hottentotten. Aber in den meisten Fällen waren Mangel an Sprachkenntniß und andere Umstände Schuld an dieser Angabe, und spätere Reisende entdeckten häufig eine R. bei Völkern, denen sie frühere abgesprochen hatten. — Ein Zulu sagte einst zu Callaway (The religious System of the Amazulu, p. 22): Unser Wissen ist nicht groß genug, um auf den Grund unseres religiösen Glaubens zu gehen, und wir versuchen es nicht einmal; jeder der ein wenig denkt, verläßt bald diesen Gegenstand und glaubt an das, was er sieht, begreift aber freilich nicht die Beschaffenheit von dem, was er sieht. Sekesa, ein sehr intelligenter Kafer, sprach zu Arbrousset (Casalis, the Basutos, p. 239): Was Ihr mich lehrt, befriedigt mich; ich habe, ehe ich Euch kannte, solche Belehrung gesucht. Einst, vor 12 Jahren, führte ich meine Heerde; es war schwül. Ich setzte mich auf einen Fels und fragte mich traurig, weil ich keine Antwort wußte: Wer hat die Sterne geschaffen, auf was ruhen sie? Die Wasser ermüden nie, fließen unaufhörlich, aber wo halten sie still und wer macht sie fließen? Die Wolken ziehen hin und her und ergießen sich in Regen zur Erde; woher kommen sie, wer schickt sie? Die Dämonen können sicher nicht Regen machen und ich sehe sie nicht zum Himmel steigen, um ihn zu holen. Ich kann den Wind nicht sehen, was ist er?

Wer führt ihn her, wer läßt ihn wehen, brüllen, uns erschrecken? Ich weiß nicht, wie das Korn keimt; gestern war kein einziger Sproß auf meinem Feld, heute ist er mit solchen bedeckt. Wer gab der Erde die Klugheit und Kraft sie zu erzeugen? Nach diesen Fragen verbarg ich mein Gesicht in meine Hände." Lubbock behauptet zwar, den Neuholländern fehle die Idee der Gottheit, einer Schöpfung, der Religion vollständig, aber neueste Beobachtungen (vergl. S. 56) lehren doch Anderes. Die Australier glauben böse Geister, Zauberer und schlafen um keinen Preis in der Nähe eines Grabes. Nach L. haben auch die Kafern von Gott, Religion, Sünde keine Idee, doch glauben sie an unsichtbare Wesen, welcher Glaube sich auf ihre Träume und auf die Annahme stützt, daß ihr Schatten ein sie begleitender Geist sei.

Primitive Menschen vermögen die Erscheinungen in der Natur nicht als Wirkung abstrakter Kräfte, sondern nur als Thätigkeit persönlicher Wesen aufzufassen und dieses ist der Grund aller Mythologie. Die Art der Wirkung, welche dem Menschen Verderben oder Segen bringt, wurde durch den Charakter der wirkenden Wesen erklärt, die in beiden Fällen als weit über dem Menschen stehende, als göttliche angenommen wurden, zu denen die schwache menschliche Kraft in einem Abhängigkeitsverhältniß steht, die der Mensch zu ehren, um Beistand anzuflehen, zu versöhnen hat. Wie aber für die Betrachtung auf höherer Culturstufe die Naturkräfte in einem Verhältniß der Wechselwirkung zu einander stehen, so werden auf der Stufe der Mythenbildung die göttlichen Wesen in einem anologen Verhältniß der gegenseitigen Förderung oder Bekämpfung vorgestellt, woraus sich für sie Beziehungen der Machtverhältnisse, des Thuns und Leidens, der Verschiedenheit ihrer Geschicke ergeben. Weil die Menschen höhere Wesen nur unter der potenzirten menschlichen Form sich denken können, so ließen sie jene meist auf menschliche Weise durch Zeugung, in selteneren Fällen durch Erschaffung oder Hervorgehen aus dem Naturgrunde entstehen und weil die Kräfte der Natur unaufhörlich fortgehen, so mußten die sie repräsentirenden Götter unsterblich sein. Die Wirkungen der kosmischen Kräfte auf die irdischen Prozesse in der Atmosphäre, den Jahres- nnd Tageszeiten, die Vegetation, wurden als Vermählung des Sonnen- und des Himmelsgottes mit der Erdmutter gedacht und Persephone oder Proserpina, die Göttin der Vegetation entspringt aus der Umarmung des Zeus und der Demeter; Sonnengott und Mondgöttin, die in ihrem Geschäft der Erleuchtung sich fortwährend ablösen, müssen Verwandte sein. Diesen physischen Mythen als den ursprünglichsten gesellt sich später eine Reihe solcher zu, welche auf den geistigen und gemüthlichen Eigenschaften der vorgestellten Götter und Göttinen und ihren Handlungen beruhen, welche man deshalb ethische M. genannt hat.

Den mächtigsten Naturerscheinungen steht auch der mächtigste Gott vor, der weiseste von allen, um den als Herrscher sich die anderen gruppiren. Auf einer letzten Stufe findet dann eine noch weitergehende Vermenschlichung der Götter und Göttinnen statt, und manche Gestalten, welche uns die Sage als irdische Könige und Königinnen oder als Helden, als Weise und Culturbringer vorführt, sind aus der Umwandlung früherer Götterwesen in sie hervorgegangen. Die Berührnng der Völker untereinander hat vielfache Aenderungen ihrer mythologischen Vorstellungen erzeugt, zuerst höher gestellte Götter traten zurück, andere untergeordnete in den Vordergrund und häufig fand auch Wechsel der Bedeutung in den Rollen statt. Nicht mehr der mythenbildenden Phantasie, sondern dem abstrakten Verstande gehören endlich jene göttlichen Wesen an, welche Personifikationen ethischer Begriffe sind, an welchen die Griechen und noch mehr die Römer reich waren, indem sie von Göttern und Göttinnen der Gerechtigkeit, Vergeltung, Ehre, Tugend, Scham, des Glückes, Friedens rc. sprachen. — Religion (Lactantius leitet das Wort davon her, daß wir an Gott religati, gebunden sein) ist nur möglich bei dem Glauben an die Existenz höherer oder eines höchstens Wesens; wie sollte sie denkbar sein, wenn der Menschengeist der absolute wäre? Mit der Existenz eines höchstens Wesens ist auch die Möglichkeit seiner Offenbarung zuzugeben. Bereits Paulus Röm. 1, 19, 20, 24 ff. sagt: Was von Gott kennbar ist, das ist ..... offenbar, denn Gott hat es geoffenbart, denn das Unsichtbare an ihm ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit. Lessing obschon sich zu keiner besondern Confession bekennend, gab doch die Verbindung mit dem Christenthum nicht auf, rang fortwährend nach Wahrheit und glaubte, daß ohne Offenbarung die menschliche Vernunft nie zu sich selbst gekommen wäre, daß die Geschichte Erziehung der Menschen durch Gott sei, er glaubte auch an die historischen Beweise für die christliche Religion, deren Verheißungen ihre Erfüllung finden würden.

Luthard Grundwahrheiten rc. S. 140 behauptet, wo man keinen lebendigen und persönlichen Gott kenne, da könne man freilich die Möglichkeit einer Offenbarung Gottes nicht zugestehen und Schenkel die Idee der Persönlichkeit, Antrittsrede Schaffhausen 1850 glaubt, der Menschengeist hätte zu der von dem persönlichen Gott geoffenbarten Wahrheit von sich aus nicht gelangen können. Nach Fabri ist R. ohne Offenbarung und heil. Geschichte ein Hirngespinnst und Schliephake meint, die Erkenntniß Gottes sei dem Menschen auf dem Wege der Offenbarung gegeben und in der Form des Glaubens erhalten und bei allen Völkern habe es von Alters her überlieferte, sinnvolle Wahrheiten gegeben. Tafel spricht aus, kein endlicher Geist hätte zum Selbstbewußtsein erwachen

können, wenn nicht des anfangslose Vernunftwesen sich ihm menschlich genähert hätte. „Adam wurde geoffenbart" vor Allem das Dasein eines Einen, persönlichen, allmächtigen, gerechten und barmherzigen Gottes und sodann die Einheit und die Creatürlichkeit der Welt, sowie auch die substantielle Unterschiedenheit einzelner Creaturen, nämlich der Natur, des Menschen und der Engel." Kathol. Encyklop. Supplement S. 1216. 1218 behauptet Mattes, daß auch bei den Heiden deutliche Spuren der Uroffenbarung zu finden seien: in Amerika, den Südseeinseln ꝛc. namentlich von der Sündfluth, vom Monotheismus, Paradies, Verderbniß der menschlichen Natur, nothwendigen Restitution durch Gott, von guten und bösen Geistern; auch leiteten die Heiden ihre Gesetze und Einrichtungeu von der Gottheit ab. Ulrici, Gott und Natur S. 765 behauptet, der erste Mensch konnte auf keine Weise von selbst zur Idee Gottes gelangen." So gewiß wir das Bedingte gar nicht als Bedingtes, das Endliche nicht als Endliches, die Wirkung nicht als Wirkung, ja nicht einmal die gegebenen Unterschiede der Dinge als Unterschiede zu fassen vermögen, ohne den Gedanken, einer unterscheidenden, unbedingten uranfänglichen Thätigkeit — wenn auch nur als dunkle Gefühlsperception bereit zu haben, so wenig vermögen wir ein gesetzliches geordnetes zweckmäßiges Geschehen als solches aufzufassen ohne den Gedanken einer nach Gesetzen, nach Ordnungsprincipien, nach Zwecken wirkenden Kraft implicirte bereits in uns zu tragen. Ebenso mit dem ethischen Gesetz ...." Gerade diese Unmöglichkeit, aus gegebenen Anschauungen, Reflexionen, Schlußfolgerungen die Idee Gottes abzuleiten, wird zum stärksten Beweise für das Dasein Gottes, für das Dasein einer schöpferischen überweltlichen Urkraft und Urwesenheit. Die Idee Gottes hat ihren primitiven Grund in der Einwirkung Gottes selbst auf die menschliche Seele." Gott offenbart sich ihr zunächst nur im religiösen Gefühl. — Diese Ansichten haben zu allen Zeiten Widerspruch gefunden, den heftigsten im 18. und 19. Jahrh. Es schrieb schon der polnische Edelmann Lyszczynski, 1689 als Atheist hingerichtet: „Gott ist nicht Schöpfer der Menschen, sondern der Mensch vielmehr Schöpfer Gottes, da er sich aus Nichts einen Gott gemacht hat," und Volney in den „Ruinen" S. 50: Nein, nicht Gott hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, der Mensch hat Gott nach dem seinigen gebildet.

Nach Ludw. Feuerbach wäre Gott nichts anderes „als das Wesen der Vernunft selbst, welches aber von der gemeinen Theologie oder vom Theismus mittelst der Einbildungskraft als ein von der Vernunft unterschiedenes selbstständiges Wesen vorgestellt wird .... Die neue Philosophie ist die vollständige, widerspruchslose Auflösung der Theologie in der Anthropologie." Und im Wesen des Christen-

thums, 2. Aufl. S. 167, Leipz. 1844 schreibt er: Der Utilismus ist die wesentliche Anschauung des Judenthums, Jehovah ist nur die personifizirte Selbstsucht des jüdischen Volkes." Daß L. F. (d. Wesen d. Christenth. S. 33, 34, 97 und sonst) Gott niedrig genug als das von allen Schranken befreite Wesen des Menschen faßt, mußte dazu führen, ihn nur für ein Produkt des Menschen anzusehen.

Für Fried. Feuerbach (die Religion d. Zukunft 1843—44) ist die Religionslehre „die Lehre von der menschlichen Glückseligkeit" und diese sei nur möglich durch unbedingte Herrschaft der Vernunft. Nicht Gott habe den Menschen, sondern dieser habe Gott nach seinem Ebenbilde geschaffen. Den theologischen Gott will F. endlich „dem Wohl der Menschheit opfern; kein Heil außer dem Menschen." Nach v. Schweizer (Zeitgeist und Christenthum, Leipz. Wigand 1861) ist alle R. nur ein Erzeugniß der Gedanken- und Willensschwäche, religiöser Glaube ist Aberglaube so gut wie Kartenschlagen rc. Alles, was den politischen Grundsätzen der Neuzeit entgegen ist, will dieser Redakteur des „Sozialdemokraten" niederschlagen, der Staat der Zukunft muß ohne R., ohne Kirche und Priester bestehen. Auch Büchner, die Stellung des Menschen in der Natur, Leipz. 1870 S. 330 sagt: Die R. ist nicht minder, wie Verbrechen und Sünde, ein Erzeugniß der Unwissenheit .... Je religiöser daher ein Mensch ist, um so weniger fühlt er das Bedürfniß der Erkenntniß in sich." Dieses steht in offenbarem Widerspruch mit dem wirklichen Sachverhalt, denn viele der größten Forscher und Denker waren religiös oder bekannten wenigstens ihren Glauben an eine höhere Macht, s. Baco v. Verulam, Newton, Leibniz, Lessing, Linné, v. Haller, Gauß und zahlr. Andere. Martius sagt in s. Gedächtnißrede von Biot (1862): „Obwohl ein streng mathematischer Geist, spricht er doch öfters vom Schöpfer ..... Wenn Platon das θαυμάζειν den Eingang zur Weisheit nennt, so erklärt Biot mehr als 2000 Jahre später die Bewunderung und Anbetung der verschleierten Schöpfermacht für den Ausgang menschlicher Forschung."

Der Rationalismus stellt die Inspiration der Apostel und Evangelisten in Abrede und betrachtet die Bibel zwar als älteste und Hauptquelle des Christenthumes, in welcher aber auch alle subjectiven Vorurtheile der Verfasser und alle unbegründeten Ansichten ihrer Zeit enthalten seien. Was von derselben etwa bleibenden Werth habe, darüber habe der jedesmalige Zeitgeist zu entscheiden. Es gebe keine unmittelbare Einwirkung Gottes auf die geistige und physische Welt, daher auch keine geoffenbarte Religion, keine Prophetie und Wunder. Für gewisse protestantische Schriftsteller der Gegenwart bleibt nichts mehr von der Autorität der Bibel übrig, welche die Reformatoren des 15. und 16. Jahrh. als die heilige,

den lauteren Quell der Wahrheit enthaltende Urkunde der alten Kirche entgegen hielten. — Uebrigens könnte man doch fragen, ob nicht auch ohne die Bibel die Menschen nach und nach zur Ahnung des Göttlichen gelangen mußten, wenn sie über die Ordnung in der Natur und den Gang der menschlichen Schicksale nachdachten. Aber alle Betrachtung der sinnlichen sowohl als sittlichen Welt mit den aus diesen entwickelten Begriffen hätten nicht zur Religion geführt, wäre nicht der Keim hierfür in das Menschenwesen gelegt worden.

Der h. Augustin hat zuerst gesagt: Credo, ut intelligam. Zu der Ansicht, daß der Glaube die Voraussetzung für die Erkenntniß und Philosophie sei, bekannte sich auch der Stifter der Scholastik, Anselm von Canterbury; „ich glaube, schrieb er, daß ich nicht zur Einsicht komme, wenn ich nicht vorher glaube.“ „Fides praecedit intellectum, credo ut intelligam — negligentia mihi videtur, si postquam confirmati sumus in fide, non studemus, quod credimus, intelligere. Abälard hingegen wollte von der Erkenntniß zum Glauben fortschreiten, was den Scholastikern höchst gefährlich erschien, die sich zu dem Anselm'schen orthodoxem credo ut intelligam bekannten. Wenn Abälard Zweifel aussprach über Anselm's Satz, daß der Glaube dem Wissen vorangehen solle, so wollte er damit nicht der kirchlichen Autorität zu nahe treten, sondern nur sie wissenschaftlich rechtfertigen, wogegen Bernhard von Clairvaux auftrat, der jede Untersuchung über die Wahrheit des Dogmas perhorreszirte. Auch Hermes hatte den Grundsatz, daß der Glaube erst Folge der Erkenntniß sei.

Semler, der Vater des deutschen Rationalismus verkannte sehr das Wesen der Religion, indem er es in die „Moralität“ setzte, was aber schon viel früher von Spinoza verkündet worden war, welcher den Wunderbegriff für absolut vernunftwidrig erklärte; die Prophetie sei eine Auffassung der Offenbarung Gottes — unter welchem aber keine persönliche außer- und überweltliche Ursache zu denken ist — mittelst der Einbildungskraft, nur zum Zweck der sittlichen Besserung der Menschen, keineswegs zur Belehrung über spekulative Dinge. Daß auch Kant die Religion mit der Moral verwechseln konnte, beweist, daß auch bei der größten Verstandesschärfe Mängel des Gemüthes die Einsicht in die höchsten Verhältnisse unmöglich machen. Luthardt in s. „Grundwahrheiten“ rc. S. 119 bezeichnet die Moralität als sittliche Vollkommenheit, sittliche Gottähnlichkeit des Menschen, die Religion dagegen als das lebendige persönliche Band zu Gott, vermöge dessen wir in Gemeinschaft mit Ihm stehen und Allem eine lebendige Beziehung zu Ihm geben. Der vollendetste Ausdruck des modernen (gutartigen) Rationalismus sind Zschokke's „Stunden der Andacht.“ Mattes kathol. Enc. IV. 319 schreibt: „In Wahrheit haben weder die Deisten, noch die Theisten,

z. B. Kant, so wenig wie die erklärten Atheisten oder was dasselbe ist, Pantheisten, den Begriff des wirklichen lebendigen Gottes," und Stark ibid. X. 344 sagt von Kant: Er hatte keine Religion.

Eine der niedrigsten Vorstellungen ist wohl jene, wo der Wilde einen Stein, ein Holz u. s. w. von ungewöhnlicher Gestalt für etwas Göttliches hält, in demselben außerordentliche Kräfte vorhanden wähnt und von ihm Hilfe hofft. Dieses ist der bei vielen Negervölkern herrschende Fetischismus. Von dem jungen Indianer wird meist ein Thier, welches ihm nach vorausgegangenen Fasten und Kasteien in einer Vision oder im Traume erscheint, zum schützenden Genius für das ganze Leben erwählt und sie heißen dieses ihre „Medizin". Totemismus nennt Lubbok das Verhältniß, wo wie bei manchen Indianern, aber auch andern Völkern alle möglichen irdischen und himmlischen Körper angebetet werden und man auch an höhere göttliche Wesen glaubt, die jedoch noch nicht Weltschöpfer und Weltrichter sind und durch die Magie zur Wirksamkeit genöthigt werden können. Die Thiere, häufig ausgezeichnet durch Kraft, Schnelligkeit, Schlauheit, Sinnesschärfe, in manchen Dingen sogar die Vorbilder und Lehrmeister der Menschen, wurden in eine besonders nahe Beziehung auch zu den Göttern, den personifizirten Kräften der Natur gebracht. Hierin liegt der Ursprung des Thierdienstes, welcher selbst bei Kulturvölkern, Indern und Aegyptern, vorkam, während bei Römern und Griechen gewisse Thiere bestimmten Göttern zugetheilt oder ihnen geheiligt waren. Thierdienst kommt fast nur bei Völkern heißer oder warmer Gegenden vor, doch verehrten auch die alten Litthauer heilige Schlangen und Eidechsen in ihren Tempeln.

In den Religionen ist eine riesige Arbeit des Menschengeistes niedergelegt und sie waren bis zum 18. Jahrh. die mächtigste Potenz der Geschichte. Große ausgebildete Religionssysteme brauchen längere Zeit zu ihrer Entwicklung und jedes, der Zendavesta und die Suras so gut wie die Bibel und der Koran, enthalten in ihren Schriften reine Lehren, fromme und weise Sprüche. So lange Gott nur in den Naturmächten und Naturdingen geahnt wird, sind Fetischismus und Thierdienst, Feuerdienst, Sonnen-, Mond- und Sternkultus möglich; Zauberei ist bereits mit den niedersten religiösen Vorstellungen verbunden. Sehr primitiv ist auch der Heroenkultus, wo Menschen, die große Thaten vollbracht oder große Wohlthaten erwiesen hatten, welche das Feuer, die Getreidepflanzen, Hausthiere brachten, verehrt und zuletzt vergöttert wurden; die Hawaier hielten Cook für ihren zurückgekehrten König Orono und nahmen ihn unter ihre Götter auf. Bezieht man die wohlthätigen und verderblichen Naturwirkungen auf Wesen entgegengesetzter Art, auf gute und böse Principien, so entstehen die Vorstellungen von Ormuzd und Ahriman, Jehovah und Satan, Bielbog und Czernobog. Im alten Testament wurde mehr

nur Gottes furchtbare Seite aufgefaßt, das Feindliche, Strafende, Rächende, Zerstörende, im neuen seine Liebesseite, die Güte, dann auch seine Allweisheit, Allmacht, Allgegenwart. In Griechenland waren die Götter schöne, veredelte Menschen, bei den tropischen Kulturvölkern, entsprechend der excentrischen Natur, blutdürstige Ungeheuer, wie z. B. der alte vorbrahmanische Gott Schiwa und seine furchtbare Gattin Kali, ebenso in Mexiko und Centralamerika. Die Götter der rohesten Wilden sind fast nicht mächtiger als die Menschen; die der Australier nur im Finstern gefährlich. Der Gott des Negers ist sterblich wie der Mensch, zwar unsichtbar, aber dem Leiden unterworfen und der Mensch kann ihn durch Zauber zu seinem Sklaven machen, die Götter der Polynesier sind theils gut, theils böse. Alle diese Götter strafen das Böse nicht und belohnen das Gute nicht.

Auch die amerikanischen Kulturvölker hatten ihre religiösen Vorstellungen in ein System gebracht und einen komplicirten Kultus ausgebildet, in höherem Grade geschah dieses bei den Aegyptern und den alten asiatischen Kulturvölkern. Man kann aber Röth (Gesch. uns. abenländ. Philosophie I, Mannheim 1846) nicht beistimmen, wenn er behauptet, nur der äthiopisch-ägyptische Stamm und die arischen Völker hätten eine selbstständige Götter- und Glaubenslehre gehabt und jene der zwischen ihnen wohnenden babylonisch-phönikischen Stämme sei nur ein Gemisch aus jenen der erstgenannten Völkergruppen gewesen und ebensowenig Schelling's Behauptung, es seien nur drei Mythologien möglich: die ägyptische, indische und griechische. Es bestanden ja unabhängig von diesen die M. der nordischen Völker und der amerikan. Urvölker. In dem mythologischen Prozeß der Völker, einem Produkt ihrer Phantasie, Natur und Geschichte, sieht Schelling einen Kampf seiner vorgestellten Potenzen des göttlichen Wesens, — aber alle Mythologieen und Religionen sind nur Erzeugnisse des Menschengeistes, wechselnd nach der Beschaffenheit der Völker, ihrer Kulturstufe, Geschichte und der sie umgebenden Natur. Wenn Sch. ferner sagt: „Der eigentliche Polytheismus konnte nur unter heftigen Kämpfen in der Menschheit Platz greifen und der Schmerz, den die verlorene Einheit verursachte, konnte nur versöhnt werden, wenn der Polytheismus als bloßer Uebergang erkannt wurde, so daß eine künftige Religion die verlorene Einheit wiederherstellte", (Paulus, die endlich offenbar geword. Philos. d. Offenbarung, S. 603) so widerspricht dieses wenigstens der Geschichte, indem der Polytheismus überall die Naturreligion ist und der Monotheismus nur nach langen Kämpfen und Rückfällen, zunächst nur bei den Israeliten durchdrang. Wirth findet den Hauptgegensatz der Religionen in den heidnischen Natur- und in den Geistesreligionen; in den ersten wird Gott mit der Natur vermengt, in den zweiten wesentlich als Geist gefaßt. Weitere Abtheilungen für beide ergeben sich, nach der

Auffassung der menschlichen Persönlichkeit, je nachdem das Verhältniß einseitig realistisch oder idealistisch oder in seiner versöhnten concreten Einheit erkannt wird. — Nicht die Welt als Einheit von Gott und Natur zu begreifen, was Radenhausen für das Höchste hält, scheint mir das Höchste, sondern beide ungeachtet ihrer Verbindung auseinander zu halten. In den Atheismus zurückfallen ist Barbarei und die durch die edelsten Anstrengungen der Menschheit erlangte Gottesvorstellung ist das Erhabenste und Beste, was sie besitzt. In ihr fassen wir die Gottheit als den von Ewigkeit bestehenden geistigen Urgrund der Welt und diese als seine räumlich-zeitliche Offenbarung, hervorgegangen aus seiner unendlichen Liebe, die auch unsere Gemeinschaft mit ihm zuläßt.

Trotz ihrer Sonnenkultur verehrten doch die Peruaner auch mancherlei Thiere: Fuchs, Hund, Lama, Condor, Adler, Puma, Schlange. Aehnlich auch in Mexiko. Auch auf den Südseeinseln wurden Thiere verehrt, aber bei all diesen Völkern, wie es scheint, nicht für Götter, sondern für Repräsentanten solcher oder als den Göttern geweihte angesehen. Die Samojeden verehren nach Erman den Eisbären, das mächtigste Thier bei ihnen, die Ostiaken den schwarzen Bär, bei dem sie schwören, nichts destoweniger ihn aber tödten und essen. Bei den Jakuten hat jeder Stamm ein heiliges Thier, bei den Hindu wird eine Unzahl von Thieren verehrt, am meisten das Rind; ähnlich verhielten sich die alten Aegypter. Manche Neger von Guinea verehren den Schwertfisch und die Bonite, andere gewisse Vögel; auf Madagaskar und den Philippinen betet man das Krokodil an. Die Einwohner von Sumatra reden vom Tiger nur mit großen Respekt und nennen ihn fast nie bei seinem Namen, sondern Ahnvater ꝛc. Man vergl. meinen Aufsatz im Jahrb. d. österreich. Lloyd. 10. Bd. 2. H. 1860.

In Nicaragua betete man nicht nur große Bäume sondern auch den Mais und die Bohnen an; auch die Peruaner von Huanca beteten den Mais an. Auf den Philippinen findet man ebenfalls den Baumkultus, bei den Germanen gab es heilige Bäume. Auch auf Berge, Quellen, Ströme, in welchen der Mensch Göttersitze wähnt, kann sich seine Verehrung richten oder es kann sich sein Sinn zum Himmel erheben, der über Allem ist und fixirt sich hier besonders leicht auf Sonne und Mond. Namentlich war der Sonnenkultus ungemein verbreitet bei den verschiedensten Völkern beider Hemisphären und in der Mythologie der Griechen und Römer war Helios, Apoll wenigstens einer der vornehmsten Götter. Die Vorstellung des obersten Gottes, des Himmelsherrn, Zeus, Jehovah, Bal, Moloch hat sich unter dem Einfluß der klimatischen Verhältnisse so oder anders gestaltet.

Schon früh entwickelte sich die Ueberzeugung, daß die Pflege der religiösen Uebungen und der den Verehrungswesen zu weihende

Kultus Menschen von specieller Hingebung, Erziehung und Weihung fordere. Diese vermitteln den Verkehr mit den unsichtbaren Mächten, theilen die Fetische aus, welche Schutz und Kraft gewähren, verkünden den höhern Willen in Orakeln und erfinden Handlungen und Ceremonien, welche nöthig sind, den Beistand der Götter zu gewinnen und deren Zorn durch Opfer und Büßungen zu versöhnen. So entsteht der Stand der Priester und Priesterinnen, welche auf tieferen Kulturstufen zugleich Zauberer und Aerzte sind. Einzelne Individuen erscheinen dem gläubigen Sinn als Heilige und Propheten, manchmal als göttliche Incarnationen, oder sie werden nach ihrem Tode, ja selbst noch während ihres Lebens zu Göttern gemacht. — Die Formen des Kultus, der den Göttern oder der Gottheit geweiht wird, sind durch den Geist, die Bildungsstufe, z. Th. selbst durch Klima und Lebensweise bedingt. Die mitunter kleinlichen Vorschriften jeder positiven Religion sind ganz geeignet, die Bekenner immer und überall an sie zu erinnern, zu binden.

So gewiß es ist, daß die Völker hauptsächlich den Religionsstiftern und Priestern die Erhebung aus der Barbarei zur Civilisation zu verdanken hatten, und daß sie es sind, welche den Menschen auf seine ewige Bestimmung hinweisen, so haben wie alle anderen Stände auch die Priester ihre Macht und ihren Einfluß häufig zu selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht. Sie verschmähten, um das Volk in Furcht und Abhängigkeit zu erhalten, physische und z. Th. auch trügerische Mittel nicht, Phantasmagoricen, Bauchrednerei, redende Statuen, denen die Worte durch verborgene Röhren zugeleitet wurden ꝛc. Sie wußten aus den Elementen und Naturerscheinungen Nutzen zu ziehen, verstanden die Kunst des Feuermachens und lehrten diese den Völkern; das Feuer wurde manchmal als Symbol von Gottheiten gedacht, als solches verehrt und bewahrt, Feuer und Licht dienten beim Opfern und beim Kultus; auch das Wasser wurde in besondere Beziehung zu den göttlichen Wesen gebracht und erhielt oft noch besondere Heiligung durch die Priester. Die Mysterien nahmen von den Welterscheinungen, dem Ackerbau und der Fortpflanzung ihren Ursprung, es durften an ihnen nur Geprüfte und Eingeweihte nach abgelegtem Gelübde unbedingter Verschwiegenheit theilnehmen. In den griechischen Mysterien wurden hauptsächlich die Schicksale und Thaten der Götter theatralisch dargestellt, in den Eleusinischen, an Demeter und Persephone, die Erdmutter und Vegetationsgöttin anknüpfend, das Wiederaufleben gleich der Vegetation, also die Unsterblichkeit; die bacchisch-orphischen M. arteten in Rom, die der Isis in Aegypten in ein sittenloses Treiben aus.

Die Priester sondern sich oft geheimnißvoll vom Volke ab, wie schon im alten Aegypten geschah und z. Th. auch jetzt noch in der katholischen Kirche geschieht. Sie sind die Bewahrer der National-

heiligthümer, halten immer und überall an ihrem System fest und suchen dieses in der wogenden Weltbewegung möglichst zu halten, sie sind gewissermaßen gezwungen, exklusiv und unduldsam zu sein. Darum scheuen sie andere Systeme und die Veränderung ihres eigenen und weil sie dieses für das allein wahre, geheiligte halten, sind sie leicht geneigt, die anderen zu verdammen. Auch in Rußland findet am ersten Sonntag vor Ostern, dem sogen. orthodoxen Sonntag, nach der Messe durch einen Diacon die feierliche Verfluchung der Ketzer und aller Irrlehren statt. In Skandinavien waren die Mönche der heidnischen Poesie und den Sagen aus Religionseifer feindlich. „Wenn ein Anhänger von Siva den Namen Wischnu aussprechen hört, so flieht er, indem er sich die Ohren verstopft und eilt, sich zu reinigen." — Die Priester schreiben dem Volke auch seine Götter vor, nach Rivero durften in Mexiko die Gemeinen nur zwei Hausgötter haben, die Edlen vier, der König sechs, in Peru war deren Zahl hingegen nicht beschränkt.

Wo die Geistlichkeit mächtig ist, bleibt das Volk religiös unfrei, wenn auch politisch frei, wie dieses z. B. Buckle von den Schotten nachweist, wo die protestantischen Prediger zwar den Geist der Freiheit gegen König und Adel nährten, ihre Macht über die der Krone und des Adels stellend, ihrerseits aber das Volk aufs äußerste tyrannisirten und ihm alle Lebensfreuden nahmen, l. c. II, 379. In Meroe mußten selbst die Könige, welche aus den Priestern gewählt wurden, wenn diese es geboten, sich tödten und man berichtet, daß diese Bestimmung erst der König Ergamenes um die Zeit des Ptolemaeus Philadelphus abgeschafft habe. — Die Träger der Kirchengewalt haben sich besonders zu hüten vor der superbia, luxuria, avaritia, Luther sagte: oratio, meditatio, tentatio faciunt Theologum. — Geschlechtliche Enthaltsamkeit galt schon bei den Brahmanen, bei den Buddhapriestern, bei den Essäern als geeignet für die höhern Stufen des Priesterthums und die tiefere Betrachtung der Welt- und Religionsgeheimnisse, sie wurde auch von Johannes d. Täufer, von Jesus, von Paulus geübt. Das ist die Bedeutung des Cölibats, dessen Verständniß der Gegenwart abhanden gekommen ist. Er wurde bei den katholischen Geistlichen nicht, wie man irrig annahm, durch Gregor VII. eingeführt, sondern die Gesetze hierfür bestanden schon mehr als 700 Jahre vorher und schon vor diesen Gesetzen wurde der Cölibat von den Klerikern theilweise beobachtet.

An das Priesterthum schließen sich mancherlei Institutionen an: Kultusstätten, Orakel und Mysterien, Orden, Klöster, Seminarien. Die Götterbilder oder Symbole, welche in den Tempeln aufgestellt sind, werden auf tiefern Kulturstufen wohl selbst für die Götter genommen, — die Vorstellungen von beiden fließen zusammen. Zu Paphos auf Cypern wurde als Konon Kyprion, als Symbol der

Astarte ein Meteorstein verehrt, ein anderer befand sich im Tempel des Jupiter Ammon in der lybischen Wüste, ein dritter als Symbol der Kybele zu Pessinus in Galatien, ein vierter wird in der Kaaba zu Mecca verehrt. Noch jetzt nennen sie in Cypern die Mutter Jesu Aphroditissa und die „schwarze Mutter Gottes" in Einsiedeln und anderwärts weist auf die cyprische Aphrodite oder Astarte hin. — Es gab aber zu allen Zeiten, selbst unter weniger kultivirten Völkern Individuen, welche die Bilder bloß für Symbole der vorgestellten übersinnlichen Wesen erkannten im Gegensatz zur großen Masse selbst höher kultivirter Völker, welche sie wohl für die Wesen selbst nimmt und ihnen damit auch deren Kräfte und Eigenschaften zuschreibt, während sie doch nur die Vehikel religiöser Vorstellungen sind. Dann gab es auch bei den sogenannten heidnischen Völkern immer Einzelne, welche über den gewöhnlichen Glauben sich zu reineren Vorstellungen erhoben haben. Schon der Pontifex Quintus Mucius Scävola, der Alterthumsforscher M. T. Varro, der Philosoph Seneca wandten sich von den Göttern des Volkes und der Dichter ab und glaubten vollkommere Einsicht in das Wesen der Gottheit nur bei den Philosophen zu finden, deren Lehren aber nicht für das Volk taugten; Seneca schrieb, Gott sei in uns und man müsse ihm nicht Tempel bauen und äußere Opfer bringen, sondern ihm das eigene Herz zum Heiligthum weihen. Alle 3 aber, so wie auch Epiktet und der Kaiser Marc Aurel, welcher ähnliche Ansichten hegte, wollten die Religion der Völker nicht antasten, weil sie für dasselbe Bedürfniß sei. Der König von Texcuco, Nezahualcoyotl lehrte seine Söhne insgeheim, die Götzen nur der Form nach zu verehren aber nicht an sie zu glauben. — Die Tempel und Kultusstätten waren wohl die ältesten Ausgangspunkte der Civilisation und des Verkehrs und wuchsen von den rohesten Anfängen, Menhirs, Dolmen, Cromlechs 2c. bis zu den riesenhaftesten Gebäuden und Anlagen empor. Das Nationalheiligthum der Israeliten war, ihrer nomadischen Lebensweise angemessen, zuerst ein Zelt, von außen mit Fellen von innen mit Decken behangen, ein Tempel, von phönikischen Baumeistern errichtet, kam erst mit der dauernden Niederlassung in Palästina und mit dem Königthum. Zu allen Zeiten sammelten sich die Menschen bei ihren Heiligthümern, um die Götter zu ehren und ihren Beistand zu erflehen, was bei phantastischen Völkern z. Th. in überschwänglicher Weise geschah, zu religiösem Rausche, zu maßlosem Gebahren, unmäßigen Büßungen, wohl auch Selbstverstümmlungen und blutigen Opfern führt.

Alljährlich wallfahrten viele Tausende von Hindus nach Jaggernaut zum großen Krischnafeste, bei welchem die 3 Götterbilder des Krischna, seines Bruders Bala Rama und seiner Schwester Subhadra auf einem Riesenwagen mit den obscönsten Darstellungen, auf dem

wohl 100 Brahmanen stehen, von Tausenden von Menschen, eine halbe Stunde weit vom Tempel und zurück gezogen wird, wo im unsinnigen Gedräng eine Menge Menschen umkommen, zerquetscht, verstümmelt werden, manche sich absichtlich unter die Räder des Wagens werfen, um sich zermalmen zu lassen. Elend und Verzweiflung erwecken bei Individuen und ganzen Völkern eine Disposition zu fanatischen Religionsübungen. — In jeder Religion finden sich das Opfer, um sich die Götter geneigt zu machen, die Versöhnung, um den Zorn der Beleidigten abzuwenden, der Reinigung, um nach befleckenden Handlungen wieder würdig vor ihnen und den Menschen zu erscheinen. Bei manchen Völkern, z. B. den Indianern mußte selbst der Jäger, der das Blut eines Thieres vergossen hatte, sich einer Sühne unterziehen. Das höchste Opfer ist das Menschenopfer, weil der Mensch das werthvollste Wesen ist und dieses findet sich bei primitiven Völkern aller Rassen und verliert sich erst mit der Milderung der Sitten, wo den Göttern statt der Menschen Thiere, Vögel, Früchte dargebracht werden. Menschenopfer fanden auch bei den Israeliten statt, der Kinderopfer gedenken Jesaias und Ezechiel; zahlreiche Könige übten den Baalscultus. Von Abraham an durch die ganze Geschichte werden Kriegsgefangene, Priester, mißbeliebige Menschen, unschuldige Kinder geopfert zur Sühne Jehovas oder Baals, zur Abwendung von Seuchen und Kriegsnoth, in Folge von Gelübden. In Phönizien, in Karthago waren namentlich Kinderopfer, dem glühend gemachten Erzbilde des Moloch (Saturn) gebracht, an der Tagesordnung und die Mütter standen ohne Leidbezeugung dabei. Auch auf Creta und Sardinien wurden Menschen geopfert. In Latium stürzte man dem Saturn zum Opfer Menschen von der Milvischen Brücke mit brennenden Fackeln in die Tiber, an deren Stelle später menschliche Puppen von den Vestalinnen hinab geworfen wurden. Bei vielen barbarischen Völkern wurden beim Tode der Großen und Könige Menschen und Thiere getödtet und in das Grab gelegt, um ihnen in der anderen Welt zu dienen. Die Azteken und die von ihnen unterjochten Völker brachten bei feierlichen Gelegenheiten zahlreiche Menschenopfer und die zerstückten Leichen wurden dann in den Wohnungen der Einzelnen verzehrt. In Mexico wurden etwa 20,000 Menschen alljährlich den Göttern geopfert; die Leichname verzehrte das niedere Volk, bei der Einweihung des Haupttempels 19. Febr. 1487 sollen über 80,000 Menschen geopfert worden sein. Bei den Otomies brachte man das Menschenfleisch stückweise zum Verkaufe auf den Markt, bei den Menschenopfern in Dahomey glaubt das Volk, daß die Geister der Ahnen das auf den Gräbern massenhaft vergossene Blut genießen und in Kumassi befindet sich eine Stelle, die nie von Menschenblut trocken werden darf. Die Ashantis glauben, daß der Geist des Menschen den Tod überdaure und hier wie anderwärts

bleiben deshalb die dem Tod Geweihten ganz gleichgültig. Wenn der König in Abomey oder der Oberpriester mit eigener Hand den Opfern den Kopf abschlägt, so jauchzt die Menge brüllend auf, stürzt sich auf die Leichen, zerstückelt sie und beschmiert sich mit ihrem Blute. Man sieht, es ist der wilde Volksgeist, der nach Blut lechzt und die Könige und Priester als Vollzieher seines Willens ansieht, welche die Opfer nicht abschaffen dürfen, wenn sie auch wollten. Noch unter Wladimir, dem ersten christl. Großfürsten der Russen am Ende des 10. Jahrh. wurden den Göttern oft Menschen geopfert. M. fanden auch in der römischen Kaiserperiode statt und sollen in der christlichen Zeit in Europa bis in das 16. Jahrh. fortgedauert haben. Die Khonds in Indien opfern sehr oft Menschen, jährlich nach Campell wohl 150; man macht die Opfer mit Palmwein trunken und ertränkt sie dann in Schweineblut oder zerdrückt sie zwischen zwei Bambusstämmen. Dann schneiden sie Stücke Fleisch ab und begraben diese auf ihren Feldern, damit die Götter diese fruchtbar machen. Es scheint der engl. Regierung die Abschaffung dieser Mörderei noch nicht vollständig gelungen zu sein. Auch auf Tahiti wurden früher Menschen geopfert.

Manche australische Stämme brechen nach Preßler den Knaben, einige auch den Mädchen unter wilden und abenteuerlichen Ceremonien im Oberkiefer die beiden vordersten Zähne aus, um sie vor dem bösen Wesen Puttikan zu schützen; zugleich werden sie durch diese Procedur, den Duhlang, der Rechte theilhaftig, Eier, Wild, Menschenfleisch zu genießen und ein Weib zu rauben. Bei manchen Völkern mußte auch der Jäger nach der Tödtung eines Thieres wie der Mörder sich reinigenden Ceremonien unterwerfen. Mörder zu sühnen und zu reinigen war eine Hauptaufgabe der altgriech. Priester. In Nordguinea müssen sich die der Zauberei Angeschuldigten der „Rothwasserprobe" unterwerfen, d. h. den rothen Absud der inneren Rinde eines großen Waldbaumes aus der Familie der Mimoseen unter feierlichen Ceremonien trinken. Macht es dem Menschen nur Uebelkeit und Erbrechen, so ist er unschuldig; wird er schwindelnd und bewußtlos, so gilt er für schuldig und wird gewöhnlich unter Beschimpfungen zu Tode gequält, während der Gereinigte gefeiert und geehrt wird. Die auf Madagaskar gebräuchliche Tanghin-Probe, eine Art Gottesgericht bestand darin, daß der eines Verbrechens Verdächtige einen Trank aus Bananensaft und den gepulverten giftigen Saamen des Baumes Tanghinia venenifera Du Petit Thouars (Fam. Apocydneae) zu sich nehmen mußte, nachdem er zuerst Reis und 3 Fetzen einer Vogelhaut verschluckt hatte. Dann wurde der Verdächtige durch den Priester beschworen. Gab derselbe bei dem bald eintretenden Erbrechen die Stücke Vogelhaut von sich, so galt er für unschuldig und erhielt Gegenmittel; im anderen Falle wurde er als schuldig

der Wirkung des Giftes überlassen oder mit Keulen erschlagen. Auf das Andringen der Missionäre soll in neuester Zeit diese Probe — welche ganz in die Hände der Heiden-Priester gegeben war — abgeschafft worden sein. Am Gambia und in Sierra Leona wird zu gleichem Zweck die Rinde Cassa oder Sassy (entweder von Fillaea suaveolens Guill. et Perott. oder Erythrophlaeum guineense Don.) gebraucht, in Alt-Calabar die Bohne Esere (Phycostigma venenosum).

Bei Kriegen will häufig das eine Volk die Götter und die Religion des andern vernichten und ihm seine eigene aufzwingen, manche Kriege wurden sogar zu diesem Zwecke unternommen. König Ahas von Juda mußte auf Befehl des assyrischen Königs Tiglat-Pilesar die Tempelgeräthe zerstören, Sanherib vernichtete die Götterbilder der Syrer, Samariter, Kanaaniter, die Eroberungszüge sowohl der Assyrer als Perser waren zugleich Religionskriege. Rom vereinigte hingegen im Pantheon die Götter aller unterjochten Völker. — Schonungslos wütheten die christlichen Mönche und Bischöfe gegen die Tempel und Götterbilder des Alterthumes, ebenso die spätern (christlichen) Kaiser des Morgen- und Abendlandes, wie Theodosius in Byzanz, Gratianus in Rom, der trotz der Bitten des römischen Senates, den ihm theuern Altar der Viktoria nicht von seiner Curie wegnehmen zu lassen, es doch that, damit die Augen der „Gläubigen" nicht Aergerniß an heidnischen Denkmalen nehmen. Jetzt eben nehmen die Augen der „Ungläubigen" an christlichen Heiligenbildern, namentlich Madonnenbildern Aergerniß und wie Augustin in s. Schrift de civitate Dei das römische Reich mit seiner Bildung, Philosophie und seinem Kriegsruhm für die vom Teufel regierte Welthälfte, die christlichen Heiligen und Seligen für die von Gott regierte erklärte, so erscheint vielen „Gebildeten" unserer Tage die christliche, näher die katholische Kirche als die von der finstern, verderblichen Gewalt beherrschte, dem Untergang zu weihende. — Besiegte Völker halten im Geheimen oft lange noch an der alten Religion fest, wie die amerik. Indianer, fallen wohl auch wiederholt in sie zurück, wie die Sachsen zu Karl's d. Gr. Zeit. Als das Christenthum nach Lappland kam, gewannen die Bewohner die Ueberzeugung, daß der Christengott allerdings sehr mächtig sei und man ihn auch verehren müsse. Bevor sie aber eine Handlung des neuen Kultus vollzogen, suchten sie zuerst immer die alten Götter zu versöhnen und baten sie um Entschuldigung, riefen wohl auch diese beim Genuß des Abendmahls an, statt an Christus zu denken. — Noch heftiger fast als die Kämpfe von Völkern ganz verschiedener Glaubenskreise sind die von solchen innerhalb desselben Glaubenskreises bei Differenz in besondern Artikeln. Erlangung materieller Vortheile hat nicht blos Einzelne, sondern schon größere Genossenschaften zur Verleug-

nung ihres Glaubens geführt, wie z. B. die Holländer, welche um das Monopol des Handels in Japan zu erhalten, bei der Verfolgung der durch katholische Missionäre bekehrten Christen das Kreuz mit Füßen traten und schwuren: Wir sind keine Christen, sondern Holländer.

Speziellere Bemerkungen. Bei den Negern auf der Pfefferküste heißen die Priesterärzte Dryâbo; sie pflegen die Kranken und reichen ihnen Arznei, behaupten Verkehr mit Geistern zu haben und manchmal eine Mittheilung von Gott zu erhalten. Manche Krankheiten entstehen nach ihnen durch Behexung. Bei der Erklärung eines Lehrlings (der wenigstens 2 Jahre bei einem anerkannten Dryâbo Unterricht gehabt haben muß) wird ihm der Kopf geschoren und die Haare werden sorgfältig bewahrt und oft bei Familien als Unterpfand treuer Pflichterfüllung in gefährlichen Krankheiten niedergelegt. Manche Feticieros Afrikas haben Knotenschnüre mit zahlreichen Lederkapseln im Vorrath, deren jede einen besondern Fetisch enthält, so daß der Kaufende gleich eine ganze Sammlung von Fetischen für diese oder jene Krankheiten oder wünschbare Eigenschaften umhängen kann. Nach Livingstone sollen die Südostafrikaner ursprünglich an gute und böse Geister und an einen Gott glauben, der allmächtiger Schöpfer des Himmels und der Erde ist; er hat den Menschen die Pflanzen gegeben, um als Vermittler zwischen ihm und der Geisterwelt zu dienen, wo alle Gestorbenen fortleben. Von Sünde haben sie ursprünglich ganz die Begriffe wie wir; nur daß es Sünde sei, mehr als eine Frau zu haben, hätten sie von den Europäern gelernt. Sie halten sich jedoch nicht dem Höchsten verantwortlich, sondern nur niedrigeren Wesen. Was sie nicht erklären können, sei es gut oder böse, schreiben sie der Gottheit zu. Zwischen den Lebenden und Verstorbenen besteht eine unzertrennliche Verbindung; alle Afrikaner sind nach L. von einem zukünftigen Leben und vom Dasein eines höchsten Wesens überzeugt. Beim Tode scheinen sie keine Furcht vor Strafe zu haben. Der Charakter der afrikan. Religionen ist mild; nur in Dahomey nimmt Menschenblut die Stelle der versöhnenden Pflanzen ein, die in $^9/_{10}$ von Afrika benutzt werden. II, 241 ff. In der Nacht des 1. Juli 1863 wurde Livingstone durch mehrere Donnerschläge geweckt, bei ganz wolkenlosem Himmel und hellem Mondschein. Alle Eingeborenen machten über die Klarheit des Himmels ihre Bemerkungen und sagten am nächsten Morgen: Wir dachten, es wäre Morungo (Gott.). II, 182. Manche glauben übrigens, daß L. die Afrikaner in einem zu günstigen Lichte darstelle. — Die Kafern, afrikanischen und oceanischen Neger, dann die Polynesier haben Ahnenkultus; die Ahnen erscheinen oft in Träumen und verkünden künftige Geschicke oder geben, wenn sie zürnen, trügerische Verheißungen, wo

sie dann mit Gebet, Opfern, Reinigungen versöhnt werden müssen. Manchmal erscheinen sie auch am Tage, namentlich in Thiergestalt, bei den Zulu's z. B. als Schlangen. (Bleek.) Die Bewohner von Madagaskar glauben an einen guten Gott, Niang, zu dem man nicht betet, weil er kein Gebet braucht und an einen bösen, Zamhor, den sie um Schonung anflehen. Roskoff, Gesch. d. Teufels, I, 47. Nach einer Angabe verstehen sie unter dem guten Wesen die Sonne. Die Fidschi schreiben dem Menschen zwei Geister zu; sein Schatten ist der schwarze Geist, der zur Hölle geht; der andere ist das Bild, was sich im Wasser oder in einem Spiegel reflektirt; dieser bleibt vermuthlich an dem Ort, wo der Mensch stirbt. Bei den Dajaks gilt der Nashornvogel als ein weissagender V., bei den Römern der Adler u. a. Bei vielen Wilden sind die Götter böse, lieben Blut, besonders Menschenopfer; sie sind nicht unsterblich, ein Theil der Natur, nicht deren Schöpfer; man ruft sie nicht durch Gebet, sondern durch Tanz an. Manche barbarische Völker lassen die Seelen der geringen Leute zu Grunde gehen und nur die der Vornehmen fortdauern, auch die alten Germanen glaubten, daß nur die Seelen der Helden und Freien in Walhalla eingingen, die der Geringen und Sklaven zu bestehen aufhörten.

St. John macht darauf aufmerksam, daß die Ainos und die Hügelstämme von Nordarakan eine ähnliche Sitte haben um die besondere Aufmerksamkeit der Geister auf sich zu lenken; die Ainos errichten Stangen mit daran befestigten Schnitzeln, die Hügelstämme brauchen zu gleichem Zweck lange Bambusschößlinge, bei den Burmesen und Hindus wurden diese zu Flaggen und Fahnen. Die Aleutier feierten früher im Monat December Feste und religiöse Tänze, wobei die Götzenbilder von einer Insel zur andern getragen und mysteriöse Ceremonien verrichtet wurden. Männer und Weiber führten, streng abgesondert von einander, im Mondschein nackt, das Gesicht mit einer Maske verhüllt, heilige Tänze auf. Dall, Alaska and its resources. Boston 1870. Der Jakute fürchtet nach Middendorf keine Schrecken und Gefahren der Natur, aber er zittert vor dem Unsichtbaren, dem mächtigen Ljeschei, dem Wald- und Berggeist; er sucht dessen Schutz zu gewinnen, indem er seinem Pferde aus der Mähne gezogene Haare ehrfurchtsvoll an gewisse Bäume bindet, oder wenn er zu Fuße ist ein Stäbchen zum Baum steckt, welchen Gebrauch auch die Christen gewordenen mit andern Schamanischen Resten noch beibehalten haben.

A. Polytheistische Glaubenssysteme und solche des unpersönlichen Absoluten. — Die früheste Religion der Aegypter war wie fast überall ein kosmischer Pantheismus, Personifikation der Naturkräfte; später traten vielfache Wandlungen ein. Die neuen Forschungen haben für das alte Aegypten drei große Götterkreise nachgewiesen; man hat

die kosmischen und sagengeschichtlichen Götter unterscheiden gelernt. Dem Osiriskultus ging der Ammonskultus vorher, der in den Jahrtausenden seines Bestehens mancherlei Wandlungen erlitten hat, allmälig wurden Sonnen- und Osiriskultus mit einander verbunden und endlich gewann der letztere die Oberhand. Die ungemein zahlreichen einzelnen Götter sind nur Vergötterungen der Naturkräfte und bilden alle zusammen den Alles belebenden und beherrschenden Urgott. Die Thiere wurden theils als dämonische Wesen betrachtet, in welche die Seele des Typhon, des Osiris und der Isis Feind gefahren war, theils als Sinnbilder und Masken der guten Götter, wie z. B. Horus mit einem Sperberkopf, Thot mit einem Ibiskopf, Anubis mit einem Hundskopf dargestellt wurde. Bei großen Calamitäten wurden aber auch die h. Thiere den Göttern geopfert, theils zur Versöhnung, theils um sie zu ehren. Die Menschen, welche früher geopfert wurden (namentlich braunrothe, von der Farbe des Typhon), wurden theils geschlachtet, theils verbrannt. (Bei den alten Aegyptern hieß Gott nouter und das hieroglyph. Zeichen der Gottheit war die Axt. Die Axt wurde auch bei verschiedenen anderen Völkern verehrt: in Gallien, Asien, Griechenland; Longpérier Congrès internat. d'Anthropol. et d'Archéol. 1 livrais. Paris 1868, 37 ff.)



Die mächtige ägypt. Priesterschaft, aus männlichen und weiblichen Individuen bestehend, unter welchen letzteren sich selbst Königinnen befanden, gliederte sich in zahlreiche Rangstufen, hatte ihre streng geregelte Lebensweise und Tracht und befliß sich der größten Reinheit und Mäßigkeit. Sie bildete die Religionslehren speculativ aus und hatte eine Geheimlehre, welche nur den Adepten mitgetheilt wurde. Verbreitung ihrer Religion durch Missionen lag den ägypt. Priestern ganz ferne; sie hatten sich selbst die Seereisen verboten. Zu der Priesterschaft von Heliopolis war auch Platon gepilgert und Strabo sah noch ihre Wohnungen, aber von der alten Wissenschaft verstanden sie nichts mehr, konnten nur noch opfern und die Alterthümer zeigen, denn der Weltgeist hatte bereits andere Stätten für seine Wirksamkeit sich erwählt. Die Abhängigkeit der Völker von den Priestern fand nicht blos im Leben der Einzelnen statt, namentlich auch durch die Tempelschulen, sondern fast noch mehr nach dem Tode; Begräbniß und künftiges Schicksal der Todten standen unter ihrer Einwirkung. Im Todtenbuch waren die sinnvollen Gebete verzeichnet, welche die Seele bei ihrem Gang durch die Himmelsräume verrichten mußte. Die A. hatten auch verschiedene Zauberer, von welchen die Psyllen oder Schlangenbeschwörer die bekanntesten sind.

Die Arier, Inder und Zendvölker hatten schon, als sie noch beisammen waren, außer den alten natursymbolischen Göttern einen aus sittlichen Vorstellungen entsprungenen Gott, Varuna (Ὀυρανός)

den Himmelsgott, durch seine himmlischen Boten allwissenden Richter der menschlichen Handlungen; ihre Trennung war wohl z. Th. durch Auseinandergehen ihrer religiösen Anschauungen begründet. Windischmann, Denkschr. d. bayr. Akademie 1846, nachdem er über den schneidenden Gegensatz von Zoroaster's Lehre und dem Brahmanismus, dem Zendavesta und den Vedas gesprochen, macht doch auf Erscheinungen aufmerksam, welche auf eine Urgemeinschaft der Süd- und Westarier deuten, z. B. auf die Analogie zwischen dem Haoma des Zendavesta und dem Soma der ältesten brahm. Lehre, welche den ganzen Kultus der Urarier durchdringt. Die heilig gehaltene Somapflanze ist Asclepias acida oder Sarcostemma viminalis, deren Saft narkotisch wirkt und als Opfertrank in den Tempeln gebraucht wird.

Zoroaster, Zarathustra, bei den jetzigen Persern Zerduscht genannt, war am Südostabhang des Kaukasus geboren und entwickelte, vom König Vistâspa unterstützt, seine reformatorische Wirksamkeit hauptsächlich in Baktrien, wobei er die alte Naturreligion der Iranier zur Grundlage nehmend, dieser einen höhern sittlichen Gehalt gab. Man vermag nicht einmal die Zeit zu bestimmen, wann er gelebt, die manche in das 3. Jahrtaus. v. Chr. setzen. Z. läßt nach Erschaffung der Geisterwelt durch die Urgottheit Zaruana die Sinnenwelt in Kugelform aus den von ihr geschaffenen Urstoffen gebildet werden. Schöpfung und Ausbildung der materiellen Welt legt er nicht mehr der Urgottheit zu, sondern dem Ormuzd, dem guten Prinzip, manchmal in Verbindung mit den sieben Amschaspands, den höchsten Lichtgeistern, denen 28 Izeds und unzählige Ferwers, die Urbilder der zum Lichtreiche gehörenden geschaffenen Wesen folgen. Ganz parallel dem Staate Ormuzd's, der im Himmel wohnt, verhält sich der Staat Ahriman's, des bösen Prinzipes mit seinen 7 Devas (Dämonen) und unzähligen untergeordneten, der in der Hölle tief unter der Erde lebt. Nach späterer Forschung wäre die Urgottheit Zaruana oder Zervane Akerene nur ein speculativer Begriff, durch welchen man den Zoroaster'schen Dualismus unter eine Einheit zu bringen suchte. Bei Z. wird die Welt durch das Schöpferwort aus dem Nichts hervorgerufen, bei den Aegyptern entsteht sie auf physikalische Weise, durch Naturkräfte. Bei letztern sind die höhern Götterbegriffe materielle und räumliche Theile der Welt, keineswegs menschenähnlich und nur die niederen Götter und Dämonen werden menschenähnlich gefaßt; bei Zoroaster steht die ganze Götter- und Geisterwelt der materiellen Welt gegenüber; die Götter sind nicht Theile der Welt, sondern menschenähnliche aus Geist und Leib bestehende Wesen, mit einzelnen Theilen der Welt nur verbunden, um sie zu führen und zu lenken. In der früheren Zeit hatten nach Herodot die Perser weder Tempel noch Altäre, sie opferten dem höchsten Gott (dem Sternhimmel), der Sonne, dem Mond, dem Feuer, der Erde, dem Wasser, den Winden Thiere unter

dem Beistand eines Magiers, erst Artaxerxes ließ Bilder der Tanais aufstellen, wie auch die Babylonier ursprünglich nur Wasser und Feuer verehrten und erst später Götterbilder in menschlicher Gestalt hatten. — Die Seelen der guten Menschen gehen in Ormuzd's Himmel ein, die der schlechten werden von den Devas in die Hölle geworfen. Aber es findet sich in dieser Glaubenslehre auch Auferstehung und Reinigung der durch Sünden Befleckten im Feuer, dem reinsten aller geschaffenen Wesen, nach richterlicher Ausscheidung von den Guten. Z.'s Ethik drang auf Reinheit im Denken, Sprechen, Handeln; eine blutliebende Gottheit und Menschenopfer kennt diese Religion nicht, ebensowenig Kastenwesen und ein der Welt abgewendetes Büßerleben, wie es die Inder hatten. Die siegenden Perser nahmen von den Medern die Zendreligion mit ihren Lichtpriestern, den Magiern an; sie gelangte im persischen Weltreich zur höchsten Blüthe und wurde mit diesem durch Alexander gestürzt. Ein Versuch, unter den Sassaniden sie wieder herzustellen, gelang nur halb, indem, wie in der Sprache, so in der Religion, viele griechische und semitische Elemente sich einmischten. Zuletzt wurden die Sassaniden durch die Araber gestürzt und von den Lichtanbetern blieben nur wenige z. B. in der Oase von Jezd und nach Guzerat in Indien Geflüchtete übrig. Man sieht, daß die Lehren des Judenthums und des Christenthums von Jehovah und Satan, Himmel und Hölle, Seligkeit, Verdammniß, Reinigung sich bereits in der Zendreligion finden. Zoroaster's Ideenkreis steht uns, wie Röth, Gesch. d. abendländ. Philos., Mannh. 1858, 2 Bde., bemerkt, viel näher als der materiell pantheistische der Aegypter, um so mehr, als sein uns fremdartiger Bestandtheil, nämlich jene Verehrung der materiellen Außenwelt: des Feuers und Wassers, der Sonne und des Mondes, der Weiden, Berge ihm nicht eigenthümlich ist, sondern aus dem alten arischen Glaubenskreise stammt, der dem altägyptischen ganz nahe verwandt, ebenfalls Weltvergötterung und Kosmotheismus war. Die Zoroaster eigenthümlichen Götterbegriffe harmoniren mit der modernen Denkweise: es sind menschenähnlich gedachte Geisterwesen, wie unsere Engel. Der moralische Standpunkt herrscht bei Zoroaster vor wie bei uns. Im Mittelalter und der neuern Zeit ist nun die Alles vom menschlichen Standpunkt auffassende Denkweise immer mehr herrschend geworden, bis zu dem von Röth nicht mehr erlebten Umschwung in den 2 letzten Decennien, wo durch die Naturwissenschaft wieder die kosmologisch materialistische Denkweise in den Vordergrund trat, aber nun ohne mythologische Personifikation der Naturkräfte und ohne Ethik.

Doch hat sich, wie Röth bemerkt, ein Abkömmling des ägyptischen Ideenkreises bis auf diesen Tag erhalten: die Trinitätslehre, nach neuplatonischen, d. h. ägyptischen Ideen gebildet. Aegyptischer

Abstammung ist auch das pantheistische Element in der Scholastik und die Kabbalah. Der Kampf zwischen der Zoroaster'schen und ägypt. Denkweise geht durch die ganze Geschichte. Aus Prof. Haug's Book of Aeda Viraf erfährt man, daß Zoroaster's Lehre, die Parsenreligion, Monotheism war und nur ein göttliches Wesen Ahuramadza (Ormuzd) kennt, das die ganze Welt und auch das Böse in ihr geschaffen hat. Man unterschied dann in ihm zwei Wesen oder Geister: Spentamaingu hat das Gute geschaffen und wurde deshalb mit Ahuramazda identifizirt, Angramaingu ist die Ursache des Bösen, wurde zu einem selbständigen Wesen gemacht und im Gegensatz zu A. gebracht, blieb aber an Macht und Einsicht diesem immer untergeordnet. Die Lehre der Juden von Gott und Teufel stammt wohl vom Parsismus. — Der Bundehesch, früher für eine Uebertragung altbaktrischer Religionsschriften gehalten, soll nach Justi erst im 13. Jahrh. n. Chr. abgefaßt worden sein, ist aber doch wichtig für das System des Parsismus.

Der Brahmanismus, zu welchem sich jetzt noch die Mehrzahl der Hindu bekennt, hat mehrere sehr verschiedene Formen angenommen. Der Grund zu ihm wurde bald nach der Einwanderung in Indien gelegt, etwa 1500 v. Chr., aber der Aufbau forderte Jahrhunderte und für ihn bildete sich die Brahmanenkaste, so genannt von Brâhmana, das Gebet, welches Wort aber auch das Absolute, Unbestimmbare und daher Unpersönliche bedeutet (Weber, Indische Skizzen, S. 21.). Brahmana, das höchste geistige Grundwesen, ist eine uralte arische Vorstellung, welche schon vor der Trennung der Hindu und Zendvölker sich gebildet hatte, welche beiden auch einen Sonnenkultus gemein hatten. Dem B. ging die alte Lehre der Vedas voraus, heiliger Hymnen, in welchen Sonne, Mond und der Stern- und Wolkenhimmel (Indra) verehrt wurden, über welchen der Weltschöpfer Brahma steht, Tugend und Andacht geboten, die Seelenwanderung und nach völliger Läuterung der Seele deren Rückkehr in Brahma's Schooß gelehrt wird. In den spätern Purânas und dem Epos Mâhabhârata treten wieder Naturkräfte und Elemente als göttliche Verehrungswesen auf, worunter drei besonders hervorragen: Brahma, dann Siva, die Feuer- und Zeugungskraft der Natur, zugleich die zerstörende Macht in derselben, mit seiner furchtbaren Gattin Pârvati, Durga, Kâli und den Symbolen des Lingam und Phallus, endlich Vischnu, das sanft belebende Weltprinzip des Wassers mit der Lotosblume als Symbol, nebst seiner Gattin Srî, Glückseligkeit, auch Lakschmî, Schönheit, der jetzt die meisten Anbeter in Indien hat, die auch den größten Theil der indischen Literatur geliefert haben. Vischnu hat eine Menge Incarnationen in der Welt gehabt und eine derselben war Krischna, d. h. der Schwarze, welcher den Drachen Kalija tödtete, eine andere Buddha; um ihn bildete

sich ein ungeheurer Kreis von Mythen und Sagen. Außer diesen drei Hauptgottheiten gibt es noch eine Menge Untergötter, ebenfalls meist Personifikationen von Kräften und Wesen der Natur, dann unermeßlich viele Dämonen, himmlische Sänger und himmlische Nymphen. Alle Götter mehr oder weniger werden von den Hindus durch Gebete, Waschungen, Opfer, Büßungen, Wallfahrten an heilige Orte verehrt. — Der spätere monotheistische Krischnadienst mancher Hindus ist offenbar ein Produkt christlicher Einwirkung und sehr verschieden von dem brahmanischen Begriff des Krishna. Damit hängt die Sage von Krishna's Geburt, seinem frühern Hirtenleben und die Verehrung seiner Mutter Devakî zusammen. Der brahmanische Krishna wurde mit Christus identifizirt, die später erlangten Vorstellungen von letzterem auf den ersteren übertragen.

Der Brahmane Ram-Mohun-Roy suchte in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts den Brahmanismus zu reformiren und den eingedrungenen Götzendienst zu entfernen, aber vergeblich. Er hatte zu diesem Zwecke die Vêdanta (das Wort heißt Erklärung oder Vollendung der Vêdas) aus dem Sanskrit übersetzt. Björnstierna, Philos. u. Theologie der Hindu, S. 77, macht hiebei die Bemerkung: „Mit natürlichen Mitteln macht man in Asien keine Proselyten." Im evangel. Missions-Magazin, Calw, Jan. 1867, wird eine Rede mitgetheilt, welche der „berühmte Brahmane Babu Kesab Tschander Sen" in Calcutta, 5. Mai 1866, über Jesus Christus, Europa und Asien gehalten hat und die im Indian Mirror veröffentlicht wurde. Man sieht aus ihr, daß die gebildete brahmanische Jugend an der ererbten Denkweise irre geworden ist, aber auch den tiefen Zwiespalt zwischen Hindus und Engländern. Ein großer Theil letzterer verachtet die H. als eine niedere, nichtswürdige Rasse, die Engländer gelten den H. als rachsüchtige, blutdürstige Wölfe, die H. den E. als niederträchtige, gemeine Füchse und die indische und englische Presse schüren fortwährend das Feuer und die verwerflichsten Leidenschaften.

In Indien finden sich außerdem noch sehr zahlreiche kleinere Sekten, unter welchen die Dschainas, Anhänger des Dschina und die Sikhs hervorzuheben sind. Die Glaubenslehre der ersteren steht in der Mitte zwischen jener der Vischnuiten und Buddhisten, sie haben von jenen die Götterwelt, von den Buddhisten die Askese und das Nirvana, scheinen im 5. Jahrh. n. Chr. entstanden zu sein und waren im südl. Indien, wo alte prachtvolle Tempel von ihnen noch vorhanden sind und jetzt noch ihr Hauptsitz ist, sehr zahlreich. Die Sikhs, vom Sanskrit'schen Sikscha, Jünger, gehören Nordindien an und haben im Fünfstromland einen eigenen Staat gegründet. Ihr 1469 n. Chr. geb. Stifter Nanak, aus der Kriegerkaste der Hindus, hatte außer den indischen Schriften auch den Koran studirt

und suchte Hindus und Mohammedaner in einer monotheistischen Lehre zu vereinigen. Seine Nachfolger und Anhänger sammelten die Grundsätze der Lehre in dem Buche Adi Granth, das heißt Erstes Buch, geriethen aber, weil sie sowohl die Vedas als den Koran verwarfen, mit den Brahmanen und den Mohammedanern in Conflikt und mit letzteren, namentlich den Afghanen und den Großmogulen von Delhi, in furchtbare langwierige Kriege unter wechselndem Glück, bis endlich einer ihrer Sirdars, Rundschit-Singh, die bis dahin bestandene Republik der Sikhs in das despotisch regierte Reich von Lahore umwandelte, das unter seinem Sohn Dhalip-Sing in die Gewalt der Engländer fiel.

Der Stifter des Buddhismus, Gautama, war der Sohn eines indischen Königs im 6. Jahrh. v. Chr. und erhielt den Ehrentitel „Buddha", so viel als Weiser und heißt auch Sakja-muni, Lehrer aus der Familie Sakja, einer der vornehmsten der Brahmanenkaste. G. zog sich, tief beklagend das Elend und die Schlechtigkeit der Menschen, in die Einsamkeit zurück, um dann bald als Gegner der herrschenden Brahmareligion aufzutreten, und eine neue Lehre mündlich zu verkünden, die erst nach seinem Tode niedergeschrieben und in den nächsten Jahrhunderten durch viele Concilien festgestellt wurde. Nach den neuesten Ermittlungen scheint doch auch G. ein einziges, unsichtbares, allmächtiges, allweises Wesen angenommen zu haben, das kein Bild darstellen kann und mit welchem der Gute und Rechtschaffene nach dem Tode vereinigt wird, was Nirwâna oder Seligkeit heißt, während die Seelen der Schlechten in Thierkörpern wiedergeboren werden. Vom Brahmanismus nahmen die Buddhisten die Kosmogonien, viele Untergötter und Ceremonien an, verwarfen aber die Vedas, so wie die Erblichkeit der Kasten und richteten ihre Gebete vorzüglich an Gautama und andere Buddhas, denen sie wie den Untergöttern Früchte und Blumen opfern. Ihre Priester, welche diese Würde wieder ablegen können und im Gegensatz zu den Brahmanen ehelos leben, wohnen größtentheils in Klöstern zusammen.

Die kashmirische Aufzeichnung dieser Lehre ist im Sanskrit, die Ceylon'sche im Pâli abgefaßt, auch sie ist nichts weniger als frei von der den Indern eigenen Maßlosigkeit und Abenteuerlichkeit. Gautama wurde von seinen Anhängern nach seinem Tode als Incarnation des Göttlichen verehrt, sie selbst nannten sich Samânas, die Gleichbleibenden, woher das Wort Schamanen kommt, so wie die Benennung Samanäer, unter welcher sie Alexander d. Gr. und seinen Makedoniern bekannt wurden. Das unendliche Wesen des B. ist nicht der lebendige, selbstbewußte persönliche Gott und damit fehlt ihm auch das wesentlichste Moment aller Religion; falsch sind auch seine Dogmen, daß Alles nur Schmerz und Elend und daß nichts wirklich sei. Buddha's Lehre gestattet seinen Anhängern keine Erleichterungen, keine Nachsicht,

Fürbitte, aber verheißt Allen strenge Gerechtigkeit, Lohn oder Strafe, je nach ihren Handlungen. Ein Fortschritt im Staat und der Gesellschaft ist im Buddhaismus nicht vorgesehen, alles Wirkliche wird als das zu Recht Bestehende anerkannt, auch die Tyrannei. Die Reichen und Großen verdanken ihre günstigere Stellung ihren Verdiensten in einem früheren Leben, wer jetzt arm und rechtlich ist, darf Aehnliches in einem späteren Leben erwarten. Das Nirvâna bezeichnet auch nach Max Müller ursprünglich die Unsterblichkeit und wurde erst durch spätere Philosophen in das Nichts verkehrt. Der B. erregte die heftigste Reaktion des Brahmanismus und nach langen blutigen Kämpfen gelang es, die Buddhisten aus Indien zu vertreiben, welche dann ihren Hauptsitz in Tibet nahmen, wo auch ihre Hierarchie und ihr Kultus sich am vollständigsten ausgebildet hat. Der B. hat sich über den Himalaja und Hindukusch bis tief hinein nach Hochasien und ostwärts nach Hinterindien, China und Japan verbreitet, faßte auch in Persien Fuß. Im Manichäismus finden sich buddhistische, parsische und christliche Religionsbegriffe eigenthümlich gemischt, während dem spätern B. wieder parsische Dogmen sich einmengten, in den gnostischen und neuplatonischen Systemen trifft man wieder buddhistische und brahmanische Vorstellungen. Mönchs- und Nonnenwesen, Cölibat und Tonsur, Glocken und Rosenkränze, der Heiligenschein, die Reliquienverehrung, die Kirchthürme und mancherlei christliche Gebräuche stammen sämmtlich aus dem B., namentlich sind die Kirchthürme Nachahmungen der Sthúpa, Topen, über den Reliquien Buddhas errichtet, welche mit den brahmanischen Pagoden die bienenkorbartige Kuppelform gemein haben. Zuletzt concentrirte sich der Kultus auf Buddha's Person, die man durch unbefleckte Empfängniß entstehen ließ, in der das Volk seinen Erlöser sah und sie göttlich verehrte. Die neben den Buddhapriestern (Lamas, Bonzen, Talapoinen, Rahanen) sich in Centralasien erhaltenden Dämonenpriester, Schamanen, haben eben ihren Namen von dem indischen çramana, Samanen. Ungeachtet seiner Mängel hat der B. überall sittlichend und reinigend gewirkt, namentlich auch den Frauen eine würdigere Stellung geschaffen und die rohen Völker aus der Wildheit emporgehoben. Im Laufe der Zeiten ist aber auch diese Religion entartet, ihre Hierarchie wirkt lähmend und tausende von männlichen und weiblichen Buddhapriestern verzehren in Tibet ihre Kraft in unfruchtbarer Askese und leeren Ceremonien.

In Japan hat der im 6. Jahrh. n. Chr. eindringende Buddhismus die Sinto-Religion, über die man nur wenig weiß, überflügelt und es hat sich dort eine eigenthümliche Verbindung der Lehren des Sinto und des Buddha entwickelt. Die Benennung der erstern kommt von Sin, d. h. Weg oder Kultus, nämlich der Götter des Vaterlandes. Ueber einen von 800,000 Göttern erfüllten Himmel und

einer Geisterwelt, den Kami, gebildet aus den verstorbenen Helden, Staatsmännern und ausgezeichneten Frauen, welche sämmtlich der Mikado zu bezeichnen hat, thronen zwei höchste Gottheiten, von Sonne und Mond entsprossen, die erste männlichen, die andere weiblichen Geschlechtes, welche nicht in Bildern der Tempel, sondern nur im Symbol der höchsten Reinheit, im Spiegel angebetet werden und von denen die Dynastie der Mikados abstammt, deren einzelne Glieder man als irdische Gottheiten verehrt. Die Seelen der Tugendhaften, welche nicht zu den Kamis versetzt werden, gehen nach dem Tode in das allgemeine Leben der Welt über, die der Bösen wandern in Thierkörper, namentlich den des Fuchses, den man als eine Incarnation des Bösen ansieht. In den Tempeln, wo nur die Kami verehrt werden, findet man als Sinnbilder der Gottheit den Spiegel und Papierstreifen an Stöcken vom morgenländischen Lebensbaum, Hino-ki. Wichtigstes Gebot ist: den Gesetzen der Natur und der Oberen zu gehorchen; der Kultus wird durch verheirathete Priester und durch Mönche und Nonnen besorgt und namentlich an den zahlreichen Festen geübt. Den Buddhismus erhielten die Japanesen über China; 522 n. Chr. nahm ihn der Dairi-ken-Meï (geistl. Kaiser) selbst an und nur Wenige blieben der alten strengen Lehre des Sinto treu, während Andere, so die Sekte der Riobus durch Umdeutung und Accommodation derselben eine Verschmelzung mit dem Buddhismus herbeiführten, die von den meisten Anhängern Sintos und vom ganzen Hofe des Mikado angenommen wurde. Manche, welche im Leben dem Sinto anhängen, übergeben beim Sterben Seele und Leib den Buddhapriestern.

Babylonier und Assyrier verehrten den Sonnengott und die zeugende Naturkraft mit einem unzüchtigen Kultus, zu dem auch die Israeliten wiederholt herabsanken, dabei kamen auch Menschenopfer und Selbstverstümmlung vor. Zuerst verehrten die Babylonier nach Berosus nur Wasser und Feuer, später Götterbilder in menschlicher Gestalt. Artaxerxes Longimanus befahl in allen Hauptstädten des Perserreiches menschenähnliche Bilder der Nationalgöttin Anais aufzustellen und zu verehren. Die grausamen und wollüstigen Assyrer beteten die Gestirne, namentlich den Sonnengott Mithras an, dann aber auch Mylitta und Moloch und führten überall den Sterndienst ein, die Anais, Anaitis, Tanais, war die Kriegs- und Schutzgöttin der Perser und Assyrer. In der Hauptstadt Ninive vereinigte sich arisches mit semitisch-babylonischem Wesen, Gestirn- und Feuerdienst, Mithrasdienst nebst den Magiern hatten die Assyrer von Iran erhalten, den Baals- und Mylittenkult von Babylon; sie drangen dann wieder den Iraniern den Dienst der Mylitta auf, ursprünglich Göttin der Zeugungskraft der Natur, der man dann Mond und Venus anwies und sie zur Himmelskönigin machte. Anaitis, Mylitta und die kanaanitische Astarte und Melecheth (so viel als Königin), Aschera

und Astoreth sind dasselbe Verehrungswesen und ebenso wahrscheinlich die angebliche Königin Semiramis, während Nimrod und Ninus dem Herakles der griechischen Mythologie entsprechen. Als Feuergott verehrten die Assyrer Sandan oder Sardanapal, den Geist des Planeten Mars, und die angebliche Selbstverbrennung eines Königs dieses Namens scheint eine mythologische Vorstellung zu sein. Bei den Festen der Anaitis mußten Frauen ihre Keuschheit opfern und Männer entmannten sich, ihr Dienst kam auch nach Jerusalem und die Frauen hingen sehr an ihm. Bei den Assyrern, wo der Feuerkult ebenfalls von Magiern besorgt wurde, trug der Obermagus den Heeren das heilige Feuer voraus. Assyrer, Phöniker, Karthager brachten dem Feuer- oder Sonnengott, bei ersteren Moloch genannt, um seine Wuth und Gluth zu versöhnen, ihre Kinder, manchmal auch Erwachsene, zum Opfer dar, der Molochdienst kam auch nach Israel und im Thale Hinnom wurden viele Kinder geopfert. Beschneidung und Laubhüttenfest, meint Gfrörer, gehören dem Dienste der Mylitta und des Moloch an, einer Schöpfung der Hamiten, weshalb auch in der schwarzen Urbevölkerung Indiens der Phallus und Lingam sich findet, den die Brahmanen nicht haben, — aber die Dravidas und Negritos Indiens kann man nicht zu den Chamiten zählen. Bei den hamitischen und dem größten Theil der semitischen Völker, bei den Aegyptern, namentlich im Isis- und Osiriskultus, dann im Dionysosdienst der Griechen spielte nämlich der Phallus eine bedeutende Rolle und wurde als Symbol der zeugenden Naturkraft umhergetragen. Der Lingam der Inder, wahrscheinlich erst mit dem Siva-Kultus aufgekommen, repraesentat conjunctionem genitalium utriusque sexus. — Für die Phöniker sind noch die Kabiren zu nennen, Staatsgötter der einzelnen Städte und des ganzen Bundes, welche einen eigenen Kreis für sich bilden. Das Wort Kabiren bedeutet Starke, Patäken hießen sie als Kinder des Ptah, auch Sadyksöhne, Sprößlinge der Gerechtigkeit und wurden in Zwerggestalt dargestellt.

Lao-tse oder Lao-tseu, geb. 565 v. Ch., älterer Zeitgenosse des Confucius, der ihn noch besuchte, ist der Gründer der Tao-Religion, R. des rechten Weges und wird gleich Buddha von seinen Bekennern zugleich als Gott und als Mensch betrachtet. Er verfaßte das Werk Tao-te-king, das „Buch über die Kraft und Wirkung". L. gibt den Rath, sich zeitig aus dem Lebensgewühl zurückzuziehen, und sich der Betrachtung hinzugeben, seine Religion hat auch zahlreiche Klöster, viel Wunder und Aberglauben, Zauberei, weshalb die Tao-Priester beim geringeren Volke sehr beliebt sind, während sich zur Religion des Confucius, die eigentlich nur Religionsphilosophie und Moral ist, die Vornehmeren bekennen. Confucius, chines. Kong-fu-tse, d. h. „der ehrwürdige Lehrer Kong", angeblich

551 v. Chr. geboren, schwang sich zum Minister mehrerer chinesischer Feudalstaaten auf und versuchte das corrumpirte, von bessern Zuständen herabgesunkene Volk zu höheren geistigen und sittlichen Stufen zu erheben, traf aber bei ihm wie bei den Regierungen auf solchen Widerstand, daß er nach Aufgebung seiner Stellen ein Wanderleben antrat, überall Tugend und Gerechtigkeit predigend, wobei sich um ihn bald eine große Zahl von Schülern und Verehrern sammelte. C. schrieb mehrere Werke und erläuterte frühere Schriften, seine Schüler zeichneten die Gespräche und Lehren des Meisters auf. Man baute ihm nach seinem Tode Tempel und opferte ihm wie einem Gott, bis auf den heutigen Tag werden seine jetzt noch canonischen Schriften commentirt und erklärt und sein noch jetzt existirendes Geschlecht genießt das größte Ansehen. In der Lehre des C. sind die zwei Urgründe des Daseins Yang und Yn, Urkraft und Urmaterie, Himmel und Erde und bilden in Folge gegenseitiger Durchdringung die 5 Elemente, aus welchen Alles entsteht und deren höchste Entwicklung der Mensch ist, welcher Geist und Willen besitzt, was Yang und Yn nicht haben. Die himmlische Urkraft, welche das All durchdringt und belebt, seine Ordnung und sein Gesetz, ist nicht bewußter Geist, der nur den Individuen zukommt; das Göttliche ist nur Natur. In allem Wirklichen sind Kraft und Stoff untrennbar verbunden und erscheinen im Menschen als Seele und Körper; da letzterer im Tode sich auflöst, hört auch die Einzelseele, das Yang auf, welcher ohne den Leib nicht mehr als Einzelseele bestehen kann. — Eine Gottheit und ein Jenseits kommen in der Lehre des C., die wesentlich nur Moral enthält, nicht vor. Sie wurde später vielfach entstellt und vom Polytheismus überwuchert; die Chinesen glauben jetzt an Geister der Sterne, Sonne, Flüsse, Berge, verehren Schutzgeister und die Geister der Verstorbenen.

In der griechischen und römischen Mythologie erscheint Zeus, Jupiter, der Himmelsgott als der mächtigste der Götter, Göttervater, König der Götter und Menschen und seine Gemahlin war Here, Juno, die Göttin der Erde, weil Himmel u. Erde zu einander gehören. Tochter des Zeus, des Wolken- und Sonnengottes, ethisch gefaßt des weisen mächtigen Herrschers ist Pallas Athene, die Göttin des Blitzes, aber auch die Göttin des Krieges und der Weisheit. Das vulkanische Feuer stammt aus der Erde, darum ist Hephästos, Vulkan der Erzeugte von Here und wird für die Menschen der Gott der Arbeiter im Feuer. In andern Vorstellungen tritt auch Demeter Ceres als Erdgöttin auf, speziell des Getreides und Leto, Latona, die Verborgene, aus deren Schooß Sonne und Mond, Apollon uud Artemis hervorgingen. Apollon der Sonnen- und Lichtgott ist auch der Veredler und Heilgott der Menschen, daher der Führer und Gott der Aerzte, Artemis, Diana die Mondgöttin ist auch die Jägerin,

zugleich aber auch die Beschützerin des Wildes. Poseidon, Neptun, der Bruder des Zeus war der Gott des Meeres, Hades der Gott der Unterwelt und der Todtenherrscher, als Pluton Gott des Reichthums wegen der unterirdischen Schätze; bei ihm weilt im Winter, wo die Vegetation verschwunden ist, seine Gemahlin Proserpina. An Dionysos, Bacchus, den Gott des fröhlichen Gedeihens und Blühens besonders der Rebe schließen sich die Waldbämonen, Satyrn und die Mänaden, Vertreterinen der rauschenden ungezügelten Lust an. Hermes Merkur, welcher der Fruchtbarkeit der Heerden vorstand, wurde zugleich zum Gott des Besitzes und Handels. Einen anders benannten wohl älteren Götterkreis bilden Uranos, der Himmel, Kronos, der Gott der Zeit, Helios, der Sonnengott, Europa die Mondgöttin, Hekate die Zauberin. Von Aphrodite Venus, der Göttin der Schönheit und Liebe mit Eros, Amor, dem Gott der Liebe und ihrem Gemahl Ares, Mars, dem Kriegsgott, dann Hestia, Vesta, der Göttin des Hauses und der Familie, läßt sich eine ursprünglich physische Bedeutung nicht nachweisen. Bei den Römern traten die sehr wenig bekannten altitalischen Götter fast gänzlich hinter die übernommenen mit andern Namen belegten griechischen zurück und die Römer fügten nur noch einige abstrakte rein ethische Götterwesen bei. — Die Meinung Röth's (Gesch. d. abendländ. Philos. ꝛc.) daß der griech. Glaubenskreis z. Th. aus dem pelasgisch-ägypt. stamme, die Pelasger Phöniker gewesen seien, die aus Aegypten in Griechenland einwanderten, ist nach neuen Forschungen, welche in den Pelasgern ein älteres ächt griechisches Volk erkennen, unbegründet. Wohl mögen aber die Phöniker auf die Griechen gewirkt haben; Dionysos ist Baal, Aphrodite heißt phönikisch Aphrebet, die Taube. Ein Grundbestandtheil der griech. M. war immer altarisch, der Name der höchsten Gottheit der Griechen und Römer, *Ζεύς* und Jupiter ist nach Max Müller derselbe wie der Vedische Dyaus, der Himmel und der alte deutsche Gott Zio, Altnordisch Tyr, dessen Namen im Althochdeutschen Ziestag, im Altsächsischen Tivesdag, im Altnordischen tysdagr, ja in Dienstag und Tuesday selbst noch in den neuesten Sprachen lebendig ist.

Die Mythologie der eigentlich germanischen und der skandinavischen Völker weicht bedeutend ab, obwohl beide wesentlich heroischer Art, zugleich beiden gemeinsam die höchsten Götter Wodan und Odin, Donar und Thor sind, in beiden kein Stern- und Elementardienst, kein Zeugungskultus vorkommt. Die skandinavische Mythologie war ausgebildeter als die germanische, weil die Germanen früher zum Christenthum bekehrt wurden und ihr Kultus war rauher und finsterer. Auch hier wurden wieder die Naturerscheinungen und Mächte personifizirt, zuerst der gewaltigen nordischen Natur gemäß in ungeheuerlicher Gestalt und geringer Zahl, dann

etwas milder und zahlreicher, bis in der Zeit des Verfalls der Glaube an eine nothwendige Läuterung der Götter und ihrer Welt aufkam. In dem gähnenden Urschlund entstanden zuerst die Nebel- und die Feuerwelt, Niflheim und Muspellheim, aus ersterer kommen Ströme, die zu Eismassen erstarren, in welchen durch belebende Funken von Muspellheim der Riese Ymir und die ihn nährende Kuh Audhumla entstehen, dann andere Riesen, welche Ymir erschlagen, aus dessen Gliedern Odin die Erde bildet, die von der Riesenesche Yggdrasil getragen wird, um welche sich das Meer als Schlange legt. Odin mit andern Göttern bildet auch das erste Menschenpaar. Zwischen diesen neueren Göttern, den Asen und den Riesen wüthet fortwährender Kampf. In Odins Götterstaat sind außer ihm und seiner Gemahlin Frigg, seinen Söhnen Bragi und Baldur, ersterer mit der Jugendgöttin Iduna verbunden, der Donnergott Thor, der Schlachtengott Tyr, der Himmelsgott Hoenir, die Meergötter Heimdall und Niörd ꝛc. zu nennen. Niörd mit seinem Sohne Frey und seiner Tochter Freya, der Liebesgöttin gehören dem Göttergeschlecht der Wanen an, das sich mit den Asen vereinigte. Die aus Muspellheim frei gewordenen Riesen kämpfen unter Loki's, des Feuergottes und Surt's Führung mit den Asen, welche schließlich unterliegen, Surt entzündet mit seinem flammenden Schwerte die Welt, so daß die Sterne herabfallen, die Erde in das Meer stürzt, in welchem zuletzt die Flammen erlöschen, worauf eine neue Erde mit z. Th. neuen Göttern und ein zweites neues Menschengeschlecht entsteht, so wie der Glaube an Bestrafung der Bösen in der Unterwelt, Belohnung der Guten bei Odin, Thor und Freya sich entwickelt; die Walkürien führen die auf dem Walfeld gefallenen Tapfern in Odins Vallhöll, Wallhalla. Die Nornen sind Schicksalsgöttinnen, es gab ferner Zwerge und Elben, welche letzteren z. Th. Land- oder Schutzgeister waren und im Wasser Nixen. Man opferte den Göttern Früchte, Thiere, namentlich das Roß, auch Menschen, jedem Gott war ein bestimmtes Thier geweiht, zu bestimmten Zeiten des Jahres fanden große religiöse Feste statt. Es gab zahlreiche Tempel mit den Bildsäulen der Götter, der prachtvolle Tempel zu Upsalir war zugleich Odin, Thor und Frey geweiht. Priester scheint es nicht gegeben zu haben, wohl aber Priesterinnen, Seherinnen, Zauberer.

In der Mythologie der Deutschen, welche ärmer und unbekannter ist als die nordische, war Wuotan, Wodan, dem skandinavischen Odin entsprechend, der höchste Gott, Luft- und Himmelsgott, deshalb auch Gott des Wetters und des Gedeihens der Früchte, aber auch des Krieges und der Jagd, dessen Andenken in den Gebräuchen um die Weihnachts-, Fasten- uud Erntezeit, so wie in der Sage vom wilden Heere sich z. Th. jetzt noch erhalten hat. Donar, Thunar entspricht ganz dem skandinavischen Thor und ist

wie dieser der Donnergott, aber wegen der wohlthätigen Wirkung des Gewitters auch der Gott der Viehzucht, des Feldbaues, der Ehe, dem der Bär und Bock, das Eichhörnchen und Rothschwänzchen, die Eiche und Eberesche heilig waren. Der dritte, ursprünglich Himmelsgott wie Zeus und Kriegsgott dem nordischen Tyr analog, mit dem Schwert als Symbol, hatte bei den verschiedenen Völkern die Namen Tiu, Ziu, Eru, Saxnot und nach ihm ist noch unser Dienstag benannt, wie der Donnerstag von Donar. Baldur oder Phol scheint auch verehrt worden zu sein, ebenso sein Sohn Forseti unter dem Namen Fosite auf Helgoland. Die vornehmste Göttin war die Nerthus des Tacitus, in Mecklenburg und Pommern noch jetzt Frau Gode, in der Uckermark und in Havelland Fru Harke, bei den Niederdeutschen Fria oder Frigg, bei den Thüringern, Franken, Hessen, Holda oder Holle, bei den Bayern Perchta, vielleicht auch in der Sage der weißen Frau fortlebend und ihr ursprüngliches Heiligthum befand sich auf Rügen oder Femern. Nach den Gegenden hatte sie das Schiff, den Wagen oder den Pflug als Symbol und wachte sorgend über Haus und Feld, über Ehe und Kinder, war auch die Gebieterin des Todtenreiches; ihre Schwester Volla war eine Göttin des Reichthums. Dann hatten die D. eine Göttin Sunna, die Sonne und ihre Schwester Sinthgunt, die Sterngöttin, außerdem Schicksalsgöttinnen, den nordischen Nornen entsprechend und statt der skandinavischen Walkyrien die Schwan- und Schlachtjungfrauen, endlich Riesen als Personifikationen der rohen Naturkräfte, Elben, Elven, schöne verlockende Wesen in Luft, Wasser, Wald und im Hause waltend, Zwerge häßlich und mißgestaltet, in Bergen und unter der Erde hausend; beide machen sich gerne an die Menschen und können ihnen nützen oder schaden. Nach dem Untergang des Heidenthums lebten manche Götter in sagenhaften Helden, z. B. des Nibelungengedichtes fort. Vom german. Schöpfungsmythus ist nichts auf uns gekommen, wohl aber von dem Glauben an eine große Fluth und Untergang der Natur- und Götterwelt durch einen Weltbrand, ähnlich der skandinav. Vorstellung. Die Symbole der Götter und der Kultusstätten befanden sich in heiligen Hainen, die Götter wurden mit Processionen, Liedern, Opfern verehrt und es fanden mancherlei religiöse Feste statt, die an das Naturleben und seine Wechsel sich anschlossen, für welches die alten Deutschen sehr viel Sinn und Gefühl hatten.

Der **Druidismus** wahrscheinlich bei den britischen Kelten entstanden, hatte später seinen Hauptsitz in Gallien. Die Druiden waren die Priester, Propheten, Stern- und Zeitkundigen, Richter, Aerzte des Volkes, das sie in Gemeinschaft mit dem Adel beherrschten, an ihrer Spitze stand ein Hohepriester und sie waren in klösterliche Vereine gesammelt, in welchen den Adepten die viele Jahre

erfordernde Religionslehre mitgetheilt wurde, welche eine geheime war. Ihre Götterlehre ist fast unbekannt, sie glaubten an ein Schicksal, Unsterblichkeit und Wanderung der Seele. In Gallien durch Kaiser Claudius und später durch das Christenthum unterdrückt, begaben sie sich hauptsächlich nach Wales; viele Menhirs, Dolmen, Cromlechs in Britannien und Gallien will man für Druidische Kultstätten halten. Es gab auch Druidinnen, deren Verhältniß zu den Druiden nicht ermittelt ist; Gwyllion hießen neun D. auf der Insel Sain, welche ewige Jungfrauschaft gelobt hatten, sich in Thiere verwandeln, Meer und Winde erregen, das Künftige voraussagen konnten.

B. Monotheistische Religionssysteme. Mosaismus. „Es war ein mühsamer Fortschritt,“ sagt Radenhausen, „vom grimmen, rachsüchtigen Verderber des Feuers, der Wüste und des Sonnenbrandes bis zur erhabenen Vorstellung eines unsichtbaren, die ganze Welt erfüllenden Wesens, ausgerüstet mit menschenähnlichen, zur größten Vollkommenheit gesteigerten Eigenschaften (Allgüte, Allweisheit, Allmacht ꝛc.), zum Gottesglauben zu gelangen, wie er von Juden, Christen und Mohammedanern gehegt wird, alle darin übereinstimmend, daß das höchste Wesen persönlicher Art sei, ein von der erschaffenen Welt unterscheidbarer Schöpfer, welcher als Geist der Welt innewohnt, eben so innig, aber auch eben so unabhängig, wie die menschliche Seele dem Leibe.“ Moses, Moscheh, Osarsiph der Aegypter, nach ihnen ein abtrünniger Priester, welcher die durch das Gesetz für unrein Erklärten um sich gesammelt und aus Aegypten geführt habe, hat sein Volk zum Glauben an einen einzigen Gott gebracht, sein Leben durch Gesetze geregelt und ihm auf Jahrtausende ein fast unzerstörbares Nationalgefühl eingeflößt. Sein Gottesbegriff und seine Gesetzgebung haben übrigens in den folgenden Jahrhunderten vielfache Veränderungen erfahren. Kaum zu ermitteln ist der Antheil, welchen Moses an der Abfassung des Pentateuch hatte. In der Mythe vom Sündenfall wird das, was immerwährend beim Menschen vorgeht, von seiner Natur unzertrennlich ist, das Schwanken zwischen Gut und Böse, das Entscheiden nach dem selbstsüchtigen Eigenwillen in einen Urakt des ersten Menschenpaares verlegt. Die ersten Menschen sündigten, wie alle späteren, weil sie Menschen waren.

Die ursprünglich von Samuel gestifteten Prophetenschulen bildeten ein Gegengewicht gegen die Laster des Hofes: seinen Luxus, Gewaltthätigkeit, sittliches Verhalten und fremden Götterdienst. Die nach dem babylonischen Exil auftretenden Propheten weichen durch ihre Haltung merklich von denen der früheren Zeit ab, endlich erlosch das Prophetenthum ganz. Im 2. Jahrh. v. Chr. begründeten Esdra und dessen Nachfolger den alttestamentlichen Canon, es begannen die Schriften der Perser und Griechen einzuwirken, es bildeten sich

neue Ansichten und die sich bekämpfenden Partheien der Pharisäer und Sadducäer. An die Stelle der alten Mosaischen und Hebräischen Lehre trat im 3.—5. Jahrh. n. Chr. der Talmud, in welchem die bis jetzt im wesentlichen erhaltene Grundlage des Judenthums gegeben ist. Die sogen. Kabbala ist die Geheimwissenschaft der Juden, Enthüllung des verborgenen Sinnes der Bibel, zugleich Theosophie und Schöpfungslehre, nach welcher verschiedene Welten als Lichtausflüsse aus dem absoluten Ainsoph, Urlicht in immer niedrigeren Kreisen bis zur Materie herab, hervorgegangen sind. Dann handelt sie von dem geistigen Urmenschen, Adam Kadmon, dem Fall der Geister und Menschenseelen, von Maschiach, dem künftigen Erlöser, von Gericht, Auferstehung der Todten, Wiederherstellung aller Dinge mit Zuhilfenahme einer symbolischen Zahlenlehre, ist also eine vollständige, detaillirte, manchmal abentheuerliche Weltphilosophie. — Der Mosaismus hat etwas auf den Islam, viel mehr auf das Christenthum eingewirkt.

Der Mohammedanismus oder Islam (letzteres Wort bedeutet „völlige Hingebung an Gott"), die jüngste und geistloseste der Weltreligionen, wurde von Mohammed oder Mahomed, einem schwärmerischen, schlauen, mit Herrschertalent begabten Araber begründet. Die monotheistische Idee desselben kam dem neuen Propheten aus dem Juden- und Christenthum; nach seiner Angabe brachte ihm, als er 40 Jahre alt war und sich zur Contemplation in eine Höhle des Berges Hera zurückgezogen hatte, der Erzengel Gabriel die Lehre und befahl ihm, sie zu verkünden. M., ein der Epilepsie unterworfener Visionär, der Geister sah, Stimmen hörte, gab seine Aussprüche für göttliche Offenbarung aus und sie sind ohne alle Ordnung im Koran gesammelt. Sprenger nennt M. einen „hysterischen Propheten", der wahre Vater des Islam sei der Geist der Araber, M. nur die Mutter. Nach Weil hatte aber vor M. die Religion bei den Arabern nur eine untergeordnete Bedeutung, der Stern- und Götzendienst war im Verfall, die Poesie aber in voller Blüthe, die in immerwährenden Fehden begriffenen Stämme waren gegen die Religion ziemlich indifferent. Der religiös-politische Geist, der Vater des Islam, wurde ihnen, wie ich glaube, eben durch M. eingehaucht. Seine Gattin Chadidscha (M. nahm nach und nach eine ziemliche Anzahl Frauen) war die erste, der er seine Mission anvertraute und diese entdeckte sie ihrem Verwandten Waraka, der die Schriften des alten und neuen Testamentes kannte. Bald stimmten Verwandte und Freunde, vor Allem Abu Bekr, M. bei, der zuerst im engeren Kreise seine Lehre verkündete und erst 3 Jahre später öffentlich auftrat, wobei er 613 n. Chr. erklärte, Gott habe ihm durch Gabriel auf jenem Berge Hera die Verkündigung seiner Lehre befohlen. M. lehrte einen einzigen Gott, der keinen Genossen habe und dessen Gesandter er sei; in Jesus

sei allerdings der Geist Gottes und sein Wort gewesen. Er wirkte keine Wunder und breitete seinen Glauben nicht bloß durch die Lehre, sondern im Gegensatz zu Christus durch das Schwert aus, verschmähte auch bewußte Täuschung nicht. — Beim Tode seines einzigen Sohnes Ibrahim, der $1^1/_2$ Jahr alt starb, sprach M. seine Trauer in bewegten Worten aus, „doch will ich keine Klagen ausstoßen, fügte er bei, welche meinen Herrn erzürnen; mein Kummer würde noch viel größer sein, wäre ich nicht überzeugt, daß ich dir nachfolge, — aber wir sind Gottes und kehren einst zu ihm zurück." Von einer letzten Pilgerfahrt gen Mekka nach Medina zurückgekehrt, stand M. in einer Nacht auf, weckte seinen Sklaven und ließ sich von ihm auf den Begräbnißplatz begleiten. Dort sprach er, nun 63 Jahre alt, unter anderem: Mir ist die Wahl gelassen, ob ich noch in dieser Welt bleiben will, deren Schätze mir offen stehen, oder ob ich früher meinem Herrn im Paradiese begegnen will und bei Gott sein, ich habe Letzteres gewählt. Er wurde nun krank und starb nach etwa 14 Tagen am 17. Juni 632 n. Chr.

Die wesentlichen Dogmen des Islam sind der Glaube an einen einzigen allmächtigen Gott, an ein ewiges Gericht und an die Sendung M.'s als Propheten Gottes. M. wirkte keine Wunder, sondern verbreitete sein Glaubenssystem durch nimmer aussetzende Belehrung und durch das Schwert; er verschmähte auch absichtliche Täuschung nicht. Das in viele sich bekämpfende Stämme zertheilte Volk der Araber vereinigte er durch sein Gesetz und machte es mächtig. Aïscha, eine der Frauen des Propheten, übte bei M.'s Leben mächtigen Einfluß auf seine Gesetzgebung und wurde nach seinem Tode fortwährend für die Erklärung und Anwendung seiner Lehren und Gesetze befragt. Ihre Mittheilungen bilden einen Haupttheil der Sunna oder mohammedanischen Tradition. Die Lehre M.'s entbehrt gänzlich neuer Erkenntnisse und spekulativer Ideen, ist aber reich an sittlichen und religiösen Vorschriften und verbreitete sich durch Waffengewalt ungemein schnell über einen Theil Asiens, Nordafrikas und Südeuropas; das Chalifat wurde zu einem Weltreich mit einer neuen eigenthümlichen glänzenden Kultur, die aber nicht von der Lehre, sondern von den mohammed. Herrschern ausging; den prachtvollen Städten Bagdad und Cordova konnte nur Constantinopel verglichen werden. Der Streit um das Chalifat zwischen den Häusern Murawijah's und Ali's trennte die Bekenner des Islam in die Schiiten (meist Perser), die nur Ali und seine Nachkommen als rechtmäßige Chalifen ansehen und in die Sunniten, die die Nachkommen Murawijah's als solche erklären (Araber und Türken). Letztere lassen zugleich als Gesetz neben dem Koran die Sunna gelten: mündliche Ueberlieferungen des Propheten M. Außer Sunniten und Schiiten gibt es eine Menge häretischer Sekten. Man hat vom Islam, der herrschenden Religion des Orients,

gesagt, daß er für halbcivilisirte Völker trefflich passe, er gebietet Reinhaltung des Körpers und verbietet geistige Getränke, aber der J., der mit stolzer Verachtung auf alle anderen Religionen herabsieht, kann allgemeine menschliche Gesittung nicht fördern; hierzu kommt noch seine Herabdrückung der Frau und das Sklaventhum. Indem er verbietet, von Menschen oder Thieren ein Bild zu machen, hat er der Kunst den Lebensnerv abgeschnitten; die Mohammedaner haben nur in der Architektur etwas geleistet und was die Wissenschaften betrifft, etwa in der Medicin.

Die blühende persische Kultur unter den Sassaniden wurde von den Arabern gestürzt und die Perser nahmen größtentheils den Islam an; von den Bekennern der Licht- und Feuerreligion entrannen nur wenige dem Schwert oder der Vertreibung. Den Christen hat der Islam fürchterliche, ein Jahrtausend währende Kämpfe und schweren Schaden gebracht; er hat seine Waffen bis nach Indien getragen und dort ein großes, lange bestehendes Reich gegründet. Die Neger nehmen den Islam sehr leicht, das Christenthum schwer an. Neben der Sklaverei haben die Mohammedaner den Negern auch Wohlthaten gebracht, in Gewerben und Handel, Verbesserung der Sitten; die Christen haben ihnen mehr Schaden verursacht. Die Verständlichkeit des Islam, die Gestattung der Vielweiberei, Nachsicht gegen den Aberglauben sagen den Negern mehr zu als die Lehren und Gebote des Christenthums.

In China drang der Islam sehr früh ein; John Anderson behauptet, daß schon der Khalife Walid im J. 708 n. Chr. eine Gesandtschaft mit Geschenken über Kashgar an den Kaiser von China geschickt habe. Der Khalife Abu Joffir al Mansur, der Gründer von Bagdad, schickte 758 dem Kaiser Sutsung, dem Zehnten der Dynastie Sung, ein Hilfskorps gegen einen Rebellen zu, das nach dessen Besiegung aber übel im Lande hauste. Marco Polo war erstaunt, so viele Mohammedaner im Lande zu finden und nach den Eroberungszügen von Dschingis-Chan kamen wieder viele nach China. Journ. of the A. Inst. 1871, S. 147. Die Drusen haben eine eigenthümliche, aus dem Islam entstandene, aber mit manchen christlichen Elementen verquickte Religion, geeignet, unwissende Mohammedaner und Christen zur Annahme der Drusenreligion zu bewegen. Die Nossairier (unrichtig Ansarier), von ihrem Propheten Nossair so genannt, vielleicht Nachkommen der Assassinen des Mittelalters, sind eine syrische mohammedanisirte Sekte, welche wie andere auf einen Messias hoffen, Ali, den Schwiegersohn Mohammeds als Gott verehren, an Seelenwanderung und endliche Verklärung der Gläubigen zu Sternen glauben, während die Seelen der Ungläubigen in Juden, Mohammedaner, Christen, ja sogar in Thiere fahren müssen. Ihr unzüchtiger Kultus enthält Ueberbleibsel aus dem altsyrischen Natur-

dienst. Ebenfalls im Kadmusgebirge, der nördlichen Fortsetzung des Libanons haust die weniger zahlreiche Sekte der Kadamisseh.

Im Christenthum ist die Beschränktheit des Judenthums und Islams und der Naturalismus der übrigen Glaubenssysteme aufgehoben; die christliche Kirche ist zugleich der Ausdruck der innigen, diesseitigen sowohl als jenseitigen Gemeinschaft der Gläubigen. Keine Religion ruht so unmittelbar auf der Person ihres Stifters, der als der ideale gottähnliche Mensch, nach der Fassung seiner Zeit als der Sohn des himmlischen Vaters sich darstellt, womit zugleich die Annahme seiner übernatürlichen Entstehung und das durch das Concil von Chalcedon festgestellte Dogma von seiner Gottheit ihre Erklärung finden. Der alexandrinische Theolog Arius hatte im 4. Jahrh. gelehrt, der Sohn sei durch den Willen des Vaters einst aus Nichts geschaffen, als erstes Geschöpf und Weltschöpfer, insofern Gott zu nennen, aber abhängig vom Vater — eine Lehre, welche die Concilien von Nicäa und Constantinopel als ketzerisch verdammten und als orthodoxen Kirchenglauben festsetzten: der Sohn Gottes sei von Ewigkeit her nicht geschaffen, sondern aus dem Wesen des Vaters gezeugt und mit ihm gleichen Wesens (Homousios). Eusebius von Nikomedien lehrte: der Sohn sei von Ewigkeit aus dem Wesen des Vaters gezeugt, aber nicht gleichen, sondern nur ähnlichen Wesens (Homoiusios) und dem Vater untergeordnet (Semiarianer). Das Concil von Nicäa im J. 325 erkannte dem Sohne gleiches Wesen mit dem Vater zu und ebenso das Concil von Constantinopel 381 dem Geiste, womit die Trinität festgestellt war. Wir begreifen nicht mehr, daß Ströme Blutes vergossen wurden, bis der Arianismus lag, aber vielleicht hätte sich die christliche Kirche ohne diese Kämpfe nicht befestigt. Schleiermacher hat die Trinitätslehre blos in einem Anhang zur Glaubenslehre besprochen und Paulus meinte, man solle sich mit einem Räthsel, das uns gar nicht aufgegeben sei, sondern welches die Kirchenväter und Concilien geschaffen, nicht den Kopf zerbrechen, wie dieses Schelling that, der aus den drei angeblichen Potenzen, die Gott schon vor der Schöpfung als die Möglichkeit eines künftigen Seins in sich gehabt haben soll, die christliche Dreieinigkeit werden ließ.

Bis in das 18. Jahrh. bestand der Glaube an die Gottheit Christi, dem nahe zu treten auch den Reformatoren des 16. Jahrh. nicht eingefallen war und wenn dieser seitdem mehr und mehr erschüttert worden ist, so haben sich die Philosophie und Theologie desto eifriger bemüht, in Jesu Person die lebendige Verwirklichung des eigenthümlichen wesentlichen religiösen Bewußtseins des Christenthumes zu erkennen und an die Stelle des kirchlich dogmatischen Begriffes den historischen und sittlich religiösen zu setzen, welcher letztere zugleich der höchste ist, welchen die Menschheit fassen kann.

Christus ist nicht mehr der blose Lehrer reiner Moral, wie etwa bei Lessing, sondern die centrale religiöse Persönlichkeit der Gottesgemeinde, der persönliche Mittelpunkt der mit Gott geeinten Menschheit, durch welchen das Christenthum zur ganz ethischen Religion wird. Gott erscheint auf dieser Stufe der religiösen Erkenntniß als der himmlische Vater, als der, von der Welt und Menschheit ebensowohl unterschiedene als sie mit seiner Kraft durchdringende, sich offenbarende, sie zum Heile führende, absolut vollkommene Geist. Der Jehovah des Judenthums ist nur der Gott des Gesetzes, im Ch. ist Gott auch die unendliche Liebe und diese Religion allein ist zur universalen geeignet, indem sie alle religiösen Bedürfnisse der Menschheit befriedigt. Jesus, welcher zu dieser Stufe des Selbstbewußtseins, zu diesem Gefühl seiner Beziehung zu Gott gekommen ist, hat auch uns dazu erhoben. Und weil ferner in unserem Geiste Vorstellen, Fühlen und Wollen untrennbar verbunden sind, so wird unser religiöses Bewußtsein auch auf unser Handeln Einfluß üben. Die ersten Christen mußten, um sich von der Idee des neuen Gottesreiches ganz durchdringen und erfüllen zu lassen, sich von der äußern Welt zurückziehen, aber nach geschehener Befestigung in derselben und nach der gewonnenen Erkenntniß, daß die Lehre Christi für alle Menschen gelte, traten die kommenden Geschlechter aus der Verborgenheit hervor und die neue Religion entfaltete immer mächtiger und durch die Verfolgungen nur erstarkend, ihre civilisatorische Einwirkung auf die Völker der alten Zeit.

Das Heidenthum hatte wie Neander bemerkt, nur den Begriff des Schönen, nicht des Heiligen, der in voller Reinheit auch dem Judenthum fehlt und nur dem Christenthum eigen ist, ebenso wie die Begriffe der wahren Humanität, der Wesensgleichheit aller Menschen und ihrer organischen Verbindung zur Menschheit. Im Heidenthum überwiegt das politische Leben, im Judenthum die Macht des Gesetzes, im Christenthum die Macht der Liebe. Die Ausbreitung des letzteren in der heidnischen Welt wurde begünstigt durch den verzweiflungsvollen Zustand eines großen Theiles der Völker des römischen Weltreiches, denn der Glaube an die alten Götter war geschwunden, die Armen und Sclaven seufzten unter unmenschlichem Druck, die vornehme Welt neigte sich umsomehr zum Mysticismus, als die Realität keine innere Befriedigung mehr gewährte. Die neue Religion brachte den einen die Menschenrechte, den andern bot sie neue Mysterien statt der verblaßten alten und allen öffnete sie die Aussicht auf Erlösung und Himmelreich.

„Der römische Senat und die vorkonstantinischen Kaiser mußten, sagt von Lasaulx, im Kampfe gegen das Christenthum unterliegen, weil sie einem höheren weltgeschichtlichen Recht nur das römische Staatsrecht entgegen zu setzen, eine geistige Macht nur mit materiellen

Waffen zu bekämpfen vermochten." — Anklänge an christliche Ideen finden sich auch bei Schriftstellern der klassischen Völker, namentlich in der platonischen Philosophie.

Jesus kannte das alte Testament genau, muß also wohl die hebräische Sprache erlernt haben, die Juden hatten vielleicht von ihrem Aufenthalte in Aegypten Erinnerungen an dessen Glaubenssystem bewahrt und aus dem babylonischen Exil einige Kenntniß des Parsismus, Brahmanismus, Buddhaismus, welche auch Jesus nicht fremd geblieben zu sein scheinen. De Wette und Strauß suchten die Unächtheit des Pentateuch und der Evangelien zu erweisen obschon alle Bücher des alten Testaments vom Pentateuch wissen und ihn voraussetzen und die historischen Zeugnisse für die Aechtheit der Evangelien bis zum apostolichen Zeitalter hinaufreichen. Nach Tischendorf („Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?" 4. Aufl. 1866) hat man wahrscheinlich schon am Ende des ersten und Anfang des zweiten Jahrh. eine Zusammenstellung der Evangelien gehabt. Die Schriften aus dem zweiten Jahrh. weichen so sehr von den neutestamentlichen ab, daß man unmöglich das Johannes-Evangelium in das zweite Jahrh. verweisen kann. Nachdem die Bibelkritik des 18. und 19. Jahrh. die Aechtheit der h. Schriften vielfach angegriffen und zweifelhaft gemacht, deren Charakter als Urkunden einer höheren Offenbarung ihrer Meinung nach vernichtet hat, ist es nun so weit gekommen, auch ihren civilisatorischen und beglückenden Werth zu leugnen, sie als im Widerspruch mit Vernunft und Bildung, die menschliche Kultur gefährdend darzustellen. Schon Macchiavelli hatte der christlichen Religion vorgeworfen, daß sie die modernen Völker unfähig zur Freiheit und einem starken politischen Leben gemacht habe, wogegen aber Nordamerika, England, die Schweiz sprechen. — Die großen Wirkungen des Lebens und Todes Jesu traten alsobald ein, nicht erst, nachdem man den historischen, Christus vergessen hatte und man im zweiten Jahrh. anfing, sein Leben nach dem vorgestellten Messiasbild nieder zu schreiben, wie Strauß behauptet. Es gab vielmehr schriftliche Aufzeichnungen über dieses Leben schon von Zeitgenossen Jesu. Vieles was über Jesu später bekannt wurde, ruht auf historischem Grund, mag zwar sagenhaft überliefert sein, ist aber nicht Mythe, die des historischen Grundes entbehrt. Der Name Christen entstand in Syriens Hauptstadt Antiochia, auf welche nach Jerusalem die Hauptanstrengung gerichtet war und wo Petrus sieben Jahre weilte. Der im 4. Jahrh. lebende westgothische Bischof Ulfilas, ursprünglich ein griechischer Kriegsgefangener, übersetzte einen Theil der Bibel in das Gothische, um dem Christenthum Eingang zu verschaffen.

Die geistlichen Orden im Christenthum und die Klöster sind theils aus der Begeisterung für dasselbe und seine Pflege und Aus-

breitung, theils aus einer Abwendung von der Welt und aus einem Eckel vor derselben hervorgegangen. Das Mönchthum entstand nachdem das Eremitenthum voraus gegangen war, zuerst in Aegypten wo Pachomius im 4. Jahrh. die Einsiedler zu einem gemeinsamen Leben im selben Gebäude vereinte, verbreitete sich von da nach anderen orientalischen Ländern und kam durch St. Augustin nach Nordafrika, durch St. Ambrosius nach Italien. Die ersten vollkommeneren Statuten gab der h. Benedikt im 6. Jahrh. Anfänglich existirten die Klöster nur einzeln, erst im 10. und 11. Jahrh. verbanden sie sich unter einander und so entstanden die Orden, welche sämmtlich mit Ausnahme der Jesuiten auch weibliche Mitglieder hatten. Durch die Klöster wurden viele wüste Länder urbar gemacht und für die Kultur vorbereitet, das Loos der Leibeigenen erleichtert, die Armuth unterstützt, zugleich die Völker unterrichtet, und die Denkmäler des klassischen Alterthums erhalten. In Bezug auf die Wissenschaft stehen die Benediktiner in erster Linie. Die Klöster waren einst in Rußland umsomehr die einzigen Kulturstätten, als Städte sich erst spät entwickelten und poetisch gebildeter Adel wie ihn Germanen und Romanen hatten, fehlte. Der mächtige Jesuitenorden, durch den Spanier Ignatius von Loyola 1540 gestiftet, dessen Organisation der Spanier Lainez gab, hauptsächlich um der weiteren Ausbreitung des Protestantismus entgegen zu wirken, ein Orden, der wie kein anderer in die Geschicke der Staaten des europäischen Kontinents eingriff, abwechselnd von Fürsten und Regierungen gepflegt und verfolgt, 1773 unter Clemens XIV. aufgehoben, nach dem Sturz Napoleons I. durch Pius VII. wieder hergestellt, obwohl nur in einigen Staaten retablirt, hat in der Gegenwart namentlich im deutschen Reich und in Italien harte Anfeindung und abermalige Vertreibung erfahren. Pascal schrieb seine „Provinciales" für die Jansenisten gegen die Jesuiten, welche er schon schonungslos angriff, weßhalb ihn Chateaubriand einen genialen Verläumder nannte. Der Ausspruch über die J.: Sint ut sint, aut non sint, rührt von ihrem General Ricci her. — Beghinen und Begharden waren freiere religiöse Vereine des Mittelalters; deren weibliche und männliche Mitglieder keine ewigen Gelübde ablegten, nicht ganz auf ihr Eigenthum verzichteten, sondern es wieder zurückerhielten, wenn sie aus der Genossenschaft traten und keine strenge Clausur hatten. Es gibt jetzt nur noch in Belgien Beghinen; der große Beghinenhof in Gent hat jetzt noch 600 Frauen. Durch den Verkehr und zahlreiche Missionen wird christliche Lehre und Kultur überall hin verbreitet und es wäre nur zu wünschen, daß das Benehmen vieler ihrer Bekenner der Lehre nicht so gänzlich widerspräche. Die Javanesen wollen nicht Christen werden, denn überall, wo der Orang-Putti (der Weiße oder Christ) hinkomme, gehe das Gute zu Grunde und reiße Schlechtigkeit ein. Ein Gallashäuptling sagte

dem Missionär Krapf: „Wir haben keinen Grund Christen zu werden, weil wir sehen, daß diese nicht besser sind als wir.“ Aehnliche Aeußerungen sind auch von Indianern und Negervölkern bekannt, Mit der bloßen Bibelverbreitung wird das Christenthum nicht gefördert, wenn nicht die entsprechende Lehre und Wandel sich zugesellen, überhaupt ist die Bibel nach Möhler (Symbolik S. 405) zwar „die Quelle der Heilslehre aber sie ist nicht die Richterin bei Bestimmung dessen, was Heilslehre ist, so wenig als ein Gesetzbuch sich selbst richtet.“ In der christlichen Kirche sind zahlreiche Sekten entstanden, indem gewisse oft höchst abenteuerliche Vorstellungen so energisch sich gestalteten, daß sie eine meist verderbliche Macht zu üben vermochten und auch der Anwendung der größten Gewalt lange zu widerstehen vermochten. Die Izedis, Yezidis, Jessiden, nach Ainsworth vielleicht assyrischen Ursprungs, etwa 200,000 Seelen, die kurdische Sprache redend, leben an der türkisch-persischen Grenze und beten den Scheitan, Satan an, der nach ihnen besonders in Moses, Christus und Mohammed wirksam war, die sie auch verehren; Gott überträgt ihm die Ausführung seiner Befehle und er ist nicht auf ewig verdammt, sondern wird einst wieder in Gnaden aufgenommem. Die Sekte, von der armenischen Kirche sich trennend, soll um die Mitte des 9. Jahrh. entstanden sein, als Gründer nennt man Simbath, Mtschuschik, Jesu oder Jesid. Sie sind mit persischen Feueranbetern gemischt, verehren deshalb das Licht sehr, glauben an Paradies und Hölle, sind sonst ein friedliches Hirtenvolk von guten Sitten.

Die Kainiten, eine Sekte in der ersten Zeit des Christenthumes verehrten als Vorbilder Kain, Cham, die Sodomiten, Esau, Kore, und vor Allen Judas Iskarioth &c. als mit höherer Erkenntniß ausgestattete Personen. Zur Erlangung der vollkommenen Gnosis und des Heiles muß der Mensch nach ihnen alle Stufen des Lasters durchmachen und den Namen Jesu verwünschen. Die in Afrika bestehenden Abeliten oder Abelonianer hatten zum Vorbild Abel, der nach ihnen auch verheirathet war, aber sich des ehelichen Umganges enthielt. Obschon verheirathet, lebten Männer und Frauen nur wie Geschwister mit einander, adoptirten aber fremde Kinder um ihre Sekte zu erhalten, die zur Zeit des h. Augustin aber schon erloschen war. Die Adamiten eine gnostische Sekte des zweiten Jahrh. hatten ihren Namen davon, daß sie dem Gottesdienste stets nackt anwohnten, auf welchen dann die zügelloseste geschlechtliche Ausschweifung folgte. Auch die Picarden, oft ebenfalls Adamiten genannt, die „Brüder des freien Geistes,“ welche von dem Franzosen Picard, der unbeschränkte Gemeinschaft der Weiber lehrte, gestiftet, seit dem 15. Jahrh. bestehen, haben ähnliche Sitten. Ihr Hauptsitz ist in Böhmen, wo von den Katholiken und noch viel mehr

von den Hussiten mit Feuer und Schwert gegen sie gewüthet wurde, ohne daß ihre Ausrottung gelang, denn sie regten sich 1781 und 1848 wieder, wurden aber beidemal durch Militärgewalt unterdrückt. Fast zu allen Zeiten gab es Sekten, welche durch Freigeisterei, Zügellosigkeit und sinnliche Ausschweifungen charakterisirt sind. Im 12. Jahrh. trat in den zeländischen Inseln ein gefährlicher Schwärmer auf, Tanchelin oder Tanchelm, der die Sakramente und die Hierarchie verwarf, bei seinen Predigten wie ein König in Gold und Purpur auftrat, umgeben von 3000 Bewaffneten, von dem unwissenden Volke wie ein Engel angehört. Er brauchte die von ihm verführten Weiber zur Gewinnung der Männer. „Zuletzt brachte er es dahin, daß er in Gegenwart der Mütter die Töchter und in Gegenwart der Männer die Frauen unter dem Vorwande eines geistlichen Werkes schänden durfte und jene sich für unglücklich hielten, welche seiner Wollust nicht zum Opfer fielen." Endlich wurde er von einem Priester getödtet.

Die Stedinger, eine manichäische Sekte des 12. und 13. Jahrh. beteten den Teufel als ihren Gott und Lehrer an, schändeten die Eucharistie, gaben sich unnatürlichen Ausschweifungen hin. Sie wurden 1234 mit Heeresmacht unterworfen, z. Th. ausgerottet. Auch die Luciferianer, Sekten des 13. und 14. Jahrh., verehrten Lucifer als Gott, hielten seinen Sturz aus dem Himmel für eine Ungerechtigkeit und glaubten, daß er mit den anderen gefallenen Engeln einst wieder werde erhoben, der Erzengel Michael dagegen mit seinem Anhang in das ewige Feuer gestürzt werden.

Die sogen. Buttler'sche Rotte, von dem protestant. Candidaten und Pietisten Winter 1700 gestiftet, hatte die Wollust zum Kultus erhoben.

Der Schwärmer David Georg oder Joris, wie wahrscheinlich auch sein Freund Heinrich Nicolai aus Westphalen, Stifter der Sekte der Familisten in Holland und England, verwarf die Ehe und vertheidigte die freie Vereinigung der Geschlechter in brünstiger Liebe Gottes.

Bei der Sekte der Leveller, die mit der Bibel in der Hand Alles gleich machen wollten, war der religiöse Fanatismus noch viel größer als bei den Presbyterianern, „wie, sagt Schrödl, Cromwell's betendes, singendes, visionäres und mordendes Heer bezeugt."

Die Schwärmerin Anna Lee, aus England nach Nordamerika wandernd, gründete hier 1774 die Sekte der Shakers, Schütterer; sie hatte verkündet, daß sie als Weib des Lammes, den neuen Messias gebären würde. Die Shakers existiren jetzt noch in der Zahl von einigen Tausenden am Hudson. Es sind düstere Schwärmer, die in Ehelosigkeit und Gütergemeinschaft leben und sich für die allein wahre Kirche halten und von der Ankunft des neuen Messias träumen;

das Zittern bei ihren schaurigen gottesdienstlichen Tänzen ist theils durch den Zorn Gottes über die Sünde, theils durch die Freude über das Erscheinen des neuen Messias zu erklären. Die abscheuliche Sekte der Skopzen, „Selbstverstümmler", hält die Castrirung und das Abschneiden der weiblichen Brüste zur Abtödtung des Geschlechtstriebes für das einzige Mittel, in den Himmel zu kommen und stützt sich hiebei auf Bibelstellen. In ihren geheimen Zusammenkünften finden Gesänge, Tanz der Weiber bis zur Erschöpfung, Weissagungen, Bibelerklärungen statt und der verstümmelte Kaiser Peter III. war nach ihnen der zum zweitenmal erschienene Messias. 1870 wurde ihr Oberhaupt, der reiche Kaufmann Plotizyn, in dessen Hause man den viele Millionen Rubel betragenden Schatz der Sekte fand, die z. Th. geheimnißvoll verschwanden, nach Sibirien geschafft, aber im Mai 1873 las man doch wieder, daß die Skopzen in Rußland sich immer mehr auszubreiten scheinen.

Als der Abbé Chatel die sogen. französische Kirche stiftete, wetteiferten wie bei Ronge viele Damen im Enthusiasmus für ihn, verfertigten Altarbedeckungen, Gewänder &c. Chatel's flach rationalistische Sekte, in den dreißiger Jahren gestiftet, hatte 1842 schon wieder ein Ende gefunden. Die ursprünglich rationalistischen „freien Gemeinden" kamen sehr bald beim rohen Materialismus an. — Die christliche Kirche hat seit zwei Jahrtausenden viele Schismen und Häresien erfahren. Von ganz anderer Bedeutung als das Novatianische, Meletianische, Donatistische, Luciferianische Schisma war das orientalische im 9. Jahrh., welches die morgenländische von der abendländischen Kirche trennte und in dem Ehrgeiz der Patriarchen von Konstantinopel und der Eifersucht der byzantinischen Kaiser begründet war, die später faktisch summi episcopi wurden, als Abglanz der Gottheit galten; „der morgenländische Kaiser war, wie man sich in St. Petersburg ausdrückt: Deo simillimus." Die große abendländische Kirchenspaltung durch den Protestantismus fällt nach katholischer Auffassung nicht unter den Begriff des Schisma, sondern der Häresie, weil sie nicht allein wie jenes die äußere Einheit und Verbindung der Glieder der Kirche unter sich aufhob, sondern nebst dieser die innere Einheit in Glauben und Lehre verletzte. Nach vielen vergeblichen Versuchen einer Wiedervereinigung der morgen- und abendländischen Kirche gab sich noch Peter d. Gr., ein Freund der kathol. Kirche, wenigstens nach Theiner's Darstellung (s. kathol. Encyklop. VIII, 321), alle Mühe, die griechische mit ihr zu vereinigen (vielleicht auch deshalb, weil Peter in seinem Reiche nicht einen Patriarchen haben wollte, der beim niederen Volke größeres Ansehen als der Czar selbst genoß) und hatte 1717 in Paris Besprechungen mit den Theologen der Sorbonne. Als er den Widerstand der griechischen Hierarchie nicht überwinden konnte,

erklärte er ihr 1720, daß weil sie dem rechtmäßigen Patriarchen, dem Pabst nicht gehorchen wollten, sie von jetzt an ihm allein gehorchen würden, das russische Patriarchat aufhob und eine seinem Willen gehorchende „dirigende heiligste Synode“ einsetzte.

Nach Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Völkern hatte das Pabstthum unter Gregor VII., dem größten aller Päbste, früher Hildebrand, endlich die Herrschaft über die Christenheit errungen und sie blieb ihm bis zur Entartung und Verweltlichung der Kirche. Die kathol. Kirche des Mittelalters war der mächtigste und stolzeste Bau der ganzen menschlichen Geschichte, viel mehr noch als das Römerreich, mit großartiger Kunstentwicklung und einheitlicher Wissenschaft. „Die katholische Kirche mit Petrus, sagt der Philosoph Ph. Fischer (Encyklop. d. philos. Wissensch. III), vertritt die erhabene Seite der geschichtlichen Einheit und des ununterbrochenen Entwickelungsganges von der apostolischen Zeit her, die protestantische mit Paulus die reinste Verherrlichung ihres gottmenschlichen Erlösers und Hauptes, die zukünftige des Johannes die Verherrlichung Gottes und die Verklärung der Menschheit zu seinem Reiche.“ Schon Steffens, hierauf Schelling und Neander hatten von einer zukünftigen Kirche des Johannes gesprochen und dies Alles noch vor wenigen Jahrzehnten! — Die Reformation des 16. Jahrh. wurde hauptsächlich doch durch den Mißbrauch der Kirchengewalt, durch die Habsucht und Verweltlichung, sowie auch durch die sittliche Verkommenheit und wissenschaftliche Verschlechterung eines bedeutenden Theiles der Geistlichkeit herbeigeführt. Auf dem Reichstag zu Regensburg wäre eine Ausgleichung zwischen Protestanten und Katholiken wohl möglich gewesen, aber das Mißtrauen des Pabstes Paul's III. einerseits, Luther's und des Kurfürsten von Sachsen andererseits war zu groß. Man hat der katholischen Kirche neben den gerechten auch ungerechte Vorwürfe gemacht, z. B. den Widerstand gegen das Copernikanische System, die Behandlung Galilei's, was sich aus der mangelnden Einsicht jener Zeit erklärt. Rücksichtlich der Inquisition behaupten neue kathol. Schriftsteller, Ferdinand der Katholische habe von Pabst Sixtus IV. die kirchliche Bestätigung für sein Institut der Inquisition eigentlich erschlichen und sie sei eine Staatsanstalt zur Stütze der K. Allgewalt und nur die Form kirchlich gewesen. „Schiller's Don Carlos und vollends Llorente's Geschichte der Inquisition haben den Standpunkt zu richtiger Würdigung gänzlich verrückt; derselbe ist erst in neuester Zeit durch Hefele in seiner meisterhaften Geschichte des Cardinals Ximenes wieder festgestellt worden.“ Als die Spanier sich 1808 gegen den Zwingherrn Napoleon I. erhoben, war es Llorente, der Geschichtschreiber der Inquisition, der sich an Napoleon verkaufte, das Klösteraufhebungsdekret in Vollzug setzte und auf einem Raubzug durch ganz Spanien

das Kirchengut in Beschlag nahm. Seine Bitterkeit gegen die Kirche trieb ihn zur Unwahrheit und unter seiner Hand wurde die Geschichte zu einem Zerrbild. Encyklop. d. kathol. Theol. III, 241. Die Reformationsbewegung war zuerst reiner, Luther verlangte Gehorsam von den Unterthanen und Pflichterfüllung von den Fürsten; seine Sprache erinnert manchmal an die der Propheten des alten Bundes. Bald mischte sich aber auch die Heuchelei und Treulosigkeit ein, die Fürsten und Herren streckten gierig ihre Hände nach den Gütern der Kirche aus, Heinrich VIII. führte aus Motiven der niedersten Selbstsucht mit blutiger Grausamkeit die Reformation in England ein; man denke zugleich an die Geschichte des Titus Oates unter Karl II. und in Schweden an die Art, wie Gustav Wasa mit Hilfe von Olof Peterson und Lorenz Anderson seinem Volke die Reformation aufzwang. Die englischen Protestanten hatten so sehr geeifert gegen die Reichthümer und den Stolz der kathol. Hierarchie und auf die Armuth und Demuth Jesu und der Apostel verwiesen, — sie nahmen aber die reich dotirten Stellen der von der jungfräulichen Elisabeth gegründeten Episcopalkirche begierig an. Weil in England die Reformation z. Th. aus unreinen und ungerechten Motiven hervorgegangen ist, findet in der Hochkirche eine beständige Reaktion des nie ganz ertödteten katholischen Elementes gegen das anglikanische statt, der Puseyismus ist nur eine der Phasen dieser Reaktion und der Katholizismus hat merkwürdigerweise in neuester Zeit in England und fast nur in England allein! ungemein zugenommen. Uebrigens wütheten auch die protestantischen Sekten gegen einander in den ersten Zeiten nach der Reformation und waren exclusiv und unduldsam; Buckle, Gesch. d. engl. Civilis. I, 2. Abth., S. 43, schreibt: „Die französ. Protestanten des 17. Jahrh., die sich auf das Recht des persönlichen Urtheils stützten, wurden unduldsamer als die Katholiken, eines der vielen Beispiele, welche zeigen, wie oberflächlich die Meinung jener Schriftsteller ist, welche glauben, die protestantische Religion sei nothwendig freisinniger als die katholische. S. 44 spricht er auch von der Verfolgungswuth der calvinistischen Theologen des 16. und 17. Jahrh. — Mancherlei Versuche, eine Wiedervereiniguug der Protestanten und Katholiken hatten keinen Erfolg; nicht Graf v. Maistre „war der erste, der es unternahm, die Verdienste des Pabstthums um die Gesammtkultur Europas ausführlich darzustellen und die hohe Wichtigkeit der päbstlichen Macht für die wahren Grundlagen der Societät und Civilisation zu zeigen" (Encyklop. d. kath. Theol. VI, 770), sondern schon Leibnitz hat sich an vielen Stellen seiner Werke zu Gunsten der kathol. Kirche und des Pabstthumes ausgesprochen, obwohl er zwar nicht zu ihr übertrat. Bossuet belehrte ihn, der auf eine Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten hinarbeitete, daß man die kirchlichen Angelegenheiten nicht wie weltliche behandeln könne, welche letzteren

man oft beilegt, indem man von beiden Seiten etwas nachgibt. — Der grollende Unwille eines bedeutenden Theiles der Bevölkerung Europas seit dem Syllabus und der Encyklika ging nach der Verkündung der Unfehlbarkeit in stürmische Kundgebungen des Widerstandes und Hasses über. 1850 schrieb noch Mayer in d. Encyklop. d. kathol. Theol. IV, 533: „Die thörichte Vorstellung von einer gänzlichen Unfehlbarkeit der Päbste liegt den Katholiken ganz ferne und man muß sich wundern, daß diese ihnen immer imputirt werden will. Was Oberhirten nicht ausdrücklich als apostolische Ueberlieferung lehren, gehört nicht zu dem unveränderlichen und unfehlbaren Glauben."

Macaulay hat den Ausspruch gethan, „daß die römische Kirche vielleicht auch dann noch bestehen werde, wenn einst irgend ein Reisender aus Neuseeland nach den britischen Inseln kommend, mitten in einer weiten Einöde einen zerbrochenen Pfeiler der Londonbrücke erklettern und die Ruinen der Paulskirche zeichnen werde." Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom im Mittelalter, 8. Bd. Schluß, 1872, schreibt:

„Die gewaltsame Proklamation der päbstlichen Absolutie war zugleich der dogmatische Schlußstein der gregorianischen Kirche, über welche hinaus nicht mehr fortgeschritten werden konnte. Die riesige Pyramide des römischen Pabstthumes ist am 18. Juli 1870 vollendet worden. Als geschichtliches Monument wird sie allen Zeiten sichtbar bleiben, wenn andere noch so große Gestalten der Vergangenheit immer tiefer unter den Gesichtskreis der Menschheit gesunken sind. Wenn sie zugleich das Mausoleum für eine nun vergehende Form des Pabstthums selber ist, so hat die Geschichte nicht Heroentitel genug, um sie auf diese Pyramide zu schreiben, und mit ihnen die weltumfassende Wirksamkeit, die großen schöpferischen Thaten und den unvergänglichen Ruhm der Päbste auch nur annähernd zu bezeichnen. Wenn in einem kommenden Jahrhundert die leidenschaftlichen Kämpfe mit der Hierarchie, in welchen wir noch stehen, erloschen sind, oder wenn die Päbste selbst nur noch Namen und Gestalten der Vergangenheit sein werden, dann erst wird sich ihrer Erinnerung die volle Bewunderung der Menschheit wieder zuwenden und ihre lange Reihe wird am Himmel der Kulturgeschichte ein System bilden, dessen Glanz alle andere Reihen von Fürsten und Regierern der Zeiten überstrahlen muß." .... „In dem sibyllinischen Buche der zukünftigen Schicksale Roms kann kein Lebender lesen und kein Prophet voraussagen, ob die Alma Roma fortan nur als beglückte Hauptstadt des schönsten Königreiches und einer edeln Nation, anderen Hauptstädten gleich fortdauern werde oder ob sie, wenn allgemeine Bedürfnisse der Welt es fordern sollten, wieder einst in kommenden Zeiten das von den Jahrhunderten geheiligte

Gefäß für den aus der Geschichte nie verlierbaren und in der Zukunft vollkommener darzustellenden Bundes- und Einheitsgedanken der Menschheit werden wird. Wenn aber jene Ideale, welche Rom diese einzige Stellung in der Welt gegeben haben, überhaupt schon der Vergangenheit anheim gefallen sind und wenn die sich immer freier entwickelnden Völker Europas nicht mehr eines solchen internationalen Centrums bedürfen, so werden doch die großen Erinnerungen und die Monumente der Geschichte den Bezug der Stadt Rom auf die Menschheit dauernd wach erhalten."

Die Proklamation der Infallibilität wurde keineswegs allein durch die Herrschsucht Roms, sondern nicht minder durch den krassen Materialismus der Zeit, den immer weitere Kreise ergreifenden Unglauben an alles Höhere, die Erschütterung jeder Autorität herbeigeführt, — in verzweifelten Zuständen sucht man das Heil in der Diktatur, die aber freilich nur anerkannt wird, wenn sie über eine genügende Zahl von Bayonneten und Kanonen verfügt. Zerstört die Staatsomnipotenz die Kirche, so beraubt sie sich einer Hauptstütze gegen die Revolution. Wie speziell die katholische Kirche, eine alle Völker des Erdkreises umfassende Institution ohne centrale Leitung und einheitliches Oberhaupt soll bestehen können, leuchtet nicht ein. Will man die Rechtstitel dieser durch die Arbeit zweier Jahrtausende aufgebauten Institution kritisiren und deren Mängel als Grund gegen ihre Existenzberechtigung anführen, so ist dem entgegen zu halten, daß die Rechtstitel aller Regierungen aller Zeiten anfechtbar sind, daß bei allen Politik und Gewalt mit geholfen haben, wie das die Unvollkommenheit dieser Welt mit sich bringt, wegen welcher selbst keine göttliche Institution ohne weltliche Mittel sich erhalten könnte.

Sociale Verhältnisse.

Die beiden Geschlechter. Ehe.

Man kann die Behandlung der Frauen als Maaßstab für die Kulturstufe eines Volkes ansehen. Bei vielen Wilden und Halbwilden werden die Frauen als niedrigere Geschöpfe betrachtet, allerlei Beschränkungen und Demüthigungen unterworfen, von Festen und Kultushandlungen ausgeschlossen. Bei Griechen und Römern war ihr Loos wenig beneidenswerth, erst bei den Germanen und durch das Christenthum erlangten sie die ihnen gebührende Stellung. — Der Staat und die Priester haben zu allen Zeiten auf Ehe und Kindererziehung Einfluß geübt.

In der griechischen Urzeit spielen die Frauen eine bedeutende Rolle und übten Einfluß auf das öffentliche Leben, aus dem sie später ganz zurücktreten, um im Frauengemach eingeschlossen zu bleiben. — Der Kaiser Constantin bezeichnete den Ehebruch als Sacrilegium, seine Nachfolger stellten das Verbrechen sogar dem Vatermord gleich. Aber immer nur hinsichtlich der Untreue der Frau und dem Frevel ihres Mitschuldigen, die Kirche mußte hart kämpfen, um beim Volke die Ansicht einzuführen, daß beide Gatten gleiche Rechte haben, daher auch die untreuen Männer für Ehebrecher zu halten seien. — Wie grausam und empörend bei vielen afrikanischen Völkern Mädchen und Frauen behandelt werden, hat Ploß in Bastian's u. Hartmann's Ztschr. f. Ethnologie III, 381 ff. dargestellt. Barbarisch ist die Behandlung, welche bei Völkern am Beringsmeer menstruirende Frauen und Mädchen erfahren müssen, die jedesmal eine gewisse Zeit in einer Art Ställen oder Käfigen mit geschwärztem und unsauber beschmiertem Gesicht von den Menschen abgeschlossen werden. Und zwar findet das bei von einander entfernten und nicht stammverwandten Völkern statt, während bei andern wieder keine Spur davon da ist. Bei den Koloschen wurde nach der ersten solchen Einsperrung eines Mädchens ihm die Unterlippe durchschnitten und es fand dann ein Fest statt. (Bei den Koloschen fanden früher mehr als jetzt heftige Geißelungen der Männer durch die Aeltesten statt, „um deren Muth zu bewähren und Körper und Geist zu stärken." Die Tapfersten schnitten sich auch an Brust und Armen blutig.) A. Erman in Bastian's u. Hartm. Ztschr. II, 295.

Das Normalverhältniß ehelicher Verbindung, übereinstimmend mit der nahen gleichen Zahl der Geschlechter ist die Monogamie; wo die Männer despotisch herrschen, findet man Polygamie (Polygynie), Polyandrie kommt seltener vor. Bei den meisten Völkern ist die Ehe zwischen nahen Verwandten untersagt und stets gab es Stände und Sekten, denen Ehelosigkeit zur Pflicht gemacht war. Bei manchen Wilden ist die Ehe im eigenen Stamm durchaus verboten, man raubt mit roher Gewalt immer Frauen aus andern Stämmen, was M'Lennan Exogamie nennt; sie scheint dort stattzufinden, wo die Männer viel zahlreicher als die Frauen sind, so bei Australiern, Balis, Khonds; wo letztere überwiegen, herrscht Endogamie. Polyandrie kommt nach ihm vor in Tibet, Cashmir, im Himalajah, bei den Todas, Coorgs, Nairs, in Ceylon, bei den Singalesen, auf Neuseeland, ein paar Inseln des großen Ozeans, bei den Aleuten, Korjäken, Soporoger-Kosaken, am Orinoco, einigen Theilen Afrikas, auf Lancerote. Dann bei den alten Bretons, Pikten, Geten, in einigen Distrikten Mediens, vielleicht auch bei den alten Germanen; Lubbock glaubt aber, daß manche dieser Beispiele auf

Weibergemeinschaft zurückzuführen seien, namentlich bei Germanen, Aleuten, Neuseeländern. Mill sieht in der Ehe die Ursache der Sklaverei der Frau und will die Ehe deshalb in einen bloßen Societätsvertrag umwandeln mit gleichen Rechten und voller Freiheit der Kündigung für beide Theile. Damit wäre das Fundament der Ehe und die Familie zerstört. Einem Theil muß die Entscheidung in streitigen Fragen überlassen werden und dies kann nach dem gesunden Menschenverstand nur der Mann sein, der Vater und das Haupt der Familie, der sie gründet und der sie zu erhalten hat. Fast die ganze Kraft der Frau ist durch ihre Mutterpflichten in Anspruch genommen und durch die Sorge für den täglichen Haushalt. Alle Vertretung nach außen muß dem Mann überlassen bleiben; er ist das rechtliche Haupt des Hauses und zugleich der beherrschende Geist, wie die Frau die belebende Seele. Er urtheilt hauptsächlich nach dem Verstande, sie nach dem Gefühl: beide ergänzen sich. — Die Frauen mögen mit Zustimmung des Mannes und wenn es ohne Nachtheil für die Familie geschehen kann, sich literarisch, künstlerisch, industriell bethätigen, was für die Unverheiratheten in noch höherem Maaße gilt, aber weder die einen noch die anderen sollen sich mit dem öffentlichen Leben, mit der Gesetzgebung oder Verwaltung beschäftigen. Das Beste gegen den Unsinn von Mill hat wohl in prägnanter Kürze v. Sybel in einem in Bonn 1870 gehaltenen Vortrag gesagt. In Iowa ernannte man sogar junge Mädchen zu Gerichtsschreibern und Advokaten! In England verlangen meist nur alte Jungfern und kinderlose Frauen das Stimmrecht und unter dem Pantoffel stehende Männer unterstützen sie. Zum Studium der Medizin, wie überhaupt der Wissenschaften sind die Frauen im Allgemeinen nicht geeignet und bestimmt; doch dürfte es wegen der Behandlung der Frauenkrankheiten denjenigen zu empfehlen sein, welche ausnahmsweise hiefür befähigt sind.

Bei den Hassanieh-Arabern ist die Frau von 4 Tagen immer 3 verheirathet, jeden vierten Tag kann sie thun, was sie will. Auf Ceylon hat man nach Davy zweierlei Heirathen; bei den Deega lebt die Frau in der Hütte des Mannes, bei den Berna lebt der Mann in der Hütte der Frau; 14 Tage sind die Heirathen provisorisch, dann werden sie definitiv, oder aufgelöst. In Abyssinien sind nach Bruce die H. äußerst lax; die Eheleute gehen auseinander, verheirathen sich anderwärts, zeugen Kinder, um vielleicht wieder einmal zusammen zu kommen. In Uganda kennt man nach Speke die H. nicht. Bei den westlichen oder Atchaer-Aleuten werden sowohl Knaben als Mädchen schon im 10. Jahre verheirathet, d. h. sobald erstere die Baidare lenken, letztere nähen können, wie Erman bemerkt. Was Darwin sagt (Abstammung d. Menschen II. 355), daß an Körper oder Geist bedeutend untergeordnete Menschen beiderlei Ge-

schlechtes sich des Heirathens enthalten sollten, um nicht die Armen und die Krüppel zu vermehren und den Kampf um das Dasein nicht noch mehr zu steigern", ist nur zu billigen. Eine zweite Ehe hat die Kirche immer mit ungünstigen Augen angesehen, namentlich in den ersten Jahrhunderten; Athenagoras und Irenäus erklärten sie für einen beschönigten Ehebruch. — Nach Krascheninikow sind die Renthier-Korjaken ungemein eifersüchtig, bei den ansässigen Korjaken und Tschuktschen gilt es hingegen für eine tödtliche Beleidigung, wenn ein Gast die ihm als höchste Freundschaftsbezeugung angebotene Frau oder Tochter seines Wirthes nicht braucht. Das Dorf Madara in der Gegend von Schumla war früher nur von Frauen bewohnt, namentlich auch von ihren Männern ungetreuen, ihnen entlaufenen Frauen, deren Zahl im russischen Krieg von 1828—29 wohl 2000 betrug, sämmtlich emancipirte Mohammedanerinnen, die keine häßliche und alte Person unter sich litten, unverschleiert gingen, die Fremden gastfreundlich aufnahmen und sich ihnen hingaben.

Die Verwandtschaftsverhältnisse und darauf basirten Eigenthums- und Erbrechte gestalten sich bei den Völkern ungemein verschieden; s. Lubbock in Journ. of the A. Inst., Vol. I, 1871. Bei den Hawaiern werden die V. so wenig unterschieden, daß nach Morgan die differentesten Grade durch dasselbe Wort ausgedrückt werden; bei den Todas wird ein sich verheirathendes Mädchen die Frau aller Brüder ihres Mannes und diese werden auch die Ehemänner aller Schwestern ihrer Frau. Australier, Neuseeländer, Papuas, Eskimos kennen den Kuß nicht. Bei vielen wilden Völkern tödtet man bei Zwillingsgeburten eines der Kinder, „weil Zwillingsgeburten den Menschen erniedrigen und den Thieren ähnlich machen;" so bei den Khasias, Ainos, afrikanischen Wilden. — Bei den meisten Völkern erbt man vom Vater, bei den Indianern aber von der Mutter. In der Regel hat der älteste Sohn die meisten Rechte, bei den Tataren ist aber immer der jüngste Sohn der Erbe, die ältern, vom Vater mit einer Heerde ausgestattet, verlassen das Haus. In der Schweiz, Westphalen, einigen Gegenden Englands übernimmt auch der jüngste Sohn den Hof.

Die Erziehung soll vor Allem den Menschen zu einem sittlich-vernünftigen Wesen bilden, Nebenzwecke sind die besondern Bestimmungen der Individuen zu diesem oder jenem Berufe. Die Pädagogik oder Erziehungskunst hat zugleich die Beschaffenheit des bestimmten Individuums zu berücksichtigen, dieses nach seiner physischen und geistigen Artung zu würdigen. Der Erzieher muß Anthropolog und Psycholog, dazu mit den nöthigen Charakter-

eigenschaften und Kenntnissen ausgerüstet sein, wenn er fähig sein soll, Kinder zu Menschen zu bilden. Er soll die sittlich-religiösen Ideen wecken und ihnen einen dauernden Einfluß auf Gesinnungs- und Handlungsweise des Zöglings sichern, ferner diesen zum Selbstdenken und Urtheilen fähig machen, endlich mit Vermeidung abstrakter Einseitigkeit eine harmonische Entwicklung der Fähigkeiten des Zöglings herbeiführen.

Die Indianer freuen sich über die Unarten ihrer Kinder und schlagen sie nie, „um sie nicht furchtsam zu machen.“ Im Orient kommen Ungehorsam und lose Streiche der Jugend nicht vor und sie erweist dem Alter große Ehrerbietung. Die Griechen wollten bei der Erziehung vor Allem den Körper schön, gesund und kräftig gestalten, als wenn sich von selbst verstünde, daß der Geist sich nach dem Körper richten würde; die christliche Erziehung geht vom Geiste aus, dem der Körper nur zu dienen hat. Die Griechen hielten die Taubstummen für unfähig, erzogen zu werden, weil ihnen der Sinn des Unterrichtes, das Gehör fehle; schrieb ja selbst Kant in der Anthropologie sonderbarerweise noch, ein geborener Taubstummer könne nicht weiter als zu einem Analogon der Vernunft kommen. Man weiß aber, daß regelmäßig unterrichtete Taubstumme, die lesen und schreiben gelernt haben, die Durchschnittsbildung der Hörenden und Sprechenden erlangen. — Im Mittelalter wurden die im Trivium und Quadrivium begriffenen Gegenstände gelehrt, dann auch Schönschreibkunst, Baukunst, Bildnerei, Miniaturmalerei, Musik, in den höhern Klassen der Stiftsschulen scholastische Philosophie. Man las lieber kirchliche Schriftsteller, dann Boëthius, Macrobius, Marcianus Capella als Cicero, Virgil, Horaz, Ovid. Im Griechischen blieb man bei den Anfängen stehen, von arabischer Wissenschaft war nur in Spanien und Sicilien Einiges zu finden. Mit dem 12. Jahrh. hatten sich die Stiftsschulen überlebt und es entstanden für vollkommneren Unterricht die Universitäten, wo Paris für Theologie und Dialektik, Bologna für das römische Recht hervorragen. Die Universitäten wurden mit Privilegien ausgestattete Corporationen. Die ritterliche Jugend wurde auf den Burgen gebildet; nach der Reformation ging zuerst in den protestantischen, dann auch in den katholischen Ländern eine bedeutende Veränderung vor. In neuester Zeit will man unpassenderweise gleiche Bildung für alle und macht die Schulmeister zu anspruchsvoll, wobei Riehl zweifelt, „ob das Unkraut je wieder zu vertilgen sein werde.“

Familie, Gemeinde, Volk, Stände ꝛc.

Der Mensch ist wesentlich ein geselliges Geschöpf und die Fülle seiner Fähigkeiten kommt nur bei der Vereinigung mehrerer und vieler Individuen zur Erscheinung. Die kleineren Kreise: Familien, Zünfte, Gemeinden sind fast immer Theile größerer bis hinauf zu den größten, den Völkern, wo Millionen nach Abstammung, Sprache oder durch staatliche Verbindung einander näher stehender Individuen durch gemeinsame Interessen und Ziele verbunden sind. Die Völker entstehen selten aus einer oder wenigen Familien, viel häufiger wachsen sie aus einem Aggregat verschiedener Stämme zusammen. Der Familie gehört das Haus, der Gemeinde die Gemarkung, dem Stamm der Gau oder die Provinz, dem Volk das Land, der Menschheit die Erde.

Auch in den kleineren Kreisen zeigt sich sehr bald das Bedürfniß einer Autorität und ordnenden Gewalt, die in der Familie durch den Vater, im Stamm durch den Häuptling, häufig mit einem Beirath, im Volk durch den Fürsten und die Beamten geübt wird, seien nun diese durch den Fürsten oder durch das souveräne Volk eingesetzt. Mit der Vereinigung der Menschen zu größeren Ganzen ist mehr oder minder eine Ungleichheit derselben gesetzt, die namentlich in der alten Zeit im Unterschiede der Kasten und Stände, der Herrschenden und Dienenden, der Freien und Sklaven ihren Ausdruck fand. Kastenunterschiede, auf welche streng gehalten wurde, kamen schon vor im alten Aegypten, in Indien, Tyrus, Rom, wo die Kämpfe der Patrizier und Plebejer die Republik oft bis in den Grund erschütterten, in Genua, Venedig, auch im alten Mexiko und auf den Südseeinseln; bei den Tahitiern hatten die untern Stände sogar andere Priester als die obern. Sie sind aus Europa noch nicht ganz verschwunden, aber meist sind doch an ihre Stelle Standesunterschiede getreten.

In der Familie erscheint der Vater als Mittel- und Haltpunkt. Die Anstrengungen, welche er für seine eigene Existenz und die der Seinigen zu machen hat, entwickeln nach verschiedener Richtung seine Kräfte und bringen ihn in vielfache Berührung mit Andern. Ohne

Kinder würden nicht der Fleiß, die Mühe, die Entbehrung stattfinden, welche zum Sammeln, zur Erhaltung von überschüssigem Eigenthum nothwendig sind; ohne Familienvermögen gäbe es auch kein Nationalvermögen. Die Gewalt des Familienvaters ist bei wilden und halbcivilisirten Völkern fast unbeschränkt und reicht bis zur Verfügung über Leben und Tod; so in frühester Zeit bei den Hebräern, Griechen, Römern. Bildet sich der Staat mehr aus, so beschränkt er die Gewalt des Vaters über die Familie, namentlich über die Söhne, weil er diese für den öffentlichen Dienst nöthig hat. Erst in sehr entwickelten Verhältnissen findet dann auch die Behandlung der Frauen und Töchter bei den Gesetzgebern Berücksichtigung. Bei den Juden besaß in alter Zeit der Vater das Recht, seine Kinder zu tödten, seine Töchter zu verkaufen, doch nur innerhalb des Stammes. Auch bei Persern und Griechen war väterliche Gewalt absolut, wie jetzt noch bei den Mongolen (z. Th. auch den Chinesen), manchen türkischen Völkern, allen Afrikanern.

Völlige Gleichheit besteht nur bei einigen Wilden. Calhoun behauptet, daß die Annahme der Gleichheit und Gleichberechtigung Aller nur zur rohen Gewalt und zur Unterdrückung aller in der Minderheit befindlichen Rechte führe. Die geheime Secte der ouvriers égalitaires wollte, um die möglichste Gleichheit unter den Menschen herbeizuführen, von Staatswegen den talentvollen Kindern eine schlechte und den wenig begabten eine sehr sorgfältige Ausbildung geben lassen. — Verschmolzen etwa nach einem Kriege Sieger und Besiegte zu einem Volke, so wurden früher leicht die ersteren zu Freien, die andern zu Unfreien, ein Unterschied, der meist erst nach Jahrhunderten durch die Bildung und Vermögensverhältnisse wieder sich ausgleicht. Der unterste Grad der Unfreiheit ist die Leibeigenschaft und die Sklaverei, wo der Herr gewöhnlich das Recht über Gut und Blut des Unfreien hat. Doch war, wie Roscher bemerkt, die Leibeigenschaft ein Fortschritt gegen jenen Zustand der Wildheit, wo die Jägervölker ihre Kriegsgefangenen tödteten, weil ihnen die Mittel fehlten, sie zu ernähren. Ganze Völker, wie die Peruaner, manche Neger wurden schon zu Leibeigenen, Neger verkaufen öfters ihre eigenen Kinder, was bei großer Noth auch die Tscherkessen thun und die Germanen auch gethan haben sollen. Im alten Deutschland wurden ganze Schiffsladungen und Züge von Leibeigenen transportirt, einmal in Mecklenburg 7000 an einem einzigen Tage auf den Markt gebracht. L. bestand früher in ganz Europa, oft wurde der Schuldner Sklave des Gläubigers.

Die Sklaverei beginnt meist mit den Frauen, deren Zustand bei vielen barbarischen Völkern schon nahe an S. grenzt, das Christenthum verneint den Unterschied zwischen den Menschen und sucht deshalb die S. aufzuheben. Der Sklavenhandel verhindert die Consolida-

tion von Staaten und die Zunahme der Bevölkerung und unterhält immerwährenden Krieg, sein Elend weiß Livingstone nicht schrecklich genug zu schildern, es übertreffe alles andere Elend. Tausende kommen in den mörderischen Kriegen um, welche die afrikanischen Völker, um Sklaven zu machen, gegen einander führen, noch viel mehr, namentlich Schwache, Alte, Frauen, Kinder in Folge der Zerstörung durch Feuer und Verlust ihrer Vorräthe durch Hunger und Elend. L. reiste durch Gegenden im Schirethal, die voll Leichen und Skelete lagen, durch verbrannte Dörfer, in welchen nur noch Wenige, Schatten gleich, umherirrten. Unzählige sterben auf dem Marsche nach den Sklavenhäfen. Vergl. Reise II 325 und andere Stellen. Die Agitation gegen den Negerhandel und die Sklaverei war schon in den letzten Decennien des 18. Jahrh. in England sehr lebhaft. S. G. Forster's sämmtl. Schr. VI., 42 ff. Und doch ist unbedachte Aufhebung der Sklaverei bedenklich, wie z. B. nach Cole in der Capkolonie. Die 36000 S. waren von ihren holländ. Herren gut genährt und behandelt worden und sollten nun auf einmal für sich selbst sorgen. Verblendet durch das Wort Freiheit arbeiteten sie nichts, übergaben sich dem Trunk, dem Laster und der Ausgelassenheit; bald brachen Masern und Pocken unter ihnen aus, so daß nach kurzer Zeit ihre Zahl auf $^1/_3$ reduzirt war. — Tscherkessische Mädchen auf einen türkischen Sklavenschiff, welches auf der Fahrt nach Trapezunt ein russischer Kriegsdampfer ereilte, erdolchten sich oder stürzten sich in das Meer, um der russischen Gefangenschaft zu entgehen, die sie schrecklicher dünkte, als die türkische.

Was die Stände betrifft, so wird der Bauernstand, Nährstand, substantielle Stand, wie man ihn auch genannt hat, wegen seiner nahen Verbindung mit dem Boden und seiner relativen Isolirtheit immer etwas Patriarchalisches in seinem Wesen behalten und fester an Glauben und Sitte der Voraltern hängen, als der Gewerbsstand, der nicht an die Scholle gebunden, durch Nachdenken und Geschicklichkeit Produkte erzeugt, für welche die Natur nur das rohe Material liefert, wodurch er sich eines Theils dem Stande der Künstler nähert, welcher jedoch nach idealen Bildungen strebt, anderentheils, durch den Handelsstand zu den Gelehrten und Regierenden in Beziehung tritt. Der Wehrstand soll sich aus allen übrigen Ständen bilden, indem jedes wehrtüchtige männliche Individuum ihm einen Lebensabschnitt hindurch angehört.

Der Staat.

Staat nennt man die Organisation eines souveränen Volkes in einem bestimmten Lande, die rechtlich unabhängig von andern

solchen Organisationen ist und in welcher zugleich in eigenthümlicher Weise die materielle, intellektuelle und sittliche Thätigkeit der Volksangehörigen geregelt, der Bestand des Ganzen und die Kulturbedürfnisse gesichert sind. Die Menschheit besteht aus Gruppen solcher mehr oder minder unter sich verbundenen Staatswesen der abweichendsten Vollkommenheitsstufe, von den rohesten Anfängen staatlicher Gestaltung bis zu solchen, in welchen der Staatszweck, nämlich die höchste Steigerung der Freiheit und Geselligkeit mit rechtlicher Ordnung in einer dem Ideal nahe kommenden Weise erreicht ist. — Der Wille eines Einzigen, so nothwendig er für gewisse Kulturstufen und Zustände ist, kann so wenig als die unbeschränkte Demokratie wahres Staatsprincip sein, sondern nur die monarchisch-konstitutionelle und die republikanische Idee, welche beiden öffentliche Betheiligung der Bürger am staatlichen Leben nicht nur zulassen, sondern fordern.

Innerhalb des Staates kann es wieder viele kleinere Vereine zu besonderen Zwecken geben, Associationen und Korporationen genannt, von welchen erstere auf freierer Vereinigung der Willen ihrer Mitglieder beruhen, während diese bei den dem Staate näher verwandten, ihm dienenden Korporationen sich einer von den zufälligen Persönlichkeiten unabhängigen Idee frei unterordnen. — Zwei Triebe ringen in der Gesellschaft unaufhörlich mit einander, der Herrschafts- und Freiheitstrieb; beide bedürfen der Beschränkung und Menzel, Kritik d. modern. Zeitbewußtseins S. 196 konnte sagen: „Wie der Körper nicht dazu da ist, daß in ihm jeder Parasit, jeder Eingeweidewurm, jede Krätzmilbe ihre volle Freiheit genieße, so ist auch nicht die Gesellschaft dazu da, um der Tummelpatz zu sein, in welchem jedes beliebige Individuum unbeschränkte Freiheit genießen soll, seine Tollheit auszutoben.“ „Freiheit und Gesetz sind die zwei Angeln, um welche sich die bürgerliche Gesetzgebung dreht. Aber damit das letztere auch von Wirkung sei, so muß ein Mittleres hinzu kommen, nämlich Gewalt, welche mit jenen verbunden Erfolg schafft.“ Kant. In der neuen Zeit hat die amerikanische und besonders die französische Revolution, die mit Unterbrechungen seit 1789 noch in der Gegenwart fortwährt, das individuelle Werthbewußtsein und Freiheitsbedürfniß ungemein gesteigert und namentlich in der Arbeiterklasse immer sich steigernde Forderungen mit veranlaßt. Der Ruf nach „Emancipation der Frauen“ ist z. Th. durch das Seltenerwerden der Ehen in Folge gesteigerter Ansprüche beider Geschlechter im Gegensatz zu früherer Häuslichkeit und Genügsamkeit laut geworden und wird das Bestreben

veranlassen, die Lage der Frauen und Mädchen durch Eröffnung für sie passender Beschäftigungen und Erwerbsquellen zu verbessern, ohne jedoch in Zulassung der Frauen zu öffentlichen Aemtern ꝛc. einzutreten. — Die allermeisten Staaten sind durch einzelne Individuen von überwiegender Begabung und Macht begründet und durch Krieg und Eroberung befestigt und erweitert worden. Auf „Vertrag" zwischen Fürst und Volk bestehen die allerwenigsten Staaten, obschon, wenn ersterer den Thron bestieg, oft das Volk „unter dem Beirath der Götter" das Recht des Fürsten feierlich anerkannte und seine Zustimmung gab. (S. Schmitthenner Encyklop. der Rechtswissensch. III. 443.) Während die sogen. Thierstaaten ihren bestimmten Typus unverändert beibehalten, sind in der Menschheit die verschiedensten Staatsformen verwirklicht und zugleich in immerwährender Veränderung und Umbildung begriffen. Im Staate ist der souveräne Wille zu der für Alle geltenden Norm erhoben und dessen Durchführung mittelst der Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung gesichert, die geistig-sittliche Bildung durch den Unterricht, durch Kirche und Kultus, die Sicherheit nach Außen und innen durch die bewaffnete Macht. Regierung nnd Verwaltung müssen im Einklang mit den gesetzgebenden und steuerverwilligenden Gewalten stehen und gliedern sich nach besonderen Kreisen ihrer Wirksamkeit in mehrere höchste Behörden, denen die nöthige Zahl untergeordneter Organe zur Vollziehung der Gesetze und Beschlüsse beigegeben ist. Zur Bestreitung seiner Bedürfnisse erhebt der Staat von all' seinen Angehörigen Steuern, die in Naturprodukten, Geld oder persönlicher Arbeit bestehen können. Die Form der Staatsverfassung hängt zunächst von der Beschaffenheit eines Volkes, dann von dessen historischen Schicksalen und seiner Kulturstufe ab. Die orientalischen Staaten waren fast immer Despotieen oder Theokratieen, die klassischen des Alterthums Republiken, die germanischen und normannischen insofern Demokratieen, als bei der Volksversammlung die eigentliche Souveränität war und auch die Fürsten von deren Beschlüssen abhingen; die modernen Staaten sind z. Th. konstitutionelle Monarchieen.

Das Bedürfniß nach gesellschaftlicher Ordnung (in Folge des Selbsterhaltungstriebes) ist so groß, daß bei Anarchie oder bei Schwäche der staatlichen Gewalt sich die Gemeinden selbst zu helfen gezwungen sind, wie z. B. in Californien die vigilance comittee zur Herstellung des Rechtszustandes sich bildete. Sehr komplizirt, nicht scharf begrenzt, überall eingreifend, wohl auch sich einmengend verhält sich im Staatshaushalt die sogen. Polizei, welche zunächst auf Förderung und Erhaltung der Gesundheit und öffentlichen Sicherheit hingewiesen, im Dienste der Politik schon oft eine gehässige und verderbliche Wirksamkeit entwickelt hat. Die französische geheime und hohe Polizei erlangte unter dem frevelhaften Fouché die „Voll-

kommenheit einer dämonischen Macht, welche mit ungemeiner Kunst überall hindrang, daß es schien, als sei die Gesellschaft durchsichtig geworden", wobei zugleich totale Verleugnung alles Rechtsgefühls statt fand. Aber auch in den Staaten des früheren deutschen Bundes wurde von 1818—48 in dieser Beziehung viel geleistet. — Die 3 Staatsgewalten sind, wie Montesquieu lehrt, die gesetzgebende, vollziehende und richterliche, sie sind in der Despotie in einer unbeschränkten Person vereinigt, in der Monarchie in einer durch Reichsgesetze, deren Wächter der Adel ist, beschränkten Person (point de monarque, point de noblesse, point de noblesse point de monarque) oder werden durch einen Theil des Volks oder das ganze Volk ausgeübt. In der Despotie ist das herrschende Princip die Furcht, in der Monarchie die Ehre, in der Republik die Tugend, in der aristokratischen Republik die Mäßigung. Despotie kann nur in einem sehr ausgedehnten Territorium bestehen, Monarchie in einem mittelgroßen, Republik in einem kleinen oder einer Stadt, — welche letzteren Angaben mancher Berichtigung bedürfen, denn die Tyrannis, welche Despotie ist, bestand ja oft nur in einer einzigen Stadt und die römische Republik dehnte sich über ein sehr großes Gebiet aus. Die Tyrannis ist eine Uebertreibung der Monarchie, die Oligarchie eine der Aristokratie, die Ochlokratie eine Ausartung der Demokratie, welche dann leicht in Anarchie übergeht, die zur Militärherrschaft und Diktatur führt. — Sokrates bei Platon in Gorgias sagt:

„Entweder muß man selbst im Staate herrschen, —
Oder man muß der bestehenden Gewalt Freund sein."

Obwohl die menschliche Natur sonst geneigt ist, sich dem Tapferen, Klugen und Wohlthätigen zu unterwerfen, sind doch manche wilden Stämme unbändig und verachten alle Autorität mit Ausnahme von Nothfällen, wo sie den tapfersten Krieger oder leidenschaftlichsten Redner zum Häuptling wählen. Die Nicobaren beantworteten Rink's Frage, wer ihnen zu befehlen habe, mit Lachen; wie er glauben möge, daß Einer gegen so Viele Etwas ausrichten könne? Nomadische Hirten erwählen den weisesten, erfahrendsten oder reichsten Stammgenossen zum Haupt. Schon die Häuptlinge, die oft Proben bestehen müssen, gerathen in Kampf mit der Menge, die ihre Freiheit erhalten will wie jene ihre Gewalt über sie, welche letztere sich meist in gewissen Familien koncentrirt, oft auf den Sohn, manchmal auf den Bruder (so bei manchen Negern Guineas, den Djoloffs, den Malaien auf Selebes) übergeht. Häuptlinge und Fürsten werden oft durch Edle und Priester inaugurirt und an ihre Pflichten erinnert.

Dem Begriff nach wäre die Theokratie das vollkommenste, wenn sie nicht durch unvollkommene und sündhafte Menschen ver-

wirklicht werden müßte; glänzende Beispiele sind Meroe und Ägypten, eigentlich eine Verbindung der Theokratie mit dem Königthum wie auch Mexiko war. Wenn aber die Theokratie soll bestehen können, so müssen die Priester Träger, nicht Gegner der Kultur sein. — Die absolute Monarchie ist für gewisse Kulturstufen und namentlich auch bei sehr ausgedehntem Gebiet nothwendig und gut, wenn sie den Staatszweck, nicht einseitig gleich der Despotie das indivituelle Interesse verfolgt, wie bei den Orientalen und Negern seit uralter Zeit, wo keine öffentliche Meinung, keine Moral, keine Vaterlandsliebe möglich, der Wille des Herrschers allein maßgebend ist, welcher oft Laster und Verbrechen in Tugend und Recht verwandelt, die Tugend zum Verbrechen stempelt. Bei vielen despotisch regierten Völkern werden die Herrscher und z. Th. auch Großen sklavisch verehrt, die Unterthanen dürfen sich nur knieend oder rutschend nähern, vor ihnen sich nicht setzen, nicht ohne Aufforderung sprechen. Orientalische Herrscher und die römischen Kaiser glaubten Götter zu sein, manche wütheten erbarmungslos gegen die Völker. Im Orient gibt es nur Herren und Sklaven; dem Herrscher gegenüber, der unumschränkt „der Schatten Gottes" ist, sind aber auch die Großen nur Sklaven. Vorrechte der Geburt, Kasten wie in Indien wo der Mensch unwiderruflich für einen bestimmten Beruf geboren ist, kommen in den orientalischen Despotieen nicht vor. Die Herrscher legen sich überschwängliche unglaubliche Titel bei, um ihre Majestät in das Licht zu stellen und die Dichter überbieten sich in Schilderung ihrer Macht und Herrlichkeit. In Persien folgt gewöhnlich der älteste Sohn in der Regierung, aber der Schah kann einem andern den „Thron verleihen, wo dann die ältern Prinzen geblendet werden, um die Ruhe des Staates zu sichern, ohne unschuldiges Blut zu vergießen." Oefters werden aber auch alle übrigen Prinzen getödtet. Der Besitzer des Thrones hegt Eifersucht und Mißtrauen gegen die nächsten Verwandten, in Siam verstümmeln die Könige ihre Brüder oder blenden sie oder machen sie durch Gifttränke verrückt, anderwärts tödtet man sie. Rebellion der Vasallen, Palastrevolutionen kosten öfters orientalischen Herrschern Thron und Leben; Bernardin de St. Pierre in s. études de la nature, Par. 1791 f.: „Wenn Menschenpolitik ihre Kette an den Hals von Sklaven legt, so befestigt die göttliche Gerechtigkeit das andere Ende an den Hals des Tyrannen." Die Beamten im Orient hält nur die Gunst der Fürsten und eine momentane Laune vernichtet langjährige Verdienste. Der Herrscher erniedrigt nach Willkühr sie auf die tiefste oder erhebt sie auf bie höchste Stufe. Bescheint sie die Sonne des Gebieters wieder, so vergißt das] Volk und sie selbst vergessen alle Schande augenblicklich, die sie eben erduldet haben. D'Alembert sagte, bei gewissen Regierungsformen wüßten nur zwei Geschöpfe den Weg zu den höchsten Stellen zu finden: Adler und Schlange. Es gilt dieses wohl

eben so gut für die Despotie, wie für die entartete Demokratie. Die Araber sagen: ein tyrannischer Sultan ist besser als immerwährende Unruhe und die Orientalen überhaupt wollen und brauchen so lang sie sind, wie sie sind, den Despotismus, denn im Ganzen genommen sind Fürsten und Verfassungen der Beschaffenheit der Völker angemessen; Philipp II., sagt Buckle wurde von den Spaniern vergöttert, weil er der Ausdruck ihres eigenen Geistes war. Die oft diametrale Verschiedenheit des Orientalen vom Europäer in Kleidung Nahrung, Gewohnheit, Sitte hat bereits der Jesuit Besson sehr gut geschildert; s. Ausland, 1863, S. 893 ff.

Ein regelmäßiges Steuersystem besteht in vielen orientalischen Staaten nicht und die Bedürfnisse des Herrschers und seiner Beamten werden häufig nur durch Tribut, Contributionen und willkürliche Erpressungen gedeckt, die aber auch da nicht fehlen, wo ein Steuersystem besteht. Daher die allgemeine Unsicherheit und die Neigung, sein Geld zu verbergen und zu vergraben, im Verborgenen Schätze in edlen Metallen und Juwelen zu häufen und die Abneigung, immobile Güter zu kaufen, Land zu bauen, Fabriken zu betreiben, Handelsgesellschaften, Banken zu gründen. Eine weitere Folge ist der hohe Zinsfuß. Fraser bemerkt, daß im Orient die Unsicherheit des Lebens und Besitzes gegenseitiges Mißtrauen hervorbringt, der Herr dem Diener und dieser dem Herrn nicht traut, selbst die häuslichen Freuden durch Verdacht und Schrecken verbittert werden, Sohn uud Vater sich fürchten, ja hassen, selbst die Hausfrau getrennte und selbstsüchtige Interessen hat. Dazu die Tyrannei, Rachsucht, Habsucht der Herrscher, die Spionerie und Lügenhaftigkeit der Unterthanen, durch übertriebene Höflichkeit maskirt. An die Stelle der Liebe tritt der Genuß und allgemein verbreitet ist die Päderastie. Die Frauen, ohne alle Geistesbildung aufwachsend, ganz unwissend, bringen ihre Zeit mit Flittertand hin, werden aufs strengste bewacht, beim geringsten Verdacht der Untreue grausam bestraft, während die Männer sich Alles erlauben. Der Bebauer des Landes, in China geachtet, leidet in den despotischen Staaten des Orientes den härtesten Druck und ist wie auch der Kaufmann und Handwerker in steter Gefahr, von den Fürsten und Beamten geplündert zu werden. Ist der Herrscher statt gerecht, weise und wohlthätig, gewaltthätig und ungerecht, so tröstet sich das Volk damit, daß er ja das Recht habe, letzteres zu sein. Im Orient und in manchen Negerstaaten findet Plünderung der Unterthanen durch reisende Beamten statt, Plünderung und auch Grausamkeit von oben bis unten, so daß auch die höchsten Beamten ihres Lebens keinen Augenblick sicher sind, eine öffentliche Meinung wie in China gibt es im mohammedanischen Orient nicht. Der Wissenschaft und Kunst fehlt die richtige Entwicklung, der Koran ist Hauptquelle des Wissens. Es gibt zwar

Fürsten und Veziere, welche für unsere Erfindungen und Entdeckungen Sinn haben, sie theilweise benützen, aber unsere Moral und Humanität bleibt ihnen fremd und die Frau geben sie nach ihrer Erklärung nie frei, die Ehe, in welcher das geistige Band fehlt, bezweckt nur Genuß und Nachkommenschaft, viele Frauen suchen durch alle mögliche List ihre unwürdige Stellung zu umgehen. Die Päderastie wird immer rege erhalten, die Knaben treten als Tänzer in weiblicher Kleidung auf, die Augen bemalt wie bei den Frauen.

Die Negerkönige suchen sich durch List und Gewalt und enge Verbindung mit den Priestern und Zauberern im Besitz der Macht zu erhalten. Der Herrscher von Darfur (Dar heißt Land, Darfur also das Land Fur) hat den Titel Büffel der Büffel, Stier der Stiere, starker Elephant und regiert ganz unumschränkt, nur nach dem Koran sich richtend. Wenn der König der Aschantis seinen Vorfahren eine Botschaft schicken will, läßt er einen Menschen tödten. „Stirbt in Sierra Leona der König, ohne einen Sohn zu hinterlassen, so folgt ihm sein nächster Verwandter in der Regierung. Diesem wird zuerst als einfachem Privatmann ein Besuch abgestattet, man knebelt und schleppt ihn nach dem Palast unter Zulauf des Volkes, das ihn auf dem Wege verlacht und selbst das Recht hat, ihn mit Ruthen zu peitschen; darauf legt man ihm die königlichen Insignien an und gibt ihm eine Axt in die Hand.“ In Whidah bei den Foyern folgt auf das Ableben des Königs ein dreimonatliches Interregnum, wo Jeder thut was er will, Diebstähle, Prügeleien, Ausschweifungen aller Art stattfinden. Als Speke mit einer Eskorte unter dem Befehl eines Negeroffiziers Budja von Uganda weg durch das Land reiste, flohen die Bewohner aller Dörfer, durch die sie kamen und die Eskorte, eine wahre Räuberbande, plünderte alle Häuser rein aus. Im Königreich Uganda gibt es einen Distrikt, den Speke, II, 142, den „Kirchenstaat“ nennt. Er ist dem Lubari (Allmächtigen) geweiht; dessen Bewohner sind geheiligt und der König hat über selbe nur eine geringe Autorität. Budja, der Führer von Speke's Eskorte, wagte daselbst nicht zu plündern. S. berichtet, daß während seinem Aufenthalt in Uganda (Negerkönigreich am Nordufer des Nyanzasees) kaum ein Tag verfloß, wo nicht ein, zwei auch drei Palastfrauen wegen nichtiger Dinge hingerichtet wurden, ohne daß sich eine Hand zu ihrer Vertheidigung regte. Der König Mtésà verurtheilte einst einen alten Mann und ein Mädchen zur grausamen Todesmarter und ging unmittelbar darauf zu den gleichgültigsten Handlungen über. Reise II, 36, 52. Die dümmste Grausamkeit wechselte bei ihm mit Knabenstreichen, bald schmeichelte er Speke, bald ließ er ihn und seine Leute fast verhungern, wie andere Negerfürsten war er unermüdlich im Betteln und Geschenke Erpressen. Auch die Königin-Mutter, ein dickes Weib (sie ist II, 100 abgebildet,

sitzend, Brust und Arme nackt, Unterkörper und Beine mit einem Pardelfell bekleidet) hatte ihre eigene Hofhaltung und ihre Henker.

Der Despotismus ist manchmal nothwendig, um ein Volk aus der Barbarei empor zu heben oder rebellischen Widerstand zu brechen. Der orientalische Despotismus weiß fast nur zu zerstören, der russische versteht auch zu schaffen. Darum verarmen unter dem Druck des ersteren die Provinzen, veröden die Länder, zerfallen die Städte, während die meisten unter dem russischen D. an Bevölkerung, Industrie, Communikationsmitteln zunehmen, er läßt den Völkern ihren Glauben und ihre Sitten, verlangt aber, daß sie Steuern entrichten und Soldaten stellen. In den englischen und amerikanischen Kolonieen gehen die Eingeborenen zu Grunde, in den russischen erhalten sie sich, denn die Russen sind ohne Rassenstolz und gehen auf fremde Eigenthümlichkeit ein. Iwan Wassiljewith der Schreckliche hatte die grausamsten Thaten vollbracht, Hunderttausende zu Tode gemartert und war doch populär und beliebt, wurde bei seinem Tode sogar von den Familien seiner Opfer betrauert, Peter d. Gr. hat die Strelitzen schonungslos vernichtet, — beide waren aber Gründer der Macht und Größe ihrer Nation.

Bei den meisten kultivirten Völkern ist die mehr oder minder durch Rechte des Volkes und seiner Vertreter beschränkte Monarchie die herrschende Regierungsform. Auch den mittelalterlichen Staaten und der Kirche waren unbeschränkter Absolutismus und Despotismus nicht eigen, indem die Corporationen immer Rechte hatten und die Macht der Gebieter beschränkt war. Den Weg zur monarchischen Gewalt öffnet der Oberbefehl im Kriege und er wird rasch zurück gelegt, wo Eroberung und Besitznahme fremder Gebiete stattfindet. Der indische Gesetzgeber Manu sagt, es müsse ein König sein, denn der Starke würde sonst den Schwachen an den Bratspieß stecken und ihn wie einen Fisch am Feuer zur Speise rösten, wenn er nicht den König fürchtete; er vergleicht den König mit den Göttern und er überstrahle wie Indra den Sternhimmel, an Glanz alle Sterblichen. Seine Macht soll überall hindringen, er soll mit seinem Zornesfeuer alle Verbrecher sammt ihren Familien und ihren Herden vernichten, unerbittlich gegen seine Minister sein, die Guten mit Gütern segnen, welche sein Angesicht erfreut, wie der Anblick Tschandra's, des Mondgottes. — Die Concentration der Macht und des Glanzes auf einzelne menschliche Individuen, die Fürsten, denen man überall das Beste und Schönste gibt, bringt Erscheinungen hervor, wie die Dispersion auf viele sie nicht bietet; die Fürsten vermögen dadurch rasch und mit imponirender Macht aufzutreten und Wirkungen hervorzubringen, Thaten zu thun, wie sie den Geringen nicht möglich sind. In China reicht die Herrschaft des Kaisers auch hinüber in das Geisterreich, wo er ebenfalls Titel und

Würden verleiht. Treffen das Volk Unglücksfälle, so muß der Kaiser dafür Buße thun, weil seine Sünden die Ursache sind. Auch bei anderen weniger civilisirten Völkern ist der Fürst für Unfruchtbarkeit des Landes und alles Unglück verantwortlich. Die Bertat-Neger tödten den Häuptling, der ihnen nicht zu helfen vermag. Sapor II., Sohn des Sassanidischen Königs von Persien, Hormisdas II., wurde 309 nach dem Tode des Vaters im Mutterleibe gekrönt; die Magier hatten nämlich bestätigt, die Königin werde einen Prinzen gebären und so setzte man auf die Stelle ihres Leibes, inner welcher der Thronerbe sein mußte, das Diadem. Die Verehrung, die Herrlichkeit und Machtfülle, welche die Fürsten umgeben, die Höhe, auf welcher sie stehen und die ihnen den Ueberblick über einen weiten Horizont gestattet, die Gewohnheit an große Verhältnisse und Mittel von Jugend auf, kann leicht in ihnen den Glauben erwecken, daß eigentlich der Fürst der Staat sei und Ludwig XIV. sagte einfach: l'état c'est moi. Wenn vor seiner Zeit ein König von Frankreich starb, wurde er noch 40 Tage wie im Leben bedient. Twesten weist in s. Vortrag üb. Macchiavelli, Berl. 1868, nach, daß Friederich II., in seiner Jugend einer der heftigsten Angreifer M.'s, mit ihm in vielen und wesentlichen Beziehungen auf gleichem Boden stand. „Die absolute Fürstengewalt ist ihm die gegebene und nothwendige Staatsform; der Fürst repräsentirt ihm den Staat, sein Interesse fällt mit dem Staatsinteresse zusammen. Auch er hatte sich von der Autorität der Ueberlieferung gelöst, hatte wenig Achtung vor der Rechtsform. In seinem Streben auf die Staatsmacht gerichtet, leitete er die politischen Erfolge von der richtigen Schätzung der Kräfte und Berechnung der Mittel ab. Die Kunst der Verheimlichung und Täuschung, der falschen Vorwände und der gewaltthätigen Ueberraschung konnte er nicht verleugnen." Friederich II. erzählte selbst mit Wohlgefallen, daß er ein dem französ. Gesandten aus der Tasche gefallenes Billet mit dem Fuße zugedeckt, jenen dann so schnell als möglich verabschiedet und es hierauf gelesen habe. — Kommen bei Menschen dieser höchsten Lebensstellung dann noch bedeutende politische und kriegerische Erfolge hinzu, so wird nur ein sehr edler Geist oder ein frommes Gemüth die sich entwickelnde Vorstellung übermenschlicher Größe zurückweisen. Nur so geartete Geister werden ferner ihre Macht nicht zum Unheil der Völker und zur Befriedigung ihrer Leidenschaften gebrauchen, wie Heinrich VIII. von England, auch Heinrich IV. von Frankreich und so viele Andere gethan haben, welcher letzterer bei manchen guten Eigenschaften doch ein arger Verführer und ein Zerstörerer des Eheglückes war. „Die sogen. ritterlichen Könige, schreibt Wachsmuth, Kulturgesch. II, 189, waren meist Land- und Leuteverderber, keiner mehr als der gepriesenste aller, Franz I., nicht anders ein Richard Löwenherz und seinesgleichen." — Die Fürsten des 18. Jahrh. strebten im All-

gemeinen nicht nach Staatswohlfahrt und Volksbeglückung, sondern wollten durch die tonangebenden geistreichen Köpfe jener Periode illustrirt und verherrlicht sein.

Die republikanische Staatsform, welche wieder aristokratisch oder demokratisch beschaffen sein kann, findet sich jetzt nur in Europa und Amerika und ist seit Tyrus, Sidon und Chartago in Asien und Afrika erlaschen. In der absoluten Monarchie sind sämmtliche Gewalten in der Person des Herrschers vereinigt, in der konstitutionellen oder repräsentativen M. kommt dem Fürsten das Recht der Ernennung der Beamten und Offiziere, die Schließung von Verträgen und Bündnissen, die Entscheidung über Krieg und Frieden zu, der Nationalvertretung hingegen die Gesetzgebung und Steuerbewilligung, in der Republik sind alle Gewalten im Volke oder dessen Vertretern vereinigt, wobei im letzteren Fall bisweilen dem Volke noch die Genehmigung oder Verwerfung der Beschlüsse seiner Vertreter vorbehalten ist. (Referendum.) Die Republik scheint mehr zur Befriedigung der unteren Klassen geeignet zu sein, die absolute Monarchie zur Befriedigung der oberen Klassen, die repräsentative M. vereinigt beides in sich, ist aber als die complicirteste Form nur bei einem hohen Grad der Volksbildung und bei loyaler und patriotischer Gesinnung der leitenden Kreise durchzuführen, wenn sie eine Wahrheit, nicht bloßer Schein sein soll. Freiheit und Recht können auch in der Monarchie bestehen und es kommt in der That mehr davon in vielen Monarchieen vor als in manchen Republiken alter und neuer Zeit, wie z. B. im alten Rom, den griechischen R., in Venedig. Athen hatte zur Zeit seiner höchsten Blüthe etwa 500,000 Einwohner, wovon nur 135,000 Freie, die übrigen Sklaven waren, Rom in der letzten Zeit der Republik zählte etwa 2 Mill. Einw., darunter fast 1 Mill. Sklaven.

Der gewaltsame Uebergang aus einer Staatsform in die andere, womit Zerstörung vieler alten und Schaffung neuer Verhältnisse verbunden ist, heißt Revolution. Im alten Rom, den griechischen Republiken, den italienischen mittelalterlichen Staaten fanden zahlreiche R. statt; von besonders weitreichender Bedeutung sind die englische Revolution des 17., die amerikanische des 18., die französischen des 18. und 19., die deutschen, polnischen und österreichischen des 19. Jahrh. geworden. In Frankreich begann der Angriff gegen die „bevormundende Regierung" schon um die Mitte des 18. Jahrh., obwohl die erste Revolution erst 1789 ausbrach; Diderot war es, welcher sagte: Laßt uns mit den Gedärmen des letzten Priesters den letzten König erdrosseln. Buckle meint zwar l. c. II, 147, Aufstände seien gewöhnlich im Unrecht, Revolutionen immer im Recht, — aber das Recht ist doch manchmal sehr wenig motivirt, wie z. B. bei der Februarrevolution von 1848, die für

Frankreich so viel Unglück herbeiführte und den Grund zu seinem jetzigen traurigen Zustande legte. Schon wenige Jahre nach der Julirevolution von 1830 ertönten laut die Lehren des Umsturzes, der Emancipation des Fleisches, des Atheismus, Habsucht und Geldschwindel machten sich breit. Man thut bisweilen stolz, die Herrschaft der Monarchie abzuschütteln und geräth dafür unter das schmähliche Joch der Plutokratie, hat den Schwert- und Seidenadel gegen den Ellen- und Wollenadel vertauscht. Sehr häufig tritt nach großen Revolutionen eiserne Militärherrschaft ein, um die gänzliche Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung zu verhindern. — Der eigentlche Grund der Taiping-R. in den 50er und 60er Jahren dieses Jahrh. war die Raubluft der untern Klassen in China; die Taipings haben nirgends organisirt, sondern nur gesengt, geplündert und gemordet. Die Vornirtheit mancher Missionäre hielt die Revolution für eine christlich-protestantische, aber der Oberkönig der Taipings erklärte sich selbst für Christus und forderte für sich und seinen Sohn göttliche Verehrung, während ein Unterkönig einen der Missionäre mißhandelte und zur Flucht zwang, nachdem er einen seiner Diener vor seinen Augen ermordet hatte.

Die Politik.

Ein Staat verhält sich andern gegenüber, mit welchen er in Verkehr tritt, als ein Individuum mit individuellen Bedürfnissen und Ansprüchen. Die Interessen des Handels und der Industrie, der Austausch geistiger Erwerbungen, die Sicherstellung der Existenz im rastlosen Wettkampf der Völker, die Vergrößerung der Macht bilden die Hauptmomente der nach außen gerichteten Politik, welche als Grundgedanken den eigenen Vortheil hat, sich kaum um Moralgesetze kümmert und in Nothfällen auch die verzweifeltsten und widerrechtlichsten Mittel nicht verschmäht. Das frühere ganz ungebundene Verfahren hat wenigstens einige Form durch den diplomatischen Verkehr erhalten, wobei freilich auch die Kunst, selbstsüchtigen Gewaltthaten den Mantel der Berechtigung und Nöthigung umzuhängen, große Fortschritte gemacht hat.

Nach mittelalterlichen Begriffen hatte ein christliches Volk das Recht, sogar die Pflicht, Nichtchristen zu unterwerfen und der Papst die Macht, Schenkbriefe über Land und Leute auszustellen. Der edle Dominikaner de las Casas, der sich sein ganzes Leben lang un-

ermüdet der armen Indianer annahm, erfuhr heftigen Widerspruch von de Sepulveda, dem Historiker Kaiser Karls V., der die Mißhandlung „nach göttlichem und menschlichem Rechte" zu rechtfertigen suchte. Richelieu hat sich selbst durch die Worte geschildert: „Nach gefaßtem Entschlusse handle ich kühn, bringe zu meinem Ziele, werfe Alles zu Boden, mähe Alles nieder und bedecke dann Alles mit meinem Cardinalsmantel." Seine Politik war auf seine eigene Herrschaft und das Uebergewicht Frankreichs gerichtet, gegen das Ausland verderblich und irreligiös. Friedrich II. scheute sich nicht, in Sachsen Mannschaft zum Kriegsdienst gegen den eigenen Landesherrn auszuheben und im Kriege von 1866 knüpfte Preußen mit den Ungarn Verbindungen an und suchte sie zum Abfall von Oesterreich zu veranlassen und eine ungarische Legion zu gründen. Welche Gewaltthaten haben sich die Römer, Ludwig XIV., Napoleon I. 2c. gegen viele Völker und Regierungen erlaubt! — Die große Verderbtheit der Menschen seiner Zeit und die Sehnsucht nach Italiens Rettung ließ Macchiavelli die im „Principe" entwickelten Grundsätze aussprechen, so daß Ranke sagen konnte: M. suchte die Heilung Italiens, doch der Zustand desselben schien ihm so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben. — „Wenn gesagt wird, der Macchiavellismus sei wesentlich die Politik des päpstlichen Hofes und der katholischen Staaten, während er in protestantischen Staaten, Dank dem wahren Christenthum, nicht Wurzel zu fassen vermöge (so nach dem Vorgang vieler seiner Glaubensgenossen Matthäi, Verhältniß des Christenthums zur Politik, Göttingen 1850, S. 4): so kann man nichts erwidern, sondern nur staunen, wie es einem Menschen möglich sei, so boshaft und zugleich so abgeschmackt zu sein." Mattes in Encycl. d. kathol. Theol. VI, 719.

In Nordamerika haben die Weißen in vielen Traktaten den Indianern Territorien auf „ewige Zeiten" zugesprochen, aber jedesmal, wenn sie es für nützlich fanden, die Traktate gebrochen. Die englische Regierung zwang den Kaiser von China durch Waffengewalt, die Einfuhr des sein Volk verderbenden Opiums zu gestatten, damit die englischen Opiumpflanzer in Indien sich bereichern können.

Es kam oft vor, daß verschiedene Völker in eine vorübergehende oder dauernde Verbindung zu gegenseitigem Schutz oder Trutz zu einander traten. Die Amphiktyonen, deren es fünf gab, waren Bündnisse verschiedener griechischer Staaten ohne Rücksicht auf Stammesverwandtschaft zum Zweck gemeinschaftlicher Feste, Aufrechthaltung des Friedens oder gewisser völkerrechtlicher Grundsätze und sie hatten als Einheitspunkt einen bestimmten Tempel. Bei den Indianern Nordamerikas gab es auch solche Völkerbünde; man denke ferner an den Bund der Hansa, den schwäbischen Städtebund, die schweizerische Eidgenossenschaft. Bisweilen tritt ein Volk oder Staat zu einem

anderen in das Verhältniß der sogen. Suzerainität, Oberlehnsherrlichkeit, wie solche außer Europa auch zwischen manchen Negervölkern oder zwischen diesen und den Fulah besteht. 1866 versuchte der 80jährige Franzose Edmond Potonié ein „internationales Tribunal" mit einer Zeitung: Correspondence Cosmopolite zu gründen, von welcher auch ich die ersten zwei Nummern zugesandt erhielt mit Beistimmungserklärungen von Passy, Prince-Smith, Garibaldi, Victor Hugo, Colden, Jules Simon, Pelletan, Schulze-Delitsch u. A. Zwecke sind: Abschaffnng der stehenden Armeen, Zölle, indirekten Steuern, Erlangung der Preß- und Vereinsfreiheit, Freiheit der Banken, des Unterrichts, der Arbeit, internationales Schiedsgericht.

Moral, Recht, Gesetz, Strafen.

Die Begriffe über Gut und Böse sind bei den Völkern eben so verschieden, wie die über Schön und Häßlich. Manche Völker halten unbedeutende Handlungen für sehr verbrecherisch und bestrafen sie hart (die Kamtschadalen z. B. das Spießen einer Kohle an einem Messer oder das Abschaben des Schnees von den Schuhen mit einem Messer, die Mongolen das Legen von Eisen in Feuer, Auflehnen auf eine Peitsche, Schlagen eines Pferdes mit dem Zügel, welch' Alles früher von dem Chan mit dem Tode bestraft wurde), während sie Mord, Ehebruch, Diebstahl ꝛc. ganz natürlich finden. Ueber die Verderbniß und Schlechtigkeit der Menschen klagt schon Ps. 13 und manche Philosophen z. B. Buckle geben nur eine intellektuelle Vervollkommnung, keine moralische zu, da Wille und Charakter unveränderlich seien.

Viele wilden Völker fühlen keine Gewissenbisse nach grausamen und ungerechten Handlungen und glauben um so weniger, daß die Götter sie strafen, weil diese selbst meist böse sind. Sie erkennen als einzige Autorität den Häuptling an, daher beim Tode desselben vollkommene Anarchie und Verbrechen aller Art erfolgen, bis ein neuer gewählt ist. Bei den Koräten, Tschuktschen, Mingreliern ist Stehlen sogar ein Verdienst, organisirte Räuberbanden mit Verfassung gab es unter den Lusitaniern, unter den hochschottischen Gälen zu Cromwells Zeit, die regelmäßig Steuern erhoben und ihm viel zu schaffen gaben. Für die Zigeuner und viele andere Barbaren gelten Sitte, Recht und Gesetz nur innerhalb des Stammes, alle andern Menschen sind gleichsam vogelfrei. Die grausame, im Verborgenen wüthende Räuber- und Mördersekte der Thags oder Thugs, aus

Hindus und Mohammedanern bestehend, scheint jetzt durch die englische Regierung ausgerottet zu sein. Sie stellten sich unter den Schutz der „Allmutter," der furchtbaren Göttin Dorga, Kali oder Bhawang und tödteten ihre unzähligen Opfer durch Erdroßlung. Sie hatten einen eigenen Kultus und richteten sich unter Anrufung der Göttin bei ihren Expeditionen nach besonderen Zeichen. Einer ihrer Führer befragt, ob er nie Gewissensbisse fühle, so viele Unschuldige ermordet zu haben, antwortete: „Fühlt Jemand Reue in Ausübung seines Berufes und sind nicht alle unsere Handlungen von der Vorsehung gerechtfertigt? Ist es nicht Gottes Hand, welche tödtet und sind wir nicht Werkzeuge seines Willens?" Wallace schildert einige kleine wilde Stämme, die er besucht hat, sehr günstig und glaubt, daß die civilisirten Völker in der Moral nicht über ihnen stehen. Dagegen ist zu bemerken, daß die Wilden sich eben sehr verschieden verhalten. Friedrich II. fragte einmal Sultzer, dem er die Direction der Schulanstalten in Schlesien übertragen, wie es damit gehe. S. antwortete, es gehe besser, seitdem man auf Rousseau's Grundsatz fortbaue, daß der Mensch von Natur gut sei. „Ah, erwiederte der König, mon cher Sultzer, vous ne connoissez pas assez cette maudite race, à la quelle nous appartenons." Oeffentlich erklärte sich Friedrich II. blos als obersten Diener des Staates, in seinem Privatgeständniß als das Gegentheil, weil dieß die Verderbtheit der Menschen so erfordere. — Man hat zwar behauptet, das Christenthum habe keine neuen Entdeckungen in der Moral gebracht, aber es ist doch richtig, daß das was in anderen Religionslehren hiervon bereits vorhanden war, im Christenthum konzentrirt und in durchgängige Beziehung zur Gottheit gebracht worden ist.

Manche Juristen glauben allerdings, daß das Palladium der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nicht die Religion, sondern das Strafgesetzbuch sei.

Einige Philosophen nehmen an, die Moralgesetze hätten sich nur durch die Erkenntniß ihres Nutzens entwickelt; Volney's „natürliches Gesetz" ist nur die „Erhaltung seiner selbst" und Alles läuft bei ihm auf Wohlbefinden hinaus, aus dem alle Begriffe von Laster und Tugend, Recht und Unrecht, Wahrheit und Irrthum, alle gesellschaftlichen Tugenden fließen. Es scheint mir aber doch, daß in die menschliche Seele ein besonderes Gefühl von Gut und Böse gelegt sei, welches aber durch Verhältnisse soviel wie ganz unterdrückt werden kann. Mit dem Sinken der Moralität verschwindet auch das moralische Urtheil; man lese bei Waitz, l. c. I, 376, wie die Boers in der Kapkolonie urtheilen. Wiener, l. c. S. 482, findet es ganz natürlich, daß die Europäer den Rothhäuten ihre Länder nehmen, weil sie nach mehr „Glück" streben; die schwächeren

Stämme verfallen eben den stärkeren und letztere thun dabei nicht recht und nicht unrecht, weil solche Beziehungen zwischen ihnen und jenen gar nicht bestehen. W. glaubt eben nicht an ein allgemeines Gebot der Menschenliebe, sondern nur an Rechtsbegriffe und Gesetze für die Angehörigen eines bestimmten Staates; eine Rechtsbeziehung zwischen zwei sich fremden Völkern existire nicht. — Mit der Verderbniß der Sitten und der Verwilderung nimmt auch die Grausamkeit zu und die Phantasie des Einzelnen könnte die Greuel nicht ersinnen, welche die Menschheit ersonnen und begangen hat. Kaiser Claudius wartete einst in Tibur lange auf den von Rom kommenden Henker, um Menschen hängen zu sehen, damals eine seltene Art der Hinrichtung und studirte mit großem Vergnügen die Mienen der sterbenden Fechter. Er zwang einst 19000 Proscribirte zu einer Seeschlacht auf dem Fucinischen See, wo sie sich gegenseitig morden mußten. Commodus ließ sich selbst unter die Gladiatoren aufnehmen und tödtete nach und nach 735 derselben sich und dem Volke zum Vergnügen. Don Solano Lopez mordete seine Geschwister und andere Blutsverwandte und ließ endlich auch seinen Lieblingsbruder martern und tödten. v. Raumer erzählt in s. Gesch. d. Hohenstaufen, daß Alberich da Romano, der sich 1260 an die Welfen ergab, zuerst mit Gebiß, Sporen und Geißel durch das Lager geritten wurde, worauf vor seinen Augen seine 6 Söhne in Stücken zerrissen wurden, seine Frau und 2 Töchter nackt an Pfähle gebunden und lebendig verbrannt; endlich riß man ihm das Fleisch mit Zangen vom Leib und schleifte ihn an den Schweif eines Pferdes gebunden zu Tode. Heinrich VIII. ließ außer 2 Königinnen, 2 Kardinälen und ebensoviel Erzbischöfen, 12 Herzogen und Grafen, wohl 1000 andere Menschen beiderlei Geschlechts hinrichten.

Nicht blos bei den Naturmenschen, sondern auch bei den kultivirten sind die verbreitesten Laster Völlerei, Unzucht, Betrug und Diebstahl. In großen Städten bilden sich alle Verbrechen systematisch nach praktischen Regeln aus und es tritt an die Stelle des Sporadischen, Zufälligen, Methodenlosen das Allgemeine, immer Wiederkehrende, darum zu Berechnende. Die meisten Verbrechen gegen die Person fallen in den Sommer, gegen das Eigenthum in den Winter; zahlreiche V. werden in der Trunkenheit begangen. Esquirol tadelt, daß man fortwährend gegen die höhere Klasse loszieht und die Tugenden des Volkes preist. „Diese rednerischen Philosophen, sagt er, lebten mit den Großen, verläumdeten sie, und kannten nicht das Volk. Wenn sie die Sitten ihres Landes studirt hätten, so würden sie sich überzeugt haben, daß die Verderbniß allgemeiner, größer, scheußlicher in der unteren Klasse sei, daß sie fast alle Laster der Gesellschaft und zugleich mehr Verbrechen als in der höheren Klasse hervorruft.“ Die Geisteskrankh. ꝛc. I, 31.

Das Recht erwächst in der Regel aus der Sitte, und es geht ihm das Unrecht voraus. Ein öffentliches Recht ist nur möglich, wenn der natürlichen Freiheit des Einzelnen ihr bestimmtes Maß angewiesen und dieselbe durch das Recht der Anderen beschränkt wird, was nach Zeit und Umständen in sehr verschiedenem Grade geschieht. Die Normirung der Rechtsfreiheit kann, wenn sie nicht einen bloß faktischen, sondern einen Rechtszustand darstellen soll, nur durch Mitwirkung und Zustimmung der Betheiligten oder ihrer Repräsentanten geschehen. Rechtlosigkeit, wo jeder der Willkür der Anderen preisgegeben ist, besteht bei den uncivilisirtesten Wilden oder bei anarchischen Zuständen und auch in der Despotie, wo alles Recht über Personen und Eigenthum nur beim Herrscher ist. — Recht und Gesetze, die Sühne begangenen Unrechts, die Strafen des Verbrechens nehmen nach dem Kulturzustande verschiedene Formen an.

Christus ließ das römische Reichsrecht als etwas ihm Fremdes, dem er sich jedoch fügte, bestehen; er selbst stellte keinen einzigen Grundsatz des Rechtes, sondern nur solche der Moral auf, wodurch er sich wesentlich von Moses unterscheidet. Sein Reich war eben nicht von dieser Welt. Bei Spinoza war Macht Recht; ein Wesen hat so viel Recht als Macht. Später wurde als Recht das bestimmt, was die höchste Gewalt als solches erklärt. Nach den jetzigen Vorstellungen ist der Rechtsbegriff ein zeitlich bestimmter; Recht ist nur, was die Gegenwart dafür erkennt, also verschieden von dem idealen Recht der Philosophie.

Bei rohen Völkern und despotischen Regierungen sind die Gesetze hart, die Strafen gewöhnlich sehr grausam; Cardanus schrieb, wo unmenschliche Strafen, sind auch größere Laster. Einem Mohammedaner, der Wein getrunken hatte, wurde früher glühendes Blei in den Mund gegoßen; im Mittelalter, wo eine Entartung und Verkümmerung des Rechts eintrat, waren Galgen und Rad, Blendung, Entmannung, Verstümmelung an Hand und Fuß, Brandmarkung, Stäupung sehr gewöhnlich, Foltermeister und Henker sehr zahlreich, was bis in das 17. Jahrh. währte. In England wurden viele wegen geringer Diebstähle hingerichtet, hier und anderwärts Schuldner auf das härteste und sonderbarste bestraft. Die Kirche strafte oft grausam wegen angeblicher Entheiligung eines Heiligthums. In Hinterindien und selbst in Europa noch unter Karl V. zwang man Verbrecher mit wilden Thieren zu kämpfen. Uebertretung der Religionsgesetze, Zauberei, Hexerei, Verletzung von Nationalvorurtheilen

wurden fast bei allen Völkern strenger bestraft als Uebertretung der bürgerlichen Gesetze. Manche Völker kennen nur Lebensstrafen, Verstümmelung, Sklaverei, nicht aber Geld-, Gefängniß-, Leibesstrafen. Reiche konnten in manchen Ländern die Strafe von sich abwenden, wenn sie statt ihrer einen Sklaven hinrichten ließen. Mit Anstand begangene große Verbrechen bleiben öfters auch bei civilisirten Völkern ungestraft. Oft wurden auch noch Verwandte und Frauen der Verbrecher bestraft. In Japan haben Adel und Militär ein sehr eigenthümliches Vorrecht, nämlich das Privilegium, sich nach Verbrechen oder Vergehen den Bauch aufzuschlitzen, Harakiri genannt. Der gemeine Japanese verfällt nach einem Verbrechen der entehrenden Hinrichtung, die oft sogar die Familie mittrifft, häufig mit Vermögenskonfiskation verbunden, der Adelige und Militär entgeht durch Aufschlitzen des Leibes (in neuester Zeit Enthauptung durch einen Diener) weiterem Schaden und seine Söhne behalten Amt und Vermögen. Harakiri, wörtlich „die glückliche Heimfahrt" ist demnach die Sühne eines begangenen Verbrechens.

Mancherlei „Gottesurtheile", Ordalien sollten die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten erweisen. Man kennt Mosis „Eifersuchtswasser", den vergifteten Trank Boeda der Congoer, die deutsche Sargprobe, die Feuer- und Wasserprobe, erstere auch bei Malaien, in Siam, bei Negern vorkommend, letztere in Siam und Pegu. Bei den Aeneze-Beduinen muß der Angeklagte den glühend gemachten eisernen Löffel lecken, der zum Kaffeerösten dient und gilt für unschuldig, wenn die Zunge nicht beschädigt wird; der Oberrichter, Mebesschä, welcher auf das Gottesurtheil erkennt, leckt zuerst den Löffel und fordert dann den Angeklagten oder den auf seinem Recht nach vergeblichem Sühneversuch Bestehenden auf, das Gleiche zu thun. Sehr eigen ist es aber, daß man den guten Erfolg der Feuerprobe dem Beistand des Teufels zuschreibt; manche Leute haben den Löffel wohl 20 mal ohne Schaden geleckt. Der Oberrichter erhält für seine Amtsverrichtung 40 Piaster oder ein Kameel. — Markgraf Karl Friedrich von Baden gab den ersten Anstoß zur Aufhebung der Folter. — In Persien wurde nach Chardin die Hinrichtung eines Mörders manchmal der betheiligten Familie überlassen, die die Tödtung (meist durch Dolchstiche) durch die Gerichtsdiener vollziehen läßt oder selbst vollzieht, wobei die Frauen des Ermordeten das Blut des Mörders in Gefäßen sammeln und davon trinken. Price sagt nach Mitth. von Charles Hamilton über die Quissama oder Kisama in Angola, sie richteten Verbrecher hin, indem sie sie einen Gifttrank zu trinken zwingen oder stecken sie in einen Sack und werfen sie in den Quanza als Futter für die Krokodile, noch andere werden verspeist. (Feindliche Einfälle z. B. der Portugisen vereiteln sie dadurch, daß sie das Wasser aus den Baobabbäumen, den einzigen Reservoirs,

abzapfen, und so den Rückzug erzwingen. Sie scheinen in Monogamie zu leben und haben viele Kinder, bauen Manioc, Erdnüsse rc., sind ungemein freiheitsliebend, gegen Fremde höflich und gastfrei. Sie sind ein kräftiges Volk, gehen ganz nackt, auch die Frauen). Journ. of the Anthr. Inst. 1871, S. 185. In manchen Ländern Afrikas wird der Mörder den Verwandten des Ermordeten überliefert. Palaosinsulaner setzen Verbrecher auf dem Meere aus, andere Polynesier auf unbewohnten Inseln. Bei vielen unkultivirten Völkern kann der Mord mit Geld gesühntwer den. — Die Blutrache, das Bestreben, den Tod eines Verwandten durch Blut zu rächen, findet sich schon bei den Anfängen menschlicher Verbindung und zwar bei allen Rassen und hat sich bei abgeschlossenen oder wenig kultivirten Völkern bis in die Gegenwart erhalten. Bei den Australiern darf sie von Frauen nur an Personen ihres Geschlechtes ausgeübt werden. (Bei den Zweikämpfen der A. bietet einer der Kämpfenden abwechselnd dem Gegner seinen Kopf zu Keulenschlägen dar, bis einige Schädelbrüche erfolgt sind, wo dann die Kampfrichter die Ehre für hergestellt erklären. An Festen und Versammlungen kommt es oft zu einem blutigen Gemetzel, wo die besten Freunde mit Keulen und Speeren gegeneinander wüthen.) Bei den Kookies setzt sich nach Macrae der ganze Stamm in Bewegung, wenn ein wildes Thier einen Menschen getödtet hat, und ruht nicht, bis es erlegt ist. — Geheimbünde, der mittelalterlichen Feme vergleichbar, sind der Purrabund der Mandingos, Veis, Timmanis rc., der Egboorden in Alt-Calabar; s. Waitz l. c. II, 136. In Südguinea gibt es nach Leighton Wilson mehrere Geheimbünde, so für die erwachsenen Männer den Bund Ndá, der zum Zweck hat, die Frauen und Kinder unterwürfig zu erhalten; dann den Frauenbund Njembe, mit dem Zweck, die Frauen vor den Mißhandlungen der Männer zu schützen.

Der Krieg.

Wenn der Rechtszustand zweier Völker oder zweier Partheien des gleichen Volkes gegenseitig nicht mehr anerkannt wird und keine Ausgleichung der Differenzen und widerstreitenden Interessen mehr möglich ist, kommt es zum Völker- oder Bürgerkriege. In neuester Zeit haben sich Gesellschaften zur Verhinderung fernerer Kriege — so in England die „Gesellschaft der Friedensfreunde" — gebildet, aber Versuche dieser Art drohen immer an den Leidenschaften der Menschen und der Macht der Verhältnisse zu scheitern. Man hat sich eingebildet, der Fort-

schritt der Kultur und des Verkehrs werde Kriege in unserer Zeit fast unmöglich machen, aber die Erfahrung hat das Gegentheil gelehrt, denn das Interesse der Dynastieen und manchmal auch der Völker gibt den Ausschlag. Der Kriegszweck wird am vollkommensten durch gänzliche Niederwerfung des Gegners erreicht, der Krieg am schnellsten beendigt und der Frieden erzwungen durch entscheidende vernichtende Schläge, welches Prinzip schon vor Napoleon I. Alexander d. Gr., Hannibal und andere große Heerführer zur Geltung gebracht haben. Mehr als je eifern alle Staaten die besten Waffen, die rationellsten und stärksten Befestigungen, die mächtigsten Schiffe zu Angriff und zur Vertheidigung sich zu schaffen. — Alte Völker flüchteten beim Nahen des Feindes sich hinter einfache oder doppelte Wälle aus Erde oder rohen Steinen und Balken, wie man Reste solcher im Taunus und vielen anderen Gegenden findet. Welche Stufenleiter von hier zu den Ritterburgen und befestigten Städten mit Wall, Graben, Citadellen und wieder bis zu den mit raffinirtester Kunst angelegten Festungen ersten Ranges der Gegenwart!

Der Krieg ist bis jetzt ein nothwendiges Uebel, das nur durch die Ausbreitung der Vernunft und Liebe gemindert werden kann. Er spannt die Volkskraft aufs äußerste, kann zur höchsten Hingebung und Aufopferung begeistern, läßt die heroischen Tugenden glänzend hervortreten, aber öffnet andererseits dem Bösen einen weiten Spielraum, verwildert und demoralisirt, hat unermeßliches Elend in seinem Gefolge und schafft zwar neues Leben, welches aber aus Ruinen aufgeht. Von Anbeginn hat der Krieg der Menschheit die größten Leiden gebracht.

Der Geschichtsphilosoph Hermann bezeichnet mit Recht die Kriege als die Hauptmarksteine der Geschichte. Schon lang hat man erkannt, daß alle Macht eines Volkes zuerst auf seiner Kriegstüchtigkeit, dann auf seinem Reichthum beruhe. Die Lust am Kriegswesen wird durch die Bewunderung genährt, welche die Menschen dem Kriegsruhm zollen, der wie kein anderer zu Macht und Größe führt. Mit der fortschreitenden Bildung hat die Kriegsführung zwar insoferne an Wildheit verloren, als man nur die bewaffnete Macht des feindlichen Volkes zu schlagen, nicht dieses selbst zu vernichten sucht, als nicht mehr die Völker, sondern nur die Heere sich bekämpfen, als dem friedlichen Bürger sein Eigenthum nicht

mehr so schonungslos entrissen wird, aber die Zerstörungsmittel der Neuzeit sind furchtbarer und massenhafter geworden. Es entscheidet jetzt weniger denn früher die Tapferkeit und Hingebung, als vielmehr die Kriegsgeübtheit und die Zahl der Bataillone und Kanonen. Nach Adam Smith kann bei den civilisirten europ. Völkern der Gegenwart nur $^1/_{100}$ der Einwohner eines Landes zu Soldaten verwendet werden, eine größere Zahl richtet das Land zu Grunde — aber diese Berechnung wird gerade in der Gegenwart am meisten überschritten und mehr oder weniger die ganze waffentüchtige Mannschaft zur Kriegsmacht gezogen; schon bei der ersten französischen Revolution wurde die ganze Nationalkraft aufgeboten. Zu dem mehrere Millionen starken Heere des Xerxes hatte man auch die besiegten Völker zusammengetrieben.

Manche unkultivirte Völker sind in fast unaufhörliche Kriege verwickelt, unternehmen oft Kriegszüge aus langer Weile, oder zur Befriedigung der Rach- und Raubsucht, und sie enden manchmal mit gänzlicher Vernichtung des einen Gegners. Oft bekriegen sich Indianerhorden des gleichen Stammes. Es wird etwa, wie Bates (d. Naturforscher am Amazonenstrom, S. 395) schreibt, ein Familienglied krank, seine Leute bilden sich ein, der Pajé einer Nachbarhorde habe den Kranken behext, Alle versammeln sich zu einem Trinkgelage und erhitzen sich durch Erzählung erlittener Beleidigung. Am nächsten Tage schleichen die bewaffneten Männer in die Nähe der feindlichen Horde, überfallen sie plötzlich mit lautem Geschrei, tödten was sie können und brennen die Hütten nieder. — Mit dem Wachsthum der Nationen begannen Eroberungskriege, wobei es sich um Herrschaft oder Knechtschaft, Freiheit oder Sklaverei handelte. Im Mittelalter waren Kriege aus Nationalhaß zahlreicher als später, wo die Kabinetspolitik die meisten Kriege herbeiführte.

Ein Stamm der Garamanten hat nach Herodot den Gebrauch der Waffen nicht gekannt und jeden Verkehr mit andern Völkern vermieden. Die Skythen verehrten nach ihm ein Schwert als Symbol des Kriegsgottes Tyr, die Frauen nahmen am Kriege theil und die Jungfrauen durften nicht eher heirathen, bis sie einen Feind erlegt hatten, ähnliche wilde Sitten hatten die hunnischen, uralisch-türkischen, mongolischen Völker und Attila, Dschingis-Chan, Tamerlan bleiben weltverwüstende Scheusale für alle Zeit. Die Dayaks tödten alle Feinde im Glauben, sie dann als Sklaven im Jenseits zu haben, die Neuseeländer wurden aus Noth kriegerisch und Kannibalen. Osmanen und Christen mordeten sich stets ohne Schonung, die mittelalterlichen Schweizer gaben auf dem Schlachtfelde nie Pardon, die Condottieri Italiens machten hingegen Gefangene des Lösegeldes wegen. — Vor orientalischen Heeren (und Karavanen) werden oft Feuer hergetragen. Mahratten, Türken, Mongolen nehmen vor der

Schlacht Opium, Soldaten der europ. Armeen und Flotten öfters Branntwein.

Die Amazonen werden von Ukert (Denkschr. der Münchner Akad. 1847) als Mythus betrachtet. Sie wurden zuerst in den Homerischen Gedichten erwähnt; nach den darin vorkommenden Angaben mußte man ihren Wohnsitz in NO. Kleinasiens annehmen. Man spricht von A. in Mexiko unter ihren Königinnen Quetzalxochitl und Chimalman. Der Palast des Königs von Dahomey, welcher fast eine engl. Quadratmeile einnimmt, wird von Eunuchen bewacht und von einer Amazonengarde, die mehrere Tausend Weiber zählt, hauptsächlich über 20 Jahre alte, aus dem Harem ausgeschiedene, welche von König Gezu eingeführt wurde. (Am Eingang des Palastes, auf den Dächern, vor den Stadtthoren und auf allen Hauptplätzen der Stadt sind Massen von Menschenschädeln als Schmuck angebracht, wie Norris und Forbes berichten, und nach Boudyck gibt es in Calabar einen mit Menschenschädeln gepflasterten Saal und Weg.) Ueber A. in der alten Welt haben Strabo, Justin, Diodorus Siculus u. A., am ausführlichsten Herodot berichtet. Es werde ihnen, um im Gebrauch der Waffen nicht behindert zu sein, schon früh die rechte Brust abgebrannt (seltener die linke oder beide), sie hätten periodische Vereinigungen mit Männern, tödteten die daraus entstehenden Knaben oder schickten sie den Vätern zu und behielten die Mädchen, damit ihr Staat nicht aussterbe, sie führten häufige Kriege. Man versetzte sie nach Asien, Südwesteuropa, Afrika; im westlichen Lybien verpflichteten sich nach Diodorus Sic. die Frauen in der Jugend zum Krieg, später übernahmen sie die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten und pflegten geschlechtlichen Umgang; die Männer, welche hier immer da waren, besorgten das Hauswesen und die Erziehung der Kinder. Der Name A. bedeutet Brustlose: *μαζα*, die Brust und a privativum. Pabst Pius II. bringt in s. Hist. bohemica die Geschichte von dem Weiberreich der Libussa und Valaska, in welchem die Knaben durch Ausbrennen des rechten Auges und Abschneiden des rechten Daumens unschädlich gemacht wurden. Von Valaska, Wlasta, der Sage nach Freundin der böhmischen Herzogin Libussa, wird erzählt, daß sie das Joch der männl. Herrschaft abschütteln wollte, mit ihren Freundinnen die Waffen ergriff und dem Wyschehrad gegenüber die feste Djewin oder Mädchenburg baute, die endlich von dem Herzoge Przemysl erstürmt nnd zerstört wurde. In spätern Jahrhunderten war wieder die Rede von A. in Monomotapa, einem afrikan. Weiberreich Damut in Afrika, einer Amazonengarde im oriental. Reiche Cousam und die span. Eroberer und Missionäre von Columbus an sprachen von A. in Amerika, die aber als besondere Weiberstaaten bildend nirgends gefunden wurden, obschon den Caraiben und andern Stämmen Weiber

im Kampfe beistanden. Es mochten die Spanier, an Amazonen glaubend, diese Vorstellung auch bei den Indianern erwecken, welche dann die Spanier von einem Volk, einer Gegend immer zur anderen wiesen. Die Tradition von A. hat sich bei den Indianern bis jetzt erhalten. — Zu allen Zeiten gab es heldenmüthige Frauen und Jungfrauen, welche einzeln oder verbunden die Waffen führten. Als am Morgarten, 2. Mai 1798, die Schwyzer die Franzosen unter Schauenburg zurückschlugen, kämpften auch die Weiber in Mannskleidern mit. Die Frauen von Cochabamba in der Republik Bolivia griffen 1815 bewaffnet das spanische Lager zur Nachtzeit an und eroberten dasselbe, wobei viele von ihnen umkamen. Als 1818 die Spanier das Gebiet wieder besetzten, wurden noch mehrere von ihnen hingerichtet. In neuerer Zeit kämpften einzelne F., z. Th. ihr Geschlecht verbergend, auf das Tapferste in den Heeren; man denke nur an die Spanierinnen Maria Pacheco, Catalina de Crauso, Augustina von Saragossa, Paula Samajon, die peruan. Spanierin Donna Franziska Subyaga, die Französinnen oder in französ. Armeen kämpfenden Jeanne d'Arc, Jeanne Hachette, Luise Labé, Renée Bordereau, Rosa Layrac, Breton Double, Maria Schellinck, Katharina Rohmer, Regula Engel, Angélique Duchemin, Therese Suter, die Italienerinnen Margarita Bobia, Catarina Seguana, Colomba Antonietti, Amita Garibaldi aus Montevideo, Joseph Garibaldi's Gattin, unter den Deutschen an die Cimbrischen Weiber, die Wiedertäuferinnen in Münster, die Tyrolerinnen 1808—9, unter ihnen Juliane Krismer, die Niederländerin Hesselaer, die Schwäbin Künkelin, die Oesterreicherinnen Sophia Kattner und Kanschak, die drei Preußinnen in Lützow's Freischaar und mehrere andere, die Mecklenburgerin Sophia Krüger. 1847 beim Ausbruch des Sonderbundskrieges sollen in Wallis und Freiburg in der Schweiz bewaffnete Weiberkompagnieen gebildet worden sein. 1862 wurde in der Union eine weibliche Schützenkompagnie errichtet, welche drei Töchter des Obersten Stevenson anführten. Auch bei Griechen und Polen kämpften Frauen, die Gräfin Platen führte 1831 ein Uhlanenregiment und der Diktator Langiewicz hatte das Fräulein Pustowajew zum Adjutanten. Siehe Stricker, die A. in Sage und Geschichte, Berl. 1868.

Die ersten Waffen waren Stein und Keule, Spieß, Bogen und Pfeil, Streitaxt, dann das Schwert, Schleuder, Schild. An die Stelle der Steine, Knochen, Fischgräthen für Spitzen und Schneiden traten später die Metalle. Manche Australier schleudern den Speer mit dem Wurfstock, andere, wie manche Polarvölker, mit dem Wurfbrett, welches bei Eskimos und Neuholländern sehr ähnlich ist und wodurch die Speere unglaubliche Triebkraft erhalten. Das Prinzip beruht darauf, daß am Wurfbrett ein Zapfen ist, den der an einer Stelle durchbohrte Lanzenschaft umfaßt und über welchen er beim

Schwung, den man dem Brett gibt, weggleitet. Aus den Stengeln einer Coliquea (Bambuseae) machen die Araucaner in Chile ihre gefürchteten Lanzen, die über 25′ lang, am Ende nur federkieldick und so elastisch wie eine Angelruthe sind. Sie schwingen sie im Kreise und die stählerne Spitze durchbohrt den Feind, ehe er sich's versieht. Früher brauchten die Araucaner und Pampas-Indianer Bogen und Pfeil, nach Einführung des Pferdes, wo sie zu Reitervölkern wurden, wenden sie Speere an; die uralten Bolas und den Lasso, die Wurfschlinge haben sie hingegen auch noch jetzt beibehalten. Ohne das Pferd wären viele Indianerstämme im Kampfe gegen die Weißen längst untergegangen. Die argentinischen Hirten gebrauchen den Lasso mit furchtbarer Sicherheit und schleifen das von ihm erfaßte Opfer zu Tode, indem sie in Carrière davon reiten. Der Bumerang ist allein den Australiern eigen. Der Germanen Hauptwaffe, die Framea, war eine Lanze mit meißelförmigem Blatt aus Stein oder Bronce, findet sich sehr häufig in den alten Gräbern und hat sich unter den Namen Ger bis ins 12. Jahrh. erhalten. Lösch leitet das Wort Framea von fram, vorwärts, ab; Framea sei ein Instrument zum Vorwärtswerfen oder Stoßen, telum missile, nach Virchow hingegen war bei der Framea die Klinge beilförmig am Stiel befestigt, wie man eine solche im Salzbergwerk zu Reichenhall gefunden habe.

Auf die Idee, die Pfeile zu vergiften kam der Mensch wohl durch die Erfahrung, daß der Saft gewisser Pflanzen beim Genuß Erkrankung und Tod herbeiführt. Man hat vergiftete Pfeile nur bei tropischen Völkern gefunden, mit Ausnahme, wie es scheint, der Parther und Skythen. Die Buschmänner geben ihren Giftpfeilen die verderblichste Wirkung dadurch, daß sie sie an einer Stelle halb durchsägen, damit die Hälfte abknickt und in der Wunde stecken bleibt und dicht neben der eingesägten Stelle ein federndes Blättchen mit Widerhaken befestigen, das beim Versuch, den Pfeil auszuziehen, leicht das Abbrechen der Spitze im Innersten bewirkt, wo dann keine Hilfe mehr möglich ist, weil Alles sogleich verschwillt. Das Kombi, mit dem die Südostafrikaner ihre Pfeile und Lanzen vergiften, wird nach Livingstone von einer Strophantusart gewonnen und ist sehr stark. Nur Elephanten und Flußpferde sollen ihm widerstehen, vermuthlich weil die Dosis zu gering ist. Die Anwohner des Nyassasees gebrauchen speciell zur Tödtung von Menschen ein anderes Gift, welches sogleich die Zunge starr macht. Die Buschmänner gebrauchen die Eingeweide einer kleinen Raupe, welche vermuthlich durch Pflanzen, die sie verzehrt, giftig wird, zu einem Pfeilgift, daß unter Delirien und Krämpfen Menschen und selbst Löwen tödtet.

Mit der Erfindung des Schießpulvers wurden Waffen möglich, die an Sicherheit, Fernwirkung und durchschlagender Kraft alle frühern

ungemein übertreffen und zur Durchbohrung und Zerschmetterung auch das zündende Feuer gesellen. Die Chinesen kannten das S. sehr früh, brauchten es aber nur zu Feuerwerken. Gewöhnlich gibt man den Franciskanermönch Berthold Schwarz zu Freiburg im Breisgau zwischen 1320—40 als Erfinder des Schießpulvers an, der auch zuerst seine Bedeutung für Geschosse erkannt zu haben scheint. Die spanischen Saracenen sollen schon 1331 bei der Belagerung von Alicante und 1342 vor Algesiras Geschütze gebraucht haben, die Kenntniß des S. sei ihnen von China gekommen. Die Franzosen wandten bereits 1338, die Engländer 1346 bei Crecy Geschütze an, in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. wurden sie schon sehr allgemein und erreichten z. Th. riesenhafte Dimensionen, schossen aber manchmal nur Steinkugeln. Aus den ersten Kanonen konnte man nur Vollkugeln schießen, später Hohlkugeln und Kartätschen; nach den Kanonen kamen die Mörser. Die Mitrailleusen beruhen auf keinen neuen Ideen, sondern haben ihr Prototyp in den sogen. Orgelgeschützen des Mittelalters. Nachdem im 17. und 18. Jahrh. die Geschütze mäßigere Dimensionen erhalten hatten, sehen wir im 19. bei der Belagerungs-, Festungs- und Schiffsartillerie wieder enorme Ungeheuer. Neben den groben Geschützen entwickelten sich in der Gegenwart auch die Handfeuerwaffen zu mörderischer Präcision. — Nach dem preußisch-österreich. Krieg von 1866 begannen die größten Anstrengungen aller kultivirten abendländischen Völker zur Anschaffung der besten und furchtbarsten Waffen und steigerten sich noch nach dem deutsch-franz. Kriege von 1870—71. Bekannt sind die gewaltigen Gußstahlgeschütze Krupp's; die 1870—71 in England gefertigten Riesengeschütze, Woolwich-Infants, wiegen 35 Tons, werfen ein Geschoß von 700 Pfd. und bedürfen für einen Schuß 120 Pfd. Pulver. Man will aber Geschütze von 60 Tons Rohrgewicht gießen und Riesenmörser nach einem neuern Modell von Mallet, die 1000pfündige Bomben 2—3 engl. M. weit werfen. Verhältnißmäßig kleinere Geschütze wurden zu nicht geahnten Leistungen gebracht, wie z. B. die Zweiundsiebzigpfünder der deutschen Küstenbatterieen Eisenplatten bis 8 Zoll Dicke durchschlagen, das neue deutsche Feldgeschütz, nach früherer Bezeichnung ein Vierpfünder, ein 20pfündiges Projektil 4800 Meter weit mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 518 M. und Feuergeschwindigkeit von 7—8 Schüssen in der Minute schleudert. Schon 1849 lagen in Woolwich's Arsenalen 24,000 Kanonen und über 4 Millionen Kugeln und die Geschützgießerei lieferte von 1859—62 nicht weniger als 2466 Armstrongkanonen. Das läßt einen Schluß auf alle übrigen Artillerieanstalten für die britische Flotte und Armee in Woolwich zu; ähnliche Verhältnisse bestehen auch in den andern großen Staaten.

Wie die Landmacht zuerst in Frankreich, so wurde die Seemacht vorzüglich in England ausgebildet und Frankreichs und seiner Alliirten

Bestreben, England hierin es gleich zu thun waren erfolglos; erst in neuester Zeit hat einige Annäherung stattgefunden. Auch die Alten hatten schon sehr große Schiffe gebaut und zwar in einer erst durch die neuesten Forschungen aufgeschlossenen Vollkommenheit, die aber hauptsächlich durch Ruder bewegt wurden und wobei die Segel nur die zweite Rolle spielten; bei den Schiffen des Mittelalters und der neuen Zeit bis in das 19. Jahrh. war der Wind die Hauptbewegungskraft, jetzt ist es der Dampf und an die Stelle der früheren Raddampfer sind meist Schraubendampfer getreten. Mit der Größe der Schiffe steigt deren Sicherheit, Ertrag und Schnelligkeit. Der Great Eastern hat bei voller Arbeit der Maschinen 7200 Pferdekraft; Gewicht 17500 Tonnen; davon wiegt das bloße Eisen der Hülle 8000 Tonnen, Maschinen und Kessel 2000 Tonnen, 6000 die Kohlen, 1500 Holzwerk, Masten, Schraube, Räder, Kesselwasser 2c., Schnelligkeit im Durchschnitt 15 Knoten. Die Kriegsschiffe der Gegenwart sind sämmtlich eisengepanzert mit Sporn am Bug, z. Th. von riesiger Größe. Der „König Wilhelm" der deutschen Marine ist 365 Fuß lang, 60 breit, mit 8zölligen Eisenplatten gepanzert und führt 26 Dreihundertpfünder, Hinterlader von Gußstahl. Sein Gehalt ist 6000 Tonnen, sein mittlerer Tiefgang 26 Fuß, die Pferdekraft kann von 1150—6000 gesteigert werden, die Geschwindigkeit beträgt 13—14 Knoten in der Stunde, der Kohlenverbrauch hierbei 80 Tonnen täglich. Das 1868 vollendete Schiff hat 400,000 Pfd. Sterling gekostet und hat eine Bemannung von 700 Köpfen. Aehnlich verhalten sich der 380 Fuß lange und 58 breite Warrior, der Minotaur, der Invincible (1873) der engl. Marine. Ein 1871 in England vom Stapel gelassenes Kriegsschiff, the Devastation, vielleicht das furchtbarste von allen bisherigen, ragt kaum über das Wasser hervor, hat keine Masten, wird blos durch zwei von einander ganz unabhängige Schrauben bewegt. Kann 36000 Centner Kohlen an Bord nehmen, ausreichend für 25 Tage ununterbrochener Fahrt; beide Maschinen zusammen arbeiten mit 5600 Pferdekraft. Bepanzerung an den stärksten Stellen 14" dick; Offensivkraft ungeheuer. Es ist ein Thurmschiff mit zwei Thürmen, deren jeder zwei Sechshundertpfünder trägt und sein Gehalt ist 4400 Tonnen. 1872 wurde in das englische Marinebudget ein Posten aufgenommen für den Bau eines Fahrzeuges mit untermeerischer Torpedoartillerie, 7—12 Fuß unter der Wasserlinie. Das wird zur Folge haben, daß die Panzerplatten auch auf den Rumpf der Schiffe werden auszudehnen sein. — Man hat den Panzer der Kriegsschiffe immer stärker gemacht und ist nun bis zu 14zölligen Eisenplatten und darüber gekommen, um dem Durchschlagen der neuesten gewaltigen Geschosse zu widerstehen. Das dadurch erzeugte ungeheure Gewicht beeinträchtigt natürlich die Schnelligkeit der Manövrirfähigkeit. Capitän Werner, der frühere Kommandeur des „König Wilhelm", glaubt, daß man zuletzt wieder

auf das Princip der Alten zurückkommen werde: ein feindliches Schiff mittelst des Sporns in den Grund zu bohren, wie dieses bereits in der Seeschlacht bei Lissa dem Rè d'Italia geschehen ist, welchen das österreichische Admiralschiff unter Tegethoff mit dem Sporn in den Grund rannte. S. R. Werners erläuternden Text zum Bilderatlas des Convers.-Lex., Seewesen S. 37.

Die menschliche Wirthschaft.

Die Menschen suchen für ihre Erhaltung aus der Natur den möglichsten Nutzen mit den geringsten Opfern zu ziehen und verarbeiten die gewonnenen Güter zum Genuß. Schon in der Familie, noch mehr in der Gemeinde und im Staate findet gemeinschaftliche Arbeit statt, das allumfassende System der menschlichen Wirthschaft entwickelt sich aber durch die Arbeit aller Völker und ihren Weltverkehr, so daß z. B. die Tropenbewohner die der gemäßigten Gegenden mit Kolonialwaaren versehen und von ihnen Industrieprodukte erhalten, gewisse Länder anderen Körnerfrüchte liefern und dafür Geld empfangen, welches durch Arbeit gewonnen wurde. Es ist nämlich die Arbeit, welche die Güter erzeugt und verbreitet, wobei sich durch Uebergewicht der Produktion über die Consumtion Reichthum anhäuft, ohne welchen größere Unternehmungen, aber auch feinere Bildung, Kunst und Wissenschaft nicht möglich sind. Der Mensch strebt nach Genuß und dieser wird am sichersten durch Arbeit erlangt und dann in seinem wahren Werthe empfunden. In der Welteinrichtung fehlt es weder an Zwang noch an Reizen, um die Menschen zur Arbeit zu nöthigen und miteinander in Berührung zu bringen. — Für die unzähligen Bedürfnisse bedarf es einer Theilung der Arbeit und auf höhern Kulturstufen des Kapitals. Dieses, dann die Werkzeuge, Maschinen, welche letzteren Wirth die Sklaven der Zukunft genannt hat, Fabrikgebäude, Straßen und Kommunikationsmittel 2c. sind auch durch Arbeit erzeugt worden, gleichsam ein verdichteter Fond früherer Arbeit.

Aber auch zahlreiche Erkenntnisse haben sich in den Produktionen des Menschengeistes verdichtet, verkörpert, eine unbegrenzte Welt wirksamer Ideen ist niedergelegt in den Geräthen, Waffen, Schiffen, Konstruktionen aller Art, den Kunstwerken, — alles

Mächte, welche die Sphäre des Menschen nach allen Richtungen erweitern, seine materielle oder geistige Kraft erhöhen. Dabei stützt sich jede Generation auf die Arbeit und Errungenschaft der vorhergehenden und produzirt mehr materielle und geistige Werthe als diese, weil sie mit reicheren Mitteln arbeitet, wodurch eine wachsende Menge von Gütern für Alle zugänglich gemacht und auch das Leben des Aermsten verschönert wird. Größere Freiheit und Abschaffung der Vorrechte bahnt die Wege zu einer richtigen Vertheilung der Güter, aber völlige Ausgleichung ist wegen der natürlichen Verschiedenheit der Menschen nicht möglich und der Staat kann nur Freiheit und Recht jedes Einzelnen schützen. Weil die Kulturentwicklung schrankenlos ist, so kann, wie Wirth bemerkt, die sociale Frage nicht endgiltig gelöst werden. Gütergemeinschaft, von welcher Manche in der Gegenwart träumen, hat nach Diodor bei den Ichthyophagen und Vaccaräern geherrscht, ist auch in einigen religiösen Orden eingeführt. In manchen Despotieen ist der Despot Herr aller Güter.

S. Roscher, System d. Volkswirthschaft, 5. Aufl., 4 Bde. Stuttg. 1867 u. ff. Schäffle, d. gesellsch. System d. menschl. Wirthschaft, 2. Aufl., Tübingen 1867. Wirth, Grundzüge d. Nationalökonomie, 3. Aufl., 2 Bde., Köln 1869. — Der Werth der Güter bestimmt sich nach dem Bedürfniß und der verfügbaren Menge derselben und den größten Gewinn, die größte Rente werden Jene ziehen, welche verlangte Güter am wohlfeilsten erzeugen. Der Arbeitslohn steigt und fällt, je nachdem sich weniger oder mehr Arbeiter anbieten, denn Arbeit verhält sich wie eine Waare; er ist niedrig in heißen Ländern, wo der Markt mit Arbeitern überfüllt ist, hoch in kalten. In den alten Kulturstaaten Asiens und Afrikas war der Arbeitslohn sehr niedrig, der Zustand der Arbeiter traurig. Ist der Lohn fortwährend niedrig, so wird die Gütervertheilung immer ungleicher, es bilden sich herrschende und geknechtete Klassen, endlich streng geschiedene Kasten, ohne eine Spur von Demokratie. So in Mexiko, Peru, Aegypten, Persien, Indien, wo seit uralter Zeit die obern Klassen überaus reich, die untern blutarm sind, womit entsprechende Ungleichheit der politischen und socialen Macht verbunden ist: auf der einen Seite drückender Despotismus, auf der andern kriechende Sklaverei. Aehnlich ging es im alten Aegypten, in Mexiko, Centralamerika, Peru, wo überall die Nahrung ziemlich reichlich vorhanden war, Kleidungs- und Feuerungsbedürfniß gering, daher die Bevölkerung groß, in Aegypten unglaublich groß und

dicht war, daher der Arbeitsmarkt überfüllt, die Arbeit schlecht bezahlt. Nur mit einer zahllosen Sklavenmenge war es möglich, die kolossalen Bauwerke Aegyptens aufzuführen, der Bau einer der großen Pyramiden soll nach Diodorus Siculus 360,000 Menschen 20 Jahre lang beschäftigt haben. In Indien hatte man Reis, in Nordafrika Zwiebeln und Datteln, in Peru Kartoffeln und Bananen, in Mexiko Mais, Bananen, Bohnen.

Das römische Reich, zuletzt ein Soldatenstaat, wurde durch den Mangel aller vernünftigen Volkswirthschaft immer ärmer, die Steuern immer höher, es trat oft Hungersnoth ein, Ackerbau, Schifffahrt, Künste und Handwerke machten keine Fortschritte mehr und das steigende Elend bahnte dem Christenthum den Weg. — In England und den Niederlanden bestand seit dem Mittelalter die regste Gewerbsthätigkeit, wobei das Geld im Preise stieg, der Menschenwerth sank. Es fand großer Absatz der Industrieprodukte nach den Kolonieen, großer Import von Kolonialwaaren statt, Kaffee, Zucker, Tabak, Thee, später die Maschinen formten das ganze europäische Leben um. Die von Watt erfundene Dampfmaschine, Arkwright's Spinnmaschine und Cartwright's mechanischer Webstuhl brachten eine Revolution hervor, wie früher das Schießpulver und die Buchdruckerkunst und machten Englands ungeheuere Produktion und die Anlehen in den französischen Kriegen möglich, von 1793—1815 etwa 11,000 Millionen Francs. Nicht Englands Waffen, sondern seine Industrie haben das erste französische Kaiserreich gestürzt. — Wirth Nationalökonomie II, 109 sagt: „Die Erwerbsgelegenheit ist am geringsten auf der untersten Stufe der Volkswirthschaft; sie nimmt zu mit der Bildung des Kapitals, der überhand nehmenden Theilung des Grundeigenthums, mit dem Aufschwung des Volksfleißes und der Kultur, weil die Menschen mittelst Ersetzung der mechanischen Menschenkraft durch Naturkraft, mittelst Vermehrung des Werkzeuges der Arbeit, unter Aufwendung gleicher Mühe einen steigenden Ertrag aus der Produktion gewinnen und zur allgemeinen Vertheilung bringen und dadurch in den Stand gesetzt werden, einen immer größeren Theil der Produkte als Kapital zu sparen. Bei durch steigenden Gewinn wachsendem Kapitalvorrath hat der Zins die Neigung zum Sinken, der Arbeitslohn zum Steigen, weil das Kapital um Arbeiter wirbt."

Ungleiche Vertheilung des Eigenthums scheint für die menschlichen Verhältnisse Gesetz zu sein, — aber sie wechselt unaufhörlich, heute ist ein Individuum, eine Gemeinde, ein Volk reich, andere sind arm, nach Jahren oder Jahrhunderten sind die Verhältnisse umgekehrt. Es haben zwar Owen, Simon, Fourier u. A. Gütergemeinschaft und Organisation der Arbeit vorgeschlagen, aber wahrscheinlich würde dieses zum ärgsten Despotismus führen

und die Geltung und das Streben des Individuums vernichten. Des Grafen St. Simon Anhänger in Frankreich erklärten zuletzt alles Eigenthum für Diebstahl und wollten unter Vergötterung der Arbeit aller Nationalökonomie ein Ende machen. Die 1867 in Lausanne versammelte Delegation des „internationalen Arbeiterkongresses“ wollte die Gesellschaft scharf in Ausbeuter und Ausgebeutete scheiden und verlangte von der Friedensliga Anerkennung dieses Gegensatzes; die Ausbeuter wären die Arbeitgeber und Kapitalisten, die Ausgebeuteten die Handarbeiter. Sie wollten nur eine Klasse: die Produzenten gelten lassen, welche nothwendig die Arbeiter wären. Eine Anzahl Mitglieder der Friedensliga protestirte gegen diese unwahre und gefährliche Auffassung; oft sei Kapitalist und Arbeiter in der gleichen Person vereint; das Kapital sei Produkt früherer Arbeit; alle Menschen müßten auf ehrliche Weise Kapital zu erwerben suchen, welches die Arbeit befruchtet. Verbesserung des Looses der Arbeiter werde nur durch Gebrauch ihrer Fähigkeiten herbeigeführt, nicht durch gesetzgeberische Maßregeln und Franklin habe Recht gehabt, als er aussprach: „Wenn Euch Jemand sagt, daß man auf andere Weise reich werden könne, als durch Arbeiten und Sparen, so hört nicht auf ihn, er ist ein Giftmischer!“ Zur Erringung besserer Zustände der Wenigvermöglichen gehört von ihrer Seite eiserne Energie, Sparsamkeit, unausgesetzte pünktliche Arbeit und zugleich Umsicht, denn wer z. B. in einer Weise fortarbeitet, welche durch neue Erfindungen überflügelt ist oder nicht mehr verlangte Dinge produzirt, geht zu Grunde. In England, wo der Fabrikherr oft den Arbeitern Nahrung und Wohnung gegen Abrechnung vom Lohn gibt (Truck- und Cottagesystem), hat er sie doppelt in seiner Gewalt. Von Zeit zu Zeit heißt es, das Problem billiger Arbeiterwohnungen sei gelöst und doch bleiben immer Hunderttausende von Arbeitern ohne eigene Wohnung oder müssen in den schlechtesten W. leben. Pauperismus und Proletariat haben übrigens gegen früher nicht zugenommen, nur sind sie gefährlicher, weil nach der Eroberung der gleichen Menschenrechte für Alle auch das Verlangen nach gleichem Besitz rege geworden ist und das Gefühl sich gegen die Anwendung der Gewalt zu ihrer Niederhaltung sträubt. Beide werden erzeugt durch Uebervölkerung, zu große Produktion von Fabriken, Ueberhandnahme des Maschinenwesens und Luxus, die Auswanderung bildet ein Sicherheitsventil. Die Frauen können offenbar vielerlei Funktionen und Gewerbe versehen, die bis jetzt nur Domäne der Männer waren, wofür Wirth l. c. I, 505—7 zu vergl. ist. Wo ein mächtiger Mittelstand besteht, wie in Deutschland, die Extreme von Reichthum und Armuth nicht so weit klaffen, ist das sociale Problem etwas weniger bedenklich. So viel als möglich, muß man den Armen die Erwerbung von Besitz erleichtern, weil dieser eine moralische Gewalt übt, den Menschen besser macht.

Geld ist nicht sowohl Kapital als Werthmesser und Repräsentant desselben, so wie Tauschmittel; es bildet z. B. in England nur 1 Prozent des Kapitals. Das Metallgeld ist aber ein den Umsatz ungemein erleichterndes Mittel, der, wo es in zu geringer Menge da ist, wie z. B. in neugegründeten Kolonien, auf viel schwierigere Weise durch Tausch von Natur- oder Industrieprodukten vermittelt werden muß. Wolowski schlägt das ganze Vermögen Großbrittaniens, bewegliches und unbewegliches auf 200,000 Millionen Franken an, und ein anderer Statistiker den jährlichen Arbeitslohn auf 10,000 Millionen, das jährliche Einkommen auf 8000 Millionen.

Nach Soetbeer betrug die Gesammtproduktion von Gold und Silber:

	Pfund Gold	Pfund Silber	Werth in Thalern.
1800	44,800	1,801,000	74,862,000
1846	125,700	1,776,300	111,739,500
1850	251,210	2,088,000	179,452,650
1853	504,910	1,874,000	291,003,150
1857	455,250	2,116,000	275,171,250
1860	383,350	2,376,000	249,537,750
1863	348,960	2,905,000	266,156,400.

Das allermeiste Gold- und Silbergeld hat nach Rofswag Frankreich, das wenigste Deutschland und die Schweiz nach folgender Tabelle:

	1848.		1856.	
Frankreich	2230	Mill. Franken	4880	Mill. Franken
England	1260	"	1665	"
Oesterreich	375	"	400	"
Preußen	445	"	450	"
Spanien	450	"	575	"
Nordamerika . . .	1005	"	1200	"
Rußland	200	"	450	"
Italien	425	"	605	"
Belgien u. Niederlande	642	"	642	"
Schweden u. Norwegen	225	"	225	"
Portugal	150	"	200	"
Deutschland u. Schweiz	75	"	85	"
	7482	Mill. Franken	11377	Mill. Franken.

Daß England Frankreich so sehr nachsteht, hat seinen Grund darin, daß der größte Theil des Verkehrs durch Compensation in Chekş gemacht wird. S. Wirth, l. c. II, 392, 389.

Das Bd. II, S. 349 erwähnte Mercantilsystem setzte den Nationalreichthum wesentlich in das Geld, das hauptsächlich durch im Lande erzeugte und dem Auslande verkaufte Industrieprodukte gewonnen wird und nicht aus dem Lande gelassen werden soll. Es herrschte außer Holland im 17. und 18. Jahrh. durch ganz Europa und wurde durch Cromwell's Navigationsakte eingeleitet, wonach nur in englischen Schiffen Waaren aus den andern Erdtheilen, aus Europa nur die von einem Volke selbst erzeugten Produkte und Waaren von den Kauffahrern dieses Volkes in England eingeführt werden durften und wurde ausgebildet durch den französ. Minister Colbert, der in s. Zolltarif von 1664 verkündigte, daß derselbe Reichthum in das Land bringen solle, indem er die Importprodukte und Waaren anderer Länder hoch besteuerte. Mit der Verbreitung des Kolonialwesens dehnte sich das Merkantilsystem und die Ueberschätzung des Geldes weiter aus; hatte man von letzterem zu wenig, so half man sich mit Papiergeld, was den Aktienschwindel und die Stockjobberei hervorrief. Auch Friederich II. und Joseph II. waren im M. befangen und ersterer trieb es in seinem Geldprinzip und seiner Regie auf die Spitze. Das ökonomistische oder physiokratische S. von Beccaria, Quesnay, Genovesi u. A. im 18. Jahrh. ließ die Gütervermehrung hauptsächlich auf dem Landbau beruhen, betrachtete diesen als Grundlage der ganzen Staatswirthschaft und Besteuerung und verlangte statt des aus der Handelsbilanz zu erlangenden Geldreichthumes und des Prohibitivsystems Freiheit des Gewerbe und Handels. Adam Smith begründete hingegen das von Einseitigkeit freie sogen. Industriesystem, nach welchem die Quelle aller Güter die menschliche Arbeit ist, obschon die Naturkräfte hiebei mitwirken und verlangte, daß der Staat Bodenkultur, Industrie und Handel gleichmäßig durch Wegräumnng der Hindernisse fördere, ohne jedoch die Produktion und Consumtion regeln zu wollen. Das Geld ist ihm nur Tauschmittel und sein Quantitätsverhältniß eines der Symptome und ein Gradmesser des Nationalreichthums. Smith ist auch der Schöpfer der Freihandelstheorie; auf sein Werk wurde im Parlament zum erstenmal 1783 Rücksicht genommen und jetzt ist seine Lehre zur fast allgemeinen Geltung gelangt. Strebten früher eifersüchtige Völker dahin, einander ihr Gold und Silber durch listige Handelsverträge und vortheilhafte Tarife zu entziehen, was stete Reibung und Feindseligkeit veranlaßte, so kam nun die Einsicht, daß durch Freilassung des Handels und Abschaffung der Monopole Alle gewinnen und daß der Handelsvortheil nicht von der Masse des gewonnenen Geldes, sondern von der Leichtigkeit abhängt, womit ein Volk die Waaren los wird, die es am wohlfeilsten erzeugt und dafür jene erhält, die es selbst kaum oder gar nicht erzeugen könnte, die aber ein anderes, unter andern Verhältnissen lebend, leicht hervorbringt.

Im Finanzwesen herrscht ungemeine Abstufung von jener mittelalterlichen Einfachheit, wo der Fiscus nur einige Theile des Staatsvermögens in Anspruch nahm und roh eigenmächtig verfuhr bis zum jetzigen Raffinement, wo zwar alle Theile des Volksvermögens ausgebeutet, aber auch die verschiedensten Staats- und Kulturausgaben bestritten werden. Da gibt es eine Verbrauchssteuer (Accise), Steuer von Wohnungen, Thüren, Fenstern, Möbeln, Dienern, Hunden, Pferden, Chausseesteuer, Brücken- und Fährgeld, Militärsteuer rc. Frühere Fürsten, auch Friederich II., hatten das Prinzip, die Staatsgewalt müsse einen Schatz sammeln, Andere, wie Ludwig XIV., vom Grundsatz ausgehend, der Fürst müsse großen Aufwand machen, verschleuderten die Staatseinkünfte in Luxus, Herrschsucht, Krieg bis zu Verschuldung und Bankerott. — Vermehrung der Bevölkerung eines Landes kann nach Umständen dessen Reichthum mehren oder mindern, was von der Größe der Produktion abhängt, welche, wenn zu gering, jede Zunahme der Volkszahl umsomehr nachtheilig erweist, wenn etwa noch Mißwachs eintritt.

Die Bewegungsgesetze der Bevölkerungen.

Die Forschungen der Neuzeit lassen in der Menschheit ein stetes Hin- und Herfluthen zwischen Zu- und Abnahme, Leben und Tod erkennen, welches sowohl von natürlichen als sittlichen Gesetzen abhängig ist. Aus kleinen Anfängen gehen unter der Gunst der Umstände zahlreiche Völker hervor; Mangel des Erwerbes, Seuchen, Krieg, Unterdrückung führen Verarmung, Minderung der Menschenzahl, nicht selten den Untergang eines Volkes herbei. Im gewöhnlichen Verlauf der Dinge sind wenigstens kleine Schwankungen zwischen Zu- und Abnahme, Gedeihen und Verkümmern da. Die Statistik hat ermittelt, daß so lange der Zustand eines Volkes der gleiche bleibt, die Zahl der Ehen, der Gebornen und Gestorbenen, der Verbrechen rc. auch die gleiche ist und daß mit der Aenderung jenes Zustandes auch jene Zahlen sich ändern. So weit geht die Gesetzmäßigkeit, daß nach den Berichten der Postämter von London und Paris die Zahl der ohne Adresse aufgegebenen Briefe alle Jahre ohngefähr die gleiche im Verhältniß zur Bevölkerungszahl ist, also sogar die Vergeßlichkeit ihre bestimmte Quote hat. All dieses veranlaßte Leugnung der Willensfreiheit; die menschlichen Handlungen, schrieb

Buckle, erfolgen nach bestimmten bleibenden Gesetzen, jede wird aus einem oder mehreren Beweggründen vollbracht und diese sind wieder Folgen von etwas Vorausgegangenem. Er stellt Natur und Geschichte auf gleiche Linie und hegt die Hoffnung, die Geschichte nach Art der „exakten Wissenschaften" behandeln zu können, weil die menschlichen Handlungen weder durch ein höheres Wesen voraus bestimmt, noch dem Zufall entsprungen, sondern nothwendigen Gesetzen unterworfen seien. Quetelet gesteht einmal dem Menschen beschränkte Willensfreiheit zu, dann sagt er wieder, sociale Physik 1. Aufl. 1835 S. 227 (die zweite ist 1869—70 in 2 Bänden erschienen), daß wir unter denselben unwandelbaren Gesetzen stehen, welche die Himmelskörper lenken und daß Alles, was das menschliche Geschlecht in Masse betrifft, sich unter die Erscheinungen der physischen Natur reihe und je größer die Zahl der Individuen sei, um so mehr der Wille des Einzelnen zurück trete.

Besteht aber auch keine absolute Freiheit des Willens, indem der Mensch in das Weltsystem eingefügt ist, so besteht doch eine psychologische, vermöge welcher er sich nicht durch den bloßen Trieb, sondern durch Gründe zur Entscheidung bestimmen läßt, die bei dem einen so, bei dem Andern ganz anders ausfallen kann. (Vergl. Bd. I S. 312.) Daß in einer gegebenen Gesellschaft die Prozentzahl der Ehen, Geburts- und Todesfälle, Verbrechen 2c. die gleiche bleibt, beruht in der bestimmten Beschaffenheit der menschlichen Gattung, in welcher die Thätigkeiten der Individuen zu einer Resultante sich ausgleichen. Der Mensch hört deshalb nicht auf, ein sittliches, für seine Handlungen verantwortliches Wesen zu sein und die Einfügung während seines natürlichen Daseins in den Kausalverband der sichtbaren Welt derogirt nicht seiner ewigen Bestimmung. „Unerhört würde die Verkehrtheit sein, in der Herstellung eines regelmäßigen statistischen Zahlenverhältnisses oder darin, daß die Ereignisse nach solchen verlaufen, die letzten leitenden Gesichtspunkte des Weltlaufes zu sehen." Lotze Mikrokosmus III, 73. — Mit der Natureinrichtung sind Unvollkommenheit und Schwankungen verbunden, die mancherlei Leiden herbeiführen, aber die Vernunft entdeckt Mittel, den Unglücksschlägen manchmal vorzubeugen oder doch ihre Wirkung zu

mildern. Das sociale Gedeihen wird am besten gefördert, wenn die Menschen die Gesetze, von welchen es abhängig ist, erkennen und mit Bewußtsein und freiwillig befolgen.

Auf der Erde leben jetzt in runder Zahl über 1300 Millionen Menschen, wovon auf die weiße Rasse 380, die gelbbraune 740 (worunter 185 Malayo-Polynesier und 5 Uramerikaner) auf die schwarze 180 Millionen kommen. Nach dem Glaubensbekenntniß rechnet man 336 Mill. Christen (170 Katholiken, 90 Protestanten, 76 Griechen), 245 Brahmanisten, Anhänger des Konfutse und Laotse, der Sintoreligion, 350 Buddhisten, 160 Mohammedaner, 5 Juden, 200 Mill. Heiden. Es mögen wohl 1000 verschiedene Religionssekten vorhanden sein und gegen 4000 Sprachen und Dialekte geredet werden. In jeder Sekunde etwa stirbt ein Mensch, in einem Jahre demnach über 33 Mill.; etwas mehr werden geboren. Die mittlere Lebensdauer währt 33 Jahre. Die Bevölkerung von Europa, jetzt etwa 300 Millionen Seelen, betrug vor 10 Jahren (1863) 272, worunter 85½ Mill. Germanen (Deutsche 53½, Britten 24½, Skandinavier 7½) fast 83½ Mill. Slaven (darunter 54 Mill. Russen, und nach d'Erkert fast 9 Mill. Polen), fast 78½ Mill. Romanen (Franzosen mit Belgiern und französ. Schweizern 34, Italiener 25½, Hispano-Portugisen 19). Englisch wird geredet von etwa 80 Millionen, Deutsch von 50, Französisch von 42, Spanisch und Portugisisch von 40, Italienisch von 26. In Asien leben etwa 750 Millionen, in Afrika 180, in Amerika 80, in Australien und Polynesien 4.

Die Verhältnisse des Areals und der Bevölkerung in einigen europäischen Ländern sind nach Wappäus für:

	Areal	Einwohner	Zählung	Einwohner auf 1 geogr. □ M.
Belgien	535	4,527,647	Dez. 1856	8462
Niederlande	592	3,056,879	Nov. 1849	5165
Großbrittanien u. Irland	5728	27,475,271	April 1851	4796
D. Bundesstaaten ohne Oesterreich und Preußen	11,437	42,900,000	1852	3751
Mit Gesammtöstr. und Preußen	21,734	70,770,000	—	3256

(Von den deutschen Bundesstaaten ist Sachsen am stärksten bevölkert mit 7501 Einw. auf die Quadratmeile, Hannover am schwächsten mit 2606.)

	Areal.	Einwohner.	Zählung.	Einwohner auf 1 geogr. □M.
Frankreich	9631	36,039,364	April 1856	3742
Schweden	8114	3,639,332	Dez. 1855	449
Norwegen	5571	1,490,047	— —	267
N.-Amer. Union	155,557	23,191,876	1850	149

Das größte Reich ist das brittisch-indische, mit etwa 213 Mill. Bewohnern auf 1,577,700 engl. Quadratmeilen, so daß auf jede 136 Bewohner kommen (in England 347, Frankreich u. Preußen 177, Rußland nur 10). Die Bevölkerung von London, 1865 schon 2,993,513 Seelen stark, wozu dann noch in einem Halbmesser von nur 15 engl. M. ringsum, der von der Londoner Polizei abpatroullirt wird, weitere 3,463,771 kamen, hat Ende 1872 die ungeheure Zahl von 3,800,000 erreicht. Dann folgen Paris mit 1,850,000, Konstantinopel 1,075,000, Wien 900,000, Berlin 830,000, St. Petersburg 670,000, Liverpool 520,000, Leeds 260,000, zwischen Liverpool und Leeds fallen Manchester, Glasgow, Birmingham, Dublin; Neapel hat 440,000, Moskau 400,000, Lyon 334,000, Madrid 318,000, eben so viel Brüssel, Marseille 312,000, Buda-Pest und Amsterdam 280,000, Lissabon 260,000, Warschau 250,000, Hamburg 236,000, Rom 226,000, Turin 201,000, München 180,000. Newyork hatte 1860 schon 1,117,000. Von den großen asiatischen Städten hat man keine genauen Angaben, aber nicht eine dürfte London nahe kommen.

Nach Engel, Direktor des preuß. statist. Bureaus ist das Menschenkapital das beträchtlichste im Staate und werthvoller als sein anderes Eigenthum. Die Militäreinrichtungen der Neuzeit, welche unermeßliche Summen verschlingen und Millionen Menschen produktiver Arbeit entziehen, sind neben den gewaltigen Staatsschulden das hauptsächlichste Hinderniß für Aufschwung des Nationalwohlstandes. — Die Zunahme der Bevölkerung ist in gesetzlichen Schranken gehalten; von Zeit zu Zeit kommen Kriege, Seuchen, Mißjahre, Handelskrisen, die der Vermehrung Einhalt thun, im Allgemeinen scheint aber doch die Menschenzahl auf der ganzen Erde jetzt bedeutend größer zu sein, als in alter Zeit. Die Vermehrung fördern Aufhebung des Cölibats, Begünstigung der Ehen, Sorge für Wohnung, Kleidung, Nahrung, reines Wasser und reine Luft, Verminderung der Arbeitszeit in den Fabriken, Gebär- und Findelhäuser. Nach dem Engländer Malthus hängt die Vermehrung hauptsächlich von der Menge der erzeugten Nahrungsmittel ab, weniger von der Fruchtbarkeit der Ehen. Er behauptete, die Zunahme der Lebensmittel finde in arithmetischer, der Menschen hingegen in geometrischer Progression statt und das einzige Mittel, den furchtbaren Folgen dieses Gesetzes zu entgehen, sei Selbstbeschränkung, Verzicht auf die Ehe, so lange nicht Gewiß-

heit vorhanden ist, eine Familie ernähren zu können. Dieses angebliche Gesetz ist aber nach Andern eine bloße Fiction, indem durch die fortgesetzte Arbeitstheilung, steigende Geschicklichkeit der Arbeiter, Fortschritte der Wissenschaften und Mechanik, Vervollkommnung und Vermehrung der Maschinen die Produktion steigt und immer mehr Kapital zur Vertheilung kommt. Jede spätere Generation, auf den Schultern der vorhergehenden stehend erzeugt bei gleicher Arbeit mehr Produkte, mehr Mittel der Erhaltung. Sollte einst die ganze bewohnbare Erde aufs beste bebaut sein, so würde die Bevölkerung still stehen oder zurückgehen, und so wieder eine Compensation ihrer Zahl und der Subsistenzmittel eintreten. — Die Zunahme der Bevölkerung ist im Allgemeinen schneller in heißen als in kalten Gegenden, weil in letzteren reichliche Nahrung schwieriger erzeugt wird, auch mehr Kleidung und Feuerung nöthig ist. Die Bevölkerung steigt bei Ueberfluß an Nahrung und fällt bei Mangel. Regelmäßige und stetige Zunahme der Bevölkerung spricht für günstigen Zustand einer Nation, sie erreicht aber auf die Dauer nirgends 3 Prozent jährlich, selbst nicht bei Einwanderung. Nach Wappäus schreitet die Zunahme weder in arimethischer noch geometrischer Proportion fort; würde eine Zunahme von 3 Prozent stetig anhalten, so würde die Bevölkerung in etwa 22 Jahren verdoppelt sein, bei einer Zunahme von 1 Proz. erst in 70 J. Nach Zählungen und Berechnungen der vierziger und fünfziger Jahre des 19. Jahrh. dürfte sich die Bevölkerung von Norwegen in etwa 61 J. verdoppeln, von Schweden in 79, Sachsen 83, Preußen 131, Großbritanien und Irland 302, Oesterreich 385, Frankreich 405, Hannover erst in 3152 Jahren. Nach Carlisle hatte Frankreich in den Kriegen von 1792—1815, 2,700,000 rüstige Männer verloren und bei Napoleons Sturz waren fast nur Knaben und Greise übrig und dennoch erreichte die Bevölkerung bald wieder ihr normales Verhältniß.

Wirth (l. c. II, 127) meint, in den civilisirten Industrieländern sei starke Bevölkerung ein Zeichen des Wohlstandes, „weil hier die Arbeiter mit derselben Mühe durch die Mitwirkung der Maschinen verhältnißmäßig mehr hervorbringen. Wo aber die industrielle und Handelsentwicklung mit der Bevölkerung nicht Hand in Hand geht, da kann die Vermehrung dieser im Gegentheil großes Elend herbeiführen. Z. B. in China ist in Folge der bürgerlichen Unsicherheit, der Beschränkung des auswärtigen Handels und des Mangels an Maschinen die Lage der außerordentlich starken, sehr geschickten und sinnreichen Bevölkerung trotz der ungemeinen Fruchtbarkeit des Landes mit der der civilisirten europ. Völker nicht zu vergleichen." Das Mißverhältniß zwischen Bevölkerung und Produktion liege im Mangel an Arbeitstheilung u. Kapitalwirthschaft, wissenschaftliche Einsicht und Mangel an Maschinen und industrieller Kultur, Berechnung

der Zukunft ....." Immerhin haben sich jene der Wahrheit mehr genähert, welche der Politik huldigten, die Vermehrung der Bevölkerung zu begünstigen, weil eben bei dichterer Bevölkerung mehr Arbeitstheilung und rascherer Umlauf möglich ist und dadurch bei gleicher Arbeit mehr Werth produzirt wird. Die gewerbliche und fabrikmäßige Produktion wird daher, wo sie nicht besonderer Ursachen wegen, z. B. wegen Nähe von Kohlen- und anderen Bergwerken, Wasserkräften rc. — auf einen entlegeneren Ort angewiesen ist, am zweckmäßigsten in großen Städten betrieben, weil das Zusammenwohnen vieler Menschen eine ungeheure Arbeitstheilung möglich macht und weil alle Hülfsstoffe und Halbfabrikate, deren man bedarf, so auch wieder der Absatz gleich zur Stelle sind. Was von großen Städten, gilt im Allgemeinen auch für ganze Länder: dichtbevölkerte Länder sind auch die reichsten und in diesen leichter Erwerb zu finden. Arbeitgeber finden schneller Arbeiter und diese leichter Beschäftigung. Es wird an Fracht und Zeit gespart, neue Erfindungen und Verbesserungen verbreiten sich rasch und durch den regen Austausch der Ansichten und Gedanken wächst das geistige Kapital des Landes, was die Produktion stets erleichtert." (l. c. II, 124.)

Die meisten Empfängnisse finden bei uns im Mai und Juni statt, ihre Zahl steigt bei Ruhe von der Arbeit, reichlicher Nahrung, Vergnügungen, überhaupt bei Allem was kräftigt. Für die wichtigsten Altersklassen stellt sich durch allgemeine Gesetze ein numerisches Gleichgewicht beider Geschlechter her, weshalb auch die monogamische Ehe zugleich als Natur- nnd sittliches Gesetz erscheint. Es werden etwas mehr Knaben als Mädchen geboren, was in Causalverbindung mit dem höheren Alter des Mannes in der Ehe zu stehen scheint. In Theuerungszeiten (wo die Verbrechen und die Sterblichkeit furchtbar zunehmen) werden weniger Ehen geschlossen, auch weniger Kinder geboren, und die in solchen Jahren geborenen Conskribirten sind kleiner und schwächer. Die Libertinage vermindert die Zahl der Ehen. Nach Benoiston (Annal. d. sc. natur., 1. Série, IX, 431) kommen auf eine Ehe in Schweden $3,_{62}$ Kinder, in Nordfrankreich $4,_{0}$, Südfrankreich $4,_{34}$, Portugal $5,_{1}$. Nach Wappäus rechnet man die Fruchtbarkeit der Ehen durchschnittlich in Schweden zu $3,_{7}$—$3,_{95}$, Frankreich $3,_{8}$—$3,_{75}$, Preußen $3,_{88}$—$4,_{40}$, Norwegen $3,_{92}$—$4,_{15}$, Hannover $3,_{40}$—$3,_{83}$, Bayern $4,_{2}$—$4,_{27}$, Sachsen $4,_{05}$—$4,_{35}$. Die Zahl der Kinder in einer Ehe wechselt überhaupt bei den civilisirten Völkern von 3—5; erhalten sich auch nur 2—3, so ist der Bestand der Bevölkerung gesichert. Die Zahl der lebend geborenen Kinder verhält sich zur ganzen Bevölkerungszahl wie

$1:26,_{50}$ in Preußen,
$1:26,_{18}$ „ Oesterreich,
$1:29,_{22}$ „ Bayern,

$1:30_{,06}$	in	England,
$1:32_{,39}$	„	Schweden,
$1:37_{,16}$	„	Frankreich.

Es werden ansehnlich mehr Knaben als Mädchen todt geboren, fast im Verhältniß wie 3:2. Von 10 Mill. Kindern Mitteleuropas sind durchschnittlich

9,768,344	Einzelgeborene,
227,597	Zwillinge,
3,948	Drillinge,
118	Vierlinge,
3	Fünflinge.

Auf 1000 neugeborene Knaben kommen in Europa nach den verschiedenen Ländern, wie Kolb angibt, 940—959 Mädchen und doch ist überall die weibliche Bevölkerung die zahlreichere, übertrifft die männliche

in Preußen	(1858)	um	65,889,
„ Frankreich	(1855)	„	299,024,
im Zollverein	(1855)	„	348,637,
in Großbrittanien	(1850)	„	704,872,
„ Schweden	(1855)	„	111,096,
„ Norwegen	(1855)	„	30,237.

Am größten ist das Uebergewicht der männlichen Geburten in Rußland: $108_{,91}$ Knaben auf 100 Mädchen; in Oesterreich-Ungarn $106_{,10}$, Königreich Preußen $105_{,94}$, Württemberg $105_{,69}$, Großbrittanien $104_{,75}$, Schweden $104_{,62}$. Auf dem Lande ist die Zahl neugeborener Knaben im Verhältniß zu den Mädchen etwas größer als in den Städten. Als Mittel für die europ. Länder (und wohl auch für die ganze Erde) rechnet man 106 Knaben auf 100 Mädchen. Bei der weißen Bevölkerung am Kap werden nach Quetelet mehr M. als K. geboren, bei den Indianern in Centralamerika verhalten sich beide fast gleich. In Yucatan hingegen verhalten sich die M. zu den K. wie 2:1, in Cochabamba in Bolivien angeblich sogar wie 5:1. Bei den Juden in Berlin verhalten sich die weiblichen Geburten zu den männlichen wie 100:208, bei den Juden in Livorno wie 100:120, in Preußen überhaupt wie 100:111, in Neurußland wie 3:4. Auf Galega bei Madagaskar, auf Tahiti, in Ober-Californien werden viel mehr Knaben als Mädchen geboren. Nach Hofacker gibt es im Allgemeinen bei größerem Alter der Mutter als des Vaters oder bei ungefähr gleichem Alter mehr Mädchen, ist der Vater älter, mehr Knaben. Kinder sehr junger Mütter sind größerer Sterblichkeit unterworfen, auch sind erstere weniger fruchtbar als reifere Mütter; doch nimmt nach dem 27. Jahre letzterer

die Fruchtbarkeit wieder ab. Bei den unehelichen Geburten sind fast durchgängig die Mädchen zahlreicher. Für die Beurtheilung der sittlichen Zustände ist die Zahl der unehelichen Geburten, welche in neuer Zeit in den meisten europ. Ländern zugenommen hat, ein sehr wichtiges Moment. — Nach Wappäus bleibt überall, auch in den überseeischen Kolonieen die Zahl der Geburten weit hinter der zurück, welche vermöge der Einrichtung der menschlichen Natur möglich wäre. Im Ganzen ist die Zahl der Geburten höher bei der industriellen als bei der Ackerbau treibenden Bevölkerung, weil bei letzterer neuer Menschenzuwachs nicht so leicht zu verwerthen ist, als bei ersterer.

Geburtsziffer nennt man das in Prozenten ausgedrückte Verhältniß der jährlich Geborenen zu einer bestimmten Bevölkerung, Sterbeziffer das Verhältniß der Gestorbenen. In England war von 1838—61 die Sterbeziffer durchschnittlich $2,_{229}$ Proz., was 1 Todesfall auf 45 Menschen in einem Jahre entspricht. Die Geburtsziffer hingegen betrug $3,_{318}$ Proz., 1 Geburt auf 30 Menschen. In Preußen war von 1825—43 die Sterbeziffer $2,_{7}$ = 1 : $35,_{9}$, die Geburtsziffer $3,_{8}$ = 1 : 26, in Frankreich 1853 die St. $2,_{3}$ = 1 : $40,_{5}$, die G. $2,_{9}$ = 1 : 34. Etwas ungünstiger war das Verhältniß von 1857—61. In all' diesen Fällen überwogen also die Geburten die Sterbefälle, in England um $1,_{089}$, in Preußen um $1,_{1}$, in Frankreich $0,_{6}$. Die Kraft einer Nation beruht aber nicht zunächst in der Geburtsziffer, sondern in der Zahl der gesunden arbeitsfähigen Klassen und der Verbreitung von Gesittung und Bildung. Uebersteigt die Zahl der Geburten die Möglichkeit der Ernährung, so geht der Nachwuchs zu Grunde, wenn nicht Auswanderung hilft, wie z. B. in Irland.

Bald nach der Geburt sterben etwas mehr Knaben als Mädchen, welcher Unterschied aber immer kleiner wird und nach dem 8. bis 10. Monat ganz verschwindet. Es starben von Kindern zwischen 1—5 Jahren:

in England von 1850—54	$16,_{60}$	Proz.
„ Frankreich 1853	$11,_{38}$	„
„ Belgien 1841—50	$15,_{35}$	„
„ Bayern 1835—36, 1846—47 . .	$9,_{48}$	„
„ Schweden 1841—50	$11,_{49}$	„
„ Toscana 1852—54	$17,_{64}$	„
„ Preußen 1816, 25, 34, 43, 49 .	$17,_{18}$	„

Bei unehelichen Kindern ist die Sterblichkeit um 50 und mehr Proz. größer als bei ehelichen.

Von 1838—66, also in 29 Jahren, starben in England in Prozenten ausgedrückt:

	Männl. Individuen.	Weibl. Invividuen.
von 0— 5 Jahren	7,257	6,260
„ 5—10 „	0,887	0,876
„ 10—15 „	0,498	0,514
„ 15—25 „	0,792	0,825
„ 25—35 „	0,989	1,018
„ 35—45 „	1,298	1,232
„ 45—55 „	1,818	1,565
„ 55—65 „	3,153	2,847
„ 65—75 „	6,818	5,774
„ 75—85 „	14,741	13,491
„ 85—95 „	30,763	28,252
„ 95 und darüber	44,430	43,170.

In England kommt auf 3100 Verstorbene ein Hundertjähriger; sonst rechnet man überhaupt im Mittel auf 10,000 V. einen H. In den höheren Altersklassen scheint überall (mit Ausnahme Holsteins, Italiens und der nordamerikan. Union, wo die Abweichung in socialen Umständen, bei der Union z. B. in der stärkeren Einwanderung von Männern begründet ist) das weibliche Geschlecht zu überwiegen. Vom 45. Jahre an sterben weniger Männer als Frauen, im höchsten Alter sind wieder beide gleich. Die Sterblichkeit ist überhaupt am größten im ersten Jahr, wo über $^1/_4$ der Geborenen sterben, schon in der Jugend über die Hälfte. Dann nimmt die Sterblichkeit ab, mit dem Aufhören des Mannesalters wieder zu, im höchsten Alter wieder ab. Auf einen 100jähr. Greis kommen nach Burdach gegen 2000 Kinder im ersten Lebensjahr. In diesem sterben mehr Knaben als Mädchen, zwischen 14—18 Jahren mehr Mädchen als Jünglinge, zwischen 21—26 J. mehr Jünglinge als Jungfrauen, von 26—30 ist das Verhäitniß gleich, von hier an bis zum 40. J. sterben mehr weibliche Individuen, dann nimmt die Sterblichkeit dieses Geschlechtes wieder ab. Auf dem Lande sterben vom 26.—40. Jahre wegen der harten Arbeiten mehr weibliche J., als in den Städten.

Nach Quetelet erreichen die Todesfälle in Europa im Januar ein Maximum, im Juli ein Minimum, im Winter sterben die meisten Menschen, im Sommer die wenigsten, Herbst und Frühling verhalten sich nach den Ländern verschieden. Die Geburten erreichen ihr Maximum im Februar, das Minimum tritt 6 Monate später ein, was Villermé bestätigt. Dem Maximum der Geburten im Februar entspricht das Maximum der Empfängnisse im Mai. In der Südhalbkugel ist ohngefähr das Umgekehrte der Fall, so daß in Buenos Ayres das Maximum der Geburten in die Monate Juli bis September, das Minimum in Januar bis März fällt. Nach Quetelet

werden bei uns im Mai auch die meisten Verbrechen gegen die Sittlichkeit begangen. Er hat erwiesen, daß größerer Fruchtbarkeit auch größere Sterblichkeit entspricht, beide in Südeuropa größer als im übrigen Europa sind; sie beträgt für Südeuropa jährlich einen Todesfall auf 33,$_7$ Bewohner, für Mitteleuropa 1 auf 40$_8$, für Nordeuropa 1 auf 41,$_1$. Sie ist ferner größer in den Städten als auf dem Lande; Quetelet fand für Belgien 1 Todesfall auf 36,$_{19}$ Bewohner in den Städten, 1 auf 46,$_9$ auf dem Lande. Wenigstens für Frankreich steht auch fest, daß in den Berggegenden die Zahl der Geburten und der Todesfälle geringer ist als in den niedrigen Gegenden; am ungünstigsten sind die Verhältnisse im Sumpfland, wo die Todesfälle bedeutend die Geburten überwiegen. Doch gelten vorstehende Angaben nur im Allgemeinen, weil die Sterblichkeit nicht Produkt eines, sondern vieler Faktoren ist. — Nach Moreau de Jonnés ist in den meisten Aequatorialländern die St. größer und die mittlere Lebensdauer kleiner als in den gemäßigten Ländern. Es kommt ein Todesfall in

Batavia	auf	26	Einwohner,
Trinidad	„	27	„
St. Lucia	„	27	„
Martinique	„	28	„
Guadeloupe	„	27	„
Bombay	„	20	„
Havannah	„	33	„

Berufe, bei welchen viel Staub eingeathmet wird, sitzende Lebensweise, Arbeit in Werkstätten und solche mit starker Armbewegung und gebückter Haltung, trockene heiße Luft vermehren die Sterblichkeit. Man hat in England große Sterblichkeit unter den Metzgern beobachtet, dann unter den Wirths- und Bierhausbesitzern, während sie bei Schneidern, Schuhmachern, Webern geringer ist als früher angenommen wurde. Die Großen und Reichen leben im Durchschnitt länger als die geringen Leute, Verheirathete länger als Ledige, die, welche ihr Leben dem Dienste Anderer widmen, sterben früher. Unter 1000 Individuen, welche 70 Jahre erreichen, will man 43 Priester und Parlamentsglieder, 36 Oekonomen und Bauern, 33 Arbeiter, 32 Militärbeamte und Soldaten, 29 Ingenieure und Advokaten, 27 Professoren, 24 Aerzte annehmen. Nach Prof. und Gerichtsarzt Eschrich in Bayern leben die protestantischen Geistlichen am längsten, dann kommen Forstbeamten, Schullehrer, Justizbeamten; viel größere Sterblichkeit herrscht bei den kathol. Geistlichen, die größte bei den Aerzten.

Nach der Zusammenstellung des G. R. Buß (d. Beweg. d. Bevölkerung in d. Rheinprovinz v. 1816—64, vom Standp. d. Confess.

Trier 1873) hätte nicht nur in der Rheinprovinz die protestant. Bevölkerung in diesem Zeitraume bedeutend mehr zugenommen, als die katholische, sondern im ganzen preußischen Staat und überhaupt in den Staaten mit überwiegend protestant. Bevölkerung mehr als in vorzugsweise katholischen. Das durchschnittliche Verhältniß des Steigens sei für

Frankreich	$0,_{55}$	im Jahresmittel
Hannover	$0,_{94}$	"
Schottland	$0,_{97}$	"
England u. Wales	$1,_{46}$	"
Preußen	$1,_{77}$	"

Obwohl sich die Berechnung nach der mittleren Proportionalzahl auf hypothetische Elemente stützt, so meint der Verf. doch, daß im Allgemeinen die Zunahme der Protestanten und Abnahme der Katholiken unzweifelhaft sei. In Köln sterben von 100 K. $3,_{52}$, von 100 P. $2,_{91}$, von 100 Israeliten $1,_{29}$. Die Katholiken haben also eine geringere Produktions- und Widerstandskraft und der Verf., welcher zu näherer Untersuchung dieses Verhältnisses auffordert, schreibt sehr wohlwollend der evangelischen Confession das Verdienst zu, „durch ihr Zusammenleben und Wirken mit der katholischen diese vor dem allmäligen Verfall ihrer Kultur und ihres politischen Einflusses zu schützen."

In Folge besserer Hebammenkunst und Wöchnerinnenpflege 2c. hat sich nach Simpson die Zahl der im Wochenbett vorkommenden Todesfälle sehr vermindert. Sie betrug in London von 1660—1820:

1660—1680	1	von	44	Entbindungen
1680—1700	1	"	56	"
1700—1720	1	"	69	"
1720—1740	1	"	71	"
1740—1760	1	"	77	"
1760—1780	1	"	82	"
1780—1800	1	"	110	"
1800—1820	1	"	107	"

In der Civilbevölkerung beider Geschlechter von 20—25 Jahren starben in 1 Jahr von 10,000 Individuen nur 104 (bei oft mühevollen und gefährlichen Berufen), im Militär, das sich aus der kräftigsten Jugend rekrutirt, 128; nach Kolb und Boudin wäre das Verhältniß sogar noch ungünstiger; während die Sterblichkeit bei der 20—30jährigen Civilbevölkerung je $10,_{3}$ auf 1000 betrug, stieg sie bei der französischen Armee auf $19,_{9}$ in Folge veränderter Lebens- und Nahrungsverhältnisse, Zusammengedrängtsein in Schlafsäälen 2c. In der preußischen Armee war wegen der kürzeren Dienstzeit

das Verhältniß viel günstiger. Wohlstand und Bildung vermindern die Sterblichkeit; in London starben im 17. Jahrh. von 10,000 Menschen jährlich 421, im 18. 355, im 19. 249. Theuerung vermehrt die Zahl der Todesfälle; 1800 fanden in London bei hohen Weizenpreisen 25,670 Todesfälle statt, 1802 bei halb so hohen Preisen nur 20,508. In Paris starben in den 10 theuersten Jahren der Periode 1694—1784 an 25,670 Menschen, in den 10 wohlfeilsten nur 17,529. Je ungünstiger die materielle Lage, desto größer die Sterblichkeit; nebst dem Wohlstand verlängert auch die Sittlichkeit die Lebensdauer, die also der Mensch bis zu einem gewissen Maße in seiner Gewalt hat. Wenn alle Menschen das natürliche Lebensziel zwischen 70—80 J. erreichten, so würde die jährliche Sterblichkeit etwa 1:75 betragen. Weil aber etwa 3 Prozent schon todt zur Welt kommen und im ersten Lebensjahr 19 Proz. sterben, so würde sie sich, falls keine andern Ursachen wirken, auf 1:57,7 stellen, ein Verhältniß, von welchem man weit entfernt ist. Am zerstörendsten auf die Bevölkerung wirkt der Krieg, welcher die kräftigste männliche B. wegrafft. — Der Selbstmord hat in neuerer Zeit in Frankreich zugenommen, ebenso in Sachsen und wahrscheinlich auch anderwärts, und zwar bei beiden Geschlechtern und in den höheren Altersklassen; das häufigste Mittel ist das Erhängen. Frankreich zählt jährlich etwa 110 Selbstmörder auf 1 Million Menschen, England 67 (im Ganzen etwa 1300), Belgien 45, Italien 31, Spanien 15. Auch in England ist Erhängen die gewöhnlichste Weise, von 67 starben 28 diesen Tod, 11—12 durch scharfe oder spitze Instrumente, eben so viele durch Ertränken, 7 durch Gift, nur 3 durch Erschießen.

Lauer behauptet, daß die mittlere Lebensdauer, welche im Mittelalter kaum 18 Jahre, im 18. Jahrh. nur einige zwanzig Jahre betrug, jetzt auf 38—45 Jahre gestiegen sei, d. h. während sonst jährlich von 20 Menschen einer starb, stirbt jetzt einer von 50—60. Zur Zeit der Reformation war in Genf die Hälfte aller Neugeborenen schon vor dem 6. Jahre wieder todt, im 17. Jahrh. nicht vor dem 12., im 18. Jahrh. erst mit dem 27.; ähnlich im übrigen Europa. Im 16. Jahrh. wurde kaum $1/_5$ der lebend Geborenen 40 Jahre alt, jetzt über die Hälfte. Das 70. Jahr erreichen jetzt mehr Menschen, als im 16. Jahrh. das vierzigste. — Die wahrscheinliche mittlere Lebensdauer berechnet sich, die in Schweden, England, Belgien, Niederlanden, Bayern gemachten Beobachtungen zusammengenommen, nach der Geburt auf 40 Jahre, mit 5 Jahren auf 54, 10 auf 51, 15 auf 46, 20 auf 42, 30 auf 35, 40 auf 27, 50 auf 19, 60 auf 13, 70 auf 7, 80 auf 4; d. h. ein Mensch, der z. B. 30 Jahre alt ist, kann wahrscheinlich 65 J. alt werden. — Diesen Aufstellungen gegenüber äußert aber Wirth, II, 117, daß

die durchschnittliche Lebensdauer sich nach dem gegenwärtigen Zustand der Statistik noch nicht berechnen lasse und wir noch nicht wissen, ob sich dieselbe vermehrt hat. Die einzig brauchbare Berechnnng sei die von dem bayr. Staatsrath Hermann, dessen Tabellen eine bestimmte Zahl von Geborenen bis zu ihrem Tode verfolgen; alle übrigen stützen sich nicht auf eine seit langer Zeit geführte genaue Absterbeordnung und Manche verwechseln die mittlere Lebensdauer mit dem Durchschnittsalter. „Die mittlere Lebensdauer wird nämlich entweder aus dem Durchschnittsalter der Gestorbenen oder der Lebenden berechnet, welche beiden nicht weit von einander abweichen, weil Menschen aus allen Lebensaltern sterben. Volkswirthschaftliche Folgerungen kann man aus dem Durchschnittsalter der Gestorbenen nicht ziehen, weil z. B. die Cholera sehr viel Erwachsene wegraffen und dasselbe außergewöhnlich verlängern kann; aus dem Durchschnittsalter der Lebenden zu einem bestimmten Zeitpunkte nicht, weil in einem Jahr ungewöhnlich viel Kinder geboren werden können, die das Durchschnittsalter herabdrücken. Aus beiden Zahlen würde man falsche Schlüsse ziehen.“ Mögen aber auch die bisherigen Erfahrungen und Berechnungen keine ganz zuverlässigen Schlüsse gestatten, so ist doch die Zunahme der europ. Bevölkerung in den letzten Jahrhunderten eine fest stehende Thatsache — man lese nur bei Buckle wie äußerst schwach England im Mittelalter bevölkert war — und damit ist wohl auch eine Zunahme der mittleren Lebensdauer außer Zweifel.

Die fortschreitende Civilisation war von wesentlichem Einfluß auf die bedeutende Vermehrung der Menschenzahl, wie sich dieselbe namentlich seit der Beendigung der Kriege Napoleons I. ergeben hat. Die Seuchen, welche in früherer Zeit für Strafen des Himmels gehalten, ganze Länder entvölkerten und heuzutage noch wilde und halbwilde Stämme vertilgen, sind in ihrer Macht jetzt beschränkt allerdings weniger durch die Fortschritte der Medizin (die nach Quetelet überhaupt die Todesfälle ungemein wenig vermindert), als vielmehr durch die leichtere und bessere Ernäherung, die Vorkehrungen der Gesundheitspolizei, die öffentliche Hilfeleistung, den Geist der Association. Gewisse Krankheiten haben allerdings mit der Civilsation zugenommen, so Nervenleiden, Lähmungen des Rückenmarkes und der Unterglieder, Congestionen, Hämorrhoiden, Entzündungen, letztere in Folge gesteigerter Erregbarkeit. Die Civilisation setzt nämlich eine Anzahl von Krankheitsursachen, aber indem sie deren Wirkung zu schwächen lernt, hat man sie mit Recht jener Lanze der griechischen Fabel verglichen, welche die Wunden, die ihre Spitze schlug, durch die Berührung ihres Schaftes heilte. Skropheln und Rachitis nehmen eher ab als zu, die Syphilis ist viel milder geworden, die civilisirten Abendländer widerstehen der Pest viel besser als die Orientalen, die Wechselfieber mindern sich durch die Kultur

der Erdoberfläche, die Ruhr in Folge besserer Nahrung und Lebensweise. Man wendet jetzt viel mehr Sorgfalt auf die Armen, Kranken, Gefangenen, die Wöchnerinnen und Neugebornen; Kleidung und Wohnung sind zweckmäßiger geworden, die Reinlichkeit größer. In den Städten macht man die Straßen breiter, legt mehr Abzugskanäle an, entfernt die Begräbnißplätze. Man hat vollkommnere Apparate zur Rettung Verunglückter und Scheintodter. Sparkassen, Mäßigkeitsvereine, Lebensversicherung wirken mächtig für Hebung des Wohlstandes und mindern die Sorge um die Hinterlassenen. — Als barbarisch muß man hingegen Vorschläge bezeichnen, dahin gehend, nach Weise der Spartaner alle schwachen und verkrüppelten Kinder gleich bei der Geburt zu tödten.

Geschichtliche Umschau.

Geschichte im weitesten Sinn definirt Hermann (Philos. d. Gesch., Leipz. 1870) „als die in sich zusammenhängende Totalität der irdischen Entwicklung des menschlichen Lebens, deren präformirter Endzweck die vollkommene Ausbildung der Kultur ist; die teleologische Ordnung in der Geschichte hat ihre Wurzel in einer selbstbewußten höheren Intelligenz." — Der Verlauf der Geschichte erfolgt wie der der Naturentwicklung nach immanenten Gesetzen und Fundamentalbestimmungen, denn in beiden waltet derselbe Logos, mit dem Unterschiede, daß hier auch die Freiheit mit aufgenommen ist, die individuellen Menschengeister einzugreifen befähigt sind, wodurch dem großen Drama Episoden der verschiedensten Art eingefügt werden, auch Irrthum und Widerstreben zur Geltung kommt. Die sogen. historischen Individuen geben demnach allerdings Impulse zu Neuschöpfungen und größeren Aenderungen, sind aber doch selbst wieder Erzeugnisse der Menschheit und die durch sie verwirklichten Ideen, welche sie bewußt verkünden, leben meist schon in zahlreichen andern Individuen in geringerer Klarheit.

„Alle Geschichte in kleineren Zeiträumen betrachtet, bewegt sich in einem gleichartigen Charakter, gestaltet von bestimmt vorherrschenden Einflüssen. In größeren Perioden gewährt sie das Bild steter Schwankungen zwischen entgegengesetzten Antrieben, die allem Uebergewicht einer einzelnen Idee, einer leitenden Macht oder Bewegung zuwider wirken. Ganz im großen Verlauf der Jahrhunderte über-

schaut, ist dann wieder in diesem Wechsel von Ebbe und Fluth eine stete Strömung nach einer bestimmten Richtung, der Fortschritt einer herrschenden Idee ganz unverkennbar." Gervinus, Gesch. d. 19. Jahrh., Einleitung. „Die Ideen in der Geschichte erscheinen vorzugsweise als Zweckbegriffe, sind Normen für die Bildung, Formen für die Gestaltung des Wirklichen. Was als Motiv ein Sittliches bewirkt, was als sittliche Gesinnung oder Handlung in die Erscheinung tritt, kann man als Idee oder Erfolg der Idee bezeichnen. Die Ideen in der Geschichte sind also keine selbständigen, außermenschlichen, personifizirten Wesen." Lazarus, die Ideen in d. Gesch., Berl. 1865. Sie erhalten ihre Erfüllung durch die hervorragenden Individuen. Historische Ideen sind vorzugsweise jene, welche Epochen bilden und die Zustände der menschlichen Gesellschaft wesentlich ändern.

Wir sehen in der Geschichte Völker kommen und vergehen, von andern sich ablösen zu selbständiger Existenz oder absorbirt, auch vernichtet werden, daß ferner keine Rede von ihnen ist. Völker verschmelzen wohl auch miteinander, verlieren den früheren Charakter und bilden neue Verbindungen, die ihren Ursprung manchmal nur mühsam erkennen lassen. Die Entwicklung der Menschheit oder auch nur eines Volkes mit den Lebensaltern eines Individuums zu vergleichen, den Völkern, wie Lasaulx that, oder gar der Menschheit ein bestimmtes Lebensalter zuzuschreiben, ist unstatthaft. Zu allen Zeiten haben neben einander Völker in der Blüthe und im Verfall existirt und wenn ein Volk dem Verfall entgegen geht, so ist dieser oft durch äußere Gewalt, durch neue Handelswege herbeigeführt, nicht durch Altersschwäche. So gingen im Sturm der Völkerwanderung viele Völker, auch die Permier oder Biarmier, zu Grunde; in Folge der Entdeckung des Weges um Afrika nach Indien sank Venedigs und Genuas Macht.

Baco, de augment. scient. IV, 2, p. 114 schrieb: „In der Jugend der Völker und Staaten blühen die Waffen und die Künste des Krieges, im männlichen Alter Künste und Wissenschaften, hierauf eine Zeit hindurch Waffen- und Musenkünste zugleich, im Greisenalter Handel und Industrie." Das mag theilweise auf England passen, aber z. B. im alten Rom und in der Union haben die Dinge einen ganz andern Verlauf genommen. — Strabo berichtet von einer außerordentlich reichen Kultur vor 2500 Jahren in Kolchis,

das von körperlich schönen, freundlichen, gebildeten, die Sonne verehrenden Völkern bewohnt sei; sie sind spurlos zu Grunde gegangen. Die Tschuden, das metallkundige Urvolk, von welchem die 500 Meilen langen Schlackenhalden am Nordrand Asiens herrühren, die ihren Todten kostbaren Metallschmuck in die Gräber legten (Ritter, Erdkunde, II, 576), sind aus unbekannten Ursachen verschwunden, die Indianer, welche die Tumuli bauten, haben sich wohl selbst im Kriege aufgerieben.

Mit der Existenz verschiedener Rassen und Völker war auch der Kampf zwischen ihnen gesetzt, der von der Urzeit bis zur Gegenwart ununterbrochen fortdauert. Das Christenthum hat zwar alle Menschen als Brüder erklärt, sich über nationale Beschränktheit zum Begriff der Menschheit erhoben, aber die praktischen Folgen dieser hohen Erkenntniß sind bis jetzt ausgeblieben. — Die Entwicklung, schon nach Aristoteles das große Prinzip in Natur und Geschichte, verläuft nicht ohne Peripetieen und Katastrophen, die in der Unangemessenheit der Wirklichkeit zum Geiste, der Gegenwart zur ersehnten Zukunft liegen. Das nach der Katastrophe Eintretende erscheint oft als ein total Neues, obschon es in dem Vorhergegangenen bereits angelegt war und neben ihm besteht mehr oder minder auch noch das Alte fort, das leicht dem Neuen gegenüber als Böses erscheint, während doch Beide Recht und Unrecht, Gutes und Böses in sich schließen, was zu jenen tragischen Verwicklungen führt, an denen die Geschichte so reich ist.

Die Eintheilung der Weltgeschichte nach bestimmt abgegrenzten Epochen ist schwierig, weil sie in zusammenhängendem Flusse begriffen ist, etwa wie die geologische Entwicklung der Erde; außerdem hat jeder Völkercomplex seine besondere Entwicklung. Die gewöhnliche Eintheilung in alte, mittlere und neue Geschichte hat hauptsächlich nur für die Völker Europas Sinn, jene logische, nach welcher dem Orient das Sein, der klassischen Welt das Wesen, der neuen Zeit der Begriff zukäme, ist unstatthaft, weil Sein, Wesen und Begriff immer zugleich da sind, ebenso die der Scholastiker und des Angelus Silesius, daß es drei Weltzeiten gebe, die Zeit des alten Testamentes dem Vater, des neuen dem Sohne, eine künftige dem Geiste entsprechend. Das Christenthum hat sich seit seiner Entstehung allerdings als die mächtigste treibende Potenz der geschichtlichen Bewegung erwiesen, wollte man jedoch

die Geschichte in eine vorchristliche und christliche Epoche scheiden, so wären damit die spätere indische, persische und chinesische Geschichte, sowie jene der mohammedanischen und der amerikanischen Kulturvölker ausgeschlossen, welche anderen Prinzipien folgen. — Die allgemeine Anthropologie wird eine umfassende Anschauung von dem Wesen des Menschen und dessen zeitlicher Offenbarung nur vermitteln, wenn sie eine kurze Schilderung der geschichtlichen Entwicklung wenigstens der meisten Hauptvölker gibt. Die folgenden Skizzen wollen nichts sein als leichte Federzeichnungen, bloße Umrisse, eben zureichend, um in engem Rahmen eine Vorstellung des menschlichen Treibens „im Großen" zu gewähren.

1. Aegypten scheint vor den ältesten Nachrichten in ein ober- und unterägyptisches Reich getheilt gewesen zu sein, mit dem ältesten Königssitz im oberägyptischen This, der Dynastie der Thinniten, u. auch dem ersten historischen König Menes (Mena, 3892 nach Brugsch 4455 v. Chr.), der nordwärts ziehend, am Eingang des Nildelta Memphis gründete. Sein Geschlecht regierte 253 Jahre, dann folgte wieder 302 Jahre lang eine thinnitische und wieder eine memphitische Dynastie mit 214 J., in deren Ende die großen Pyramiden von Dahschur fallen. Die 4. Dynastie begann nach Lepsius' Auslegung der Angaben von Manethô 3124 v. Chr. und von jetzt an findet man alle Zeichen hoher Kultur und eines bis ins Kleinste geordneten Staats- und Religionswesens. In der Zeit dieser und der fünften Dynastie fällt die Erbauung der großen Pyramiden von Gizeh und unzähliger Privatgräber mit Skulpturen, Inschriften und bildlichen Darstellungen. Chufu, Chafra, Menkera (Cheops, Chefren, Mencherinos) sind die Erbauer der ersten, zweiten und dritten P. von Gizeh. Nach dieser Zeit scheint ein Verfall eingetreten zu sein; es erhoben sich in Oberägypten eigene von Unterägypten unabhängige Dynastieen; der sechsten gehört die Königin Nitokris an, die 11. machte Theben zum Regierungssitz, die 12., die Osortiden, ebenfalls eine thebanische Dynastie machte ganz A. sich unterthan, etwa 2380 v. Chr. und dieses erreichte jetzt den Gipfel seiner Macht durch Gebietsausdehnung, Anlegung mächtiger Bewässerungsanstalten, z. B. des Mörissees, Erbauung des sogenannten Labyrinthes durch König Amenemes; dieser Zeit gehören auch die prächtigen Felsengrotten von Benihassan und die Obelisken von Heliopolis und Fayum an. Um 2100 v. Chr. fielen die Hyksos (Hirtenkönige), rohe semitische Beduinenvölker (wohl nicht, wie Mariette-Bey glaubt, Tartaren, indem Stämme um den See Menzaleh noch jetzt mongolischen Typus zeigen sollen) in A.

ein, erbauten auf der Landenge von Suez Avaris, bemächtigten sich der Residenz Memphis und beherrschten A. bis in das 17. Jahrh. v. Chr., wo es endlich nach mehrhundertjährigem Kampfe den nach Aethiopien zurückgezogenen einheimischen Herrschern, namentlich Tuthmosis III. gelang, sie aus dem Lande hinaus nach Palästina zu werfen. Die Hyksos sind die Könige der 15. und 16. Dynastie des Manetho; mit der 17., welcher der Pharao Tuthmosis III. angehörte, begann das neue ägyptische Reich mit der Residenz Theben und erhob sich namentlich in der 19. Dynastie zu nie gesehenem Glanze und Reichthum an den kühnsten Schöpfungen (Karnak, Qurna) und Eroberungen tief nach Asien hinein und gegen das äquatoriale Afrika. Die ruhmreichsten Könige dieser 19. D. sind Sethos I. (fälschlich Sesostris) und sein Sohn Ramses II., unter welchem die Israeliten sich in Gosen niederließen und etwa 1314 v. Chr. wieder aus dem Lande zogen. Nach anderer Ansicht wären sie hingegen unter den Hyksos nach A. gekommen und bald nach ihrem Abzug hätte der Reaktionskrieg gegen die Hyksos begonnen. In der 20. Dynastie trat noch der große Ramses III. auf, aber seine Nachfolger geriethen immer mehr unter die Herrschaft der Priesterkaste, der Glanz Thebens sank und Memphis wurde wieder Residenz. Sesonchis I. von der 22. Dynastie eroberte Palästina, aber A.'s Macht begann abzunehmen und es fiel nach der 24. Dynastie äthiopischen Eroberern anheim, namentlich Schebeck (Sabakon) und Tarakos (Tirhaka). Nach ihnen kamen wieder einheimische und zwar saitische Könige, zuerst Psammetichos auf den Thron, unter dem und Amasis der griechische Einfluß immer mächtiger wurde. 525 v. Chr. eroberten die Perser unter Kambyses A., 332 v. Chr. gerieth es unter die Botmäßigkeit von Alexander d. Gr., später der Ptolemäer und im Jahr 30 v. Chr. der Römer. Alles ursprüngliche Aegyptische bis auf die fast unzerstörbaren großen Baudenkmäler verschwand und fortan spielte A. keine Rolle mehr in der Kulturgeschichte und am tiefsten wurde sein Volk unter der Herrschaft der Türken herabgedrückt. Seit Jahrhunderten stand A. unter der Herrschaft der osmanischen Sultane, die es durch Statthalter regieren ließen; die letzten derselben rangen mit Erfolg nach Unabhängigkeit von der Pforte und selbstständiger Macht.

Die alten A. sind vielleicht schon 8—9000 Jahre vor der christl. Zeitrechnung aus Asien eingewandert, nicht aus Aethiopien, und Meroe hat seine Kultur von A., nicht umgekehrt erhalten, die äthiopischen Monumente sind jünger als die ägytischen. Die Einwanderer trafen auf eine schwarze Urbevölkerung und mischten sich mit dieser, am reinsten hat sich der alte Typus der A. bei den Königen und Vornehmen erhalten. Die Sprache der A. gehört zur sogen. chamitischen Familie. Es kam früh zur Bildung der Priester-

und Kriegerkaste, die Monarchie war erblich und durch Gesetze beschränkt, der König göttlich verehrt. Starb ein König, so verkündeten die Priester sein Lob, wurden aber vom Volk überschrieen, wenn es nicht gerechtfertigt war und er erhielt dann kein glänzendes Begräbniß. Die Religion war nach Ort, Zeit und Kasten sehr verschieden, jeder Haupttempel hatte sein Gebiet, seine besonderen Gottheiten und Kultus; Ammon re und seine Kinder Isis und Osiris scheinen jedoch in ganz A. verehrt worden zu sein. Es gab eine ungemein große Zahl von Göttern und eine naturwissenschaftliche und moralische Geheimlehre der Priester, welche dem Volke Haß und Verachtung gegen alles Fremde und die Fremden beizubringen suchten, zu deren Vernichtung Ammon re den Königen den Sciopsc gibt. Wahrscheinlich wurden in alter Zeit die Gefangenen in den Tempeln geschlachtet. Wer ein heiliges Thier tödtete, wurde vom Volke oft grausam bestraft; verendete Thiere wurden balsamirt und begraben. Einmal geriethen die Bewohner von Oxyrhynchus und Kynopolis miteinander in Krieg, weil die ersteren einen Hund getödtet und verzehrt hatten, wofür die Kynopolitaner einen Fisch verspeisten, der den andern heilig war. Die Kriegskaste zerfiel in die 2 Abtheilungen der Hermotybier im westl. und der Kalastrier im östlichen Unterägypten; jede hielt noch mit einem Nomos die Städte Chemmis und Theben in Mittel- und Oberägypten besetzt. Der Bauernstand besaß kein Land, sondern erhielt es zur Pacht vom König, den Priestern und Kriegern; sehr zahlreich waren die Handwerker aller Art. Die Mumien zeigen nach Heusinger die gesündesten Zähne, regelmäßigen Wuchs; von verheerenden Krankheiten ist auf den Denkmälern nichts dargestellt, wo doch sonst Alles dargestellt wird. Bei den Gastmalen trug einer das bemalte Holzbild einer Leiche im Saale umher und zeigte sie jedem mit den Worten: Iß und trink und sei fröhlich, denn so wirst Du nach Deinem Tode sein. Wollte Jemand unter König Asychis Geld aufnehmen, so gab er die Mumie seines Vaters als Pfand und sie durfte, im Hause des Gläubigers aufbewahrt, nicht vor Tilgung der Schuld begraben werden, was manchmal erst den Kindern oder Enkeln möglich wurde. Weil der Diebstahl doch nicht zu verhindern sei, war die Einrichtung getroffen, daß man die gestohlenen Sachen beim Vorsteher der Diebe, gegen eine Abgabe von $^1/_4$ des Werthes wieder erheben konnte. Die kleinen chinesischen Porzellangefäße kamen wahrscheinlich mit Parfums gefüllt durch den Handel nach A.; das von Rosellini in einem unberührten Grabe Thebens gefundene war mit einer Blume und chinesischer Inschrift bemalt. Das Kameel, auf den Wandgemälden ganz fehlend, wurde erst im 3. Jahr. n. Chr. eingeführt. — Es fehlte in A. nicht an Ausartung der Sitten; gewisse Vorkommnisse, von denen Herodot berichtet, wie sich die Frauen zum h. Apis, zum h. Bock von Mendes verhielten, sind aus den religiösen Vorstellungen zu begreifen.

Die Frauen nahmen übrigens eine würdige Stellung ein, die Ehe war heilig, die Priester und auch viele Andere hatten nur eine Frau, das Gesetz, daß Jeder seine Schwester heirathen solle, bezweckte wohl Vermischung der Kasten zu verhindern. Es mag grausam erscheinen, daß die Könige das Volk massenhaft zu gewaltigen theilweise nach unsern Begriffen nutzlosen Bauten verwendeten, aber diese verherrlichten mit den Herrschern doch auch wieder die Nation und erhöhten ihr Selbstgefühl.

Durch weise Staatseinrichtungen gelangte A. zu einer sehr hohen Stufe in Civilisation, Wissenschaft und Kunst und die Griechen nannten die A. die weisesten Menschen. Ihre hohe Kultur und Verdienste auch um Astronomie und Medizin suchte Winkelmann ganz in Abrede zu stellen, aber die neuen Forschungen haben das Urtheil der Griechen und Römer gerechtfertigt. Die von Mariette entdeckten Skulpturen und Inschriften reichen bis etwa 4500, selbst 5000 J. v. Chr.; bei den ältesten findet sich keine Spur von Krieg und Kultus, Alles erinnert nur an den Tod. Die allerältesten Skulpturen haben nach Brugsch eine später nie mehr erreichte Vollkommenheit und die Weisheitslehren des Prinzen Ptahhotep aus der Zeit, wo der Bau der Pyramiden in voller Blüthe stand, der Zeit des Königs Assa, stehen denen Salomons nicht nach. — Als der Pharao Necho den menschenmörderischen Kanal aus dem Nil in das rothe Meer aufgab, weil das Orakel erklärte, er arbeite nur für Barbaren, wandte er viel Mühe auf das Heer und den Schiffbau und ließ durch Phöniker Afrika umfahren, die über die Säulen des Herkules zurückkehrten. Der Kanal, später durch Dareios vollendet, wurde im 9. Jahrh. durch einen Chalifen zugeschüttet. Nach Brugsch hätten die A. schon 2800 J. v. Chr. eine Gesandschaft zu den in Westafrika lebenden Tamhu geschickt, einem berberischen Volke mit schönem Profil, in Thierfelle gekleidet; sie sind auf den Wandgemälden der Tempel weiß dargestellt, die A. gelb, die Semiten roth, die Neger schwarz.

2. Die Phöniker bewohnten einen kleinen Küstenstrich im Norden Palästinas von kaum 50 Quadratmeilen, durch vorliegende Inseln und geschützte Häfen ganz zu Schifffahrt und Handel geeignet, reich mit Städten ꝛc. besetzt, stark bevölkert; sie nannten ihr Land Kanaan und redeten eine der hebräischen nah verwandte Sprache. Daß sie wie Herodot annahm, vom persischen Meerbusen her eingewandert seien, ist nicht erwiesen, die Geschlechtstafel der Genesis erklärt sie für Söhne Hams und Brüder Mizraims, d. h. der Aegypter. Im prächtigen Melkarths- (Herakles') Tempel zu Tyrus sagten 450 v. Chr. die Priester Herodot: der Tempel und die Altstadt ständen nun gegen 2300 Jahre. Neben Tyrus und Sidon waren bedeutende Städte Aradus (Rubad), Byblus (Dschubeil),

Berytus (Beirut); am mächtigsten und reichsten war Tyrus um David's und Salomons Zeit. Die Ph. handelten mit syrischem Wein und Wolle, mit palästinensischem Weizen, Oel und Honig, mit arabischem Weihrauch und Balsam, mit thasischem Gold, Silber aus Spanien, Zinn aus Britannien, Bernstein aus Preußen, mit Gewürzen, Edelsteinen, Perlen, Elfenbein, Ebenholz, Affen, Pfauen aus Indien, auch wohl mit Sklaven und Eunuchen aus Afrika. Im 9. Jahrh. v. Chr. flüchtete die Königstochter Elissa (Dido des Virgil), von den Demokraten gedrängt mit einer Anzahl vornehmer Familien nach der sidonischen Kolonie Combe, die nun den Namen Kartchadascha, Neustadt, römisch Karthago annahm, später die erste Seemacht wurde und große Eroberungen in den Mittelmeerländern machte. Im 8. Jahrh. v. Chr. wurde die Macht der Ph. durch die Assyrier, im 7. durch die Babylonier, im 6. durch den Pharao Hophra gänzlich gebrochen; später kamen sie unter die Herrschaft der Perser, Makedonier, Römer. Die phönikischen Staaten gliederten sich in das Volk, die Aristokratie und das erbliche Königthum mit der Priesterschaft, die Städte waren in einen Bund vereint, Sidon, Tyrus und Aradus abwechselnd Vorort. Unter den höchst zahlreichen Kolonieen der Ph. außer Karthago seien hier nur genannt Panormus (Palermo), Tarsis (Gades), Massilia (Marseille), Utica, Hippo in Afrika. Die phönikischen Kaufleute kamen bis Indien, Ninive, Arabien, Nubien, in das schwarze Meer, nach Nord- und Westafrika, den brittischen Inseln, Skandinavien. (Ophir hält man gewöhnlich für Abhira an der Indusmündung; Mauch will Zimbaoe für Ophir und die Residenz der Königin von Saba erklären, was Kiepert bestreitet. Bereits alte portugisische Berichte sprachen von großartigen Ruinen einer mächtigen befestigten Stadt im Bergland zwischen Limpopo und Zambesi, etwa 40 geogr. M. landeinwärts von Zofala, die Mauch 1871 wieder auffand, sie bestehen aus gehauenen ohne Mörtel verbundenen Granitsteinen mit Gebälk aus Cedernholz.) Später wurde Alexandria Emporium des Welthandels und der phönikische zerfiel. Die Ph., „eine sonderbare Mischung von Juden, Neugriechen, Venetianern und Holländern", gewinnsüchtig und grausam, waren von den andern Völkern gehaßt. Aehnlich war der Charakter der Karthager, die meist fremde Söldner für ihre Kriege verwendeten, aber doch zwei Feldherrn erster Größe, Hannibal und Hamilcar erzeugt haben.

3. Die Israeliten (von Jakobs Beinamen Israel) wurden von den Völkern Kanaans ursprünglich Hebräer, Jenseitige genannt, weil sie über den Euphrat aus Mesopotamien gekommen waren, vielleicht schon von 2000 J. v. Chr. an. Das Ur-Kasdim oder Ur der Chaldäer, aus welchem der monotheistisch gesinnte Abraham ausgewandert ist, hält man jetzt für eine Stadt, südlich von Babylon,

am rechten Euphratufer, auf den Ruinen des Fleckens Mugheir. Nach einer Ansicht fließen die J. ethnologisch mit den Hyksos zusammen und wurden, als die einheimischen, nach Aethiopien zurückgedrängten Könige wieder Unterägypten unterwarfen, aus dem Lande getrieben, nach einer andern erfolgte die Austreibung der J. aus Gosen durch einen Hyksos-Pharao. Abrahams Enkel Jakob zog nach der Bibel mit seinen Söhnen auf des jüngsten, Joseph's, Einladung nach A., die in Gosen sich stark vermehrenden J. wurden zuletzt staatsgefährlich, daher mit hartem Dienst belastet und ihnen endlich halb widerstrebend der Abzug gestattet. Ihr Stammgott war von Abraham her Jahveh oder Jehovah, dessen Verehrung sich in A. noch befestigte, ohne den gewaltigen Geist Mosis wären die J. in A. wohl zu Grunde gegangen. Er hielt sie in dem langjährigen Wüstenleben unter den härtesten Entbehrungen und steten Kämpfen mit Arabern zusammen, belebte ihre Hoffnung immer neu, gewöhnte sie an die auf dem Sinai gegebenen Gesetze und band sie fest an den Nationalgott. Als endlich die J. mit Waffengewalt sich in Kanaan festsetzen konnten, war die Bundeslade beim Stamme Ephraim zu Sichem, aber an vielen Orten im Lande wurde Jehova unter dem Bilde des Stieres verehrt und bei manchen Stämmen herrschte der Moloch- und Astartendienst. Man muß sich wundern, wie im Ganzen sich der Glaube an den unsichtbaren einzigen Gott bei den J. erhalten konnte, mitten zwischen mächtigen Völkern mit wollüstigen Religionen, Völkern, denen Glanz, Gold, Herrschaft und Genuß Lebensziele waren.

Nach den Priestern und Richtern kam bei den J. das Königthum mit Saul, etwa 1080 v. Chr., welches schnell und vorübergehend unter David und Salomo die höchste Stufe seines Glanzes und seiner Macht erreichte. Obschon jedoch Salomo im prächtigen Jehovahtempel zu Jerusalem der Nationalreligion eine Stätte anwies, bestanden doch selbst in der Hauptstadt und am Hofe fremde Kulte fort. Unter Rehabeam brach eine Empörung aus und das Reich zerfiel in Israel und Juda, in welchem letztern, wo David's Dynastie herrschend blieb, ein gereinigter Jehovahglaube sich entwickelte, während Israel in die Naturreligionen zurückfiel, Manasses z. B. Götzenhaine hatte und seine Kinder dem Moloch zu Ehren verbrennen ließ, Paralip. 33, 3, 6. Sowohl in Juda als Israel erhob sich über das levitische Priesterthum das Prophetenthum, und auch die Propheten Israels sahen Juda und seine Dynastie als die wahre Vertreterin der Nationalität an. Israel mit seinen fortwährenden Thronwechseln ward die Beute der Assyrer und es wurden 720 v. Chr. die vornehmsten J. fortgeführt. Von diesen durch Tiglath Pilassar und Salmonassar nach Assyrien und Medien Deportirten J. (unter ihnen Tobias) stammen wahrscheinlich die Juden in Bochara, Balch, Afghanistan,

Chorasan, China und Malabar her, welche nichts von den spätern Schicksalen ihres Volkes wissen. Aber auch Juda mit seinen bessern Regenten und größerer moralischer Kraft wurde doch später bald von Aegypten, bald von Babylon abhängig und 586 v. Chr. nahm Nebucadnezar Jerusalem, plünderte und verbrannte den Tempel und schleppte den geblendeten König Zedekia und die angesehensten Juden nach Babylon. Seit dem babylonischen Exil wurden die Hebräer vorzugsweise Juden genannt und erhielten, als Babylon unter persische Herrschaft kam, von Cyrus die Erlaubniß zur Rückkehr nach Palästina, welche nur Wenige benützten, von 521—16 den neuen Tempel bauten und den Jahvehkult neu begründeten. 301 v. Chr. wurde Jerusalem von Ptolemäus Lagi genommen und die J. kamen beinahe ein Jahrhundert lang unter ägyptische, hierauf unter syrische Oberhoheit. Antiochus Epiphanes bedrückte sie hart und ließ die Statue Jupiters im Tempel aufstellen, aber die heldenmüthigen Maccabäer befreiten ihr Volk von den Syrern. Thronstreitigkeiten riefen im nächsten Jahrh. die Römer herbei und Pompejus machte nach der Eroberung Jerusalems 63 v. Chr. Palästina vom römischen Syrien abhängig, mit welchem es im Jahre 8 n. Chr. vereinigt wurde. Als die J. 66 n. Chr. gegen die Römer aufstanden, wurde nach fürchterlichen Leiden und Kämpfen Jerusalem im Jahre 70 genommen und die J., soweit sie nicht durch Schwert und Hunger umgekommen waren, nach allen Richtungen zerstreut. Die Versuche der sich wieder Sammelnden, 132—35 n. Chr. unter dem falschen Messias Bar Cochba, das römische Joch abzuschütteln, hatten nur den Untergang vieler Tausende und die Verödung des Landes zur Folge. Seitdem haben sich die J. in fast alle Theile der Erde verbreitet und oft große Bedrückungen erlitten; erst im 19. Jahrh. erfolgte, zuerst in Frankreich, dann auch in andern Ländern ihre Gleichstellung mit den christlichen Staatsbürgern. Von den fünf Millionen J., die überhaupt existiren, lebt etwa die Hälfte im russischen und österreichischen Staate.

Die Stadt Palmyra in einer Oase der syrischen Wüste (ihre Ruinen heißen jetzt Thadmor) wurde von Salomon gegründet, von Kaiser Hadrian Hadrianopolis genannt. Der römische Statthalter Odenathus, ein Palmyrener nahm den Königstitel an und seine Gemahlin Zenobia erklärte sich von Rom unabhängig, wurde aber von Kaiser Aurelian besiegt und bei seinem Triumphe in Rom in goldenen Ketten aufgeführt, das prächtige Palmyra zerstört. Das kleine, palmyrenische Reich erfreute sich einer hohen Kultur, die Einwohner übten den Baals-Kultus und sprachen einen aramäischen Dialekt. — R. F. Burton hat aus den Ruinen von P. und aus Palästina 1871 eine Anzahl Alterthümer mitgebracht, auch 7 menschliche Schädel und andere Skelettheile. S. das Journ. of the A.

Inst. 1872, p. 300 ff., wo auch eine Büste, angeblich der Königin Zenobia, im Besitz von Peretié in Beyrut abgebildet ist. Zeichnungen von Frauen und Kindern aus Palmyra in der Sammlung von Bambino zeigen von wenig fortgeschrittener Kunstentwicklung. Einer der Schädel von P. ist sehr dolichocephal und gleicht den phönikischen Schädeln, während die jetzigen Syrer sehr brachycephal sind.

4. Die Araber sollen theils von Joktan, einem Nachkommen Sems, theils von Ismael abstammen. Manche leben in Städten und treiben Ackerbau, andere ziehen als räuberische Hirten, Beduinen, umher. Sie wurden weder von den asiatischen und ägyptischen Königen, noch von den Römern und Türken je eigentlich unterjocht, streiften aber schon früh erobernd und plündernd über ihre Landesgrenzen. Seit alter Zeit sind sie in immerwährenden Fehden untereinander begriffen, bekannten sich z. Th. zum Sterndienst, verhielten sich dann nicht unempfänglich für das Christenthum, bis endlich Mohammed seine Religion gründete und sie zu einem Volke vereinte, das feurig und stürmisch wie der Wüstenwind über die Länder hinfuhr und in den drei alten Erdtheilen große Reiche gründete. Mohammeds Nachfolger, die Chalifen, vereinigten wie er weltliche und geistliche Oberhoheit. Die Geschichte der Chalifen von Abubekr, 632 n. Chr. an, bis zum letzten ohnmächtigen, 1517, läßt neben den glänzendsten Eroberungen und Leistungen in der Wissenschaft und Baukunst auch zahllose Kämpfe und blutige Verbrechen meist wegen der Herrschaft erkennen, von denen auch der im 8. Jahrh. und Anfang des 9. lebende gepriesene Hârûn al Raschid nicht frei ist, wohl die glänzendste Gestalt unter den Chalifen, der Bagdad zur blühendsten Stadt machte. Die Ch. zogen namentlich aus Byzanz Architekten und Geometer an ihre Höfe zur Ausführung von Bauten und Gartenanlagen, ebenso Mathematiker, Naturforscher, Aerzte; griechische Schriften wurden in das Arabische übersetzt, die Schulen nach dem Muster der römisch-griechischen eingerichtet. Bagdad, Samarkand, ja selbst Bochara und Herat wurden Mittelpunkte der Civilisation, ebenso die spanischen Chalifensitze Granada, Sevilla, Toledo, Valencia, Cordova. Den Siegeslauf Abubekr's hatte schon Omar I. fortgesetzt, der den Islam in Persien verbreitete, der Sohn Al-Chattabs, einer der vier ersten Chalifen, ausgezeichnet durch Einfachheit und Redlichkeit, dessen Seele der Stolz fern blieb; denselben Charakter hatte der sehr menschenfreundliche Omar II.; unter Othman wurde ein großer Theil Nordafrikas erobert. Die Omajjaden machten Eroberungen in Asien, Afrika und Spanien 711 n. Chr., wo Abd-ur-Rahmân das blühende Reich von Cordova gründete, bedrohten auch mehrmal Constantinopel. Bereits von 800 n. Chr. an begann die Zersplitterung des vom atlantischen Ocean bis an Indiens Grenze

sich erstreckenden Chalifenreiches, indem einzelne Statthalter sich unabhängig von Bagdad machten. Von 836 an führte man die Kriege mehr und mehr mit türkischen Soldtruppen und hielt eine türkische Leibwache, die wie die Prätorianer Roms sich die Wahl der Chalifen anmaßte, die nicht genehmen absetzte und vertrieb. Im Jahre 970 gab es ein Chalifat in Bagdad, ein zweites in Kahira, ein drittes in Cordova. In Bagdad hatten persische Fürsten, die Buiden, für einige Zeit das Chalifat an sich gerissen, mußten aber bald den Seldschuken (Türken) weichen, die wieder durch die Mongolen unter Dschingis-Chan gestürzt wurden, endlich geriethen die meisten saracenischen Gebiete in die Gewalt der Türken, deren Sultane den Chalifentitel annahmen, obschon ihre geistliche Gewalt außer dem türkischen Reiche nicht geachtet wird. Während der Kreuzzüge kamen die Europäer mit den Arabern in kriegerische Berührung und besonders viel genannt ist aus dieser Zeit der Held Saladin, ein Kurde von Geburt, edlen milden Wesens, „ein Ritter ohne Furcht und Tadel."

Die Araber oder Saracenen oder wie sie in Spanien hießen, Mauren, waren im 8. Jahrh. auch in Frankreich eingedrungen, aber von Karl Martell aufs Haupt geschlagen worden, die Chalifen von Cordova erlagen nach langen Kriegen Ferdinand dem Katholischen, die noch in Spanien gebliebenen Moriscos wurden erst durch Philipp II. und Philipp III. ausgetrieben. Von Sicilien aus machten die Saracenen im 9. Jahrh. Kriegszüge durch ganz Italien bis nach Piemont und Hochburgund und hielten sich lange in Neapel und Campanien.

5. Semitische Völker waren auch die Babylonier und Assyrer, letztere bereits den Ariern näher stehend, deren Geschichte dunkel und lückenvoll ist. Schon im 3. Jahrtausend vor Christus herrschte in den Euphratländern ein sehr bewegtes Leben; es scheint, daß die Chaldäer (Babylonier) zuerst auf den Bergen Armeniens hausend, nach Mesopotamien heruntergestiegen sind, dort ein unbekanntes Urvolk unterjocht und das alte babylonische Reich gegründet haben, wohl 2100 v. Chr. Berossos ein babylonischer Priester, der aber erst im 4. Jahrh. v. Chr. lebte, schrieb die Geschichte seines Vaterlandes und zwar griechisch wie der Aegypter Manetho und seine Angaben stimmen ziemlich mit denen Herodots und der Bibel zusammen. Er läßt das Menschengeschlecht auf babylonischem Boden entstehen, wo Weizen, Gerste und verschiedene Obstarten wild wachsen. Als Gründer der Stadt B., die zu einer üppigen Welt- und Handelsstadt wurde, wird gewöhnlich Nimrod, ein Kuschite genannt; die B. hatten auch die Fluthsage, Xisuthrus ist ihr Noah. Sax in d. Ztschr. d. deutsch. morgenländ. Gesellsch. Bd. 21, 1868 läßt die chaldäische Kultur unter Mitwirkung der Aegypter und Kuschiten zu Stande kommen. Aegyptische Kolonisten hätten nach Babylon Natur-

und Sternkunde, ägypt. Philosophie und Mythologie, Bilderschrift und Baukunst gebracht, welche dann die Semiten modifizirten. Dann kamen die erobernden Kuschiten, barbarische Gebirgsbewohner vom Hindukusch, tatarischer Rasse, deren Magier neben der chaldäischen als Priesterkaste auftraten und sich über diese erhoben, — z. Th. gewagte Behauptungen. Babylonien kam später unter assyrische Herrschaft, aber der verrätherische Statthalter Nabopolassar verband sich mit dem Meder Kyaxares und sie eroberten 606 v. Chr. Ninive, worauf die Babylonier das herrschende Volk wurden und das neubabylonische Reich mit Nabopolassar begann, dessen größter König sein Sohn Nebucadnezar war. Diese ersten babylonischen Könige geriethen mit dem Pharao Necho in Streit und weil von Aegypten aus fortwährend die Israeliten gegen Babylon aufgewiegelt wurden, so nahm Nebucadnezar, nachdem er den Pharao Necho 604 v. Chr. bei Kirkesion geschlagen, 587 v. Chr. Jerusalem und unterjochte ein Jahr später auch die Landschaft Tyrus. Schon unter Nabonedos, Herodot's Labynetos, 539 kam aber B. unter die Herrschaft des Perserkönigs Cyrus, 323 unter Alexanders d. Gr., der in B. starb, hierauf unter jene der Seleuciden, später der Parther, der Römer, der Chalifen und seit 1638 n. Chr. unter die Gewalt der Türken.

6. Das Reich der Assyrer, welche ebenfalls ein semitisches Idiom redeten, wurde von dem südlicher gelegenen Babylon aus gegründet, gewann aber das Uebergewicht über dieses und B. wurde eine assyrische Satrapie. In der Zeit seines Glanzes 2000—1200 v. Chr. erstreckte sich das assyrische Reich vom Mittelmeere bis zum Hindukusch, aber durch ihre Eroberungssucht und Grausamkeit machten sich die A. bei den übrigen Völkern verhaßt und endlich erhoben sich die Meder unter Kyaxares und die Babylonier unter Nabopolassar gegen sie und die Riesenstadt Ninive wurde eingenommen und zerstört. Daß der letzte König Sarak sich mit Weibern und Schätzen in seinem Palast verbrannt habe, wird von der neuern Forschung im Zweifel gezogen. Die A. standen in der Kultur sehr hoch, etwa auf gleicher Stufe wie die Babylonier und beide wurden nur von den Aegyptern übertroffen; die Perser wurden durch die A. aus ihrem rohen Naturzustande erhoben. — Unter den assyrischen Thontafeln des britischen Museums findet sich eine, über welche G. Smith berichtet hat, die eine halb poetische Darstellung der großen Fluth enthält, welche ziemlich mit den Angaben des Chaldäers Berossos übereinstimmt und zugleich eine Parallele zur Erzählung der Genesis abgibt. Jene Thontafel stammt aus dem Palast des assyr. Königs Assurbanipal aus dem 7. Jahrh. v. Chr. Smith behauptet aber, sie sei nur Copie eines viel älteren Berichts, der in babylonischer Sprache geschrieben oder in diese sehr früh übersetzt worden sei, und will den Orginaltext bis wenigstens in das 17. Jahrh. v. Chr.

zurück verlegen, in die Zeit eines mythischen Königes, dessen Name leider nicht phonetisch geschrieben ist, aber ideogrammatisch etwa Izdubar lauten könnte. Es wird wie im Bericht der Genesis ein rettendes Schiff bestiegen, alles Lebendige hineingebracht, Vögel zum Erkunden fliegen gelassen, nach dem Verlaufen der Fluth ein Altar errichtet, Libationen ausgegossen, auch wird die Fluth als Strafe für die Sünde, als überstrenges Gottesgericht gefaßt. Aber der Schauplatz wird nicht in das Binnenland, sondern an den persischen Golf gesetzt, die Fluth ist nicht periplanetisch wie in der hebräischen Erzählung, es fehlt der gewaltige das Schiff leitende Fisch der indischen und statt Jehovah sind Bel und andere asiatische Götter die bestimmende Macht. — Bei den Babyloniern blühte Astronomie und Astrologie, bei den Assyrern Kriegskunst, Baukunst, Skulptur, bei den Phönikern Handel und Schifffahrt, bei den Israeliten Jehovahdienst und Prophetie. Die Semiten überhaupt stehen, abgesehen von ihrem Monotheismus doch niedriger als die Indogermanen, hatten von Künsten nur eine sehr elementare Musik, kein Epos, keine Mythologie, keine Philosophie und Wissenschaft, nur das Gesetz; Aehnliches gilt auch von den Türken. Es fehlt den Semiten nach Renan (Hist. génér. et système comparé d. langues semit. Paris 1855) die Wißbegierde und ihre Idee von der Macht Gottes ist der Art, daß sie nichts in Erstaunen setzt. Ihre Poesie ist einfach und monoton (v. Lasaulx meint, Kunst und Wissenschaft seien pantheistisch), Civilisation in unserem Sinne ist bei den S. nicht möglich, die Form ihrer Gesellschaft ist Familie und Stamm. Der Semit ist auch kein Soldat, weil ihm persönliche Hingebung und Sinn für Rangordnung fehlen. Selbst seine Sittlichkeit ist von der unsrigen verschieden, er ist Egoist, die Rache gerechtfertigt. Kann er sich überreden, daß ein Zweck Gottes Willen sei, so scheinen ihm alle Mittel hiefür erlaubt. Er hat auch keinen Sinn für das Zusammengesetzte, für den Unterschied, nur Sinn für die Einheit; die S. sind nach Renan une race incomplète par sa simplicité même. Es fehlt ihnen Beweglichkeit, Flüssigkeit, Vielseitigkeit, sprudelnde Lebenskraft, ohne welche keine Vervollkommnung möglich ist und sie haben es daher nur zur Mittelmäßigkeit gebracht. Die einander nahverwandten semitischen Sprachen sind einfach, kindlich, sinnlich, ohne Abstraktion und Metaphysik. Nur wenig günstiger sprach sich Lassen Ind. Alterthumskunde II 414 über die S., aus, hingegen die Theologen Grau und Röntsch (Ueb. Indogermanen- und Semitenthum, Leipz. 1872) traten wegen des Monotheismus, „den d. S. übrigens nicht erzeugt haben, denn er wurde ihnen geoffenbart", als Apologeten der S. auf. — Der semitsche Charakter ist schroff, starr, listig, grausam, unzüchtig, am meisten bei den Juden und Arabern. Judith, im Begriff zum babylonischen Heerführer Holofernes zu gehen, bittet Gott: „Laß

ihn fangen durch den Fallstrick seines Blickes auf mich und schlage ihn durch meiner Lippen Lieblichkeit." Buch Judith 9, 13. Und es geschah also! Sie verblendete ihn aber nicht bloß durch ihre Schönheit, sondern eben so durch ihre Arglist und Lüge; cap. 11. So schön und klug die an den Hof des persischen Königs Assuerus (Xerxes?) gebrachte Esther (Edissa) war, so grausam war sie auch und fühlte sich trotz aller Herrlichkeit unglücklich. Buch Esther c. 9, c. 14. — Die Kulturelemente, welche aus dem Islam stammen, haben nur im Mittelalter befruchtend gewirkt; die islamitischen Völker sanken bald von der hohen Stufe, die sie einige Jahrh. hindurch eingenommen hatten, herab.

7. Abgeschlossen von den arischen und semitischen Völkern entwickelten sich im Osten Asiens die Chinesen, deren Stammväter über die westlichen Gebirge (Kuenlün) herüber gekommen waren und allmälig nach dem Tieflande vordrangen. Nach einer mythischen Vorzeit kommt es im 3. Jahrtausend v. Chr. zu einiger historischen Klarheit, welche dann, kaum unterbrochen, bis zur Gegenwart fortfährt. Die erste geschichtlich sichere Dynastie Hia regierte von 2207—1767 v. Chr., im 16. Jahrh. fanden zahlreiche Einfälle barbarischer Völker statt. Die Dynastie Tscheu, von Wuwang begründet, welcher Kultur und staatliche Einrichtungen sehr förderte, regierte bis 258 v. Chr., unter Kaiser Ling-wang wurde Confucius geboren. Zahlreiche kleine Fürsten, welche durch ihre fortwährenden Fehden das Land ins Verderben stürzten, hatten sich unter der Dynastie Tscheu selbstständig gemacht und erst dem weltberühmten Kaiser Tsin-Schi-Hoang-ti, dem Gründer der Tsin-Dynastie gelang es 247 v. Chr. ganz China einem Willen zu unterwerfen, freilich durch sehr despotische Maßregeln. Er vollendete die gegen die Einfälle der Hiong-nu errichtete große Mauer und suchte die Religion des Confucius zu unterdrücken, welche aber durch die bis 220 n. Chr. regierende Dynastie Han zur Staatsreligion erhoben wurde. Im 1. Jahrh. n. Chr. unter dem Kaiser Ming-ti war der Buddhismus in China eingedrungen und breitete sich immer mehr aus. Die folgenden Dynastieen waren ohnmächtig, das Reich fiel der Zerrüttung anheim, die Mongolen rissen den nördlichen Theil an sich und erst den Kaisern der Dynastie Tang vom 7.—9. Jahrh. n. Chr. wurde es möglich, Sicherheit und Macht nach innen und außen herzustellen. Dann folgte wieder eine Reihe ohnmächtiger in Ueppigkeit versunkener Herrscher, so daß die Statthalter sich unabhängig machten, die Mongolen immer gefährlicher wurden und 1279 n. Chr. Kublai-Chan sich zum Herrn von China machte und die Mongolendynastie Juen gründete, deren Herrscher die Sitten des Landes annahmen und sehr weise regierten mit Ausnahme der letzten Juen-Kaiser, wo Zwiespalt in der Familie und mit den Großen ausbrach,

so daß es einem Chinesen geringer Herkunft, Tschu, später Tai-tsong genannt, gelingen konnte, das Reich von der Fremdherrschaft zu befreien, sich auf dem Thron zu schwingen und die Dynastie Ming zu gründen, deren meist tüchtige Kaiser von 1368—1645 in dem zur Residenz gewordenen Peking regierten. Im 13. Jahrh. war der Venetianer Marco Polo nach Ch. gekommen, mit welchem von 16. Jahrh. an mehrere europäische Nationen in Verbindung traten. 1644 wurde Ch. durch die Mandschu-Mongolen erobert, deren Fürst Schun-tschi die gegenwärtige Dynastie Tai-tsing oder Tsing gründete; sein erleuchteter Sohn Kang-hi gestattete den Christen freie Religionsübung und ließ sich von ihnen in Mathematik und Astronomie unterrichten. Unter den folgenden Kaisern wechselte die Behandlung der Christen und das Verhältniß zu den Fremden; ein sehr waffentüchtiger und zugleich gelehrter Kaiser war Kien-long, der 1799 starb. Die Kriege Chinas im 19. Jahrh. mit den Engländern, dann auch mit den Franzosen wurden durch Handelsstreitigkeiten oder Verfolgung der Missionäre und ihrer Proselyten herbeigeführt; der häßlichste war der sogen. Opiumkrieg 1840—1, wo die Engländer die Fortdauer des für ihre indischen Opiumpflanzer sehr gewinnreichen Handels mit Opium, dessen Verkauf und Konsumtion die chinesische Regierung im Interesse ihrer Unterthanen und des Staatsschatzes verboten hatte, mit Waffengewalt erzwangen. Durch die Taiping-Revolution, zu deren Unterdrückung zuletzt auch noch die Europäer mitwirkten, weil sie Ch. mit Verwüstung und Anarchie bedrohte und den Absatz der europäischen Industrieprodukte gefährdete, wurde China und seine Regierung schwer geschädigt. Der Kaiser der Taiping-Rebellen verbrannte sich 1864, als Nanking von den Regierungstruppen genommen wurde, mit seinen Weibern. Die Zukunft des chines. Reiches ist dunkel und bedroht im Norden von Rußland, im Süden von England und kann die Anläße zu einem Kriege der zwei europäischen Mächte um die Suprematie in Asien vermehren.

Die Mongolei ist auch die Heimath der den Chinesen furchtbaren Hiongnu, der Stammväter der Türkenstämme; ihr großes Reich dauerte bis 93 n. Chr. Nach dem Fall desselben rückten tungusische Völker von der Südostseite des Baikalsees in die Mongolei ein, unter ihnen auch die Tata und Moho, deren Namen als Tataren und Mongolen auf alle jene Völker überging. Dschingis-Chan, 1206—1227, unterwarf und vereinigte alle in einem großen Mongolenreich, das sich über ganz Mittel- und Westasien, sowie über den größten Theil des europ. Rußlands ausbreitete. Dschingis-Chan, früher Temudschin genannt, ging mordend und verwüstend wie eine Naturgewalt, wie Feuer oder Wasserfluth dem Zerstörungstriebe nach, oft ohne allen vernünftigen Zweck. Schon als junger Mensch ließ er 70 Oberhäupter von Stämmen, die seine

Herrschaft nicht anerkennen wollten, in Kessel mit siedendem Wasser werfen. Er sprach sich zwar für den Glauben an einen Gott aus und duldete an seinem Hofe zu Kara-Korum ausgezeichnete Männer verschiedenen Glaubens, war aber nichtsdestoweniger ein gefühlloser Wüthrich, der ganze Völker vernichtete und vom Dnieper bis nach China alle Kultur zerstörte. Ein ähnlicher Wüthrich von großer kriegerischer Begabung, selbst nicht ohne gelehrte Kenntnisse, war der Mongole Timur oder Tamerlan, der fast ganz Asien eroberte, Samarkand zu seiner Hauptstadt erhob, den Sultan Bajazet 1402 bei Angora schlug und gefangen nahm, Aegypten zinspflichtig machte und in Europa bis Moskau vordrang. Babur, der im 16. Jahrh. Hindostan eroberte und das Reich des Großmoguls stiftete, war ein Nachkomme von ihm.

8. Die Stammväter der indoeuropäischen Völker, die Arier saßen ursprünglich im Berglande Arjanem-Vaego und Jima (in welcher mythischen Person wohl ein ganzer historischer Abschnitt zusammengefaßt wird) legte den Grund zu ihrer Kultur. Als das Klima sehr rauh wurde, führte er sie in ein tieferes fruchtbareres Gebiet hinab. Nach den Zendbüchern heißt hingegen der erste König Wiwangwat, bei den Indern Vivasvat und seine zwei Söhne Manu und Jama. Die alten Arier hatten bereits eine gewisse Kultur erlangt, trieben Viehzucht und Ackerbau, kannten Metalle, hatten Sklaverei, einen Kultus, Anfänge der Poesie, glaubten an ein Fortleben der Gestorbenen als Geister. Nach ihrer Trennung in die Zendvölker, Iranier und das Sanskritvolk, die Inder, zogen letztere im 3. Jahrt. v. Chr. über das Hindukuhgebirge in das Fünfstromland, wo sie, ein Viehzucht und Ackerbau treibendes Volk, gegen ein Jahrtausend verweilt haben mögen. Sie verehrten damals den Sonnengott Indra und den Himmelsgott Varunas mit Opfern und Liedern, von welchen letzteren sich noch manche in den Vedas erhalten haben und wurden von Stammeshäuptern beherrscht. Es bestand kein Kastenwesen, doch ein Priesterstand, welcher die Stammesopfer und allgemeinen Kulthandlungen zu verrichten hatte. Angelangt an der Indusmündung traten sie mit den Phönikern, vielleicht auch mit den Aegyptern in Handelsverkehr. Etwa im 14. Jahrh. v. Chr. begann der Aufbruch indischer Schaaren nach dem Gangeslande, wo sie lange und heftige Kämpfe mit dunkelfarbigen Urvölkern, den Dravidas u. a. zu bestehen hatten, bis sie in den Besitz des Landes gelangten, wobei wieder die früher angekommenen vor nachdringenden Schaaren ost- und südwärts ausweichen mußten; das Andenken an diese Kämpfe im heroischen Zeitalter hat sich in den epischen Gedichten Mahabharata und Ramajana erhalten und mit ihnen war eine bedeutende Umwandlung der Sitten verbunden, wo die siegreichen Führer zu Fürsten und Königen wurden, zahlreiche Städte und Burgen gebaut wurden und es zur Kasteneinrichtung kam.

Hatten in dieser Epoche die Kschatrijas, die Fürsten und Krieger die erste Rolle gespielt, so kam nun mit der Ermattung von den Kämpfen, dem Einstellen der Eroberungen und dem gesicherten Besitz die Herrschaft wesentlich an die Priesterkaste, die Brahmanen, welche die alte Naturreligion durch die Brahmalehre verdrängten, das Volk an Büßung und Selbstpeinigung gewöhnten, das Staats- und Rechtsleben durch das Gesetzbuch des Manu nach ihrem Sinn und Willen ordneten, in welchem den Königen, denen die Brahmanen als Räthe zur Seite standen, die höchste Machtfülle zugesprochen wurde. Die Ertödtung alles selbständigen Lebens im Volke, das immer auf das Jenseitige gewiesen wurde, wobei die Brahmanen allerdings mit eigenem Beispiel vorangingen und sich zugleich endlosen, spitzfindigen Spekulationen über Brahma's Wesen und das Verhältniß des Menschen zu ihm hingaben, Werkheiligkeit, Reinigung, zahllose Vorschriften und Gebete an die Stelle sittlicher Erhebung und freudiger Thätigkeit für das allgemeine Wohl setzten, rief endlich eine Reaktion hervor, welche von dem indischen Prinzen Gautama, später Buddha genannt, ausging und sich mächtig ausbreitete. Gautama stellte dem Brahmanismus ein gänzlich verschiedenes religiöses und politisches System entgegen, in welchem er Brahma leugnete, den Vedas ihre heiligende Kraft absprach, statt des Kastenwesens Gleichheit aller Menschen verkündete, statt der finstern Askese ein sittliches Leben mit Liebe und Wohlwollen für alle Geschöpfe forderte. Es gelang indeß den Brahmanen, unter welchen übrigens selbst wieder verschiedene Sekten bestanden, eine blutige Verfolgung der Buddhisten hervorzurufen, welche in ganz Indien bis auf geringe Reste vertilgt wurden, aber in den angrenzenden Ländern bis nach China, Hinterindien, Tibet, wo sie ihren Hauptsitz nahmen, fruchtbare Stätten für ihre Lehre fanden, die freilich später nicht minderer Ausartung verfiel, wie der Brahmanismus.

Es werden in den indischen Schriften zahlreiche Dynastien von Königen in den verschiedenen Landestheilen angeführt, die z. Th., abgesehen von den rein mythischen, bis in das 3. Jahrtausend v. Chr. zurückreichen, sich untereinander bekriegten und stürzten; einer der berühmtesten Könige ist Vicramaditya, ein Freund der Künste und Wissenschaften, im 1. Jahrh. v. Chr., um welche Zeit Indiens Kultur seine höchste Blüthe erreicht hatte. Eine regelmäßige Landverbindung mit den westlichen Ländern trat erst unter dem Perserkönig Darius Hystaspis und nach Alexanders d. Gr. Feldzug nach Indien ein, von wo an der Handelsverkehr mit Persien, Vorderasien, Aegypten, Griechenland, Italien z. Th. durch Karavanen vermittelt wurde, mehrere römische Kaiser indische Gesandtschaften an ihrem Hofe empfingen. Hingegen ein Seeverkehr, durch die Phöniker vermittelt, hat schon früher stattgefunden; will man ja in den Gräbern

der 1476 v. Chr. endigenden 18. Dynastie indigblaue Baumwollenzeuge, indische Musseline, chinesisches Porzellan gefunden haben. Von Ophir, angeblich Abhîra an der Indusmündung, brachten die Phöniker vielerlei indische Produkte nach Westasien. Streitig ist, ob die indische Astronomie selbständig ist oder babylonischen Ursprung hat; La Place, Bentley, Delambre halten die Beobachtungen der Inder für nicht so alt, wie Bailly und Playfair, nach Bentley muß ihre Eintheilung der Ekliptik in 27 Lunarabtheilungen, Mondhäuser, 1442 Jahre v. Chr. gemacht sein und nach Davis hätte der berühmte indische Astronom Parasara 1391 J. v. Chr. gelebt, — aber eben diese „Mondhäuser" halten Andere für chaldäisch. Nach einer Sage bei Ktesias hätten Ninus und Semiramis von einem Eroberungszug nach Baktrien und Indien das Kameel, Nashorn, den Elephanten, Affen als Tribut nach Hause gebracht. Später trat eine zunehmende Verbindung mit den Griechen ein, Alexander's Feldherr, Megasthenes, lebte lange am Hofe des Königs Tschandragupta, es sollen sogar griechische Dramen in Indien aufgeführt worden sein. Nach Strabo fuhren jährlich bei 120 Schiffe aus dem rothen Meere nach Indien, und Plinius klagt über die ungeheuren Geldsummen, welche für die indischen Waaren bezahlt werden mußten; man findet jetzt noch an der Westküste Indiens römische Goldmünzen und war schon v. Chr. bis Hinterindien und die indische Inselwelt gelangt. Spätere indische Astronomen geben die Yavana, d. h. die Griechen als ihre Lehrer an. Außer den Griechen wirkten auch sogen. Indoskythen auf Indien, angeblich tibetisch-mongolische Stämme, welche sich nach dem Verdrängen der griechischen Herrscher unter stetem Kampf mit persischen und indischen Fürsten 600 Jahre lang im Nordwesten Indiens behaupteten; einer ihrer mächtigsten Fürsten war Kanishka, welcher bis 40 n. Chr. regierte. Diese Indoskythen heißen bei den chinesischen Schriftstellern Yueitchi und von ihnen stammen höchst wahrscheinlich die heutzutage noch das untere Radschasthan, das Pendschab, Sind und die westlichen Indusgegenden bewohnenden Dshât ab. Im Mittelalter trieben arabische Kaufleute starken Verkehr nach Indien und der Name Yavana, früher den Griechen beigelegt, ging hiemit auf die Moslims über. Sie brachten die indischen Fabeln und Märchen nach den westlichen Ländern, wo sie zuerst die Moslims entzückten, später auch in die europ. Sprachen übersetzt wurden, die Märchen von tausend und eine Nacht sind ursprünglich indisch. Das indische Zauber- und Feenwesen wurde namentlich durch die Kreuzfahrer und Pilger im Abendlande bekannt; auch das Hexenwesen hat in Indien seine Analogie. Astronomie, Astrologie, Arithmetik, Medizin lernten zuerst die Araber von den Indern und wurden dann ihrerseits wieder die Lehrer des Abendlandes. Schon im 8. Jahrh. eroberten die Araber einen Theil

Indiens und in den spätern, unter den Gaznaviden und Gauriden dehnten sie ihre Herrschaft weiter aus, der Gauride Kutbud gründete im 13. Jahrh. das Reich von Delhi. Im 13. und 14. Jahrh. kamen die Mongolen, im 16. errichtete ein Nachkomme Timurs, der Mongole Babur, das Reich des Großmoguls, womit einige Ruhe und Stabilität in Indien eintrat, das fast 5 Jahrhunderte hindurch, vom ersten Einfall des Gaznaviden Mahmud am Anfang des 11. Jahrh. verwüstet worden war. Der früher bestandene geistige Verkehr mit Persien hatte aufgehört und begann erst wieder unter Akbar d. Gr. im 16. und Anfang des 17. Jahrh., wo wieder indische Werke in das Persische übersetzt wurden. — Am Ende des 15. Jahrh. waren die Portugisen nach Indien gekommen, wo sie große Eroberungen machten und den einträglichsten Handel trieben, am Ende des 16. setzten sich die Holländer auf dem indischen Continent und den Inseln fest und verdrängten fast überall die schwach gewordenen Portugisen, bis sie selbst wieder durch die Engländer aus vielen ihrer Besitzungen geworfen wurden, die Indien zwar ausbeuten, aber doch auch viel für dasselbe thun; alle großen Städte sind jetzt durch Eisenbahnen und Telegraphenlinien verbunden. Auf den von Malayen bewohnten indischen Inseln ist die Herrschaft der Holländer in neuer Zeit viel humaner geworden; sie lassen auf Java die Eingebornen immer mehr an Verwaltung und Regierung theilnehmen und die Bevölkerung dieser reichen Insel stieg von 14 Mill. im Jahre 1864 auf 16 Mill. im Jahre 1870.

9. Die alten semitischen Reiche, welche Jahrhunderte lang die Geschicke eines großen Theiles von Asien beherrscht hatten, unterlagen zuletzt arischen Völkern, Gliedern der Zend-Familie, den Medern und Persern. Die Meder, unter assyrischer Herrschaft 500 Jahre lang stehend, schüttelten diese ab, ihr König Dejokes baute Ekbatana und gründete 708—655 v. Chr. eine Militärdespotie. Sein Sohn Phraortes bekämpfte Assyrien, unterlag aber und kam um; unter dessen Sohn Kyaxares wurde Medien von Skythen schwer heimgesucht, er befreite es aber von ihnen und nachdem er mit Nabopolassar Ninive gestürzt, gründete er das neumedische Reich, das auch die Baktrer und einen Theil der Perser umfaßte. Aber schon unter seinem Sohn Astyages 575 v. Chr. ging die Macht auf die Perser über, Kyros, der Enkel des Astyages, stieß ihn vom Throne und gründete das persische Reich, womit auch Babyloniens Ende gekommen war, dessen Hauptstadt Kyros 539 oder 538 v. Chr. mit den vereinigten Persern und Medern eroberte, ohne es zu zerstören. Auch Lydien unter seinem letzten König wurde der persischen Weltmonarchie einverleibt. Kyros, der mächtige König fand sein blutiges Ende im Kriege gegen die Massageten (Skythen), sein Sohn Kambyses eroberte und verwüstete Aegypten.

Persiens größter König, Dareios, des Hystaspes Sohn, der sich zu Zoroaster's Religion bekannte, trug seine meist siegreichen Waffen bis in das Skythenland, nach Nordafrika, Arabien und Indien. Brugsch (Reise d. k. preuß. Gesandtschaft nach Persien, S. 382) sah die zwei Felseninschriften bei Hamadan, welche Spiegel (d. altpers. Keilinschriften 2c., Leipz. 1862) also verdeutscht:

1) Aus der Regierungszeit des ersten Dareios, 521—486 v. Chr.

Ein großer Gott ist Auramazda,
welcher diese Erde schuf,
welcher jenen Himmel schuf,
welcher den Menschen schuf
für den Menschen,
welcher den Dareios zum Kö-
nig machte, den einzigen,
König von Vielen,
Den einzigen von Vielen
Gebieter.
Ich
bin Dârayavus, der König,
der große, der König
der Könige, der
König der Länder von viel-
en Stämmen, Kö-
nig dieser großen
Erde auch ferner-
hin, des Vistâçpa
Sohn, der Achämenide.

2) Aus der Regierungszeit des Xerxes (altpersisch Khsayârsâ) 486—465 v. Chr. ist mit Ausnahme des Königsnamens ganz ähnlich; hinter Auramazda steht noch: „welcher der größte der Götter ist." Die Perser versahen die in die Felsen gehauenen Inschriften mit einem Silicatanstrich, wodurch sie haltbar wurden. — Xerxes, der Sohn des Dareios, ist wohl der Ahasverus, Assuerus der Bibel, während Andere Cambyses dafür halten. Bekannt sind die Niederlagen seines unermeßlichen Heeres in Griechenland, von ihm datirt der Verfall des Perserreiches. Scheuslich waren die Zustände unter dem blutdürstigen Artaxerxes III. Ochos, 360—338 v. Chr., wo der abscheuliche Eunuche Bagoas alle Macht in Händen hatte. Sie unterwarfen die aufständischen Landschaften mit Söldnerheeren unter griechischen Rottenführern und wütheten Teufeln gleich mit Feuer, Schwert und Martern gegen die Ueberwundenen. Später wurde dieser König mit seinem ganzen Hause durch Bagoas ermordet, der auch dem Nachfolger Dareios Kodomannos nach dem Leben strebte, aber

durch Gift hingerichtet wurde. Der treffliche Dareios K. wurde von Alexander d. Gr. besiegt und dem persischen Weltreich ein Ende gemacht. Alexander verfiel nach seinen bis Indien ausgedehnten Eroberungszügen, durch Schmeichelei verdorben, in Götterwahnsinn, berauschte sich häufig und verübte dann Unthaten, wie er einst im Rausche den verdienten Feldherrn Kleitos ermordete. Trunken von Siegen wurde er zu einem oft grausamen orientalischen Despoten, seine ursprüngliche Idee, ein durch Kultur veredeltes Weltreich zu stiften, blieb den Makedoniern und Griechen unverständlich, welche glaubten, den Siegern gebüre die Herrschaft über die Besiegten. Die Trümmer des persischen Weltreiches, dann Syrien und Aegypten, theilten die Feldherrn Alexanders unter sich; unter den Seleukiden kam eine Zeit voll Verworfenheit und blutiger Greuel, abwechselnd mit Kriegen gegen Aegypten, Kleinasien, bis endlich Pompejus Syrien zur römischen Provinz machte. Etwas weniger schlimm schalteten die Ptolemäer in Aegypten, aber schlimm genug, um auch ihr Reich unter seiner letzten Königin Kleopatra eine Beute der Römer werden zu lassen. Ein Wiederaufleben Persiens in viel kleinerer Machtstellung begann erst unter den Sassaniden im 3. Jahrh. n. Chr. und währte bis in das 7. Jahrh., wo Persien von den Arabern erobert und islamitisirt wurde. — Ein Hauptwerk ist Spiegels: Eränische Alterthumskunde (Geographie, Ethnographie, Geschichte, Alterthümer ꝛc.) 1. Bd., Leipz. 1870 (Eran = Iran). Die Geschichte der orientalischen Reiche ist eigentlich nur eine fortwährende Folge von Religionsänderungen, Thronwechseln, Verschwörungen, Ermordung der herrschenden Individuen, ohne ein Volksleben. Die Orientalen scheinen unfähig zur Freiheit, taugen nur zum Herrschen und Beherrschtwerden, und ihr Interesse ist fast nur auf die sinnliche Welt gerichtet. „Im Morgenland ist das Ideal überall die sinnliche Lebensfülle. Der Reichthum an Gütern, die Macht der Lebenskräfte und der daraus fließende volle und ruhige Genuß, die Fruchtbarkeit der Zeugung, die Reize und Formen des Leibes, der Triumph über die Feinde, der Ruhm der göttlich getragenen Heldenkraft, sind die Vorstellungen von der Vollkommenheit des Lebens.“ Hugo Delff, Ideen zu e. philos. Wissensch. d. Geistes u. d. Natur, Husum 1865, S. 27.

10. Die Stammväter der Griechen scheinen nach ihrer Trennung von größern arischen Völkern und erfolgter Wanderung nach Westen zuerst mit den Italern vereinigt als sogen. Ionier (Javan) in Vorderasien verweilt und allmälig nach Europa gezogen zu sein und zwar zuerst die Pelasger, ein Ackerbau treibendes, Städte und Burgen bauendes Volk. Dann kamen die Leleger (Aeolier), Achäer, Hellenen, deren Name zuletzt auf alle G. übertragen wurde, endlich die Dorier und außerdem mancherlei nichtgriechische Stämme nach Hellas. Im

Nordosten der G. hausten die Thraker, im Nordwesten die Illyrier. Schon 13 oder 14 Jahrh. v. Chr. erhielten die noch sehr rohen G. Kulturelemente von den Phönikern. Mit der Befestigung der Verhältnisse kam es zur Bildung kleiner, monarchisch regierter Staaten, zu Bündnissen dieser, sogen. Amphyktionen mit dem Tempel einer Gottheit als gemeinschaftlichen Mittelpunkt und zu überseeischen Unternehmungen, z. B. dem Argonautenzuge und Trojanischem Kriege, welchen sicher historische Ereignisse zu Grunde liegen, wäre auch der in jüngster Zeit von Schliemann aufgefundene nicht „der Schatz des Priamos". Der Bestand mancher dieser Staaten wurde aber erschüttert, selbst aufgehoben durch die Angriffe weiter in der Kultur zurück stehender Stämme, namentlich der Dorier, welche den Staat Argos gründeten und hatte auch die Auswanderung jonischer Stämme aus Attika nach Kleinasien zur Folge. Mehr historische Anhaltspunkte gewährt von der ersten Olympiade an, 776 v. Chr., die Aufzeichnung der Sieger bei den schon lange bestehenden olympischen Spielen. Von jetzt an beginnt die Gründung zahlreicher griechischer Kolonieen, der Sturz des Königthums, an dessen Stelle Aristokratie, Oligarchie, Tyrannis, zuletzt Demokratie treten und die Hegemonie Spartas, welches bald auch erobernd auftrat. — Die Perserkriege, wo die meisten Staaten sich um Sparta und Athen schaarten, wurden durch die Athener eröffnet, die, nicht taub wie die Spartaner waren für die Bitten der Jonischen Brüder, nach Asien übersetzten und die Satrapenstadt Sardes zerstörten. Dareios züchtigte die griechischen Städte Kleinasiens, aber ein mächtiges Heer, das er nach Griechenland geschickt, wurde von den an Zahl weit nachstehenden Athenern und Platäern aufs Haupt geschlagen. Xerxes nahm den Krieg wieder auf, aber schon als Athen verbrannt war, wurden die Perser 480 bei Salamis zur See, 479 bei Platää zu Lande und bei Mykale wieder zur See entscheidend geschlagen, Athen erhob sich unglaublich schnell zur bedeutenden Seemacht und errang die Hegemonie, was schwere Verwicklungen mit Sparta und zuletzt den Peloponnesischen Krieg herbeiführte, in welchem fast alle griechischen Staaten Partei nahmen und der nach 27jähriger Dauer nur durch die Erschöpfung der Streiter ein Ende nahm. Noch vor diesem, Griechenlands Verfall einleitenden Kriege hatte Athen unter Perikles' ruhmreicher Verwaltung in Kunst und Wissenschaft den höchsten Gipfel erstiegen. Als es endlich Sparta und seinen Bundesgenossen unterlag, wurden seine Mauern niedergerissen und an die Stelle der alten Demokratie trat eine Oligarchie; das Verderben war z. Th. auch durch demagogische Verwilderung und Ueberhebung herbeigeführt worden. Der Sieg jedoch wurde Sparta selbst zum Verderben, denn sein Druck und die Einführung der Oligarchie in allen griechischen Staaten veranlaßte blutige Aufstände und erschöpfende Kriege, die dem lauernden König Philipp I. von Makedonien die Ausführung längst

gehegter Pläne gegen die Griechen möglich machten, welche 338 v. Chr. bei Chäronea entscheidend geschlagen fortan seinen Geboten sich fügen und ihn als Führer gegen Persien anerkennen mußten, wie später seinen Sohn Alexander d. Gr. In dem folgenden Jahrhundert trat für G. eine Periode der Verwirrung ein, mehrfache Versuche des ziemlich entarteten, immer uneinigen Volkes, die Herrschaft der makedonischen Machthaber in Europa und Asien abzuschütteln, wurden niedergeschlagen. Endlich mischten sich 211—146 v. Chr. die Römer, welche Philipp V. von Makedonien durch sein Bündniß mit Hannibal zum Zorn gereizt hatte, in die griechischen Geschicke und machten sowohl der makedonischen Herrschaft als der griechischen Freiheit ein Ende. Griechenlands Völker haben das große Verdienst, gegenüber den orientalischen Despotieen die Geltung der Individuen, die Freiheit und Gleichberechtigung der Bürger errungen zu haben — aber indem sie zuletzt alle Schranken vernichteten, welche das Wohl des Staates von den Individuen in Gesetz und Sitte fordert, verfielen ihre Gemeinwesen und wurden eine Beute der makedonischen Eroberung.

Griechenland, von da an römische Provinz, mußte sein Unterfangen, das römische Joch durch Theilnahme am Kriege des Mithridates gegen die Römer abzuschütteln, schwer büßen, namentlich das 86 v. Chr. von Sulla erstürmte Athen und ebenso Theben. Die römischen Kaiser begünstigten bald G. oder einzelne Städte, bald unterdrückten und saugten sie es aus, so daß G. immer ärmer und entvölkerter wurde, der alte Glaube und die alte Sitte, Kunst und Wissenschaft schwanden, wozu im 3.—9. Jahrh. noch verheerende Einfälle der Gothen, Vandalen, Slaven, Hunnen, Saracenen kamen; von den Slaven blieben viele im Lande und es entstanden neben den griechischen und römischen viele slavischen Gemeinden. G. wurde allmälig christianisirt und bildete bis zum Untergange des oströmischen Reiches einen Bestandtheil desselben mit wechselnden Schicksalen, ohne weitere Bedeutung für Geschichte und Kulturentwicklung. Wenn es sich zu erholen schien, so traten wieder neue Unglücksfälle ein, im 11. und 12. Jahrh. durch die Züge der Normannen, im 13. durch die Eroberungen der Franken; die Inseln wurden von den Venetianern besetzt. Im 15. Jahrh. fiel G. und ein großer Theil des occidentalischen Kaiserthumes mit der Hauptstadt Byzanz in die Hände der Osmanen, obschon Morea noch ein paarmal von den Venetianern besetzt wurde. Der anfangs mäßige Druck der türkischen Beamten wurde im Laufe der Zeiten unerträglich, Versuche Rußlands im 18. Jahrh., G. zu befreien, nahmen ein klägliches Ende und erst das 19. Jahrh. mit Unterstützung der zahlreichen auswärtigen G. und vieler Freunde aus andern Nationen brachte nach den schwersten und heldenmüthigsten Kämpfen Befreiung von der Türkenherrschaft und der ägyptischen Soldateska. Rußland, Frankreich und England nahmen

1828 G. unter ihre Garantie und es wurde 1832 als Königreich constituirt, 1833 bestieg Prinz Otto von Bayern den Thron. Intriguen und partielle Aufstände nahmen jedoch kein Ende, die unter sich eifersüchtigen Schutzmächte arbeiteten gegeneinander und namentlich England führte 1862 den Sturz der mehr zu Rußland neigenden bayrischen Dynastie herbei, wo sich der treulose und undankbare Charakter der G. in widerwärtigem Lichte zeigte. Aber auch die Stellung des Königs Georg aus dem dänischen Königshause ist wenig erfreulich.

11. Das ehemalige Großherzogthum Toskana wurde nach der Ueberlieferung der Alten zuerst von Umbriern bewohnt, die den Tyrrhenern, einem pelasgischen Stamm, weichen mußten und diese wurden von den aus Rhätien gekommenen, hinsichtlich ihrer ethnologischen Stellung und ihrer Sprache ganz räthselhaften Rasena unterworfen und verschmolzen mit ihnen zu dem Volke der Tusker (woher Toskana) oder Etrusker, das im mittlern Italien vielleicht schon 1000 v. Chr. einen zur See wie zu Land mächtigen Bund kleiner Staaten gründete, an deren Spitze zuerst Könige, dann jährlich wechselnde Obere standen, während die Geschlechter den Senat bildeten, das Volk sehr niedergehalten war. Staatsverfassung und wohl noch mehr die Religion der Etrusker, welche merkwürdigerweise die Wohnstätten ihrer Götter in den Norden verlegten, wirkte vielfach auf die Römer ein. Schon 500 Jahre v. Chr. begann der Kampf zwischen den Römern und Etruskern (Clusium, Veji), welche letzteren 280 v. Chr. gezwungen waren, zu Rom in ein Bundesgenossenverhältniß zu treten. Spätere Maßnahmen der Römer verfehlten aber nicht, die etruskische Eigenthümlichkeit zu vernichten.

12. Die Gründung Roms ging keineswegs von Alba longa aus und ein Zusammenhang mit Troja besteht nicht. Das älteste römische Volk ist vielmehr im 8. Jahrh. v. Chr. erwachsen aus der Vereinigung mehrerer italischer, aus einzelnen Geschlechtern bestehenden Stämme: den Ramnes (Römern), Tities und Luceres, welche sich auf mehreren Hügeln einige Stunden ober der Mündung des Tiber niederließen und von Königen regiert worden sein sollen, deren bekanntlich sieben angeführt werden. Rom war in dieser Zeit ein nur wenige Quadratmeilen großer patrizischer Staat mit monarchischer Spitze, der bald durch Eroberung in Latium, wodurch plebejische Massen nach Rom gezogen wurden, an Bevölkerung gewann nnd unter den Tarquiniern Kulturelemente von den Griechen Unteritaliens empfing. Die königliche Gewalt wurde etwa um 510 v. Chr. durch die Eifersucht der patrizischen Geschlechter mit dem Beistand der aufgereizten Plebejer gestürzt und es kam die Republik mit zwei auf ein Jahr gewählten Konsuln gleicher Macht, wobei zwar in den Senat auch Plebejer zugelassen wurden, das Patriziat sich aber die

Magistratsstellen, die Priesterwürde und Anderes vorbehielt. Bald begann nun der hundertjährige Interessenstreit zwischen beiden Ständen, die Plebejer errangen als Gegenstück des Konsulats das Tribunat, später die Ehegemeinschaft mit den Patriziern, Zutritt zu Quästur und Priesterthum und auch, daß mindestens ein Konsul Plebejer sein sollte und sie auch die Dictatur bekleiden konnten. Nach außen griffen die R. immer weiter um sich und ihre Kriege mit Latium und Etrurien vergrößerten das Gebiet bedeutend.

Im Innern herrschte von nun an wesentlich der Senat, aus Patriziern und reichen Plebejern gebildet, die zusammen gleichsam den Adel darstellten, der auch das Volkstribunat sich unter zu ordnen und zu Regierungszwecken zu gebrauchen wußte. Damit war auf längere Zeit um so mehr die Ruhe gesichert, als R. nach außen eine ebenso großartige als rücksichtslose Eroberungspolitik mit Glück verfolgte. „Der römische Senat, sagt Mommsen, war der edelste Ausdruck der Nation und in Konsequenz und Staatsklugheit, in Einigkeit und Vaterlandsliebe, in Machtfülle nnd sicherem Muth die erste politische Körperschaft aller Zeiten, eine „„Versammlung von Königen““, die es verstand mit republikanischer Hingebung despotische Energie zu verbinden. Nie ist ein Staat nach außen fester und sicherer vertreten worden, als Rom in seiner guten Zeit durch seinen Senat. Durch ihn hat das römische Volk das großartigste aller Menschenwerke durchzuführen vermocht, eine weise und glückliche Selbstregierung.“

Zuerst wurden Latium und Campanien unterworfen, dann Apulien und bis 266 v. Chr. ganz Unteritalien und durch Militärstraßen und Militärkolonieen geschützt. Nun den Karthaginensern gegenüber stehend, brach bald der Konflikt beider Völker aus, der nach furchtbaren Kriegen 146 v. Chr. mit dem Untergang Karthagos und der Herrschaft Rom's auch zur See endigte. Hannibal, mit Alexander und Cäsar wohl der größte Feldherr der vorchristlichen Zeit griff nachdem er das östliche Spanien unterworfen die Pyrenäen und die Alpen (beim Mont Genèvre) übersteigend, die Römer 218 v. Chr. in Italien selbst an, wo er sie 15 Jahre lang, abwechselnd siegend und geschlagen auf das ernsteste bedrängte. Aus Karthago, wohin er zurückberufen ward, zwang ihn die feindliche Parthei des Hanno zur Flucht, seine Versuche, Antiochus von Syrien und Prusias von Bythinien zum Kriege gegen die Römer zu bewegen, schlugen fehl und er starb zuletzt durch Gift, das er genommen, um der Auslieferung an die Römer zu entgehen. Im 2. Jahrh. v. Chr. wurden auch Griechenland und Makedonien römische Provinzen. — Die Macht und der Besitz der Aristokratie stiegen dabei fortwährend, während der Bauernstand, dessen Grundbesitz immer mehr der Aristokratie zufiel, die ihre Güter durch Sklaven bebauen ließ, immer

mehr verarmte. Italien entvölkerte sich und wurde strichweise öde, während in Rom, wo die Reichthümer einer halben Welt zusammen strömten, ein verschwendrisches, z. Th. schon demoralisirtes Patriziat einem zahl- und mittellosen Kleinbürgerstand und Proletariat gegenüber stand.

Sehr schwer und immer schwerer ward die Ernährung der Proletarier, oft mußten der Senat und später die Kaiser für den hungernden Pöbel durch Schenkungen an Getreide oder niedere Kornpreise sorgen und 693 nach Gründung der Stadt setzte der Volkstribun Clodius das Gesetz durch, daß den Armen das Getreide umsonst geliefert werden sollte und unter August verlangte das Volk auch Wein zu geringem Preise. Aber schon viel früher hatten sich und zwar aus den reichen Plebejern Männer erhoben, welche für die Interessen der armen Bürger in die Schranken traten und die Vertheilung der Staatsämter an sie forderten. Es waren die Brüder Tiberus und Cajus Gracchus, die bei ihren Bestrebungen zwar untergingen, aber von jetzt an war Krieg zwischen den Optimaten und Demokraten. Die Anträge des Volkstribuns M. Livius Drusus allen Italikern das römische Bürgerrecht zu verleihen wurden verworfen, worüber der fürchterliche Bundesgenossenkrieg ausbrach, nach welchem trotz den Siegen Sulla's doch jene Verleihung erfolgen mußte. In Sulla und Marius hatten die Optimaten und Demokraten ihre mächtigsten Vertreter und unversöhnlichsten Gegner und es begann nun eine Reihe von Bürgerkriegen und Greueln, wie sie die Geschichte kaum sonst wo aufweist, welche die Republik in ihren Grundfesten erschütterten und mit der Niederwerfung der Demokraten endigten. Aber immer kam neues Elend zum Vorschein, 73 v. Chr. der Sklavenaufstand unter Spartakus, mit dessen Unterdrückung Pompejus und Crassus zwei Jahre zu thun hatten, die Verwüstungen der Seeräuber, deren man nur mühevoll Meister werden konnte, die Verschwörung des Catilina mit ihren Folgen, dazu die großen äußern Kriege, unter welchen der gegen den mit Tigranes von Großarmenien verbundenen Mithridates VI., König von Pontus der schwerste war. Der ebenso energische und kluge als grausame M., welcher die Sprachen der 22 von ihm beherrschten Völker redete, ließ bei seiner ersten Flucht vor den Römern, seine sämmtlichen Frauen nnd Schwestern tödten, mit Ausnahme einer einzigen, damit sie nicht in die Hände der R. fielen und drei Söhne aus Mißtrauen, wo dann der vierte aus Furcht sich gegen ihn empörte, und den Vater den R. ausliefern wollte. An seinem Geschick verzweifelnd, reichte er seinen beiden Töchtern Gift und nahm selbst, aber bei dem an Gift und Gegengift lang Gewöhnten trat keine Wirkung ein, so daß er sich zuletzt von einem Trabanten niederstoßen ließ. — Immer mehr kam die Macht in die Hände einzelner Männer: des

Pompejus, Cäsar, Crassus und nach dem Tode des letzteren geriethen die ersten beiden, in welchen die zwei Hauptpartheien des römischen Volkes gipfelten, in Pompejus die altrepublikanische mit dem Senat, in Cäsar die Schaaren der Volkstribunen, in Kampf, der mit Cäsar's Siege endigte. Zum Imperator mit lebenslänglicher Diktatur ernannt fiel er zwar unter den Dolchen der gegen ihn verschworenen Republikaner, aber die Republik ohne weitere Lebensfähigkeit war doch verloren und die Herrschaft wurde nach dem Triumvirat des Antonius, Lepidus und Octavianus dem letzteren als dem besonnensten und glücklichsten zu Theil, im J. 30 v. Chr.

Octavianus Augustus, der erste römische Kaiser, welcher mit der Gewalt des Imperators auch die tribunizische und oberpriesterliche in sich vereinigte, ließ doch einige republikanische Formen bestehen, erweiterte sogar die Machtsphäre des Senates, errichtete aber ein stehendes Heer, während sonst die Armeen nach jedem Kriege entlassen wurden. In Bezug auf Verwaltung, Verbesserungen und Verschönerungen, Wissenschaft und Kunst steht die 44jährige Regierung des Augustus, dessen Glück durch viel Unheil in seiner Familie getrübt wurde, einzig in der Weltgeschichte da. Aber schon sein Stiefsohn Tiberius eröffnete eine Reihe tyrannischer, verschwenderischer, sittenloser Kaiser, regierend über üppige, zwischen anarchischen Gelüsten und knechtischer Hingebung schwankende Völker, bis in Vespasian wieder ein tüchtiger Regent erschien und nach dem abscheulichen Domitian die trefflichen Kaiser Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus, Marc Aurel. Tacitus schildert die unglaubliche Sittenverderbniß seiner Zeit, die Schlechtigkeit, Charakterlosigkeit, Begehrlichkeit der Menschen, das Treiben des schwelgerischen Hofes und Seneca schrieb: „Das Laster verbirgt sich nicht mehr, die Verworfenheit ist so öffentlich und gewaltig, daß Unschuld nicht bloß selten, sondern gar nicht mehr vorhanden ist.“ Unter Trajan hatte das römische Reich die höchste Ausdehnung erlangt, umfaßte den größten Theil von Europa, dann Vorderasien und Nordafrika; nach Marc Aurel wich Rom's Glück immer mehr. Schon im 2., noch mehr im 3. Jahrh. wurden die Kaiser bald vom Senat, bald von den Soldaten ernannt, manche von letztern ermordet, Gegenkaiser standen auf, kriegerische Barbaren brachen zu Hunderttausenden plündernd und verwüstend über die Grenzen herein; endlich wurde unter Diokletian 292 n. Chr. das Reich in 4 Theile zersplittert, über welche Konstantin I. 324 wieder Alleinherrscher im Sinn eines orientalischen Despoten mit fast gottähnlicher Stellung wurde. Er verlegte die Residenz nach Byzanz, das nun Konstantinopel hieß, seine drei Söhne theilten das Reich wieder unter sich. Taufen ließ sich C. erst kurz vor seinem Ende, Staatsreligion wurde das Christenthum erst unter Theodosius. Im 4. Jahrh. begann für das west-

römische Reich eine traurige und eine schreckliche Zeit, voll Verschwörung und Mord der Thronprätendenten untereinander, Kriegen mit den Westgothen, Vandalen, Sueven, Franken, Alemannen, Burgundionen, bis zuletzt der Ostgothenkönig Theodorich 493 n. Chr. dem occidentalischem Reiche ein Ende machte.

Das römische Reich ist eine der großartigsten Erscheinungen der Weltgeschichte; nur ein Volk von diesem Charakter vermochte sie zu erzeugen. Die Jugend anderer Völker wird durch Poesie, Musik, Tanz erheitert, bei den unpoetischen R. die nicht einmal ein Nationalepos hatten war nichts davon da, ihr Cult ohne phantasievolle Mythologie, ihr geselliger Verkehr herb, scharf satyrisch, ohne Wärme und Liebe, ihr öffentliches Leben ernst, gravitätisch, ceremoniös. Sie waren charakterfester als die Griechen, gesetzestreuer, hatten mehr Selbstbeherrschung, nichts von Ueberschwänglichkeit, bei Schwierigkeiten stark, beherzt, gleichmüthig zu sein, war ihr Prinzip. Die guten Eigenschaften anderer Völker erkannten sie eher an, als die Griechen, welche jene vielmehr als Barbaren verachteten. Die bildende Kunst wurde in Rom durch Griechen importirt und gepflegt, unzählige Kunstwerke und Produkte wanderten bei Eroberung Griechenlands nach Rom. Die Römer verhalten sich zu den Griechen wie Reales zum Idealen, wie das Nützliche zum Schönen, die Römer waren vorzugsweise geeignet zur Ausbildung des Rechtes, Staat, Recht und Krieg waren die Grundideen des römischen Wesens. Die römische Sprache breitete sich als Staats- und Gerichtssprache über alle Provinzen aus, wobei neben ihr die einheimischen Sprachen fortbestanden. Nach auswärts zielte der Sinn auf Herrschaft und scheute die härtesten Mittel nicht; „Tu regere imperio populos, Romane memento!" schrieb Virgil. „Mit dem Adel des Charakters, der nie im Unglück Frieden macht, dem nationalen Stolz, der mit Fremden nur lateinisch verhandeln wollte, der Sprödigkeit, welche verbündeten Königen die Reise nach Rom untersagte und der zunehmenden Grausamkeit der Waffenführung ging Hand in Hand politische Arglist und eine alles göttliche und menschliche Recht verachtende Gier, Völker zu knechten und Fürsten zu entthronen. Das bewies sich im Verfahren gegen Samniter, Karthaginenser, Hispaner, Griechen u. A. Unfrieden und Parteiung zu schüren, mit glatten Worten zu födern, war die Kunst römischer Gesandten." Wachsmuth Kulturgesch. I, 333. Es wird auch angeführt, wie die R. nie edel und großmüthig waren, unmenschlich die italischen Völker durch Tödtung, Knechtung, Wegführung vertilgten, Karthago und Numantia zur Verzweiflung trieben, Aemilian den gefangenen Numantiern, Cäsar den Galliern bei Uxellodurum die Hände abhauen ließ, l. c. 345. Die Disciplin erhielten die Feldherrn durch stete Beschäftigung der Soldaten: Waffenübungen, Straßen-, Brücken-, Schan-

zenbau, sie mußten Steine brechen, Ziegel brennen, selbst Aecker bauen und Weinberge anlegen. Beim Triumphzug war das Gesicht des Triumphators ähnlich wie die Götterbilder mit Mennig geschminkt und an seinem Hals hing wegen dem bösen Blick ein goldenes Amulet. Auf den Glanz Roms weisen auch die Verse Ovid's de arte amandi L. III, 115 ff. hin wo gesagt wird, die goldene Roma besitze denn Reichthum einer halben Welt, „man sollte glauben im Kapitol wohne ein zweiter Jupiter, die Curia, zu Tatius Zeit von Stroh, sei jetzt der so glänzenden Versammlung würdig, auf dem Palatium, früher ein Wiesenplan, prangen nun Apollo und die Cäsaren." Die prachtvollsten Tempel waren der des kapitolinischen Jupiter und des Mars. Wie mächtig R. auf die fernsten Gegenden wirkte, wie seine Zaubergewalt die Menschen des kalten Nordens und der heißen Wüste gleichmäßig anzog, hat Gregorovius in s. Gesch. Roms schön geschildert. Darin und weil es so lange die Metropole des größten Reiches der Erde gewesen ist, mag wohl der Grund liegen, daß es auch nach dem Sturz des Polytheismus die Hauptstadt der christlichen Welt blieb.

13. Unter Theodosius d. Gr., 395 n. Chr., fand die Theilung des römischen Weltreiches in ein occidentalisches Kaiserthum statt, welches der ältere Sohn Honorius und ein orientalisches, welches der jüngere, Arkadius, erhielt, welches letztere sich weit über ein Jahrtausend bis zur Eroberung durch die Osmanen erhielt. Wenig Epochen der Geschichte sind reicher an Greueln und Verbrechen, Mißregierung, an thörichten theologischen Streitigkeiten und grausamen Verfolgungen. Die Kaiser mordeten sich unter einander, selbst Kaiserinnen ließen ihre Gemahle ermorden, Feldherrn oder Befehlshaber der Leibwache schwangen sich auf den Thron, Blendung und Verstümmlung kam nicht selten vor, die Kaiserin Irene ließ ihren eigenen Sohn, Konstantin VI., blenden, um herrschen zu können. Das Elend fing gleich unter Arkadius und seiner Gemahlin Eudoxia an. Im 5. Jahrh. mußte an Attila Tribut bezahlt werden, später an die Gothen, Bulgaren, Araber, Türken. Auch Justinian, der Gesetzgeber, mit seinen Feldherrn Belisar und Narses vermochte den Verfall nicht aufzuhalten. Die politischen Parteien der Blauen und Weißen, Grünen und Rothen erregten furchtbare Störungen. Die Kriege mit den Persern währten fast immer fort, im 7. Jahrh. kamen die Avaren und Araber, an welche letztere viele Provinzen verloren gingen, später die Normannen und Seldschuken. Die Dynastie der Komnenen regierte von 1057—1185. In der Zeit der Kreuzzüge 1204 n. Chr. bemächtigten sich die Venetianer und Franzosen Konstantinopels und der europ. Provinzen des Reiches und errichteten das sogen. lateinische Kaiserthum, das in 4 Theile getheilt wurde, dem aber Michael VIII. Paläologus mit Hülfe der

Genueser schon 1261 ein Ende machte; die Dynastie der Paläologen regierte bis 1453, wo Murad II. Konstantinopel eroberte. Nur wenige Kaiser zeichneten sich durch Regenteneigenschaften oder edeln Charakter aus, wie Justinian, Tiberius II., Konstantin V. und wenigen edeln Frauen, wie der Augusta Pulcheria, Theodora, stand eine größere Zahl ausschweifender und grausamer gegenüber, wie Irene, Theodora, Justinian's Gemahlin, die Spartanerin Theophano, Zoe u. a. — Konstantin I., ein rachsüchtiger, treuloser, grausamer Fürst, erhob das Christenthum noch nicht zur Staatsreligion aber Byzanz, nach ihm Konstantinopel genannt, zur Reichshauptstadt. Im 7. Jahrh. waren Streitigkeiten zwischen den Rechtgläubigen und sogen. Monotheleten, im 8. und 9. wüthete der furchtbare Bilderstreit zwischen den Ikonodulen und Ikonoklasten. Als die Osmanen 1438 schon rings um Konstantinopel Alles in Besitz genommen hatten, das byzantinische Kaiserthum fast nur auf die Hauptstadt beschränkt war, begab sich Johann VII. Paläologos, nach Rom, um die griechische und römische Kirche wo möglich zu vereinigen und so den Beistand des Occidents zu erhalten und der Patriarch von Konstantinopel und viele mitgekommene Bischöfe stritten lange und viel darüber, „ob der Geist vom Vater und Sohn oder nur vom Vater ausgehe" und ähnliche phantastische Dinge. — Ungeachtet der Verderbniß des Hofes und auch des Volkes, der fanatischen Herrschsucht des Klerus, der Unbotmäßigkeit der Soldaten war Konstantinopel doch der Hauptsitz der Bildung und Gelehrsamkeit im Mittelalter und man verdankt ihm die Verpflanzung der altgriechischen Sprache und Literatur zunächst nach Italien, Verbreitung des Christenthums über Osteuropa; eine selbst schöpferische Kraft in Wissenschaft und Kunst war nicht da. Das byzantinische Kaiserreich hat jedoch den Stoß der Saracenen und Türken auf Europa gebrochen und aufgehalten, bis dieses zum Widerstand befähigt war.

14. Aus der Vermischung der klassischen Völker der alten Welt, namentlich mit den Germanen, ist eine nicht geringe Zahl der jetzigen europäischen Völker entstanden. Die germanischen Völker wanderten kurz vor den Slaven aus ihren Ursitzen am Araxes und obern Oxus westwärts und hatten schon mehrere Jahrh. v. Chr. die Ostseeküsten erreicht. Im 2. Jahrh. fand der erste Stoß der Cimbern und Teutonen nach Süden statt, Cäsar war genöthigt, germanische Schaaren aus Gallien zu vertreiben, Augustus zur Sicherung der Nordgrenzen des Römerreiches Vorkehrungen zu treffen. Im 3. und 4. Jahrh. n. Chr. wurden die Angriffe der Franken auf Gallien, der Alemannen auf Süddeutschland stets heftiger und von 360 an konnten die Römer Germanien nicht mehr halten. Immer andere oder doch anders benannte germanische Völker traten auf den Kampfplatz, diese Stämme gingen in den Kriegsstürmen unter, jene schlossen

sich zu größeren Unternehmungen in Bündnisse zusammen. Die Germanen hielten Kampf und Sieg für das Höchste, die in der Schlacht Gebliebenen wurden durch Gelage und Waffenspiele in Walhalla belohnt. Götterbilder scheinen sie erst nach Einnahme fester Sitze gemacht zu haben, was sie statt der Buchstabenschrift, die erst mit dem Christenthum bei ihnen eingeführt wurde, früher zur Erinnerung hatten, ist unbekannt. Als die Germanen mit den Römern und Galliern in Berührung kamen, wurden ihre Gesetze aufgeschrieben, der erste Versuch wurde unter Theodorich, König der Franken, gemacht, aber erst die Könige Childebert, Chlotar, Dagobert führten die Sache durch die gelehrten Männer Claudius, Chadoni, Domangnus, Agilolf aus. — Die german. Völker haben das röm. Weltreich gestürzt und das Andenken an diese gewaltigste That hat sich an einzelne glänzende Gestalten geknüpft, die theils der Geschichte angehören, wie der Ostgothe Hermanrich, der Longobarde Alboin, theils der Sage und Dichtung, wie der Burgunderkönig Günther mit Siegfried in den Nibelungen oder Dieterich von Bern (Verona). Die Alemannen und Jutungen, diese später Sueven, Schwaben genannt, eroberten das Rhein- und Mainland, das Elsaß und einen Theil der Schweiz, die salischen Franken unter den Merovingern das nördliche Gallien, wo sie mit andern german. Stämmen ein großes Reich gründeten, die Sachsen, Angeln und Jüten sendeten Schaaren nach Britanien, den Grund zum englischen Volke legend, während andere Sachsen die Gegenden am Unterrhein, Weser und Elbe, die von den Markomannen entsprungenen Bajuvaren, Bayern die Gegenden vom Lech bis an die Avarengrenze, vom Fichtelgebirge bis zum Etschthal besetzten. (Nach Quitzmann, d. älteste Gesch. d. Bayern, Braunschw. 1873, wären die B. ein suevisches Volk und er bringt sie mit den Karpathen-Sueven in Zusammenhang.) Alle diese Völker nebst den Friesen wurden später mit dem Frankenreich vereinigt. Der grausame und listige Chlodwig, der Verfolger der Arianer, mordete zur Sicherung seiner Herrschaft alle fränkischen Stammeshäupter; unter seinen ruchlosen Söhnen, den Merovingern, herrschten Mord, Bürgerkrieg, Vielweiberei, greuliche Sittenlosigkeit selbst unter dem Klerus und endlich gerieth die Gewalt in die Hände der Verwalter der k. Güter, der Majordomus Pipin v. Heristall machte die Würde in seinem Hause erblich, sein Enkel legte sich den Königsnamen bei. Im J. 752 wurde durch eine Reichsversammlung in Soissons der letzte Merovinger des Thrones entsetzt, Pipin der Kleine, Sohn Karl Martel's und Vater Karl's d. Gr., auf den fränkischen Thron erhoben und vom Pabst Stephan III. als der erste „König von Gottes Gnaden" gesalbt, der auch den Grund zur weltlichen Macht des Pabstes legte.

Die Gothen hatten an der untern Donau ein Reich gegründet, welches von den Hunnen zertrümmert wurde, Theodorich zog mit

den Ostgothen nach Italien, deren Herrschaft daselbst im 6. Jahrh. die Byzantiner brachen, auch die Westgothen zogen nach Italien und unter Athaulf nach Gallien, woraus sie Chlodwig vertrieb und nach Spanien, wo sie ein Reich gründeten, sich völlig romanisirten und im 8. Jahrh. mit den Saracenen zusammenstießen. Die Burgunder wurden aus ihren Sitzen am Obermain durch die Hunnen vertrieben, deren ungemeine Häßlichkeit Ammianus Marcellinus schildert und ließen sich dann im Gebiet der Rhone nieder, woselbst sie romanisch wurden und im 6. Jahrh. den Franken botmäßig. Die Vandalen waren im 2. und 3. Jahrh. von der Oder nach Dacien gewandert, im 5. Jahrh. nach Spanien, wo sie von den Westgothen geschlagen wurden, so daß Genserich mit dem Rest ein Reich in Nordafrika gründete, das Belisar 534 n. Chr. vernichtete. Von den Nordgermanen, Skandinaviern breiteten sich die Dänen auf den dänischen Inseln aus, die Norweger nahmen Norwegen in Besitz, die Schweden das mittlere und nördliche Land, während Gothen das südliche Schweden inne hatten. Die Normannen machten fast jedes Jahr große Raubzüge zur See. Die im 5.—6. Jahrh. bis an Elbe, Saale und Main gelangten slavischen Völker wurden von den germanischen nach den härtesten Kämpfen noch über die Weichsel hinausgeworfen, die Bajuvaren besetzten die Länder bis an die heutige Grenze Ungarns, nachdem K a r l d. Gr. das Avarenreich vernichtet und einen großen Theil der german. und roman. Völker zu dem großen römisch-deutschen Reiche vereinigt hatte, das ein Gottesreich auf Erden sein sollte mit dem Kaiser als weltlichem, dem Pabst als geistlichem Oberhaupt. Karl war nicht minder groß als Eroberer, wie als Gesetzgeber und Kulturheros, so viel Hartes er auch an sich hatte. Schon unter seinem Sohne Ludwig dem Frommen begann die Trennung seines Reiches und führte nach blutigen Kriegen unter dessen Söhnen 843 n. Chr. den Vertrag von Verdun herbei, welcher Deutschland und Frankreich trennte, so daß beide von da an ihre Nationalität gegensätzlich ausbildeten, die Westfranken sich romanisirten.

Im J. 897 wurde Herzog Arnulf von Kärnthen deutscher Kaiser und rief zur Bekämpfung des Slavenfürsten Zwentibold die Magyaren herbei, die im 9. Jahrh. unter Arpad sich in Ungarn festgesetzt hatten, ein häßliches und wildes Volk, wie die Hunnen, die zu großer Plage für Deutschland wurden, bis sie durch Otto d. Gr. in Verbindung mit Bayern, Franken, Schwaben 955 in der gewaltigen Schlacht auf dem Lechfelde vernichtet wurden. (Nach Quitzmann haben die Baiwaren, Bayern, schon lange vor der Vernichtungsschlacht auf dem Lechfelde unter den Liutpoldingen Arnult und Berchtold die Magyaren am Inn und bei Wels furchtbar geschlagen.) Die Herrschaft der sächsischen Kaiser, deren hervorragendster

eben Otto I. oder Große war, war für Deutschland ruhmreich und unendlich wohlthätig durch Ordnung im Staatswesen, Verbesserung der Rechtspflege, Verfeinerung der Sitten, aber indem Otto die römische Kaiserwürde an Deutschland brachte, war damit eine verhängnißvolle Beziehung auf Italien gegeben. Der Name „Deutsche" für die deutsch redenden Völker kam erst unter den Ottonen auf. Die gräßlichen Jahre 1028—30, wo fortwährende Regengüsse und ungeheure Ueberschwemmungen beispielloses Elend erzeugten, brachen den wilden Trotz jener Zeit voll Rohheit und blutigen Streites nnd machten die Völker geneigt für einen „Gottesfrieden", Einstellung der Blutrache, Beschränkung der Fehden, Rückgabe geraubten Gutes.

Unter den salisch-fränkischen Kaisern 1024—1125 wurde Burgundien mit dem Reiche vereinigt und Ungarn unterworfen. Heinrich IV. kam mit Pabst Gregor VII. in Conflikt, der das Kaiserthum dem Pabstthum unterordnen wollte, das Investiturrecht aufhob, das Cölibat allgemein verbindlich machte und der edle, aber höchst unglückliche Fürst mußte sich in Canossa vor dem stolzen Pabste demüthigen. Leider waltete unter den deutschen Fürsten und Reichsvasallen fortwährend ein aufrührerischer Geist gegen den Kaiser, sie waren ohne Liebe zu Vaterland und Volk, suchten stets ihre Lehen erblich und sich unabhängig zu machen. Die Beziehung zu Italien erzeugte im 12. und 13. Jahrh., wo die Hohenstaufen den Kaiserthron einnahmen, — von 1152—90 der gewaltige Friederich I. Barbarossa — eine Reihe schwerer Verwicklungen und zerstörender Kriege. Das herrliche Haus der Hohenstaufen ging im Kampfe mit der kirchlichen Macht, die schließlich in allen Staaten den Sieg über die weltliche davon trug, hauptsächlich durch die feindselige Politik der Päbste Innocenz III. und Innocenz IV. unter. Nach Friederich II. Tode trat ein Interregnum in Deutschland ein, eine anarchische Zeit voll Greuel, voll Fehden und Unthaten eines entarteten Raubritterthumes, die erst mit der Erhebung Rudolf's von Habsburg auf den Kaiserthron und der Besiegung seines mächtigsten Gegners, des Königs Ottokar von Böhmen, ein Ende nahm.

In die Zeit vom Ausgang des 11. Jahrh. bis 1270 fallen die mächtigen Unternehmungen des christlichen Abendlandes gegen die Bekenner des Islam, welche unter dem Namen „Kreuzzüge" bekannt sind. Vom 7. bis zum Anfang des 10. Jahrh., wo die Herrschaft der Fatimiden über Palästina begann, waren die Pilger nach Jerusalem von den Saracenen gut behandelt worden, aber jetzt geschahen Bedrückungen aller Art und Beschimpfung der h. Stätten. Die immer lautern Klagen erweckten im Abendlande den Gedanken, das h. Land den Mohammedanern zu entreißen und Peter v. Amiens, der 1094

von seiner Wallfahrt zurückgekehrt war und den nach seiner Angabe Christus selbst im Traume aufgefordert hatte, die Christenheit zur Befreiung des h. Grabes anzuregen, versetzte durch seine stürmisch hinreißenden Predigten die Volksmassen in Italien und Frankreich in solche Begeisterung, daß von 1096 an bis 1270 unzählige Kämpfer mit dem rothen Kreuze bezeichnet, Kaiser, Könige, Fürsten, Ritter bis herunter zum einfachen Bauer, selbst viele Tausende von Minderjährigen nach dem Morgenlande zogen. Man schätzt die Gesammtzahl der Kreuzfahrer in diesen 174 Jahren auf 5—6 Millionen, von welchen viele Hunderttausende schon im byzantinischen Reiche und an der Küste Kleinasiens zu Grunde gingen, z. Th. durch Verrath und Falschheit der Griechen. Es wurde zwar schon 1099 Jerusalem erobert und Gottfried von Bouillon zum König erwählt, aber im 12. und 13. Jahrh. gingen alle Eroberungen in Syrien und Aegypten theils durch die Uneinigkeit und Planlosigkeit der Kreuzfahrer, theils durch die Uebermacht der Saracenen verloren und diese blieben zuletzt im Besitz des h. Landes. Der vierte Kreuzzug hatte den Umsturz des byzantinischen und die Errichtung des lateinischen Kaiserreiches zur Folge. — Die Kreuzzüge haben die Macht der Kirche erhöht aber die europäischen Völker arm gemacht, doch hat durch sie der geistige Horizont sich ungemein erweitert, sie lehrten viele Erfindungen, Künste und Produkte des Orients kennen, mit welchem der Handelsverkehr von da an großen Aufschwung nahm. Die Kreuzzüge waren auch für die germanischen Völker ein zweites Heroenzeitalter, charakterisirt durch hingebungsvolle Tapferkeit, innige Religiosität, schwärmerische Frauenliebe. Typen ersten Ranges in verschiedener Richtung und Beziehung sind außer Gottfried v. Bouillon, einem leuchtenden Beispiel aller Herrschertugenden, dessen Tapferkeit und Frömmigkeit Tasso verherrlicht hat, Kaiser Konrad III., die Kaiser Friedrich I. und II., Ludwig IX. der heilige, Philipp August von Frankreich, Prinz Eduard und Richard Löwenherz von England, König Andreas von Ungarn, Hugo von Vermandois, Robert von der Normandie, Graf Wilhelm von Holland u. A.; die glänzendste Gestalt auf saracenischer Seite ist der edle Saladdin, Sultan von Aegypten und Syrien. Die Kreuzzüge ließen neben dem weltlichen ein geistliches Ritterthum entstehen: Johanniter, Tempelherren, Deutschordensritter, die Orden von Alcantara, Calatrava, Jago di Compostella, den Christusorden, den der Schwertbrüder.

Im deutschen Reiche begann schon unter Rudolph's von Habsburg Sohn, dem harten und gewaltthätigen Kaiser Albrecht, nachdem der Gegenkaiser Adolph von Nassau in der Schlacht bei Göllheim am Donnersberg gefallen, ein neuer Streit mit Rom, der damit endigte, daß Albrecht den Pabst Bonifacius VIII. als Oberlehnsherrn anerkennen mußte. Unter Albrechts Sohn Leopold ging

die Schweiz für das Reich verloren, die Macht der Habsburger sank und es kamen Fürsten aus den Häusern Luxemburg und Bayern auf den Kaiserthron. Der edle Heinrich VII., den Dante verherrlicht hat, erlag 1313 den Kämpfen in Italien, wo die Partheien furchtbar gegeneinander wütheten, während andererseits Künste und Wissenschaften zu blühen begannen. Kaiser Ludwig der Bayer ging aus den leidenschaftlichen Kämpfen gegen die Päbste Johann XXII., Benedikt XII. und König Philipp IV. von Frankreich siegreich hervor und die Kurfürsten erklärten, daß von nun an jede von ihnen getroffene Kaiserwahl auch ohne päbstliche Bestätigung gültig sei. Gegen das Ende von Ludwig's Regierung trat in dem abermal zerrütteten Deutschland und anderen Ländern Europas jene furchtbare Bubonenpest auf, welche man „schwarzen Tod" genannt hat, die von 1340—48 wüthend, Millionen das Leben kostete.

Im 14. Jahrh. begann das Sinken der päbstlichen Macht, welche seit Gregor d. Gr. fast stetig zugenommen hatte. Als derselbe 590 die Tiara erhalten, war der Arianismus bei den germanischen und romanischen Völkern vertilgt, Alles katholisch, es gelang ihm im Occident eine kirchliche Einheit mit monarchischer Kirchengewalt zu begründen, es bildete sich ein prächtiger Kultus aus, es wurden zahlreiche Heidenbekehrer ausgesandt, das orientalische Mönchswesen nach dem Abendlande verpflanzt, viele Klöster gestiftet, die ungemein wohlthätig wirkten. Im mehrhundertjährigen Kampf der Päbste gegen die deutschen Kaiser wandte sich der Sieg bald auf die eine, bald auf die andere Seite, als aber Bonifacius VIII. 1302 auch König Philipp den Schönen von Frankteich seiner Oberherrlichkeit unterwerfen wollte, unterlag er und die Macht der Curie war gebrochen. In der Kirche waren viele Entartungen und Gebrechen eingerissen, zuletzt standen drei Päbste gegeneinander auf, die Rufe nach Verbesserungen wurden lauter und lauter, aber das überaus glänzende Koncil von Konstanz unter Pabst Johann XXIII. und Kaiser Sigismund 1414—18, welches den Grundsatz aussprach, daß das Koncil über dem Pabste stehe, erreichte seinen Zweck wegen des Widerstrebens der italienischen Kardinäle nur zum geringsten Theil. Sigismund brachte 1411 durch Verleihung der Mark Brandenburg und der Kurwürde an Friedrich von Hohenzollern, den Burggrafen von Nürnberg, das Haus Hohenzollern empor, während die deutsche Kaiserwürde durch die steigende Gewalt der Fürsten, in Italien durch die Feindseligkeit der Venetianer uud Anderer immer mehr Einbuße erlitt.

Deutschlands Geschicke blieben fortwährend mit denen der Habsburg'schen Dynastie und der von ihr beherrschten Länder eng verbunden. Die erste Grundlage des österreichischen Staates war die von Karl d. Gr. errichtete Ostmark zwischen Ens und Raab,

über welche Kaiser Otto 983 n. Chr. den Grafen Leopold I. von Babenberg setzte. 1156 verlieh der Kaiser Friedrich Barbarossa das Herzogthum ober und unter der Ens dem Babenberger Heinrich II. Jasomirgott, der seine Residenz in der von den Römern erbauten Vindobona, Wien nahm, und seine Nachfolger vermehrten ihren Länderbesitz mit Steiermark und Krain. Nach dem Erlöschen der Babenberger erklärte 1246 Kaiser Friedrich II. die Länder als Erbgut der deutschen Kaiser, aber der böhmische König Wenceslaus wußte die Stände von Oesterreich zu bewegen, seinen Sohn Ottokar zum Herzog zu wählen, der später als König von Böhmen auch Kärnthen und einen Theil von Friaul gewann, in seinem Stolze Kaiser Rudolph von Habsburg nicht anerkennen wollte und in der Schlacht auf dem Marchfelde 1278 Leben und Krone verlor. Kaiser Rudolph belohnte seine Söhne Albrecht und Rudolph mit Oesterreich, Steiermark und Kärnthen; Albrecht der nachmalige Kaiser, wurde von seinem Neffen Johann von Schwaben ermordet und seine Söhne erkauften die Belehnung mit den väterlichen Ländern von Kaiser Heinrich VII. um eine große Summe. Die schweizerischen Waldstätte hatten sich von der österreichischen Herrschaft losgerissen und Herzog Leopold wurde beim Versuch sie wieder zu gewinnen, von den Eidgenossen bei Morgarten 1315 entscheidend geschlagen. Friedrich der Schöne von O. trat gegen Ludwig den Bayer als Gegenkaiser auf, gerieth jedoch in der Schlacht bei Mühldorf 1322 in dessen Gefangenschaft und mußte zur Erlangung der Freiheit versprechen, alle Reichsgüter heraus zu geben und der Theilnahme an der Regierung zu entsagen. Da sein Bruder Leopold die Stipulationen nicht erfüllte und den Krieg fortsetzte, so stellte sich Friederich freiwillig wieder als Gefangener, welche Treue Ludwig den Bayer zum Freundschaftsbund mit F. bestimmte, den er sogar als Mitregenten annehmen wollte. Herzog Albrecht II. und seine Nachfolger vermehrten die wieder gewonnenen österreichischen Lande und Albrecht V., Schwiegersohn des Kaiser Sigismund, als deutscher Kaiser Albrecht II. gewann 1438 zur Kaiserkrone auch die von Ungarn und Böhmen, die aber später, wie auch die letzten Besitzungen der Habsburger in der Schweiz wieder verloren gingen, während die Kaiserkrone, mit wenig Unterbrechung ein halbes Jahrtausend, nämlich bis 1806 bei ihrem Hause blieb. Maximilian I. erhielt durch Vermählung mit Maria, der Tochter Karl's des Kühnen von Burgund 1477 die Niederlande und begann am Hofe zu Wien Gelehrte und Künstler zu versammeln, sein Sohn Philipp brachte durch seine Heirath mit Johanna von Spanien diese Krone an das Habsburg'sche Haus. Philipp's ältester Sohn, der König Karl I. von Spanien war der nachmalige große Kaiser Karl V., der mächtig in die Geschicke seiner Zeit eingriff, sich mit dem Gedanken einer Universalmonarchie trug; er trat

die deutschen Erbländer seinem Bruder Ferdinand ab, seinem Sohn Philipp übergab er Spanien und später auch die Niederlande. Karl V. wollte die kaiserliche Macht sowohl über den Pabst als über die Fürsten erheben, was ihm so wenig gelang als Beseitigung der kirchlichen Wirren und Hemmung der Reformation. Ein Freund republikanischer Einrichtungen und Municipalfreiheiten war Karl V. nicht, eben so wenig der Kirchenneuerungen, er strebte nach Einheit der Religion. Den Niederlanden ließ er ihre Freiheiten, deshalb trat ihr Abfall erst unter Philipp II. ein, der sie derselben beraubte. Der nachmalige Kaiser Ferdinand I. erwarb durch Heirath mit des ungarischen Königs Ludwig's I. Schwester Ungarn und Böhmen, Mähren, Schlesien und Lausitz. Nach ihm erfolgten unter den Nachkommen fortwährende Ländertheilungen und Vertauschungen, bis endlich Ferdinand II. testamentarisch verfügte, daß künftig der Erstgeborene Erbe und Regent sein solle.

Der fürchterliche dreißigjährige Krieg, von dessen Verwüstungen sich manche Gegenden und Orte Deutschlands nie mehr ganz erholt haben, war ausgebrochen und nach der Niederlage des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz 1620 versuchte Ferdinand II. den Protestantismus in Böhmen, Mähren und Schlesien auszurotten, wodurch viele Tausende von Protestanten zur Auswanderung gezwungen waren, diese Länder und Oesterreich verödeten. Ferdinand III. verlor im westphälischen Frieden, der den dreißigjährigen Krieg beendigte und welcher die Macht der Kaiser tief herabdrückte, während die der Fürsten sich hob, wo Deutschland verblutete, Frankreich und Schweden an Macht zunahmen, das Elsaß an Frankreich. Leopold I. veranlaßte durch seine Härte einen Aufstand der Ungarn unter Tökely, welcher von den Türken unterstützt wurde, die unter dem Großvezier Kara Mustapha Wien belagerten, aber durch die Polen und Deutschen zum Abzug gezwungen wurden. In Spanien hatte der kinderlose König Karl II. den Enkel Ludwigs XIV., Philipp von Anjou zum Kronerben eingesetzt, während Kaiser Leopold I. Spanien wieder an sein Haus zu bringen suchte, was den spanischen Erbfolgekrieg hervorrief, der schließlich Oesterreich die Niederlande, Mailand, Mantua, Neapel uud Sicilien einbrachte, Länder, welche jedoch später meist wieder abgetreten werden mußten, wie auch im Frieden von Belgrad 1739 ein großer Theil der Eroberungen Eugens wieder an die Pforte fiel. (Der edle Prinz Eugen von Savoyen glänzte als Feldherr wie als Staatsmann und war dabei vom reinsten fleckenlosen Charakter.) Es wurde Manches zugestanden, um beim Aussterben des männlichen Habsburgerstammes der Tochter Karl's VI. Maria Theresia die Erbfolge im Kaiserthum zu sichern. Unter allen deutschen Staaten war der mächtigste nach Oesterreich Preußen geworden, dessen Aufschwung unter Friederich Wilhelm,

dem „großen Kurfürsten“ begann, welcher seine Länder besser einte und organisirte, ein kräftiges Heer schuf, die Einwanderung von Fremden, namentlich der Hugenotten begünstigte. Sein Sohn, der prunkliebende Kurfürst Friederich III. erhielt vom deutschen Kaiser Leopold gegen das Versprechen kräftiger Beihülfe im spanischen Erbfolgekrieg die Königswürde und hob, unterstützt von seiner geistvollen Gemahlin Sophie Charlotte Künste und Wissenschaften. Es war übrigens eine Wohlthat für das verarmte Land, daß auf diesen verschwenderischen König der höchst sparsame, einfache, übrigens despotische Friederich Wilhelm I. folgte, der die Lasten des Volkes erleichterte und dem ungeachtet seinem großen Nachfolger Friedrich II. ein verstärktes Heer und eine gefüllte Schatzkammer hinterließ. Als eigentlicher Begründer der Größe P.'s ist Friederich II. anzusehen, der gleich genial als Regent wie als Feldherr mit geringen Mitteln, die er wunderbar geschickt und rasch zu verwenden wußte, über viel mächtigere Feinde siegte, wie sich gleich im österreichischen Erbfolgekriege, noch schlagender im siebenjährigen zeigte.

Maria Theresia, eine der bedeutendsten Regentinnen wurde alsobald von Preußen, Spanien und Sardinien angegriffen und zur Abtretung des größten Theiles von Schlesien an Preußen, Parma's, Piacenza's und Guastalla's an Spanien, eines Theiles von Mailand an Sardinien gezwungen. Ihr Versuch in Verbindung mit Rußland, Schweden, Sachsen und Frankreich Schlesien wieder zu gewinnen, führte den siebenjährigen Krieg herbei, nach welchem Preußen im Besitz Schlesiens blieb. Von der Pforte hingegen gewann Oesterreich die Bukowina, in Deutschland manche kleinern Besitzungen. Die Regierung Maria Theresia's war für Oesterreich wohlthätig, weil sie in ihren Reformen vorsichtig zu Werke ging, während ihr sonst edler Sohn Joseph II. durch zu schnelle und rücksichtslose Maßnahmen Unruhen in den Niederlanden und Ungarn hervorrief, während welcher er in fast noch jugendlichem Alter in das Grab sank. Unter Franz II. brach 1792 der Krieg Frankreichs gegen Oesterreich los und wurde 1799 erneuert, wobei O. außer der Lombardei noch andere Gebiete einbüßte und nur geringe Entschädigung dafür erhielt. Schlimmer erging es nach dem in Allianz mit Rußland in Folge von Napoleons Uebergriffen unternommenen Kriege von 1805, wo nach der entscheidenden Schlacht von Austerlitz O. in dem darauf folgenden Frieden von Preßburg seine noch übrigen Besitzungen in Italien an Frankreich, viele deutsche an Bayern und Württemberg abtreten mußte, deren Regenten die Königswürde erhielten, dann an Baden, wo der Markgraf zum Großherzog wurde. Schon 1804 hatte Franz II. sich zum Erbkaiser seiner Lande erklärt und 1806 legte derselbe die deutsche Kaiserwürde nieder. Noch unglücklicher fiel der Krieg von 1809 aus, in welchem die Schlachten von Aspern und Wagram geschlagen wurden, nach

welchem O. ungeheure Opfer bringen mußte, während zugleich seine Finanzen greulich zerrüttet waren. Es sah sich nun gezwungen, Verbindung mit Frankreich zu suchen, dessen Kaiser sich mit der Erzherzogin Marie Louise, nach Napoleon's Entfernung Herzogin von Parma, vermählte; 1812 ließ O. sogar ein Armeekorps zur großen nach Rußland marschirenden Armee stoßen. Nach den Niederlagen Frankreichs 1813 und 1814 erhielt O. fast alle seine in Italien und Deutschland verlorenen Besitzungen wieder zurück und gewann bis zur Julirevolution in Europa eine gebietende Machtstellung, wobei es die legitimen und stabilen Interessen zu ausschließlich und einseitig auch im deutschen Bunde vertrat, wo sein Gesandter präsidirte und einen drückenden und niederhaltenden Einfluß ausübte; Hauptvertreter dieser Richtung war der Staatskanzler Fürst Metternich. Obwohl nun das Reich langen Frieden genoß, gestalteten sich doch im Innern die Verhältnisse unbehaglich, es trat Stockung und Erschlaffung ein, die Finanznoth nahm eher zu als ab, Symptome der Unzufriedenheit wurden sichtbar und nach der französ. Februarrevolution 1848 brachen Volksbewegungen in Italien und selbst in Wien aus, welche den Kaiser zwangen, Koncessionen zu machen und Metternich, seine Entlassung zu nehmen. Bald war jedoch der Kaiser zur Flucht genöthigt und die Gewalt ging in die Hände des Volks über, wobei namentlich auch die Studenten eine hervorragende Rolle spielten. Während in Wien Regierung und Heer sich so ohnmächtig erwiesen, schlug Radetzky die mit den aufgestandenen Lombarden verbundenen Sardinier bei Custozza entscheidend und erhielt Lombardo-Venetien für O. Aber es standen auch die Ungarn auf, gegen deren übermüthige Herrschaft sich wieder die Kroaten erklärten und als die kaiserl. Truppen aus Wien nach Ungarn zogen, brach am 6. Okt. 1848 ein schrecklicher Aufstand los, der den wieder zurückgekehrten Kaiser aufs neue zur Flucht zwang. Am 30. Okt. wurde die rebellische Hauptstadt zur Kapitulation gezwungen, Ferdinand I. dankte ab und Franz Joseph I. bestieg den Thron. Fürst Windischgrätz und Baron Welden kämpften 1849 gegen die Ungarn, ohne sie bezwingen zu können, was erst durch das Zusammenwirken mit einer russischen Hilfsarmee unter Paskewitsch gelang. In Italien hingegen schlug Radetzky wieder die Sardinier bei Mortara und Novara entscheidend und Sardinien mußte 15 Millionen Lire Kriegskosten erlegen.

Die in dieser stürmischen Zeit in Frankfurt tagende deutsche Nationalversammlung arbeitete auf einen Bundesstaat mit preußischer Hegemonie hin, mit welchem Oesterreich nur entfernter verbunden sein sollte. Weder das Ausschlagen der deutschen Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV., noch die Geschäftsleitung des Oesterreichs Interesse sorgfältig wahrenden Reichsverwesers Erzherzog Johann vermochten aber Preußens Schritte, welches die Aufstände in Berlin, Sachsen,

Baden niederwarf, für einen Bundesstaat wirkungslos zu machen, obschon O. den von Preußen nach Erfurt ausgeschriebenen Reichstag verhindern konnte und es ihm gelang, den Bundestag wieder nach Frankfurt einzuberufen und mit Bayern und Württemberg die Bundesexekution in Kurhessen und Holstein zu vollziehen. In O. wurden unterdeß vielerlei Verbessernngen für Handel und Verkehr eingeführt, ein Handelsvertrag zwischen O. und dem Zollverein geschlossen, aber daneben eine immer mehr reaktionäre Richtung verfolgt, so daß namentlich in Ungarn und Italien die Gährung fortdauerte und die Spannung zwischen O. und Sardinien immer stärker wurde. Das Ministerium Bach schloß 1855 ein für die Curie sehr günstiges Concordat, womit selbstverständlich die Freisinnigen unzufrieden waren. Kaum fingen die Finanzverhältnisse an, sich etwas zu bessern, so brach 1859 der Krieg mit Frankreich und Sardinien aus, welcher nach den Schlachten von Magenta und Solferino den Verlust der Lombardei für O. und früher schon die Vertreibung des Großherzogs von Toskana und des Herzogs von Modena herbeiführte. Damals hätte O., wenn es Preußen die Oberleitung der deutschen Bundescorps zugestanden hätte, dessen Beistand für Erhaltung seines Länderbesitzes erhalten können, aber es zog vor, in Villafranca die Lombardei an Napoleon III. abzutreten, der sie Sardinien zuwies. Damit war O. vollständig aus Italien verdrängt und stand auch sonst ganz isolirt da.

Im Innern machten sich fortwährend die Gegensätze zwischen Centralisation und Föderativverfassung, zwischen Absolutismus und Constitutionalismus geltend und sprachen sich in bewegten Verhandlungen des Reichsrathes und fortwährenden Verfassungsänderungen und Ministerwechseln aus. In Deutschland wirkte O. der vom deutschen Nationalverein geförderten Hegemonie Preußens im Einverständniß mit den Mittelstaaten möglichst entgegen und der Kaiser Franz Joseph I. legte 1863 auf dem nach Frankfurt berufenen, von Preußen abgelehnten Fürstentag das Projekt einer Bundesreform vor, welches wirkungslos blieb. Einmal noch, im deutsch-dänischen Conflikt 1864 gingen O. und Preußen zusammen, aber nur um die Betheiligung der Mittelstaaten und der deutschen Volksbewegung auszuschließen, und vereinbarten nach Niederwerfung Dänemarks und der Befreiung Schleswig-Holsteins die Einsetzung einer gemeinschaftlichen preußisch-österreich. Civilbehörde für Schleswig-Holstein und Lauenburg, später eine Theilung der Regierung, die Preußen in Schleswig, O. in Holstein führen sollte. Im Kaiserstaat währten die Verfassungsschwierigkeiten und der Widerstand der Ungarn fort und als Ende 1865 das föderalistische Ministerium Belcredi kam, welches seine Stütze in den Slaven und dem streng katholischen Klerus hatte, erhoben sich die Polen in Galizien und die Tschechen

in Böhmen überall gegen die Deutschen, so daß zur Verhinderung der schlimmsten Exzesse 1866 in einigen Kreisen Böhmens das Standrecht verkündigt werden mußte. O., welches die Bestrebungen Preußens zur Machtvergrößerung kannte und darüber empfindlich war, daß Preußen die Anerkennung des Königreiches Italien von Seite der Zollvereinsstaaten durchsetzte, wagte 1866 den Krieg mit Preußen, das sich mit Italien, dem alten Erbfeind Deutschlands und Oesterreichs verband, so daß mindestens 100,000 Oesterreicher unter Erzherzog Albrecht in Italien festgehalten wurden, welche allerdings die Italiener wieder bei Custozza schlugen, aber bei ihrem Rückmarsch nach O. zu spät kamen, um die große Niederlage von Königsgrätz (Sadowa) unter Benedek gutmachen zu können, so daß O. unter Vermittlung Napoleon's III., an den es Venetien abtrat, Friedensunterhandlungen eröffnete und in sein gänzliches Ausscheiden aus Deutschland willigte, was Preußen schon lange erstrebt hatte. Die süddeutschen Truppen, auf Oesterreichs Seite kämpfend, vermochten nicht einmal die Hannoveraner aus der preußischen Umschließung zu befreien und umsoweniger bedeutenden Widerstand zu leisten, als ein Theil derselben nur widerwillig gegen Preußen auszog, der andere schlecht gerüstet war, der bedeutendste der rechten Führung entbehrte. Am meisten gewann Italien, das trotz seiner Niederlagen zu Wasser und zu Lande auch von Oesterreich die Anerkennung seines vollen Bestandes erhielt. Der Eintritt des Freiherrn v. Beust in den österr. Staatsdienst zuerst als Minister des Auswärtigen, dann als Reichskanzler hatte den Austritt der föderalistischen Minister zur Folge und sein Werk ist der gegenwärtig in O. bestehende Dualismus, wonach die österreich-ungarische Monarchie in die slavisch-deutsche Gruppe unter dem Ministerium und Reichsrath zu Wien und die ungarisch-kroatisch-siebenbürgische Gruppe unter dem ungarischen Ministerium und dem Landtage zu Ofen-Pesth sich theilt, während eine Centralregierung in Wien die gemeinsamen Angelegenheiten besorgt. Schwer war der Ausgleich mit Ungarn, welches mit Mühe auf eine bloße Personalunion der beiden Reichshälften verzichtete, Gemeinsamkeit der Diplomatie und Armee nur mit Beschränkung zugab, Gemeinsamkeit der Finanzen definitiv zurückwies und so wenig als möglich von den Lasten auf sich nahm. Tschechen, Polen, Slovenen, sogar Südtyroler verlangten, besondere Staaten zu bilden und man sah, wie groß die Unbotmäßigkeit wird, wenn eine Regierung auf dem Schlachtfelde unglücklich gekämpft hat. Die Verfassungsstreitigkeiten, Protestationen, Weigerungen den Reichstag zu beschicken, dauerten unter den die verschiedensten Richtungen repräsentirenden Ministerien Belcredi, Auersperg, Hasner, Potocki, Hohenwart fort. Im französisch-deutschen Kriege von 1870 blieb Oesterreich neutral und der Reichskanzler v. Beust suchte Annäherung zwischen O. und Preußen herbeizuführen, die seitdem in wiederholten

Zusammenkünften der Herrscher den beredtesten Ausdruck gefunden hat. An die Stelle Beust's, der zugleich mit dem tschechisch-feudalen Hohenwart als Opfer einer Hofcamarilla fiel, ist der ehemalige ungar. Ministerpräsident Graf Andrássy getreten, welcher die Politik des Grafen Beust, auch im Verhältniß zu Rom fortsetzt. — Wie früher an Oesterreich, so sind jetzt nach seinem Ausscheiden die kleinen deutschen Staaten auf Preußen hingewiesen, daß durch die kluge, energische und alle Mittel anwendende Politik des Reichskanzlers Fürsten Bismark in wenig Jahren zu übermächtiger Bedeutung erwachsen ist. König Wilhelm I. wurde auf den Antrag des Königs Ludwig II. von Bayern 1871 in demselben Versailles als deutscher Kaiser proklamirt, in welchem vor 2 Jahrhunderten der übermüthige König Ludwig XIV. thronte, unter welchem Deutschland das nun wieder gewonnene Elsaß verloren hatte.

Britanien war in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera von Kelten, Picten, Scoten bewohnt und römische Provinz, wurde aber um 430 n. Chr. von den Römern aufgegeben und Verwüstungen durch die Picten und Scoten ausgesetzt, gegen welche die Angelsachsen zu Hülfe gerufen wurden und mehrere kleine Königreiche gründeten, die bald von den Einfällen der seeräuberischen Dänen und Norweger zu leiden hatten. Der Dänenkönig Knut d. Gr., ein weiser Regent, gewann anfangs des 11. Jahrh. die englische Krone, die aber schon 1041 an den Angelsachsenkönig Eduard den Bekenner, 1066 an den Herzog Wilhelm von der Normandie überging, welcher das sächsische Wesen gänzlich zurück drängte, französische Sprache und das Feudalwesen einführte und das ganze in Lehen getheilte Land an seine Normannen vertheilte. Im 12. Jahrh. kam das Haus Plantagenet oder Anjou auf den Thron und sein erster König Heinrich II. errichtete ein stehendes Heer, führte die Assisen ein, begünstigte das Aufblühen der Städte und unterwarf Irland. Sein Sohn Richard Löwenherz war ein ruchloser Tyrann, sein Nachfolger, Johann ohne Land, verlor die Normandie und andere Provinzen an Frankreich und wurde von den Großen zur Ertheilung der magna charta gezwungen, welche die Grenzen der k. Gewalt bestimmte. Eduard I. unterwarf Wales und vereinigte es mit England, brachte Schottland unter engl. Botmäßigkeit, traf Maßnahmen für Eigenthum und persönliche Sicherheit und zog als Gegengewicht gegen den Adel auch Abgeordnete der Städte in die Reichsversammlung, wodurch er wie durch manche andere Vorkehren die Macht der Barone brach. Die Entstehung des Unter- und Oberhauses fällt in das 14. Jahrh. und auf sie gestützt vermochten die engl. Könige den maßlosen Forderungen der Päbste entgegen zu treten, die bis dahin ungeheure Summen aus England gezogen hatten. Unter Eduard nahmen die Kriege mit dem Hause Valois wegen der Thronfolge in Frankreich

ihren Anfang, die zwar zuletzt mit dem Verlust aller englischen Besitzungen daselbst endigten, aber für Frankreich unsägliche Verwüstung brachten. Aus Haß hoben die Engländer den Gebrauch der französischen Sprache in den Gerichtsverhandluugen auf und damit war der Anstoß für Ausbildung der englischen Sprache gegeben. Die letzten Jahre des 14. und ersten des 15. Jahrh. waren durch äußere Kriege, letztere von den Herzögen von Lancaster, von York und von Gloucester veranlaßt, und durch verwüstende Aufstände der bedrückten Bauern sehr unruhig, so daß Heinrich V. aus dem Hause Lancaster beschloß, die Ansprüche auf den französischen Thron wieder geltend zu machen und wirklich wurde sein minderjähriger Sohn Heinrich VI. in Paris gekrönt, doch verloren die Engländer bald wieder Alles bis auf Calais. Die wachsende Unzufriedenheit in England ermuthigte den Herzog von York nach der englischen Krone zu greifen und nun begann der 30jährige Krieg der Häuser Lancaster und York, der rothen und weißen Rose, ein Krieg voll Greuel, Mord und Empörung, wo abwechselnd die einen und andern siegten, zuletzt Herzog Richard von Gloucester die k. Prinzen aus dem Hause York heimlich ermorden ließ, sich als Richard III. des Thrones bemächtigte, aber schon nach 2 Jahren 1485, von Heinrich Tudor, Grafen von Richmond aus dem Hause Lancaster geschlagen und getödtet wurde. Heinrich Tudor war als Heinrich VII. der erste König der bis 1603 bestehenden Dynastie Tudor und unabläßig bemüht, die k. Gewalt durch Beschränkung des Unterhauses, Schwächung des Adels, dem er die Frohndienste der Bauern beschnitt, Errichtung der sogen. Sternkammer, eines nur vom König abhängigen Gerichtshofes zu erhöhen. Heinrich VIII. fuhr in dieser Richtung mit blutiger Grausamkeit fort, drückte die Befugnisse des Parlamentes zu einem Schatten herab und machte sich, nachdem er mit dem Pabste sich überworfen, zum geistlichen Protektor, riß die englische Nation von der katholischen Kirche los, wofür Wicliffe vorgearbeitet hatte und wüthete gegen Katholiken und Protestanten mit Feuer und Schwert, wenn sie gegen seine 6 Glaubensartikel etwas einzuwenden wagten, die erst unter der folgenden Regierung 1547 wieder aufgehoben wurden. Unter dem Herzog von Northumberland, Protektor während der Minderjährigkeit Eduard's VI., begann eine blutige Verfolgung der Katholiken, unter der Königin Anna eine eben so greuliche der Protestanten, und unter ihrer Stiefschwester, der protestantischen Elisabeth, gewann der Protestantismus das entschiedenste Uebergewicht. Unter der langen despotischen Regierung der „jungfräulichen Königin" hob sich der materielle Wohlstand ungemein, namentlich auch durch Wegnahme der spanischen Silberflotten, Plünderung spanischer Häfen und Niederlassungen, denn gegen Spanien, die Hauptstütze des Katholizismus, das damals übermächtig zur See war, richtete sich die Wuth der Engländer. Irland wurde

auf das schmählichste unterdrückt und das Kirchenvermögen des katholischen Volkes für den anglikanischen Klerus confiscirt. An der Hinrichtung Maria Stuarts, die vor den Schotten nach England geflohen war und sich unter Elisabeth's Schutz geflüchtet hatte, waren das Parlament und die englischen Großen, namentlich Burleigh mindestens eben so schuldig als die Königin Elisabeth, welche Maria's Sohn, Jakob, zum Kronerben einsetzte.

Mit Jakob I. (in Schottland dem sechsten) kamen 1603 die Stuarts auf den englischen Thron und von daher datirt der Titel König von Großbritanien und Irland. Jakob I. und sein Sohn Karl I. begingen große Regierungsfehler und setzten sich mit dem Parlament, das seine Rechte, wie sie die königlichen erweitern wollte, in feindlichen Gegensatz und versuchten, als das Parlament sich in Subsidienbewilligung sparsam verhielt, durch willkürliche Taxen und Erpressungen die Bedürfnisse der Krone zu decken, was die größte Unzufriedenheit hervorrief. Nebstdem hatten sie die Puritaner zu Feinden, welche die Hochkirche mit dem König als Haupt verwarfen. Die unzufriedenen Schottländer und Irländer wanderten zahlreich nach Nordamerika aus, womit der Anfang der Union gegeben war. Unter Karl I. gedieh das Zerwürfniß mit dem Parlament und dem größten Theil der Nation so weit, daß der König ersteres aufhob, 11 Jahre ohne Parlament regierte und die Steuern der Renitirenden durch Soldaten eintreiben ließ, in Schottland die Presbyterianer auszurotten suchte, so daß die Schotten zu den Waffen griffen, die k. Truppen schlugen und sich der Entscheidung des Parlaments unterwarfen, welches die Gewalt an sich riß. Die Irländer wollten diese Wirren zur Abschüttelung des englischen Joches benützen und richteten ein grausames Gemetzel unter den Engländern an. Ein neuer Gegenstand des Streites zwischen König und Parlament war die Ausschließung der Bischöfe aus dem Oberhaus und es begann der Krieg zwischen beiden, in welchem die k. Truppen mehrmal entscheidend geschlagen wurden. Im Parlament wie in der Armee hatte sich indeß die Partei der sogen. Independenten gebildet, unter deren Führern Oliver Cromwell den ersten Rang einnahm, eine Partei, welche die Monarchie, die Standesunterschiede, Glaubensbekenntniß und Kultus gleichmäßig verwarf, sich mit unerhörter Gewaltthätigkeit über König und Parlament wegsetzte, alle Gegner aus letzterem ausstieß und durch den Rest, das sogen. Rumpfparlament, Karl I. zum Tode verurtheilen ließ, welches Urtheil am 27. Januar 1649 vollzogen wurde. Die Königswürde wurde abgeschafft, England zur Republik erklärt, Irland und Schottland, welche andere Bahnen gehen wollten, mit Blut überschwemmt, das Parlament, weil es sich nicht auflösen wollte, 1653 durch Soldaten auseinander gesprengt, und Cromwell, der sich zum Protektor mit königl. Gewalt hatte

ernennen lassen, übte nun eine scheusliche Militärdiktatur. Seine Lieutenants wollten diese auch nach seinem Tode fortsetzen, aber der schottische Statthalter Monk, der beschlossen hatte, Karl II. auf den Thron zu setzen, marschirte mit einem Armeekorps nach London, wo er freudig aufgenommen wurde und ein neugewähltes Parlament stellte die königl. Prärogative wieder her. Die Zurückrufung der vom frühern Parlament ausgeschlossenen Bischöfe in das Oberhaus war den Presbyterianern ein Greuel und da sie nun verfolgt wurden, am Hofe der Katholizismus sein Haupt mächtig erhob, so brachen neue Religionswirren aus, was zum Kriege mit den Niederlanden führte. 1679 setzte zwar das Parlament die Habeascorpus-Akte durch, welche die persönliche Freiheit vor autokratischer Vergewaltigung schützen sollte, aber 1680 ging vom Hofe eine sehr heftige royalistisch-katholische Reaktion aus; die Anhänger hießen Torys, die der Konstitution und des Protestantismus Whigs, Namen, welche freilich in der Folgezeit andere Bedeutung erhalten haben. Jakob II. hob die Gesetze gegen die Katholiken auf und führte den katholischen Kultus ein. Der Haß und Widerstand gegen den König wuchs und da man mit Recht oder Unrecht den Kronprinzen als untergeschoben erklärte und durch dessen Legitimirung die protestantischen Töchter des Königs die Aussicht auf den englischen Thron verloren hätten, so wagte es Wilhelm von Oranien, der Erbstatthalter der Niederlande und Gemahl Maria's, der einen dieser Töchter, in England zu landen und wurde 1689, nachdem er die declaration of rights genehmigt hatte, in welcher die königl. Befugnisse genau bestimmt waren, vom Parlament zum König gewählt. So groß war der Katholikenhaß des engl. Volkes, daß es nach Jakobs II. Flucht nicht einmal die Botschafter der kathol. Mächte schonte. Von Frankreich unterstützte Versuche Jakobs II. und Jakobs III. in Schottland und Irland mit Waffengewalt ihrer Sache aufzuhelfen, scheiterten und gereichten auch Frankreich zu großem Schaden. Unter der Königin Anna, Schwägerin Wilhelm's, war die engl. Flotte bereits der aller anderen Nationen überlegen.

Die Thronfolgeakte von 1701 hatte die englische Krone den protestantischen Nachkommen Jakobs I. bestimmt, daher bestieg nach Anna's Tod 1714 der Kurfürst von Hannover als Georg I. den Thron. Kriege mit Frankreich unter Georg II. und III. fielen zu Gunsten Englands aus, dem Frankreich viele seiner Kolonieen abtreten mußte, zugleich wurden mächtige Gebiete in Ostindien erobert. Hierdurch gewannen zwar die Privaten unermeßliche Summen, aber der Staat gerieth immer tiefer in Schulden, so daß die Regierung durch Steuern den nordamerikanischen Kolonieen auferlegt sich die nöthigen Mittel zu verschaffen suchte, was jedoch zum Kriege mit den Kolonieen führte, die von Frankreich aus Rache unterstützt, ihre Un-

abhängigkeit errangen. Als die Revolution in Frankreich ausbrach, verbanden sich Tory's und Whigs gegen dieselbe, weil sie ihre Adelsvorrechte bedrohte und Großbritanien blieb Gegner Frankreichs unter allen Wechseln mehr als zwei Dezennien hindurch, obwohl es mehrmal ganz allein stand und hat durch seine Diplomatie, seine Subsidiengelder, auch durch seine Land- und Seemacht unter den Ministerien Pitt und Castlereagh das meiste zum Sturze Napoleons I. beigetragen. Es scheute dabei auch die rücksichtslosesten Gewaltthaten nicht, wie z. B. 1807 das Bombardement Kopenhagens und die Wegführung der dänischen Flotte. Ohne die Katastrophe in Rußland 1812 wäre indeß England, das durch die Kontinentalsperre seinen Absatz auf dem Kontinent größtentheils eingebüßt hatte und wo die Noth bereits sehr groß war, vermuthlich doch unterlegen. Nach der Besiegung durch die vereinigten Kräfte fast ganz Europas verloren Frankreich und Holland die reichsten ihrer Kolonieen und England gelangte nun auf die Höhe seiner politischen Macht, — nichts destoweniger trat im Innern keine Ruhe ein, denn die Massen blieben arm und die Zunahme des Proletariats führte oft zu Aufständen. Unter Georg IV. übernahm 1822 Canning das Ministerium des Auswärtigen und schlug im Gegensatz zur konservativen, niederhaltenden Politik der Kontinentalmächte nach außen und innen eine liberale Richtung ein, setzte die Steuern und den Getreidezoll herab, leitete die Abschaffung der Sklaverei ein. Eine theilweise Emancipation der Katholiken unter dem Ministerinm Wellington 1829 hob das Elend des irischen Volkes nicht, eine Reform des Parlaments mit Erhöhung der Wählerzahl auf eine Million erzwang 1832 die drohende Haltung des englischen Volkes. Die Königin Viktoria bestieg 1837 den Thron unter schwierigen Verhältnissen, denn die bisherigen Reformen erschienen der sogen. Chartistenparthei, Anhängern der „Volkscharte“ ungenügend und der Zustand von Irland, dessen großer Vorkämpfer O'Connell die Auflösung der Verbindung Englands und Irland, die „Repeal“ forderte, erregte fortdauernde Besorgniß. Nur nach hartem Widerstand vermochte Peel 1841 eine weitere Herabsetzung des Einfuhrzolles auf fremdes Getreide zur Erleichterung des Volkes durchzusetzen. Die Erfolge gegen China und Afghanistan 1842 hoben die inneren Schwierigkeiten nicht, Irland regte sich immer stärker, in der englischen Kirche war der dem Katholicismus sich zuneigende Puseyismus im Wachsen begriffen, doch setzte der unermüdliche Peel mehrere finanzielle und ökonomische Reformen durch. Gegen Irland aber schlug er 1846 eine Zwangsbill vor, die verworfen wurde und seinen Rücktritt herbeiführte.

Daß Frankreich in Spanien zum Verdruß Englands eine Doppelheirath schloß, rächte Palmerston dadurch, daß er Frankreichs Po-

litik in Italien und der Schweizer Sonderbundssache durchkreuzte, im Innern wurde die Chartistenbewegung niedergehalten, dem „jungen Irland" gegenüber suspendirte man die Habeaskorpus-Akte. Der bewaffnete Aufstand der Sikhs in Indien wurde siegreich niedergeschlagen, schändlich handelte P. gegen das schwache Griechenland in der so gut wie unbegründeten Entschädigungsklage eines Juden Pacifico gegen die griechische Regierung und opferte später, um den übeln Eindruck bei den Mächten zu verwischen, Schleswig. P. mehrmal zum Rücktritt gezwungen, kehrte immer wieder, denn seine nach außen schürende, unruhige, selbstsüchtige Politik sagte Englands Interesse zu. Die große Industrieausstellung von 1850, die erste dieser Art, lieferte ein glänzendes Ergebniß; die unaufhörlichen Ministerwechsel währten auch in den folgenden Jahren fort. Als 1853 der Krieg Rußlands gegen die Türken ausbrach, zogen die Westmächte mit Sardinien der Pforte zu Hülfe und Sebastopol wurde wesentlich durch die Franzosen genommen, während die Engländer die minder schwierige Aufgabe lösten, mit ihrer Flotte im Asow'schen Meere die russischen Depots zu zerstören. England hätte gerne den Krieg gegen Rußland fortgesetzt aber Napoleon III. im Einverständniß mit Oesterreich gebot Halt. Weil die Chinesen 1856 eine unter britischer Flagge segelnde Barke weggenommen hatten, bombardirten die Engländer Kanton und zerstörten die chinesische Flotte, was einen Verlust von mehreren Tausend Menschenleben und einigen Millionen Franken verursachte. 1857 brach die furchtbare Rebillion der Sipahiregimenter in Indien aus, die mit großer Kraftentwicklung und grausamer Härte niedergeworfen wurde. Von China erzwangen Engländer und Franzosen 1858 günstige Handelsbedingungen, den Zutritt der fremden Gesandten in Pecking und eine bedeutende Kriegskostenentschädigung. Das in diesem Jahre gelegte transatlantische Kabel funktionirte nur einige Tage, das Unternehmen mußte später wieder aufgenommen werden und 1866 glückte dem kühnen Unternehmungsgeiste und der britischen Ausdauer die Legung zweier transatlantischer Kabel. Großen Schaden fügte das Ministerium Derby Oesterreich 1859 zu, als es im Kriege mit Sardinien und Frankreich vermitteln wollte, Hoffnung auf Beistand erweckte, die nicht erfüllt wurde und mit Unterhandlungen Oesterreich noch drei Tage vom Einmarsch in Piemont abhielt, während die französischen Truppenmassen schon den Mont Cenis passirten. Das Mißtrauen gegen Frankreich, die Furcht vor einer französischen Invasion ließ auf bessere Sicherheit der Küsten und Organisirung der Landstreitkräfte denken. Der neue chinesische Krieg von 1860, wieder von England und Frankreich gemeinschaftlich geführt, endigte mit der Einnahme Peckings und schweren Verlusten der Chinesen. Von der mexikanischen Expedition 1862 zogen sich die Engländer wie die Spanier zeitig zurück, den Griechen wurden die jonischen

Inseln unter der Bedingung überlassen, einen England genehmen Prinzen zum König zu wählen. Als sich England 1863 in die polnischen Angelegenheiten mischen wollte, Amnestie und Herstellung der Verfassung von 1815 empfahl, während es seit Jahrhunderten Auflehnung gegen seine eigene Macht immer mit blutiger Strenge unterdrückt hatte, mußte es vom russischen Reichskanzler Gortschakoff eine ironische Ablehnung hinnehmen und erlitt auch 1864 in der dänischen Angelegenheit eine diplomatische Niederlage. Der Negeraufstand in Jamaica ein Jahr darauf wurde in so grausamer Weise unterdrückt, daß ganz Europa darüber empört war.

Die fenischen, wie man sagte, von Amerika aus unterstützten Unruhen in Irland dauerten fort, verpflanzten sich auch nach England und führten zur abermaligen Suspension der Habeascorpus-Akte; die große Bewegung zur neuen Parlamentsreform von 1866 unter dem Ministerium Gladstone scheiterte an dem scharfen Widerstande der Torys und brachten deren Führer Derby, d'Israeli, Stanley u. A. an das Staatsruder, was im Lande jedoch den Reformbestrebungen neuen Impuls gab und z. Th. stürmische Bewegungen hervorrief, so daß 1867 d'Israeli selbst eine Reformbill einzubringen genöthigt war, die wirklich durch beide Häuser ging und von der Königin genehmigt wurde. Im Jahre 1869 setzte Gladstone es durch, daß die irische Kirche aufhörte Staatskirche zu sein und drang darauf, daß überhaupt eine gerechtere Politik gegen Irland geübt werde. Und als die Whigs im gleichen Jahre wieder zur Gewalt gelangten, setzte Gladstone auch seine Erziehungsbill und seine irische Landbill durch. Der Krieg gegen den barbarischen Kaiser Theodor von Abyssinien war durch Englands Thatkraft siegreich beendigt worden, in dem unvergleichbar wichtigeren zwischen Frankreich und Deutschland waren die Sympathieen der Engländer für Frankreich; die englische Regierung blieb neutral, suchte jedoch nach der Einnahme von Paris die deutschen Forderungen, allerdings vergebens, zu mildern. In der Alabamafrage schlug England ein Schiedsgericht vor, was der Präsident der Union bereitwillig annahm und welches England zur Zahlung von 3 Mill. Pfd. St. an Amerika verurtheilte, für den Schaden, welcher dem amerikan. Handel durch die Korsarenfregatte der Südstaaten Alabama, welche in englischen Häfen Schutz gefunden und durch die sonstige Haltung Englands im amerikan. Sonderbundskriege erwachsen war. Damit sind wohl die Rachegedanken verschwunden, welche die mächtige Union gegen England hegte; ein Krieg zwischen beiden hätte den Wohlstand beider zerstört. Aus den schwachen Anfängen im 17. Jahrh. ist die Union zu einer gewaltigen Macht erwachsen, welche ihre Arme immer weiter gegen Süden vorstreckt, Mexiko zu umklammern und Cuba zu annektiren trachtet. Die Bewohner der nordamerikan. Union sind das größte

Mischvolk, was je existirt hat, nicht bloß aus sehr verschiedenen germanischen und romanischen Völkern, sondern aus allen 3 Rassen der Menschheit, der weißen, gelbbraunen und schwarzen entstanden. — Eine Reform des engl. Militärwesens, welcher sich die Aristokratie, die die Käuflichkeit der Offiziersstellen nicht aufgeben wollte und die Regierungsanhänger widersetzten, weil sie eine Erhöhung des Militärbudgets fürchteten, ging 1871 endlich doch durch, hingegen die Ballotbill zur Beseitigung der Mißbräuche bei den Wahlen scheiterte. So schritt in neuester Zeit das mächtige Inselreich in inneren Verbesserungen stetig fort; das was für Irland geschehen ist, hat bereits eine Verminderung der agrarischen Verbrechen und ein Zurücktreten der Fenierbewegung bewirkt, — aber zur vollständigen Sühne der an Irland seit 2 Jahrh. verübten Ungerechtigkeit und Beraubung und zur Hebung seines Wohlstandes ist noch Vieles zu thun.

15. In Frankreich trat nach der Trennung von Deutschland unter den Karolingern im 9. Jahrh. schreckliche Anarchie ein, der trotzige Adel riß Alles an sich und der letzte K. besaß nur noch die Stadt Laon mit Umgegend. Zu den steten Empörungen der Großen kamen verwüstende Einfälle der Normannen, Losreißung der Gegenden zwischen Rhone und Jura und Verbindung derselben zu einem Arelatischen Reich, während nördlich vom Jura ein burgundisches Reich entstand. Etwas besser wurde es in dem verwüsteten und zerrissenen Frankenreiche unter den Capetingern, namentlich unter Ludwig dem Dicken, welcher den Städten Corporationsrechte verlieh und das Bürgerthum hob, die beste Stütze der k. Gewalt gegen die übermüthigen Vasallen, deren Macht zu brechen aber erst Philipp II. August im 13. Jahrh. gelang. Die Befestigung der Regierungs- und k. Gewalt, Verbesserung der Rechtspflege, Einführung des römischen und kanonischen Rechtes machte unter Ludwig VIII., Philipp IV. oder Schönen und seinen Nachfolgern große Fortschritte. Nach den Capetingern kam ein Seitenzweig derselben, die Valois, auf den Thron und weil Eduard III. von England, Tochtersohn Philipp's des Schönen auch Ansprüche auf die französische Krone machte, so begann eine lange Reihe von Kriegen zwischen den beiden Königshäusern, durch welche Frankreich aufs neue verwüstet wurde. Kaum war mit Richard II. der Friede wieder hergestellt, so brachen Meutereien und Bürgerkriege der Prinzen von Geblüt aus, die sich gegenseitig mordeten, wozu dann 1415 neue Einfälle der Engländer unter Heinrich V. kamen, der sich mit dem Herzog von Burgund gegen die Orleans verbunden hatte; die Gewaltherrschaft der Engländer wurde unter Karl VII. hauptsächlich durch den Heldenmuth der begeisterten Jeanne d'Arc gebrochen. Ludwig XI. demüthigte namentlich die empörerischen Herzöge von Bretagne und Burgund und riß nach Karl's des Kühnen Tod bei Nancy Burgund an sich, unter

Karl VIII. und seinen Nachfolgern entwickelte sich eine nach außen, namentlich gegen das Haus Habsburg gerichtete Eroberungspolitik, deren Schauplatz damals Mailand und Neapel waren. Nachdem unter Franz I. die Herstellung der absoluten Monarchie in F. vollendet war, brachen im 16. Jahrh. die hauptsächlich durch die Reformation erzeugten furchtbaren Kämpfe zwischen den Prinzen von Lothringen (den gewaltigen Guisen) und den Bourbons aus, die erst 1598 durch das Edikt von Nantes ein Ende nahmen, welches der erste bourbonische König, Heinrich IV., erließ. Fürchterlich wütheten 1562—63 Katholiken und Hugenotten gegen einander und verübten namentlich im Süden gegenseitig schaudervolle Blutthaten, alle Gesetze der Moral waren über der confessionellen Raserei vergessen. Diesem ersten Religionskriege folgten mit kurzer Unterbrechung noch sieben andere. Es war 24. Decbr. 1588 und 5. Jan. 1589, als Heinrich III. die Häupter der (katholischen) Liga, den Herzog von Guise und dessen Bruder, den Cardinal Ludwig ermorden ließ, und am 1. Aug. 1589, als der Dolch des fanatischen Dominikaners Clement durch den Mord des Königs Heinrich's III. jenen der Guisen rächte. Die neue staatsrechtliche Idee von der „Souveränität des Volkes" tauchte in Frankreich schon nach der Bartholomäusnacht bei den Calvinisten auf. — Der unruhige Sinn der Großen mußte immer aufs neue gezügelt werden, was unter Ludwig XIII. durch Cardinal Richelieu, während der Jugend Ludwig XIV. durch Cardinal Mazarin geschah. Die Regierung dieses letzteren Königs verhielt sich nach innen drückend und aussaugend, nach außen gewaltthätig und erobernd, mächtig und glänzend bis 1678, endigte jedoch mit gänzlicher Erschöpfung des Staates und einer ungeheuren Schuldenlast. Sehr schlimm wirkte die Regentschaft des Herzoges Philipp von Orleans und die Regierung Ludwig's XV. und bereitete die Revolution vor, in welcher Ludwig XVI. und das Königthum untergingen. Anfangs mehr gegen Adel, Höflinge und Geistlichkeit gerichtet, als gegen die Krone, hätte die Revolution wahrscheinlich durch umfassende Reformen beschworen werden können, namentlich wenn Mirabeau am Leben blieb. Aber auch die Schreckensherrschaft der Jakobiner von 1792 an, die zuletzt unter einander selbst wütheten, nahm im Jahre 1795 ein blutiges Ende und das Direktorium verschaffte dem ermatteten Volke einige Ruhe. Die Coalition der fremden Mächte gegen das revolutionäre Frankreich wurde durch Carnot's Dispositionen und die Siege der französischen Feldherrn Napoleon Buonaparte, Joubert, Massena, Brune, Jourdan, Moreau ꝛc. gebrochen. Wie Buonaparte nach seiner Rückkehr aus Aegypten dem Direktorium ein Ende machte und ein Consulat von drei Gliedern gründete, in welchem er das leitende Haupt war, wie in Frankreich Industrie, Handel und Wohlstand aufblühten und die Genußsucht

wiedererwachte, Napoleon 1802 lebenslänglicher Consul, 1804 Kaiser der Franzosen, 1805 König von Italien wurde und nach den glänzendsten Eroberungen halb Europa beherrschte, 1814—15 von seiner schwindelnden Höhe herabstürzte, wozu der Heldenmuth der Spanier und der Norddeutschen in den Befreiungskriegen mächtig beiwirkten, ist noch im Andenken einer geringen Anzahl Lebender. Als Oberfeldherr in Italien und auch noch in der ersten Zeit des Consulats war N. ein gefeierter Heros, die Erschießung des Herzogs von Enghien hing seinem Namen ein Brandmal an und als vor den Gewaltthaten des Kaisers weder Fürsten noch Völker mehr sicher waren, er immer neue Kriege herauf beschwor, wurde sein Name zuletzt gehaßt und verwünscht. Unter den wenigen Feldherrn, die Napoleon I. auch nach dem Sturze noch treu blieben, waren besonders Bertrand und der edle Macdonald.

(Napoleon I., dieser wunderbare Mensch, war gigantisch als Feldherr, groß als Regent, gewaltthätig und treulos in der Politik und eitel bis zur Selbstvergötterung. Seine Gesichtsbildung war schön und regelmäßig, der Blick zeigte den eisernen Willen, den gewaltigen Geist, die unbändige Leidenschaft und hatte manchmal etwas Tigerartiges; ungemein rasch wechselte in seiner Stimmung Fröhlichkeit und Düsternheit. Man hat angegeben, daß N.'s Puls nur 45 Schläge in der Minute machte, aber Reveillé Parise versichert, derselbe habe nichts Außergewöhnliches gehabt, wohl aber war die Contraktilität seines Herzens so unbedeutend, daß man dessen Bewegungen kaum durchfühlen konnte. Nach Macnish konnte N., dem Einfluß des Lichtes preisgegeben, nie schlafen, obwohl ihm sonst der Schlaf ganz zu Gebot stand. Der Kopf war bei ihm so empfindlich, daß er keinen harten und schweren Hut tragen konnte, weshalb er fast immer einen alten wattirten aufsetzte; dieß ist der Ursprung des in der Geschichte so berühmten kleinen Hutes. Die wahre Gestalt von Napoleon's Kopf wurde erst 1834 durch den von Antomarchi unmittelbar nach des Kaisers Tod gemachten Gypsabguß bekannt, alle früheren Porträts oder Büsten sind mehr oder minder Ideale. Bei diesem Kopf ließ sich die Falschheit des Gall'schen Systems evident nachweisen. Er war klein, fast so klein als die Köpfe Raphael's und Voltaire's. „Würde, sagte Reveillé Parise, dieser Schädel craniologisch erklärt, so müßte ohngefähr folgende Beurtheilung stattfinden. Ein gerader Verstand, jedoch ohne Fähigkeit für hohe Begriffe; ein treues Gedächtniß, namentlich für Orte; vollkommene Unfähigkeit für die Mathematik und alle positiven Wissenschaften; ein wohlwollender, sanfter und bis zur Furchtsamkeit vorsichtiger Charakter; viel Stolz, jedoch durch Gerechtigkeitsliebe gemäßigt; wenig Neigung für die Künste, mit Ausnahme der Musik; kurz, ein Mensch, allenfalls in jedem Wirkungskreise zu gebrauchen, aber durch-

aus ohne geniale Gedanken und glänzende Handlungen." — In Aegypten sprach nach Geoffroy St. Hilaire (wie ich in dessen wenig bekannten Notions de philosophie naturelle finde) Bonaparte einmal: „Je me trouve conquérant en Egypte comme l'y fut Alexandre; il eût été plus de mon goût de marcher sur les traces de Newton: cette pensée me préoccupait à l'âge de quinze ans." Monge, gleichsam zu einer Aeußerung aufgefordert, erwiderte mit Lagrange's Worten: „Nul n'atteindra à la gloire de Newton: il n'y avait qu'un monde à decouvrir. Worauf B. lebhaft sprach: Ou ai je là entendu? et le monde des details!· qui a jamais songé à cet autre? Mois, dès l'age de quinze ans, j'y croyais et je m'en occupai alors; et ce souvenir oit en moi comme une idée fixe et ne m'abandonnera jamais." Er erläuterte noch, daß er hiebei die Anziehung der kleinsten Theilchen im Sinne habe; könnte er die Menschen (im Gegensatz zu Newton's Gravitationsgesetz) lehren, wie sich die kleinsten Theilchen bewegen, so hätte er das Problem des Lebens des Universums gelöst. „Et cela fait, ce que je tiens chose possible, j'eusse dépassé Newton de toute la distance qu'il y a entre la matière et l'intelligence." Bei dieser merkwürdigen und für seine Weltanschauung charakteristischen Aeußerung B.'s wird man daran erinnert, daß die neueste Naturwissenschaft alle Phänomene der Natur und des Geistes durch Stellung und Bewegung der Atome erklären will.)

Die monarchisch-aristokratische Restauration der Bourbons 1814 und 1815 erhielt sich unter steten innern Kämpfen und wachsendem Widerstand der liberalen und revolutionären Parteien bis 1830, wo an ihre Stelle das „mit republikanischen Institutionen umgebene Juli-Königthum" Ludwig Philipp's von Orleans trat, welcher aber bald die Vertreter der Prinzipien der Julirevolution zu beseitigen wußte. Unter häufigen Attentaten auf den König und unter steten innern Kämpfen bestand diese Dynastie bis 1848, wo sie namentlich wegen der Nachgiebigkeit gegen England, das Frankreich mehrere Niederlagen bereitet hatte, fiel, sowie auch durch die Corruption der höheren Stände und die nie rastende Wuth der Revolutionäre. Nach der schlecht motivirten und unsinnigen Februarrevolution kam die zweite Republik von kaum vierjähriger Dauer, wobei die blutigen Junitage von 1848, in denen Cavaignac die bewaffnete Insurrection mit Mühe niederschlug, die Verwilderung und den frechen Trotz der Pariser Volksmassen wieder in abschreckender Weise zeigten. Wie auf die Republik zuerst die Präsidentschaft Ludwig Napoleon's, dann die Herstellung des Kaiserreiches folgte, wie derselbe 1856 nach dem Krimkriege und dem Pariser Frieden die glänzendste Stellung für Frankreich errang, das damals die erste Großmacht war, Paris der Mittelpunkt der

Politik, ist allgemein bekannt. Die gescheiterte Expedition nach Mexiko brachte zuerst Napoleon's III. Stern zum Sinken, dann das Scheitern des von ihm 1863 vorgeschlagenen europäischen Congresses durch Englands Einfluß und als er im Kriege von 1866 zwischen Preußen und Oesterreich Gewehr beim Fuß ruhig zusah, den alten Traditionen der französischen Politik gemäß die Niederlage des Hauses Habsburg geschehen ließ, aber eben der gefährlichere Gegner Frankreichs mit erhöhter Macht aus dem Conflikte hervorging, da war seine Sache verloren und er durch die wachsenden Schwierigkeiten im Innern zum Kriege von 1870 gezwungen, der mit unzureichenden Mitteln begonnen die vollständige Niederlage und den Sturz des zweiten französ. Kaiserreiches herbeiführte. Italien, zu dessen Größe und Einigkeit er durch den Krieg von 1859 den Grund gelegt, blieb hiebei ein theilnahmloser Zuschauer. Durch die fehlerhafte Politik seiner letzten Jahre hat Napoleon III. auch die katholische Kirche in große Bedrängniß gebracht und sie wehrlos der feindlichen Staatsomnipotenz überliefert. Die dritte französ. Republik aber geht nach einem kurzen Bestand von drei Jahren abermal schweren Verwicklungen entgegen.

16. Nachdem das occidentalische Kaiserthum 476 n. Chr. durch Odoaker gestürzt war und dessen Reich 493 durch den Ostgothenkönig Theodorich d. Gr., wurde auch diese Herrschaft schon um die Mitte des 6. Jahrh. durch Narses vernichtet und Italien wieder Byzanz unterworfen. Bereits 568 kamen aber die Longobarden unter Alboin und eroberten einen großen Theil Oberitaliens, während Mittel- und Unteritalien noch in der Gewalt der Byzantiner blieben, bis diese im 8. Jahrh. vertrieben wurden und viele kleine Republiken entstanden; die Gründung von Venedig begann schon im 6. Jahrh. Die Arianischen Longobarden wurden auf Andringen der Päbste durch Pipin d. Kl. und Karl d. Gr. dem Frankenreiche unterworfen, das schon von den Longobarden gebrachte Feudalwesen entschieden befestigt, die Erneuerung der abendländischen Kaiserwürde und die weltliche Herrschaft des Pabstes angebahnt. Das Herzogthum Benevent und die süditalienischen Republiken vermochten ihre Freiheit zu bewahren. Nach den Karolingern brach in Italien Anarchie ein, die Fürsten und Großen rangen mit einander um die Herrschaft und erst im 10. und 11. Jahrh. gewannen die sächsischen und fränkischen Kaiser, namentlich Heinrich III. entschieden die Herrschaft über die rebellischen Vasallen und die Römer. Der genannte Kaiser setzte 1046 die drei Päbste, die er in Italien fand, ab und besetzte den päbstlichen Stuhl nach seinem Ermessen. Der nach Heinrich's III. Tod beginnende Kampf der Päbste gegen die Kaiser, des Welschthums gegen das Deutschthum erreichte seine größte Energie im 11. Jahrh. unter Gregor VII., der sich hauptsächlich auf die

Normannen stützte, die unter Robert Guiscard und Roger I. ein unteritalisches Königreich gründeten. Sie waren vom Herzog von Benevent und dem griechischen Statthalter gegen die Saracenen zu Hülfe gerufen und Robert Guiscard und seine Brüder und Nachkommen machten sich zu Herren hier und in Sicilien, stifteten die berühmten Schulen von Salerno, Amalfi, Neapel und brachten das Land in einen blühenden Zustand. Aber bald nahm die Normannenherrschaft durch Anarchie und Sittenlosigkeit ein Ende und 1186 kamen diese Länder an die Hohenstaufen und nach deren Untergang an Karl von Anjou.

Das ganze 12. und 13. Jahrh. hindurch bekämpften sich, auch in den mächtig heranwachsenden Städten, die kaiserliche und päpstliche Partei, Ghibellinen und Guelfen; in manchen Städten traten Tyrannen an die Stelle der republikanischen Magistrate. Venedig und Genua waren stolze, harte, geldgierige Aristokratieen, Genua voll wilder Parteikämpfe, Mailand hatte scheusliche Tyrannen aus dem Fürstengeschlechte der Visconti, in Rom herrschte während der Periode, wo die Päpste in Avignon residirten, blutiger Streit zwischen den ghibellinischen Colonna und den guelfischen Orsini. Ueber das damalige Elend Italiens schreibt Dante im Purgatorio 6. Gesang, V. 76 ff.:

„Und jetzt sind sonder Krieg nicht die Lebend'gen
In dir und es zerfleischen sich einander
Die eine Mauer einschließt und ein Graben.
Such Jammervolle, ringsum an den Küsten
All' deiner Meer' und schau dir dann in's Innere
Ob eine Stätt' in dir sich freut des Friedens."

Und dabei begannen doch Künste und Wissenschaften aufzublühen und bei den Fürsten und dem Adel fand man unglaublichen Reichthum und große Pracht. Die glänzendste Zeit J's trat nach dem Untergang der Hohenstaufen ein, etwa von der Mitte des 13. bis gegen die Mitte des 16. Jahrh., wo das italienische Element und die päpstliche Gewalt vollkommen die Oberhand gewonnen hatten, die Städterepubliken, unter ihnen Mailand und Florenz, zur größten Blüthe gelangten, Künste und Wissenschaften wunderbar gediehen. Aber auch in dieser Periode fanden fortwährend Kämpfe statt zwischen Ghibellinen und Guelfen, zwischen den Freunden des in Unteritalien herrschenden Königs Karl I. von Anjou und den Franzosenfeinden, zwischen Adel und Volk, zwischen den Seerepubliken und im Zunehmen war begriffen die Zahl der Städtetyrannen und der Banden der Condottieri, die plündernd das Land durchzogen. Die Bemühungen der deutschen Kaiser Heinrichs VII., Ludwigs des Bayern, Karls IV., das kaiserliche Ansehen wiederherzustellen, mißlangen.

Der Versuch des französischen Königs Karl VIII., das nach der sogen. sicilianischen Vesper für die Franzosen verlorene Sicilien und Neapel 1494 wieder zu erobern, hatte keinen Erfolg und es blieben die Spanier Herren, aber Mailand vermochte 1505 Ludwig XII. zu unterwerfen. Immerfort schloſſen und löſten sich Bündniſſe der Fürsten und Städte, unter denen das mächtige Venedig eine Hauptrolle spielte, Bündnisse z. Th. gegen die Spanier oder Franzosen, gegen die deutschen Kaiser oder die Päpste gerichtet. Papst Julius II. vollendete die Unterwerfung des Kirchenstaates, Kaiser Karl V. eroberte 1527 Rom, weil der mediceische Clemens VII. gegen ihn aufzutreten gewagt hatte, erhob jedoch nach der Aussöhnung mit demselben die Medici in den Fürstenstand und Florenz hörte auf Republik zu sein. Nachdem Karl V. bereits 1553 Mailand und Neapel seinem Sohne Philipp II. von Spanien übergeben hatte, wuchs der spanisch-österreichische Einfluß immer mehr. Als die Bourbons zur Herrschaft in Spanien gelangt waren, eroberte Oesterreich im spanischen Erbfolgekrieg 1706 Mailand und Mantua und erhielt 8 Jahre später im Utrechter Frieden sogar Neapel und Sicilien, aber ein Theil des Mailändischen Gebietes ging später an den mit Frankreich und Spanien verbundenen Herzog von Savoyen verloren. 1738 wurde der spanische König Karl III. Herr von Neapel und Sicilien und überließ dafür Parma und Piacenza an Oesterreich, nach dem Aussterben der Mediceer erhielt Herzog Franz von Lothringen, nachmals Kaiser Franz I., auch Toscana. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. fand wieder mancherlei Länderaustausch in Italien statt, wo Oesterreich und Spanien um die erste Rolle stritten.

Viel bedeutendere Aenderungen erfolgten aber vom letzten Dezennium des 18. Jahrh. an, als die französ. Revolutionsarmeen in J. einbrachen und eine Reihe von Kriegsjahren begann, wo außer den Franzosen die Piemontesen, Oesterreicher, Neapolitaner, zuletzt sogar die Russen auf dem Kampfplatz erschienen. Der siegreiche General Napoleon Buonaparte errichtete eine cisalpinische, ligurische, römische Republik und demokratisirte das altaristokratische Venedig, welches später an Oesterreich überlassen wurde. Der König von Sardinien verlor seine Besitzungen auf dem Festland, Neapel wurde zur parthenopeischen Republik gemacht. Als Bonaparte 1799 in Aegypten war, brach unter den Schlägen der Oesterreicher und Russen die cisalpinische und bei dem Angriff der Lazzaronis und calabresischen Bauern die parthenopeische Republik schnell zusammen und es erfolgte in Neapel die scheuslichste und blutigste Reaction, zu der leider Nelson auch die Hand bot. Fürst Caracciolo, früher der Vertraute des Königs, wurde an einer Segelstange aufgeknüpft und dann ins Meer geworfen; der schwimmende Leichnam begegnete auf den Wogen treibend dem von Palermo rückkehrenden König Ferdinand, der das

Gesicht seines alten Freundes mit den greisen Locken erkennend momentan erschüttert den Namen Caracciolo! ausrief, aber darnach wie zuvor blieb. — Die Franzosen, durch die coalirten feindlichen Mächte zeitweise zurückgedrängt, blieben zuletzt Meister in Ober- und Mittelitalien, zu dessen König der zum Kaiser Napoleon I. gewordene Feldherr Buonaparte sich machte, die Statthalterschaft von Toscana seiner Schwester Elise Bacciochi verlieh, als König von Neapel zuerst seinen Bruder Joseph, dann Joachim Murat einsetzte, während dem bourbonischen König nur Sicilien unter dem Schutze der Engländer blieb. Nach dem Sturz Napoleons wurde Oesterreichs Einfluß auf der ganzen Halbinsel vorherrschend, Ferdinand IV. erhielt Neapel zurück, der Kirchenstaat wurde wieder hergestellt, der König von Sardinien erhielt auch Genua, Erzherzog Ferdinand sein Toscana wieder, aus Mailand und Venedig bildete der Kaiser von Oesterreich sein lombardisch-venetianisches Königreich.

Im italienischen Volke lebten aber Freiheits- und Einheitsideen, vorläufig allerdings nur in den geheimen Gesellschaften der Carbonari und Unitarier und in den gebildeten und wissenschaftlichen Kreisen. Freiheitliche Bewegungen in Neapel und Sardinien wurden von Oesterreich im Einverständniß mit anderen Mächten unterdrückt und die volle k. Gewalt wieder hergestellt, wobei es in diesen Ländern und noch mehr in Modena 1820—21 zu grausamer Verfolgung der Liberalen kam. Deshalb brach nach den Pariser Julitagen 1830 die Revolution zuerst in Modena aus, später im Kirchenstaat, dann in Parma, aber die österreichischen und sardinischen Truppen schlugen die Erhebungen nieder. Schon damals waren Bestrebungen vorhanden, die weltliche Macht des Papstes und die Fremdherrschaft zu vernichten und Manche dachten bereits an ein einheitliches republikanisches Italien. 1846 wurde der Cardinal Mastai Ferretti als Pius IX. zum Papste gewählt, welcher versöhnliche Maßregeln traf, Erleichterungen gewährte, Mißbräuche abstellte, was von mächtigster Wirkung nicht nur in Rom war, sondern lauten Widerhall in Florenz, Turin, der Lombardei hervorrief; Oesterreich und Neapel verhielten sich abwehrend. Aber es mußten zur Vermeidung des Sturmes in Sardinien, dem Kirchenstaat, Toscana, Neapel constitutionelle Verfassungen gegeben werden. Nach der franz. Februarrevolution, 1848, waren die Oesterreicher gezwungen, Mailand zu räumen, Venedig ging für Oesterreich verloren und der König von Sardinien drang in die Lombardei ein. Oesterreich war zu Concessionen geneigt, welche aber die revolutionäre Partei nicht befriedigten, die auch dem König Karl Albert von Sardinien viel zu schaffen gab. In Neapel hob der König die gegebene Verfassung wieder auf, die Piemontesen wurden 1848 und 49 von den Oesterreichern bei Custozza und Novara geschlagen und nachdem eine kurze Zeit in Rom eine Republik

bestanden, Pio IX. nach seines Ministers Rossi Ermordung nach Gaëta entfliehen mußte, wurde Rom durch französische, spanische und neapolitanische Truppen genommen und das aufgestandene Sicilien durch die Neapolitaner unterworfen. Allenthalben, am schonungslosesten in Neapel, begann nun die Reaction, aber nichtsdestoweniger dauerten auch die revolutionären Umtriebe fort und gaben sich hier und da durch Aufstände und Mordthaten kund; das Brigantenwesen nahm erschreckend zu. Die Blicke I.'s richteten sich nach Piemont, wo geordnete Zustände bestanden, freilich auch der Volkscharakter ein anderer war. Des dortigen Ministerpräsidenten Cavour Politik wandte sich von den italienischen Regierungen ab und suchte die Allianz der Westmächte zu gewinnen, Sardinien wirkte beim Krimkriege mit und in der Conferenz Cavour's mit Napoleon III. in Plombières 1858 wurde der Krieg gegen Oesterreich beschlossen, der 1859 nach den Schlachten von Magenta und Solferino mit dem Frieden von Villafranca schloß, in welchem Oesterreich die Lombardei verlor. Die Italiener jedoch, mit der Abmachung der Kaiser von Frankreich und Oesterreich nicht zufrieden, arbeiteten vielmehr auf die gänzliche Ausschließung Oesterreichs und der mit ihm verbundenen Fürsten und auf ein einheitliches Italien unter der savoyischen Dynastie hin. Napoleon's Politik erfuhr auch auf dem Congreß von Zürich im Herbst 1859 ein Fiasco, indem die Stipulationen von Villafranca zu Gunsten des Papstes und der Fürsten von Toscana, Modena, Parma unausgeführt blieben, der König Viktor Emanuel deren Länder annektirte, während Frankreich nur Savoyen und Nizza gewann und in Italien statt des an Oesterreichs Stelle erstrebten Einflusses nur Widerwillen fand, der durch die Besetzung Roms stets genährt wurde. Den Sturz des Königs von Neapel, Franz II., führte unter der Connivenz Englands und der Unterstützung Sardiniens wesentlich Garibaldi herbei und die Schweiz wirkte durch Heimberufung ihrer neapolitanischen Regimenter mit. Sardinien fiel zugleich 1860 mit seinen Truppen in den Kirchenstaat und in Neapel ein und verletzte durch unerhörte Gewaltthätigkeit alles Völkerrecht. Die Mächte mißbilligten sein Vorgehen und riefen ihre Gesandten von Turin ab, nur England, das seit langem offen und verborgen die revolutionären Bewegungen in I. gefördert hatte, sprach seine Genehmigung aus. Die Ohnmacht der übrigen Regierungen zeigte sich darin, daß es bei der Mißbilligung blieb und man Viktor Emanuel ungestört die Länder der vertriebenen Fürsten annektiren und den Titel König von Italien annehmen ließ.

Auch jetzt aber dauerten die Umtriebe der Mazzinisten einerseits, der Anhänger der gestürzten Dynastieen andererseits fort, die Schuldenlast Italiens war über 3 Milliarden Franken bei einem Jahresdefizit von 300 Millionen Fr. gestiegen. Cavour und nach seinem Tode 1861 dessen Nachfolger Ricasoli und Ratazzi suchten auch Rom mit

dem kleinen, dem Pabste noch gebliebenen Reste des Kirchenstaates, dem sogen. Patrimonium Petri zu gewinnen, aber bei dieser Frage blieb Napoleon III. unbeugsam und der König von J. durfte gegen seinen Willen ohne große Gefahr nichts unternehmen. Da beschloß Garibaldi, auf eigene Faust vorzugehen, erhob in Sicilien mit 2000 Freiwilligen die Fahne des Aufruhrs, wurde aber, nachdem er auf das Festland übergesetzt, von den k. Truppen gefangen. Die scheinbar größere Annäherung der Ostmächte untereinander, die Hartnäckigkeit, womit Pius IX. Reformen verweigerte, machten 1864 Napoleon geneigter, auf die Wünsche J.'s einzutreten und er versprach, in zwei Jahren Rom zu räumen. Im Jahre 1865 wurde die Residenz von Turin nach Florenz verlegt und als 1866 der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich ausbrach, dachte man daran, Venetien zu gewinnen, rüstete ebenfalls gegen Oesterreich und schloß mit Preußen ein Bündniß. So unglücklich nun J.'s kriegerische Operationen ausfielen, indem seine Landarmee bei Custozza von Erzherzog Albrecht, seine Flotte bei Lissa eben so entscheidend durch Admiral Tegetthof geschlagen wurde, so erhielt es doch Venetien, freilich auf demüthigende Weise aus der Hand des Kaisers Napoleon, an den es Oesterreich abgetreten hatte; gegen Ende 1866 zogen auch die Franzosen aus Rom ab. Um die zerrütteten Finanzen zu ordnen, unterdrückte man zahlreiche Klöster und geistliche Stiftungen und verkaufte ihre Besitzthümer, mußte jedoch wegen des geringen Ertrages die Steuern erhöhen, die nun viel drückender sind, als unter den vertriebenen Fürsten, sowie auch die öffentliche Unsicherheit eher zugenommen hat. Pius IX. allein unter allen Fürsten erkannte das Königreich J. nicht an und wurde fortwährend noch von Frankreich geschützt. Da war es wieder Garibaldi, der mit den Revolutionären in das Patrimonium Petri einbrach, wobei ihn die italienische Regierung gewähren ließ, die herbeigekommenenen Franzosen aber bei Mentana seine Schaaren dezimirten und auf's neue Civita Vecchia besetzten. Als zwischen Frankreich und Deutschland 1870 der Krieg ausbrach, schien es einen Augenblick, als wolle J. Frankreich zu Hülfe ziehen, aber es begnügte sich, daß Garibaldi mit einer Freischaar dieses that und besetzte seinerseits das Patrimonium Petri. Nach der Katastrophe von Sedan nahm die italienische Regierung keinen Anstand, in Rom einzurücken, was wie frühere Besitznahmen durch die beliebte Volksabstimmung sanktionirt wurde, bei der nur wenige Charaktervolle es wagen, gegen den Sieger zu stimmen. Rom ist nun seit 1871 Sitz des Königs von Italiens und des Parlamentes, der von allen Mächten verlassene Pio IX. im Vatikan eingeschlossen. Ob J. jetzt, nachdem die tausendjährigen Kämpfe der Germanen und Romanen um seinen Besitz aufgehört, ruhig und glücklich sein wird, ist ungewiß; die Parlamentsglieder der Mazzinisten-Partei halten sich von den Verhandlungen fern.

17. Spanien wurde in der frühesten Zeit von Iberern bewohnt, später kamen die Kelten und aus der Vermischung beider gingen die Keltiberier hervor. Die Phöniker und Griechen legten Kolonieen an, die als Eroberer auftretenden Karthager kamen bald mit den Römern in Conflikt, welche zuletzt Sp. bis auf die baskischen Provinzen unterwarfen und vollständig romanisirten. Im 5. Jahrh. erschienen die Westgothen, Vandalen, Sueven in der pyrenäischen Halbinsel und es entstand ein großes westgothisches Reich mit der Residenz Toledo, welches sich gleichfalls romanisirte aber durch Uneinigkeit im 8. Jahrh. zu Grunde ging, indem unruhige Große die Saracenen in das Land riefen, deren Sprache und Sitte herrschend ward, unter welchen sich eine blühende Kultur entwickelte und die Christen wenigstens freie Religionsübung behielten. Die Westgothen hatten sich indeß noch in Asturien behaupten können, drangen von hier aus vor und eroberten bis zum 11. Jahrh. eine Provinz nach der andern. Das war das Heroenzeitalter Spaniens, in welchem der Held Cid sich unvergänglichen Ruhm erwarb. Es entstanden nun mehrere christliche Königreiche und am Anfang des 13. Jahrh. besaßen die Saracenen nur noch Granada und Cordova. Die mächtigsten christlichen Reiche, Aragonien und Castilien, wurden im 15. Jahrh. durch die Vermählung Ferdinand's V. oder Katholischen mit Isabella von Castilien zu einem Reiche vereinigt und ihr Berather, Cardinal Ximenes, traf Maßregeln zur Stärkung der k. Gewalt. Unter Ferdinand und Isabella wurde das letzte maurische Reich Granada, ebenso Neapel und Navarra erobert, Amerika entdeckt, die Inquisition nicht nur zur Erhaltung der Glaubensreinheit, sondern eben so sehr zur Bändigung des Adels und Clerus eingeführt. Ximenes übernahm später auch die Regierung für den noch minderjährigen Karl I. (nachmaligen Kaiser Karl V.), Enkel Ferdinand's, den dieser als Universalerben eingesetzt hatte. Unter Karl I. und seinem finstern Sohne Philipp II. wurden die Befugnisse der Cortes und die politische Freiheit der Städte sehr unterdrückt, aber Spaniens Länderbesitz und Macht auf die höchste Stufe erhoben, Kunst und Literatur hatten ihre Blüthezeit, spanische Sprache und Sitten wurden maßgebend in Europa. Jedoch die vielen Kriege, die Wegnahme der Silbergallionen durch die Engländer, der Verlust der gegen sie gerüsteten Armada erschöpften die Kräfte des Landes und der gegen Ende der Regierung Philipp's II. merkbare Verfall schritt unter seinen Nachfolgern im 17. und 18. Jahrh. unaufhaltsam fort und führte auch zum Verlust des früher eroberten Portugals, der Niederlande und anderer Gebiete. An die Stelle der Habsburger, die bis dahin geherrscht hatten, trat nun durch testamentarische Verfügung des letzten von ihnen, Karl's II., ein Enkel seiner mit Ludwig XIV. von Frankreich vermählten Schwester, Philipp von Anjou, nachmals Philipp V., worüber der zwölfjährige spanische

Erbfolgekrieg ausbrach, wo Philipp sich zwar gegen seinen österreichischen Concurrenten auf dem Throne behauptete, aber viele auswärtige Besitzungen an Oesterreich und Savoyen verlor, Gibraltar und Minorca an die Engländer. Zugleich gingen die nationalen Freiheiten mit Ausnahme der Fueros der baskischen Provinzen gänzlich verloren und erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. unter dem einsichtsvollen König Karl III. kam wieder eine bessere Zeit für Spanien, in welcher die Inquisition abgeschafft, Handel, Industrie und Bodenkultur in Aufnahme gebracht wurden. Verderblich für S. wurde die Politik des Herzoges von Alcudia unter Karl IV., durch welche das Land in Krieg mit England verwickelt, seine Flotte bei Trafalgar vernichtet wurde und Spanien unter den Einfluß Napoleon's I. gerieth. Alcudia wurde 1808 durch einen Aufstand gestürzt, Karl IV. zur Abdankung gezwungen, der Kronprinz Ferdinand zum König ausgerufen, welcher dann in Madrid einzog, das bereits die Franzosen besetzt hatten. Da übte Napoleon unerhörte Gewaltthaten, zwang Ferdinand unter Bedrohung des Todes zur Entsagung auf alle seine Rechte und setzte seinen eigenen Bruder Joseph, bis dahin König von Neapel, auf den spanischen Thron. Nun erhob sich aber die Nation zum furchtbarsten Widerstand, der von den aus Portugal unter Wellington eingerückten Engländern bis 1812 in einer Reihe mörderischer Schlachten und Belagerungen fortdauerte, bis nach der Katastrophe in Rußland die Franzosen zur gänzlichen Räumung Spaniens gezwungen waren. Ferdinand aber erkannte die von den Cortes entworfene Verfassung nicht an und bahnte einer greulichen Reaktion den Weg, wodurch der Grund zu Verschwörungen und Aufständen gelegt wurde und die Parteien in immer heftigeren Gegensatz zu einander traten. Als die Liberalen in der Regierung und den Cortes die Oberhand erhielten, schritt nach dem Beschluß des Congresses von Verona Frankreich 1823 mit einer Armee unter dem Herzog von Angulême ein und stellte die Gewalt des unseligen Ferdinand wieder her, der wie schon früher seine Versprechungen brechend, die abermalige Reaktion der absolutistischen Partei hervorrief, welcher er jedoch selbst nicht weit genug ging, so daß sie seinen Bruder Don Carlos auf den Thron zu erheben beschloß. Die Zerrüttung im Innern wuchs, die Kolonieen in Amerika hatten sich vom Mutterlande losgerissen. Aus Abneigung gegen seinen Bruder hob Ferdinand das salische Gesetz der Bourbonen von 1713 auf, welches die Töchter von der Thronfolge ausschloß und erklärte die Infantin Isabella, erzeugt mit Maria Christina von Neapel, zur Thronfolgerin, die Königin übernahm 1833 nach dem Tode des Königs die Regentschaft für die minderjährige Isabella II. und war durch die mächtige Erhebung der Carlisten bald gezwungen, sich den Liberalen zu nähern und selbst englische Söldner in Dienst zu nehmen. Unter fortwährendem unmenschlich geführten Bürgerkrieg, revolutio-

nären Stürmen und Ministerwechseln verflossen 7 Jahre, bis endlich 1840 ganz S. zwar der Regierung Isabellen's unterworfen war, aber bald darauf Christine S. zu verlassen genöthigt war und Espartero die Regentschaft übernahm. Die Unruhen, theils von Christine, theils von der exaltirt liberalen Partei unterhalten, dauerten aber unausgesetzt fort, zuerst wurden die Progressisten Meister, dann die Moderados, sie nahmen auch kein Ende, als Isabelle die Regierung angetreten und sich mit dem Infanten Don Assis vermählt hatte und mehr als einmal waren Militär- und republikanische Aufstände in Madrid und in den Provinzen zu unterdrücken. Eine fünfjährige Ruhe, während welcher der Wohlstand und die Kultur wieder aufzublühen begann, genoß S. bis 1863 unter dem Ministerium O'Donnell und gewann sogar Kraft für Expeditionen gegen Annam und Marokko; von der Unternehmung Napoleon's gegen Mexiko zog sich General Prim eigenmächtig zurück. 1863, wo O'Donnell's Ministerium abzutreten gezwungen wurde, begannen die Unruhen wieder, der Zustand der Finanzen verschlimmerte sich immer mehr, die revolutionären Umtriebe riefen neue Reaktionen hervor. 1868 starb der Ministerpräsident Marschall Narvaez, eine der festesten Stützen der Königin, deren Regierung durch die Coalition der sämmtlichen liberalen Fraktionen und der revolutionären Generale, den ehemaligen Günstling Serrano an der Spitze, nach dem Treffen bei Alcolea gestürzt wurde; Isabelle floh nach Frankreich und entsagte der Krone zu Gunsten ihres Sohnes Alfons. Aber die provisorische Regierung suchte nach einem andern König; der Herzog von Montpensier hatte sich unmöglich gemacht, den Prinzen von Hohenzollern duldete Napolepn III. nicht und so wurde hauptsächlich durch den Einfluß des Generals Prim der Herzog Amadeus von Aosta zum König gewählt, der im Jan. 1871 in Madrid einzog, aber bei allen trefflichen Eigenschaften Spanien die Ruhe nicht zu geben vermochte, daher schon 1873 die Krone niederlegte und S. verließ. Seitdem ist S. Republik, im Bürgerkrieg mit insurgirten Städten und mit den Carlisten begriffen und seine Zukunft zweifelhaft.

18. Sarmatische Völker, unter ihnen die Slaven, scheinen bald nach den Germanen in Europa eingewandert zu sein und trafen im heutigen Rußland auf schon früher dort wohnende Skythen, Roxolanen und Tschuden. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera wogten in Rußland außer den Slaven sehr verschiedene Völker durcheinander: Gothen, Alanen, Hunnen, Avaren, Chasaren, Petschenegen, der Name Slaven findet sich erst im 6. Jahrh., wo sie die Städte Kiew und Nowgorod gründeten. Die Slaven von Nowgorod wurden im 9. Jahrh. den skandinavischen Warägern tributpflichtig, denen nach der Meinung mancher Historiker die Russen, deren Name um diese Zeit auftaucht, stammverwandt waren; Waräger,

Russen, Slaven verschmolzen miteinander und der Warägerfürst Rurik machte im 9. Jahrh. Nowgorod zur Residenz, während der Waräger Askold einen zweiten Staat mit Kiew als Herrscherſitz stiftete. Olaf vereinte beide miteinander und die Witwe seines Neffen Igor, die 955 in Konstantinopel die Taufe empfing, bahnte die Einführung des griechischen Ritus an, der minder kultivirend und veredelnd wirkt als der römisch-katholische. 1147 wurde Moskau gegründet, im 13. Jahrh. begannen die furchtbaren Einfälle der Mongolen, denen die russischen Großfürsten zinsbar wurden und erst im 15. Jahrh. gelang es Iwan I. Wassiljewitsch, das Joch abzuschütteln. Seine Nachfolger, welche den Titel Czar annahmen, vergrößerten allmälig ihr Reich, am meisten im 16. Jahrh. Iwan II. Wassiljewitsch, ein blutdürstiger, energischer Tyrann. 1613 wurde Michael Feodorowitsch Romanow zum erblichen Czar gewählt, welchem es gelang, mit Polen und Schweden, mit welchen das Reich in bedenkliche Kriege verwickelt war, Frieden zu schließen, seine Nachfolger Alexei Michailowitsch und Feodor III. Alexeijewitsch erweiterten den Territorialbesitz ansehnlich und führten im Innern zahlreiche Verbesserungen ein. Unter Peter I. oder Großen, dem gewaltigsten Kaiser Rußlands, trat dieses aus der Barbarei auf die Bahn der Civilisation, was bei dem starren Festhalten am Alten nur durch einen so überlegenen und zugleich despotischen Geist möglich geworden ist. Bei Narwa von den Schweden aufs Haupt geschlagen, siegten die Russen bei Pultawa entscheidend und zwangen Schweden zum Frieden, damit war seine Macht geschwunden, die Gustav Adolph begründet hatte und die freilich schon früher durch den Sieg des großen Kurfürsten bei Fehrbellin schwer erschüttert war. Rußland rückte bis zur Ostsee vor, es wurde der Grund zu St. Petersburg gelegt und unzählige Einrichtungen zeugen heute noch von der unglaublichen Thätigkeit und Schöpferkraft Peters I., der den Titel Kaiser aller Reußen annahm und indem er den erledigten Sitz des Patriarchen zu Moskau nicht mehr besetzte, sich zugleich zum geistlichen Oberhaupt der Nation machte. Auch unter der Regierung der Kaiserinnen Katharina I. nnd Anna Iwanowna waren Rußlands Macht und Einfluß in stetem Steigen begriffen, was auch Polen und Schweden erfahren mußten, welches letztere 1742 Finnland verlor. Im siebenjährigen Krieg stand R. auf Oesterreichs Seite, ohne für die gebrachten Opfer Vortheile zu erlangen. Katharina II. rief zahlreiche Kolonisten aus Deutschland herbei, hob Industrie und Unterrichtswesen und schloß 1772 mit Preußen und Oesterreich ein Bündniß, welchem die erste Theilung Polens folgte, so daß die russischen Grenzen über die Düna und den Dniepr vorgeschoben wurden, nahm auch die Krim in Besitz, wodurch R. die Herrschaft über das schwarze Meer und die Möglichkeit gewann, fortwährenden Druck auf die Türkei zu üben. 1793 folgte die zweite Theilung Polens und nach

der unglücklichen Revolution unter Kosziusko 1794 theilten die drei Ostmächte Polens letzten Rest unter sich und dieses alte Slavenreich hörte auf zu existiren. Paul I. nahm an den Kriegen der Verbündeten gegen das republikanische Frankreich theil und sendete Suworow mit einem Heer nach Italien, gab aber bald die Verbindung mit Oesterreich auf und fiel als Opfer einer gegen ihn wegen seiner Gewaltmaßregeln gerichteten Verschwörung.

Alexander I. wirkte mit Frankreich zur Auflösung des deutschen Reiches mit, war anfänglich mit Napoleon I. einverstanden bis er nach der Niederwerfung Preußens 1806—7 mit demselben in Krieg gerieth, etwa gleichzeitig auch mit Persien uud der Türkei. Der große Krieg gegen Frankreich nach der französischen Invasion von 1812, wo Moskau in Flammen aufging und Rußland alle seine Kräfte aufbot, nach welchem 1815 Alexander I. die „heilige Allianz" stiftete, führte für Rußland einen mächtigen Einfluß auf die europäischen Angelegenheiten herbei. Dasselbe schritt auch auf der Bahn innerer Verbesserungen unter diesem anfänglich liberalen, später durch die Revolutionen in Griechenland, Italien, Spanien mißtrauisch gewordenen Kaiser ungemein fort. Bei seinem Tode brach eine Adelsverschwörung zu dem Zwecke aus, das Haus Romanow vom Thron zu verdrängen und eine Art Republik einzuführen. Alexander I. hatte nämlich, nachdem der ältere Großfürst Konstantin die Thronfolge ausgeschlagen, Nikolaus den jüngern zum Nachfolger bestimmt, aber die Verschworenen erklärten ihn für einen Usurpator und gewannen einzelne Truppenkörper, namentlich von der Garde, wobei sie sich den Schein gaben, als geschehe die Erhebung zu Gunsten Konstantin's. Es gelang aber, als der Sturm am 26. Dez. 1825 losbrach, der ungemeinen Energie des Großfürsten Nikolaus, wie es einst Peter I. mit den Strelitzen gelungen war, den bewaffneten Aufstand mit den treu gebliebenen Truppen niederzuwerfen, worauf er als Nikolaus I. den Thron bestieg und strenges Gericht über die Verschworenen übte. Unter seiner militärischen und streng autokratischen Regierung wurde ein Krieg mit Persien durch Paskewitsch siegreich beendigt, brachte Rußland großen Gebietszuwachs, bedeutende Kriegsentschädigung und Handelsvortheile und schwächte Persien so, daß es sich seitdem dem russischen Einfluß nicht mehr entwinden konnte. Ein gegen die Türkei 1828 unternommener Krieg endigte erst 1829 unter Diebitsch, der den Balkan überstieg und Adrianopel nahm, während Paskewitsch in Asien Erzerum eroberte, günstig für R. Nach der Julirevolution erkannte Nikolaus die Dynastie Orleans nur widerwillig an und suchte mit den Ostmächten die h. Allianz zu erneuern, wurde aber gleich darauf durch die polnische Revolution von 1830 und folgende Jahre ernst in Anspruch genommen. Nach Bezwingung des aufständischen Polens wurde der letzte Rest seiner Selbständigkeit vernichtet und seine Einverleibung

in das russische Reich vorbereitet. In den europäischen Angelegenheiten verfolgte Kaiser N. eine reaktionäre Politik. Als 1833 die Pforte durch den Vicekönig von Aegypten, Mehemed Ali, ernsthaft bedroht war, was R. nicht vortheilhaft dünkte, setzte es Truppen und Schiffe zum Schutz der Pforte in Bewegung gegen das Versprechen dieser, keinen fremden Kriegsschiffen die Einfahrt in die Dardanellen zu gestatten. Bereits damals trat R.'s Bestreben hervor, den Engländern in Asien entgegen zu wirken und es bewog Persien zum Vorstoß gegen Herat, der aber mißlang, da England Herat Hülfe leistete; ebenso scheiterte ein russischer Feldzug gegen Chiwa unter Perowskij. Die Bergvölker des Kaukasus, stets mit R. in Kampf, wurden von England mit Waffen und Kriegsvorräthen unterstützt, der Tschetschenzenhäuptling Schamyl brachte den R. manche empfindliche Niederlage bei und konnte erst 1859 bezwungen werden, wo dann ein Theil jener Bergvölker nach der Türkei auswanderte. Die auch im Innern strenge und despotische Regierung des Kaisers N. suchte Polen zu russifiziren nnd zu dekatholisiren, Millionen unirter griechischer Christen wurden einfach durch Ukas der orthodoxen Kirche einverleibt, in den Ostseeprovinzen die lutherische Kirche bedrängt, nach der Februarrevolution der Verkehr mit Westeuropa sehr erschwert. Immerhin wurden dabei vielerlei Verbesserungen und Errungenschaften der abendländ. Civilisation eingeführt. Als die Schleswig-Holstein'sche Geschichte herantrat, wirkte Kaiser N. zu Gunsten Dänemarks dem deutschen Interesse entgegen. Oesterreich, welches 1849 nicht mehr im Stande war, die Revolution, namentlich die Magyaren zu besiegen, schickte Nikolaus eine Armee unter Paskewitsch zu Hülfe, vor welcher Görgey die Waffen streckte. R. stand auf dem Höhepunkte seiner Macht und benutzte dieses, um die Türkei zu demüthigen, mit welcher Verwicklungen wegen der h. Stellen in Jerusalem und wegen der polnischen Flüchtlinge in der Türkei ausgebrochen waren und wo Oesterreichs und Frankreichs Einfluß stets zunahm. Als die Pforte die Erfüllung der Forderungen verweigerte, welche der russische Gesandte Fürst Menschikow in ungewohnt brüsker Form stellte, erklärte Kaiser Nikolaus den Krieg und ließ unter Gortschakow Truppen in die Moldau und Walachei einrücken. Napoleon III, empfindlich über die ihm bei seiner Thronbesteigung von Kaiser N. bewiesene Unfreundlichkeit, gewann England und Sardinien zu einer gemeinschaftlichen Operation gegen R., während dieses die deutschen Mächte nur zu diplomatischer Vermittlung zu bewegen vermochte; Oesterreich zwang sogar 1854 R., die Donaufürstenthümer zu räumen. Was damal durch die englisch-französischen Schiffe in der Ostsee geschah, war unbedeutend, es wurde kein Angriff auf Kronstadt gewagt. Hingegen fiel nach langer schwerer Belagerung Sebastopol 1855, was indeß Nikolaus nicht mehr erlebte, wohl aber die Vernichtung seiner noch kurz zuvor

so mächtiger Geltung in Europa. Nach dem Fall jener Veste mußte R. die Donaumündungen und einen Theil Bessarabiens frei geben und alle Verträge, durch welche es die Türkei gefesselt hatte, waren annulirt.

Vorzüglich gegen Oesterreich war R. erbittert, weil man von ihm für die gegen Ungarn geleistete Hülfe mehr Rücksicht erwartet hatte und Nikolaus' Nachfolger, der Kaiser Alexander II. knüpfte mit Frankreich und Sardinien, nicht minder auch mit der nordamerikanischen Union, die stets mißtrauisch auf England schaut, Verbindungen an. Im Krieg der Westmächte gegen China nahm R. eine vermittelnde Stellung ein und erlangte für sich das vielversprechende Amurland. Alexanders II Regierung war bis jetzt für R. mit Ausnahme der Behandlung, welche die Katholiken und die deutschen Ostseeprovinzen erfahren, eine humane und wohlthätige, es wurden viele Erleichterungen bewilligt und Verbesserungen eingeführt, des Kaisers größtes unsterbliches Werk ist aber die Bauernemancipation, welche er 1857—71 gegen den Widerstand des Adels und den Unverstand der Bauern selbst durchsetzte. Als das Bestreben der Machthaber, die Polen durch versöhnliche Maßregeln zu gewinnen, ohne Erfolg blieb, 1863 ein neuer Aufstand ausbrach, wandte R. strenge Maßregeln an und wies die Noten Frankreichs, England und Oesterreichs, welche eine mildere Behandlung der Polen empfahlen, entschieden zurück; in den Ostseeprovinzen fuhr man mit der Russifizirung fort. Im Adel und der Jugend des Reiches hatte sich seit den ersten sechsziger Jahren ein unruhiger auf freie, wohl auch anarchische Zustände hinstrebender Geist geoffenbart und die zahlreichen Feuersbrünste in St. Petersburg und vielen andern Städten schrieb man dem socialistischen Geheimbund der „Nihilisten" zu. Dem Adel von Moskau, der um eine Repräsentativverfaßung bat, wurde die Antwort, daß bei allen Reformen nur dem Kaiser die Initiative zukomme; derselbe führte durch Ukas von 1864 Kreis- und Gouvernementsvertretungen ein. Die Klage Pius IX. über Behandlung der kathol. Kirche hatte nur die Folge, daß R. das mit der Curie geschlossene Concordat von 1847 aufhob, 1869 wurde den russischen Bischöfen sogar der Besuch des Concils in Rom verboten. Nur mit Preußen unterhielt R. ein inniges Einverständniß, die sympathischen Kundgebungen der Tschechen für R. nahm dieses günstig auf. 1868 wurde die Administration Polens ganz mit der russischen verschmolzen, in den Ostseeprovinzen die russische Sprache als amtliche Sprache statt der bisherigen deutschen eingeführt, die Presse geknebelt, die Beschwerden der Ritterschaft mit Nichtbeachtung der Verträge zurückgewiesen. Im deutsch-französischen Krieg erklärte R. sich für neutral und seine Haltung mochte wohl auch Oesterreich, das anfangs zu schwanken schien, zu Gleichem bestimmen. Preußen erkannte auch dieses dankbar an und seiner Bemühung ist es z. Th. auch zu zuschreiben, daß die Spannung Rußlands mit

Oesterreich gehoben wurde, was 1872 in der glänzenden Zusammenkunft der drei Kaiser in Berlin seinen Ausdruck gefunden hat. Ende Okt. 1870 nach den Tagen von Metz und Sedan erklärte der russ. Reichskanzler Fürst Gortschakow, daß R. die im Friedensschluß von 1856 übernommenen Verpflichtungen rücksichtlich der Neutralisirung des schwarzen Meeres, Beschränkung der von ihm dort zu haltenden Kriegsschiffe &c. nicht mehr anerkenne und verlangte eine Modification der bezüglichen Bestimmungen durch die Mitunterzeichner. Sämmtliche Mächte fanden dieses Verfahren zwar sehr eigenmächtig und ungewöhnlich, willigten aber doch auf der Londoner Conferenz 1871 in die russischen Begehren ein. In frischer Erinnerung ist noch die heldenmüthige Ausdauer und Kraft, mit welcher die russischen Truppen unter General Kaufmann 1873 Chiwa erobert und unter russ. Botmäßigkeit gebracht haben.

19. Türkisches Reich. Die Seldschuken im nördlichen Phrygien und Bithynien unter dem Sultan von Iconium stehend, wurden nach dem Untergange seines Reiches selbständig, worauf 1300 n. Chr. ihr Fürst Osman sich Sultan nannte, sein berühmterer Sohn Orchan, welcher in Brussa residirte, nach Vergrößerung seines Gebietes den Titel Padischah annahm. Orchan organisirte seine Kriegsmacht musterhaft, wandelte die undisciplinirten Reiterschaaren in Spahis um und gründete die Infanterie der Janitscharen, welche in spätern Zeiten gleich den Prätorianern Roms oft unheilvollen Einfluß übten. Diese den westlichen Ländern überlegene türkische Militärorganisation und zweckmäßigere Bewaffnung bereitete die zukünftigen Siege vor, durch welche die Türken, die man erst bekämpften lernen mußte, Jahrhunderte lang der Schrecken des Abendlandes wurden. Bereits Orchan's Sohn, Murad I. schlug nach der Eroberung Thraziens seinen Herrschersitz in Adrianopel auf und dem orientalischen Kaiser blieb fast nur Byzanz mit der nächsten Umgebung. Murad besiegte die gegen ihn verbündeten Walachen, Albanesen, Ungarn, Bosnier und Serben und eroberte 1389 Bulgarien, sein Sohn Bajazid versuchte bereits, obwohl vergeblich die Eroberung Konstantinopels, zwang aber doch den Kaiser Tribut zu zahlen und den Islam zu dulden. 1396 schlug Bajazid eine neue Christenarmee unter Sigismund von Ungarn bei Nikopolis auf das Haupt, während seine asiatischen Truppenführer Anatolien überzogen, 1402 aber wurde B. von dem Mongolenchan Timur bei Angora bis zur Vernichtung geschlagen und fiel in dessen Gefangenschaft. Murad II. besiegte die Polen und Ungarn bei Varna, in Albanien leistete ihm Skanderbeg, in Siebenbürgen Hunyades den nachhaltigsten Widerstand. Endlich eroberte Mahmud II. 1453 Konstantinopel und den größten Theil der heutigen europaeischen Türkei und Griechenlands und Selim I. entriß den Persern Armenien bis an den Tigris,

schlug den Sultan der Mameluken und nahm dessen sämmtliche Länder, Syrien, Aegypten und einen Theil Arabiens in Besitz. Der glänzendste aller türkischen Sultane war Soliman II., welcher fast ganz Ungarn unterwarf und zum Paschalik unter dem Fürsten Zapolya machte, Wien belagerte, von dem er jedoch, nachdem viele Tausend Türken gefallen waren, abziehen mußte, den Johannitern nach heroischer Gegenwehr Rhodus, den Persern wichtige Städte entriß; die türkischen Admirale nahmen den Venetianern mehrere Festungen im Archipel, unterwarfen die Barbareskenstaaten dem Sultan, die türkischen Flotten dehnten ihre Raubzüge bis nach Spanien, selbst in den indischen Ocean aus. Soliman, welcher bei der Belagerung der durch Zriny vertheidigten ungarischen Veste Szigeth 1566 starb, hatte entgegen der früheren Uebung, wo die Prinzen als Statthalter und Feldherrn verwendet wurden, was ihre kriegerische und staatsmännische Ausbildung förderte, aber freilich auch ehrgeizige und verderbliche Pläne erweckte und öfters Familienmord veranlaßte, die noch jetzt bestehende Einrichtung getroffen, daß alle Prinzen mit Ausnahme des regierenden, im Serail eingeschlossen und von allen Geschäften fern gehalten wurden. Nach Soliman versanken die meisten Sultane in Erschlaffung, der feurige thatkräftige Aufschwung schien verschwunden und unter seinem Sohn Selim II. wurde die türkische Flotte in der Seeschlacht von Lepanto 1571 durch die vereinigten christl. Flotten unter Don Juan d'Austria fast ganz vernichtet. Tiefer und tiefer sank der Stern der Osmanenherrschaft unter Murad III. und Mohammed III., Kriege des ersteren gegen Oesterreich hatten keinen Erfolg und Mohammed verlor in Asien an die Perser Tabris und Bagdad, doch wurde später Bagdad wieder und auch Eriwan gewonnen. So tief war das Ansehen der sonst geheiligten Sultane gesunken, daß die Janitscharen es wagen durften, Osman II. und Ibrahim I. abzusetzen und hinzurichten. Unter Mohammed IV., wo die Sultansgroßmutter und Mutter um den Vorrang kämpften, 1656 die Venetianer die türkische Flotte vor den Dardanellen schlugen, während die Janitscharen rebellirten, ergriff der 75jährige Großvezier Köprili Mohammed Pascha das Staatsruder, vertrieb die Venetianer und erzwang durch die härtesten Maßregeln wider Gehorsam und Ordnung. Von jetzt an leiteten meist Großveziere die Staatsgeschäfte und auch die Kriegsoperationen, wie denn Mohammed Pascha's Sohn Achmet einige ungarische Festungen und die Insel Kandia eroberte, von dem Polenkönig Johann Sobieski nach mehrjährigem Krieg die Abtretung Podoliens und eines Theiles der Ukraine erzwang, wo die Kosaken gegen Polen rebellirt hatten und von Achmet unterstützt wurden. Die Verbindung mit den Kosaken und der Besitz der Ukraine führten alsobald zu einem Zusammenstoß mit Rußland, in welchem Feodor III. die Türken schlug und zu Gebietsabtretungen zwang. Als ein Theil

Ungarns, der unter Oesterreich stand, sich gegen dieses erhob, mischte sich Sultan Mohammed IV. ein, ernannte Tökely, den Führer der Aufständischen zum Unterkönig und der Großvezier Kara Mustapha marschirte mit einem großen Heere vor Wien, das tapfer widerstand und von Sobieski mit Polen und Deutschen entsetzt wurde. Die Venetianer entrissen der Pforte Morea und trieben die eingedrungenen Türken aus den Jonischen Inseln; von den Oesterreichern unter dem Herzog von Lothringen wurden 1684—7 die Türken wiederholt geschlagen und verloren Ofen und Belgrad. Mohammed IV. wurde von den Janitscharen abgesetzt und es folgte Soliman II., der Kampf mit Oesterreich dauerte mit wechselndem Glück fort, bis endlich 1697 unter Sultan Mustapha II. die Osmanen von den Kaiserlichen unter dem Prinzen Eugen bei Zenta an der Theiß eine furchtbare Niederlage erlitten, welche sie zu dem höchst nachtheiligen Carlowitzer Frieden zwang, in welchem die Pforte an Oesterreich Siebenbürgen und Ungarn, an Rußland Asow, an die Venetianer Morea und fast ganz Dalmatien, an Polen die Ukraine und Podolien verlor. Asow mußte zwar 1711 der von den Türken am Pruth mit seinem Heere eingeschlossene Czar Peter d. Gr. an Achmed III. wieder herausgeben und 1715 ging auch Morea für die Venetianer wieder verloren. In dem bald wieder ausbrechenden Kriege mit Oesterreich schlug Prinz Eugen 1716 die Türken abermal entscheidend, was sie Temesvar und Belgrad kostete. Achmed, der gegen Persien glückliche Kriege führte, wurde von den meuterischen Janitscharen abgesetzt und die persischen Eroberungen gingen unter dem gebildeten und weisen Mahmud II. wieder verloren, aber gegen Oesterreich und Rußland errangen die Osmanen so viele Vortheile, daß sie beim Friedensschluß von Belgrad 1739, wo Frankreich für sie sehr thätig war, die früher an jene beiden Mächte verlorenen Festungen wieder zurück erhielten. Unter Mustapha III. gelang es dem äußerst tüchtigen Großvezier Raghib Pascha, die Janitscharen zu bändigen und bessere Ordnung in die Finanzen zu bringen.

War bis jetzt Oesterreich der gefährlichste Feind der Pforte gewesen, so übernahm in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Rußland diese Rolle. Die Wahl des von Katharina II. begünstigten Stanislaus Poniatowski zum König von Polen erschien der Pforte so gefahrdrohend, daß sie 1769 Krieg gegen Rußland begann, wobei jedoch ihre Heere in diesem und den folgenden Jahren durch Galizin und Romanow wiederholt geschlagen wurden, während Alexis Orlow die türkische Flotte bei Tschesme verbrannte und sie mußte froh sein, im Frieden von Kainardschi 1774 die verlornen Gebiete unter lästigen Beschränkungen wieder zu erhalten. 1783 nahm für Katharina II. Potemkin die Krim dauernd in Besitz und ein Jahr darauf rückte in Asien Rußland seine Grenze bis Georgien vor. Das Einver-

ständniß von Oesterreich und Rußland gegen die Pforte und die Einflüsterungen Englands und Preußens bewogen den Divan zum Krieg gegen die ersten beiden, aber die türkische Armee wurde 1789 am Rimnikfluß von den Verbündeten unter Suworow furchtbar geschlagen. Englands und Preußens Diplomatie hatte die Pforte es zu verdanken, daß die Verbündeten im Frieden von Jassy 1792 fast alle Eroberungen wieder herausgaben. Die Zustände des Osmanenreiches waren schlimm, indem Vasallen und Machthaber in mehreren Provinzen sich von der Pforte unabhängig zu machen strebten und die Wahabiten die h. Städte Mekka und Medina eroberten, die Armee demoralisirt, die Finanzen zerrüttet waren.

Sultan Selim III., der auf Frankreichs Schutz vertrauend, zum Verdruß nun auch Englands eine antirussische Politik eingeschlagen hatte, wurde 1807 durch die Janitscharen, die er zu beseitigen gesucht, vom Throne gestoßen, worauf Mustapha Bairakdar, der Gouveneur von Rustschuk, Mahmud II. auf den Thron setzte und die von Selim begonnene Militärreform durchzuführen suchte, aber in einem Aufstand zn Grunde ging. Mahmud II., ein eben so tüchtiger als unglücklicher Fürst mußte scheinbar der Reaktion huldigen, behielt sich aber im Geheimen die Ausführung der Reform vor, suchte zugleich die Macht der unbotmäßigen Vasallen zu brechen und die des Sultans wieder zur Geltung zu bringen, was ihm in vielen Provinzen gelang, nicht aber in Serbien gegen Milosch Obrenowitsch und noch weniger gegen den mächtigen Mehemed Ali von Aegypten, so daß er sogar genöthigt war, letzteren im griechischen Freiheitskriege zu Hülfe zu rufen. Doch gelang Mahmud 1826 die Vertilgung der Janitscharen und die Bildung einer nach europäischem Muster organisirten Armee, obwohl diese im Kriege von 1828—9 gegen Rußland keine Lorbeeren erntete, indem der russische Feldherr Diebitsch über den Balkan drang und Streifkorps schon gegen Konstantinopel vorschob. Die Türken mußten im Frieden von Adrianopel nicht nur die Unabhängigkeit Griechenlands anerkennen, sondern ihre Festungen auf den linken Donauufer schleifen und schwere Kriegsentschädigung leisten. Mahmud's Versuch, den übermüthigen Vicekönig von Aegypten mit Gewalt zum Gehorsam zurück zu führen, mißlang, indem die Türken 1831—3 von dem in Syrien eingefallenen Ibrahim Pascha, Mehemeds Sohn mehrmal geschlagen wurden, so daß Mahmud im Frieden von Kutahia 1833 Syrien und Cilicien an Mehemed Ali abtreten mußte. Um Syrien wieder zu gewinnen, rückte der Großvezier Hafis 1839 in dieses Land ein, wurde aber von den Aegyptern bei Nisib bis zur Vernichtung geschlagen und da auch dte Flotte zu jenen überging, wäre Mahmuds Nachfolger, Abdul-Medschid verloren gewesen, wenn nicht nun Rußland selbst, welches keine von Frankreich beeinflußte Regierung in

Konstantinopel wollte, in Verbindung mit England, Preußen, Oesterreich, zuletzt auch noch Frankreich, Mehemed Ali zur Zurückgabe von Syrien, Cilicien, Candia gewungen hätte; Aegypten blieb ihm als erbliches Lehen. Der berühmte Minister Abdul-Medschids, Redschid Pascha, verkündigte 1839 den Hattischerif von Gülhane, in welchem die Principien einer modernen Gesetzgebung dargestellt sind. Um Englands und Frankreichs übermächtig werdenden Einfluß beim Divan zu begegnen, verlangte Rußland 1851 von der Pforte das Schutzrecht über die 10 Millionen ihrer griechisch christlichen Unterthanen und schritt als dieses verweigert wurde, zur Occupation der Donaufürstenthümer, was den sogen. Orientkrieg zur Folge hatte, in welchem Rußland den verbündeten Franzosen, Engländern, Sardiniern und Türken unterlag. Im Pariserfriedeu von 1856 wurde die Türkei, deren Erhaltung man für politisch nothwendig ansieht, in die europaeische Völkerfamilie und den Mitgenuß des europ. Staatsrechtes aufgenommen, nachdem eine Proklamation des Sultans, der Hatti-Humajum, freisinnige Verwaltung und gleiches Staatsbürgerrecht für alle seine Unterthanen zugesagt hatte. Der ohnmächtige Zustand der Pforte erklärt, daß die Moldauer und Walachen sich 1861 zu einem Fürstenthum Rumänien vereinigen durften. Der gegenwärtige Sultan Abd-ul Asis, der anfänglich dem zerrütteten Finanzwesen durch einfachern Haushalt aufhelfen zu wollen schien, überließ sich später launenhafter Verschwendung und Willkühr in Ernennung und Absetzung der höchsten Beamten und der Hatti-Humajum verhindert nicht, daß in Bosnien und anderwärts brutale Wirthschaft der Paschas und der türkischen Soldateska und Mißhandlung der Christen fortwährt. Die Pfortenregierung vermag überhaupt nicht, die im Pariserfrieden von 1856 übernommenen Verpflichtungen gegen ihre christlichen Unterthanen zu halten, weil dieses ihrer Entstehung, Geschichte und dem mohammedanischen Geiste widerspricht. Daher fortwährend unruhige Bewegung der christlichen Bevölkerungen und Versuche die Türkenherrschaft abzuschütteln, was Griechenland und Serbien ganz, Rumänien größtentheils gelungen ist, in Bulgarien bevorsteht, der Insel Candia nach ungeheurer Anstrengung der Pforte 1868 mißlang. Die Unterordnung des Khedive von Aegypten (Khidiv heißt Herr, Gewaltiger) unter die Pforte ist kaum scheinbar und kann bei nächster Gelegenheit in das Gegentheil umschlagen. Die talentvollen Minister Fuad Pascha, Aali Pascha, Mahmud Pascha konnten das riesenhafte Anwachsen der Staatschuld und den in Bälde drohenden Bankerott nicht aufhalten.

Die Auflösung der Osmanenherrschaft in Europa, nur eine Frage der Zeit wurde einigemale schon von Mächten verzögert, die das meiste zu ihrer Schwächung gethan haben: Rußland und Oesterreich, in der Ahnung, daß diese „orientalische Frage" zu den

gefährlichsten Conflikten und Erschütterungen führen müsse. Vielleicht wird in einer nicht so fernen Zeit, wenn das Osmanenthum nach Asien hinüber gedrängt ist, ein neues orientalisches Kaiserthum mit der nach ihrer Lage noch zu einer großen Zukunft bestimmten Hauptstadt Konstantinopel aufgerichtet, welches Südslaven, Magyaren und Griechen unter Habsburg's Scepter vereinigt, während alle Deutschen dem deutschen Kaiserreiche angehören.

20. Den zahlreichen Culturvölkern der östlichen Halbkugel stehen einige wenige Amerikas gegenüber, die nicht einmal ganz die Civilisationsstufe der alten asiatischen Reiche erlangt hatten, — wohl auch mit ein Beweis, daß Amerika später bevölkert worden ist. Die bedeutendsten dieser amerikanischen Culturvöker sind die Azteken, Centralamerikaner und Peruaner, über welche im 3. Buche S. das Nöthigste gesagt worden ist, auch darf ich wohl auf meine „anthropologischen Vorträge“ Leipzig und Heidelberg 1863 verweisen und zwar für die Azteken auf S. 262 ff, die Peruaner auf S. 289 ff. Für erstere mag noch Folgendes beigefügt werden. Die Azteken kamen gegen Anfang des 13. Jahrh. nach Anahuac und gründeten 1325 die Stadt Tenochtitlan, das heutige Mexiko, dessen Name von dem des Kriegsgottes Mexitli herrührt. Ihre anfangs aristokratische Verfassung wurde 1352 mit Acamapitzin monarchisch, beschränkt durch die Aristokratie, aber mit fortschreitender Erweiterung der k. Machtvollkommenheit, die ihre Spitze in dem despotischen Montezuma II. erreichte. Vor der Krönung mußten die mexikanischen Könige einen Feldzug vornehmen, um für die hiebei zu bringenden Menschenopfer die nöthigen Gefangenen zu beschaffen. Seit 1425 bestanden in Mexiko drei Reiche: das aztekische mit der Hauptstadt Mexiko, das chechemekische mit Tezcuco und das Reich Tacuba mit der Hauptstadt Tlacopan alle drei eng miteinander verbunden. Neben den monarchischen Reichen gab es auch Republiken wie Tlascala, Cholula, Chaleo. Fortwährend wütheten Kriege zwischen Mexiko und den umwohnenden Völkern. 1427 begann Izcoatl zu regieren, für den Regierungsantritt der folgenden Könige bis Montezuma gibt man die Jahre 1440, 1468, 1481, 1486, 1502 an.

Manche nehmen noch ein älteres Volk, die Ulmeken an, die in Künsten sogar den Tolteken überlegen gewesen seien und die Riesen, welche sie im Lande fanden, ausgerottet hätten; von den Tolteken ging die Kultur auf die mehr kriegerischen Azteken über. Die Tolteken sprachen aztekisch, bauten prächtige Tempel, fertigten schöne Mosaiken, Silber- und Federarbeiten, bearbeiteten edle Steine und die Metalle, pflanzten Mais und Baumwolle, aus der sie küustliche Gewebe machten, trieben lebhaften Handel mit Gold, Federarbeiten, Zeuchen, Kupfermünzen und bewahrten das Andenken an historische

Ereignisse in Knotenschnüren auf. Von ihnen stammen die Astrologie, Traumdeuterei und Jahresrechnung der Mexikaner. Ihr Gott Quetzalchoatl war gleich Huitzilopochtli, dem Hauptgott der Azteken ein vergötterter Priester, Prophet und Zauberer. Waitz suchte nachzuweisen, daß die Tolteken nicht von Norden kamen, sondern aus Centralamerika und daß auch die Reste großer Bauwerke im Norden von Mexiko von ihnen stammen. — Nach dem Sturz des Toltekenreiches bemächtigte sich etwa am Ende des 10. Jahrh. des Landes Mexiko ein rohes von Norden gekommenes Volk, die Chichimeken; ihr König Xolotl sei weiß und bärtig gewesen, wie die Toltekenfürsten. Nach den Chichimeken kamen die Acolhuas, dann die Azteken nach Anahuac oder Mexiko und zwar wahrscheinlich von Nordwesten, über den californischen Meerbusen her, waren anfangs ein wenig zahlreiches, verachtetes Völkchen auf den Inseln des Sees von Mexiko, gelangten aber nach und nach zu Macht und erhielten in der 2. Hälfte des 13. Jahrh. einen eigenen König. Zuletzt wurden die Acolhuas und Azteken die herrschenden Völker in Mexiko und von Montezuma II. an das allein herrschende Volk, welches für seine Bestimmung hielt, alle anderen ihrem Gott Huitzilopochtli und sich zu unterwerfen. Montezuma's Reich erstreckte sich bei der Ankunft der Spanier vom atlantischen zum stillen Ocean und südwärts sandte er seine Heere bis Guatemala und Nicaragua. Neben dem Königthum hatte sich eine mächtige Priesterschaft ausgebildet, bei beiden sieht man neben großer Weisheit und tiefem sittlichem Gefühl auch jene Grausamkeit gegen die Besiegten und jenen blutigen Cultus, wie in manchen asiatischen Reichen. Montezuma II. wurde auch in Despotismus und Verschwendung den alten orientalischen Königen ganz ähnlich. Die Stadt Mexiko hatte zur Zeit der Eroberung 200—300,000 Einwohner und Cortez fand sie so gewerbreich und belebt wie die größten Städte Spaniens. Nach dem Untergang der einheimischen Herrscher regierten spanische Vicekönige Mexiko, vom Jahre 1810 an riß sich das Land wie andere vom Mutterlande los und ward zur Republik, dann zum Kaiserreich unter Iturbide, hierauf wieder zur Republik unter Juarez, 1864 abermal unter Maximilian Kaiserreich. Maximilian scheiterte, weil er nach den zuverlässigsten Berichten „der einzige honnette Mann im Lande war, unter der Masse treuloser, schurkischer Charaktere"; nach seinem Sturz wurden nur Rückschritte gemacht. Der Vollblutindianer Lozada, Gouverneur der Provinz Xalisco, einer der treuesten Anhänger Maximilian's, hielt sich noch bis zum Jahre 1873, wo er den Soldaten der Regierung unterlag und erschossen wurde.

20. Die schwarze Rasse, speziell die Neger, ja selbst die Fulbe haben nie Reiche von solcher Bedeutung und Dauer zu gründen vermocht, wie die Azteken, Centralamerikaner und Peruaner. Die Neger-

staaten sind in ewiger Fluctuation begriffen, in alter Zeit waren in Westafrika die Soninkié oder Serrakolets und Malinkié oder Mandingos die Hauptmächte; erstere sind jetzt bedeutungslos und es stehen nur noch die Mandingos und die Fulbe auf der Bühne. Im Mittelalter gründeten die Berbern mit den Serrakolets die Reiche Ghanata und Melle. Viele Negervölker sind ganz geschichtslos, es gibt aber selbst in der weißen Rasse ungeschichtliche roh gebliebene Stämme. Das aus Ostafrika stammende Hirtenvolk der Fulbe drang nach Barth vor mehreren Jahrhunderten gegen Westen vor, stürzte mehrere Negerreiche und gründete die Staaten Massina, Gando, Sokoto und Adamaua und erreichte im 16. Jahrh. den obern Senegal, wo es im 18., vermischt mit den Mandingos und Joloffs ein großes westislamitisches Fulbereich stiftete, während seine Aussendlinge zwischen Niger und Tsadsee das östliche Fulbereich gründeten. 1848 rief sie ihr Haupt El Hadji Omar zu einem Glaubenskampf gegen die heidnischen Neger und Franzosen auf, der 1860 mit einem für letztere günstigen Waffenstillstand endigte. Omar unterwarf hierauf bis zu seinem Tode 1864 eine Anzahl Völker des Westsudans und vereinigte sie zu einem Reiche, sein Sohn setzte den erbitterten Kampf fort, der noch mehrere Jahre wüthete. — Backer behauptet, der allgemeine Charakter des Sudans sei höchstes Elend; von Aegypten schreibt er (die Nilzuflüsse in Abyssinien, II, 247), die Menschen seien an den Ufern des Nils noch eben so roh und wild, wie zur Zeit des Baues der Pyramiden. „Der Nil ist ein Segen, der jetzt blos halb zur Wirkung kommt, aber es wird eine Zeit eintreten, wo die Welt mit Bewunderung auf ein mächtiges Aegypten blicken wird, dessen wogende Kornfelder über dieselben durstigen Wüsten, wo jetzt nur das Kameel mit der erschöpften Natur zu kämpfen vermag, bis in die weitesten Fernen laufen. Von einigen hohen Punkten werden die Menschen auf ein Netzwerk von Kanälen und Becken blicken, welches das von Fruchtbarkeit überquellende Land überall durchzieht.“ In Abyssinien blühte im 4.—7. Jahrh. n. Chr. das Reich von Axum, wo das Gheez gesprochen wurde; es bestand aber schon vor der christlichen Aera eine Kultur daselbst, das Christenthum wurde von 330 n. Chr. an eingeführt. Später wurde das Reich sehr durch die Kämpfe mit den Mohammedanern geschwächt, seit dem 16. Jahrh. durch die Gallas verheert. Nach der Vernichtung der Herrschaft Kâsa's (Kaiser Theodor I.) durch die Engländer 1868 fiel das Land wieder in Anarchie, die wohl zur Stunde noch nicht beendigt ist. Das berberisch-maurische Reich Marokko ist bis auf den heutigen Tag auf einer ziemlich tiefen Kulturstufe stehen geblieben, war früher ein Piratenstaat, dem die kleinen europ. Seemächte bis in die vierziger Jahre Tribut bezahlten, in den letzten Jahrzehnten mit den Spaniern und (wegen Abd el Kader's Unterstützung) wiederholt mit den Franzosen in Krieg verwickelt, der mit Niederlagen endigte.

Allgemeine Bemerkungen. Nach den Einwanderungen der Romanen, Germanen und Slaven in Europa, versetzte sich der historische Prozeß, der bis dahin im Orient und Aegypten sich abgewickelt, nach Europa, wo nun seit dritthalb tausend Jahren fast unablässig stürmische Bewegungen und staunenswerthe Wandlungen stattfinden. Die moderne Kultur wurzelt auf der klassischen, gräko-italischen und auch der orientalischen Völker und wir haben sie nur in der Naturwissenschaft und Industrie übertroffen. Griechenland hat für die Plastik und Poesie ewig gültige Muster geschaffen, Rom die Rechtsverhältnisse geordnet, dem Orient sind die Religionssysteme entsprossen, welche noch heute bestehen. Durch die germanischen Völker kam in die alternde und entartete römische Welt neues Lebensblut und es begann unter stürmischen Wehen eine das ganze Mittelalter währende Durchdringung des römischen und germanischen Wesens. Im Mittelalter war die Kirche voll Leben und Kraft, der Staat erst in der Gestaltung begriffen; auch die Individuen waren lebenskräftig und sammelten sich in Genossenschaften, Zünfte, Orden; die Hansa und die Universitäten sind ebenfalls diesem Corporationstriebe entsprossen. Die Anfänge des Lehnstaates fallen in frühe Zeiten der Germanen und Normannen, im Mittelalter hat er seine Ausbildung erlangt; Staats- und Rechtsämter wurden vom 12. Jahrh. an meist auf Kosten der Feudalität gegründet; nahm das Königthum zu, so geschah es zunächst auch durch Einschränkung des Lehensadels. Die Fürsten machten die Thronfolge für die Erstgeborenen erblich, zogen die Kronlehen ein, dehnten ihre Gerichtsbarkeit und Verwaltung aus, wobei die Doktoren des römischen Rechtes im Rathe der Fürsten und in den Reichsversammlungen halfen. Es war im Mittelalter noch die strenge an die Kasten erinnernde Scheidung zwischen Adel, Geistlichkeit, Bürgern und Bauern da. Aus dem Waffendienst entwickelte sich das Ritterthum, aus den isolirten Gewerbtreibenden das städtische Bürgerthum, aus der Veredlung des Handwerks und der Technik mit Einwirkung des idealen und religiösen Sinnes die Kunst, die vorzugsweise der Kirche diente.

Die neue Zeit kündigte sich durch große geographische Entdeckungen und Erfindungen an, die Wissenschaften und Künste begannen zuerst in Italien wieder aufzuleben, aber das Licht verbreitete sich schnell über einen großen Theil Europas und erzeugte glänzende Literaturen und Kunstwerke. Der Bauernstand war fast überall noch unfrei, Gewerbe, Verkehr und Handel eingeschränkt, letzterer auch noch durch Privilegien, Regalien, Monopole gehemmt. Mit den Entdeckungen in den fremden Erdtheilen begann das Kolonialwesen. Nach der Reformation blühten die protestantischen Länder kräftiger als die katholischen, wozu freilich auch der verschiedene Nationalcharakter und die Regierungsform beitrug. Im 17. Jahrh. begann

die Periode der vollendeten Autokratie der Fürsten und Unterordnung aller anderen Gewalten. Lehrer für das ganze continentale Europa wurde Richelieu, welcher sagte: Les rois doivent suivre leur marche sans s'inquiéter des cris du peuple, comme la lune suit son cours sans être arrêtée par les aboiemens des chieus. Es war im 17. u. 18. Jahrh. bis zur französ. Revolution kaum eine Opposition gegen die Throne da, denn Europa fühlte und dachte monarchisch, wohl aber gegen schlechte Staatsverwaltung und kirchl. Druck. Dabei beförderten viele Fürsten und Staatsmänner die humane Richtung und die Literatur der Aufklärung; man wurde in Glaubenssachen toleranter, erleichterte Juden und Leibeigene, milderte die Strafgesetze. Von Volks- und Ständerechten war im 18. Jahrh., wo die Fürstenmacht die höchste Stufe erreicht hatte, außer England kaum mehr die Rede. In der neuesten Zeit tritt Neigung zur theilweisen Gleichstellung der Stände, Zulassung aller zur Regierung hervor. Die Geistlichkeit, so oft der erste Stand, tritt mehr und mehr zurück. Leibeigenschaft und Zunftzwang sind nun in Europa fast überall aufgehoben. Die großen Güter werden mehr und mehr parzellirt, die Bodenzersplitterung ist wohl in Frankreich am größten. Die Gesammtproduktion in Landbau und Gewerben ist allerdings durch die freie Concurrenz größer als früher, aber die immer ausgedehntere Arbeitstheilung auf diesem und andern Gebieten macht Bildung und geistige Entwicklung allgemeiner, aber einseitiger und dürftiger. In Wohnungen und Hausgeräthen nimmt im Ganzen Bequemlichkeit, Helligkeit, Zierlichkeit zu; Comfort, dem Mittelalter wenig bekannt, ist in England am meisten ausgebildet. An die Stelle der unmäßigen materiellen Genüsse des Mittelalters ist feinerer Geschmack und immerhin auch größere Enthaltsamkeit getreten. Im Mittelalter war Landwirthschaft der wesentlichste Faktor der Produktion, jetzt sind es hauptsächlich die Gewerbe, wobei jedoch die kleine Industrie immer mehr vom Fabrik- und Maschinenwesen verdrängt wird, die Arbeiter von den Fabrikherren abhängig werden, wogegen sie durch Association und Strikes reagiren. Die Aristokratie wird durch Geldmenschen verdrängt, die kleineren Vermögen gehen im Conflikt der Interessen und Cursschwankungen leicht verloren, das Kapital beutet die Arbeitskraft der Armen aus, der Socialismus ringt nach besserer Organisation der Gesellschaft, der Communismus will alles persönliche Eigenthum aufheben. Der wesentlichste Charakter der neuesten Zeit ist aber die Abwendung von den ewigen und jenseitigen Dingen und die entschiedenste Hingabe an die diesseitigen, daher im Gegensatz zur christlichen Weltanschauung ein Vorherrschen des Heidnischen, statt des sittlichen Ideals das ästhetische, dabei Gleichgültigkeit nicht nur, sondern Feindseligkeit gegen die Kirche, Anbetung der Staatsomnipotenz. Endlich kann man beobachten, daß gleichsam nach Gravitationsgesetzen die großen Nationalitäten sich

immer compakter und massiger gestalten und die Existenz der kleinen in Frage gestellt wird, ferner, daß fast überall die farbigen Rassen, die mongolischen Völker theilweise und eigentlichen Neger ausgenommen im Contakt mit der weißen Rasse, die ihnen Verderben bringt, untergehen. Mir scheint jede Rasse nur zu einer bestimmten Form und bestimmtem Grade der Cultur bestimmt, und es ist vergeblich, den farbigen Rassen die Cultur der Weißen octroyiren zu wollen. Die Uramerikaner haben die ihnen mögliche Art der Civilisation in Mexiko, Centralamerika und Peru nahezu erreicht und sind so unfähig zur Civilisation der weißen Rasse, wie etwa die Chinesen oder Hinterindier; es wird sich zeigen, ob es mit den Japanern viel anders ist. Die Civilisation der Neger auf Haiti oder in der Union ist eine Art Carrikatur. Man darf nicht glaub=n, daß die Culturstufe der Rothhäute, Melanesier, Polynesier etwa der Culturstufe der Weißen in ihrem Steinalter analog sei und daß es für jene nur der „Entwicklung" bedürfe, um schließlich zur Stufe der jetzigen Europäer zu gelangen; jene Rassen sind anders *angelegt* und konnten nur *die* Culturformen entwickeln, zu welchen sie ohne die Weißen gelangt sind, deren Eingreifen nur ihren Untergang, nicht ihre Erhebung herbeiführt. Kommen ja selbst inner der weißen Rasse schon so bedeutende Unterschiede vor, daß z. B. Aegypter und Semiten ganz andere Culturformen dargestellt haben, als die Indogermanen.

Rück- und Vorblick.

Wir sind am Ende eines weiten Weges angelangt. Ausgehend von der Betrachtung des menschlichen Individuums, das nach seinem körperlichen und geistigen Leben geschildert wurde, sind wir zu der menschlichen Gattung fortgeschritten, deren Begriff sich in vielerlei Menschenformen explizirt, haben dann wie früher die Fähigkeiten und Thaten des Individuums, so auch die des ganzen Geschlechtes nach ihren Hauptzügen dargestellt und endlich Halt gemacht am tausendarmigen Strom der Geschichte, der von den Urvätern sich ergießend, uns selbst auf seinen Wogen mit fortträgt. Eine Unzahl von Völkern ist in seinen Fluthen verschwunden, die nicht blos mit anderen Zungen sprachen, sondern auch anders fühlten, dachten, waren als wir. Wie erweitert sich am Riesenstrom der Geschichte, dessen Quelle und Mündung in dunklen Fernen verborgen sind, der geistige Horizont, hinaus über den Kreis der Familie, der Gemeinde, des Volkes! Was

ist aber das Ziel dieses vieltausendjährigen, in unzähligen Formen und Zuständen sich spiegelnden Entwicklungsprocesses? Die Geschichte strebt epimetheisch die Vergangenheit zu erkennen, sie für den betrachtenden Geist wieder zu erwecken, ähnlich wie die Geologie aus den vorhandenen Denkmälern die früheren Zustände der Erde. Weil nun die Zukunft in ihren Hauptzügen durch die Gegenwart bedingt ist, wie diese durch die Vergangenheit, so ist der Geschichte auch ein prometheischer Blick gestattet und sie vermag ahnend etwas von der Zukunft zu erkennen. Aber das Weiterabliegende und das Endziel seines Geschlechtes ist dem menschlichen Geiste verborgen und wir wissen auch nicht, wie lange die Menschheit bestehen werde. Sie hat sich aus rohen Anfängen und großer Ohnmacht zu der gegenwärtigen Kulturstufe erhoben und es scheint noch eine weite Bahn des Fortschreitens vor ihr zu liegen, wobei vielleicht die Völker zu innigerer Verbindung, zur Uebereinstimmung in gewissen Beziehungen, vielleicht auch zu einer besseren Harmonie gelangen werden; ein „Weltstaat“, meint Werner (Spekulat. Anthropologie, Münch. 1870, S. 409) sei wegen der Völkerverschiedenheit nur als geistig ethische Verbindung der christlichen Kirche möglich. Die Menschheit lebt und entwickelt sich nach den in ihr liegenden Trieben, deren mächtigster der Trieb der Selbsterhaltung ist, womit zwischen ihren einzelnen Gliedern stete Wechselwirkung gesetzt ist, die zugleich fördert und hemmt, wobei der Versuch, die Hemmung aufzuheben, zu Streit und Kampf führt. Mit den Verfassungen, den Glaubenslehren, den Sitten, die sich fortwährend ändern, wechseln nur zu oft Kriege ab, die den Besitzstand und die Machtverhältnisse der Völker ändern, beziehungsweise zu deren Vernichtung führen. Es scheint, daß ein großer Theil der farbigen Rassen zum Untergang bestimmt ist und daß sich die Völker der weißen Rasse immer unter Aufhebung der Existenz kleinerer Völker zu großen Complexen zusammenschließen. In vielen Stücken ist es zu allen Zeiten beim Gleichen geblieben und wie man heute über Elend und Verderbniß klagt, so thaten es auch Con-fu-tse und Gautama und wollten durch neue Religionssysteme denselben abhelfen. Dabei schweben gewisse Ideale vor: sittliche Freiheit und Harmonie, der Rechtsstaat, organische Ver-

bindung der Völker, in welcher jedes nach seinen Gaben und seiner Kraft wirken, geben und empfangen soll und wobei das Bedürfniß der Menschen nach Genuß, That und Veränderung vollkommenere Befriedigung finden würde. Das menschliche Glück wird jedoch nicht durch stete Steigerung der Bedürfnisse und der Güter vermehrt, wie manche Volkswirthschaftslehrer in dieser Zeit glauben, wobei die Reichen immer reicher werden, die Armen doch arm bleiben, sondern eher durch die Vereinfachung und Minderung der Bedürfnisse und durch die höhere Werthschätzung der geistigen Güter und Genüsse.

Wer wollte leugnen, daß die neue Kulturentwicklung zu vielerlei Fortschritten nicht bloß für die materielle, sondern auch die geistige Existenz geführt hat. Die Bequemlichkeit und die Genüsse des Lebens haben sich vermehrt, tausend Fäden verbinden die Völker unter einander, die ihre Güter und Produkte austauschen und den Zugang in die verborgensten Winkel der Erde sich öffnen, die Erfahrungswissenschaften erweitern und vertiefen sich. Aber der Fortschritt in der Wissenschaft und in der Politik findet immer nur in einseitiger Richtung statt, so nämlich, daß in einer gewissen Periode gewisse Prinzipien und Ansichten zur ausschließlichen Geltung kommen und das Wahre einer früheren Zeit verkannt und verlästert wird. So wenig aber z. B. in der Philosophie ein einzelnes System alleinig im Besitz der Wahrheit ist, so wenig wird dieses auf dem politischen Gebiet der Fall sein. In dem gegenwärtigen Streit zwischen Staat und Kirche stehen die Meisten auf Seite des Staates, wie sie im Mittelalter auf Seite der Kirche standen und doch sollen in Wahrheit Staat und Kirche zwei gleichberechtigte Mächte sein, die eine so nothwendig für das Bestehen der Gesellschaft wie die andere. So scheint es wirklich, als wenn die Menschheit sich immer in einseitigen Richtungen bewegen und eben darum der Kampf kein Ende nehmen und es zu keinem harmonischen Gleichgewicht kommen solle. Die Gegensätze des Herrschens und der Freiheit, des Thuns und Leidens, des Reichthums und der Armuth, des Wissens und Glaubens scheinen eine unüberwindliche Beharrlichkeit zu besitzen. Die Eifersucht der Nationen gegeneinander ist nicht minder groß als in jeder anderen Zeit und hat ein Volk

das andere niedergeworfen, so kommen dann etwa bei fortgesetzten Kriegsrüstungen, Friedensversicherungen, die so lange Geltung haben, bis das besiegte sich etwa wieder zu erheben trachtet oder Gelegenheit zu neuen Eroberungen sich ergibt. Wie in der alten rohen Zeit führt fast immer nur List und Gewalt zur irdischen Größe und die erbärmliche Menge betet immer den Erfolg an und jauchzt der Unterdrückung durch den Sieger zu. Und weil die Interessen sich unaufhörlich widerstreiten, den einen schadet, was den andern nützt, so kann man nicht vermuthen, daß der Kampf je aufhöre. Wohin die weiße Rasse dringt und wo sie noch lebensfähig ist, zerstört sie fast überall die Wohlfahrt der farbigen Rassen, für welche Culturform, Denk- und Lebensweise der Weißen nicht passen, zwingt sie zu nachtheiligen Handelsverbindungen, beutet sie aus, knechtet sie und führt sie der Vernichtung und Verarmung entgegen; auch Japan und China werden diesem Schicksal nicht entgehen, das nur zeitweise aufgehalten wird, wenn Krieg unter den Völkern der weißen Rasse selbst wüthet. Es soll also der Friede nie dauernd werden und die chiliastischen Vorstellungen von einem Gottesreiche auf Erden sind schwärmerischer Wahn. So geht es auf der kleinen Erde, die nur ein Punkt im Weltall ist, zum Vergehen bestimmt, wie Alles, was entstanden ist und wer bürgt dafür, daß abgesehen von dem unausbleiblichen Ende, nicht periodische Vorgänge, z. B. Eiszeiten stattfinden, die unsere ganze Kultur aufheben und den übrig gebliebenen Rest der Menschheit zwingen, sie von vorne anzufangen.

Diese Betrachtungen sind nicht einer pessimistischen Anschauung entsprossen, sondern vollkommen in der Natur der Dinge begründet. Man muß fast glauben, daß die Geschichte und Culturentwicklung im Großen und Ganzen nach unabänderlichen Grundbestimmungen verlaufe, daß die Zustände sich immer nur der Form, aber nicht dem Wesen nach ändern und daß die Individuen immer nur kleine, sich wieder aufhebende Modificationen hiebei verursachen können. Dann erfüllt aber das Dasein der Menschheit die höhern Forderungen und Bedürfnisse des Geistes nicht und erweist eben dadurch, daß es nicht letztes Ziel für ihn sein kann, in der Menschheit aufzugehen, obschon die Arbeit

für ihre Wohlfahrt und relative Vervollkommnung, wie sie offenbar Pflicht für den Einzelnen ist, auch seine Vervollkommnung fördert. — Erhebt man sich nur wenige Meilen über die Erde, so nimmt man nichts mehr wahr von dem Treiben der Menschen, von dem Donner ihrer Schlachten, von der Größe ihrer Werke, die sämmtlich der Zeit zum Raube werden. Wahrhaft groß und unvergänglich werthvoll ist nur, was dem Reiche des unsterblichen Geistes angehört: das Gute, das Wahre und das Schöne!

Zusätze zu Band I.

S. 62. Zu große Bluterfüllung des Gehirns wird, abgesehen von außerordentlichen Umständen, dadurch erschwert, daß die Arterien vor ihrem Eintritte in die Schädelhöhle sich so theilen, daß auf jeder Seite nur einer ihrer Zweige durch einen knöchernen Kanal in das Gehirn führt, in anderen Verzweigungen das Blut zur Schilddrüse, zum Gesicht, den Augenhöhlen, Ohren und gegen den Nacken strömt. In den feinen Capillaren der weichen Hirnhaut vermindert sich der Blutdruck, aber obschon das Blut nur eine ganz kurze Strecke durch die graue Substanz strömt und dann sogleich wieder zur pia mater zurückkehrt, findet doch manchmal Congestion statt, wobei die feinsten Capillaren leicht zerreißen und der sogen. blutige Hirnschlag eintritt, bei welchem, wenn nicht der Tod erfolgt, leicht Lähmung der entgegengesetzten Körperseite und immer mehr um sich greifende Erweichung der Hirnsubstanz stattfindet.

S. 89. Ueber männliche Individuen mit starker Entwicklung der Brustdrüsen s. Hyrtl's Handb. d. topogr. Anatomie, 4. Aufl., I, 529. Bei den Denka=Negern soll das ziemlich oft vorkommen, wie Kotschy mittheilt; R. Hartmann will aber auch nur einzelne Fälle zugeben. Weibmänner wie die der Skythen kommen auch bei nord= und südamerikanischen und asiatischen Nomadenvölkern vor.

S. 104. Das Gehirn hat beim Neugebornen schon den vierten Theil seines größten Gewichtes erlangt; das Gewicht des ganzen Körpers des Neugeborenen ist nur $^1/_{19}$ des Erwachsenen.

S. 117. 97. Edward Lambert vererbte seine zolldicke krusten=artige Oberhaut mit Schuppen und Stacheln nur auf seine Söhne und Enkel, nicht Enkelinnen. — Aristokratische Tournüre ist wesentlich angeboren.

S. 155. Ueberall findet direkte Nervenleitung statt, ausgenommen, wo Gruppen oder Massen von Ganglienzellen einzelne Nervenfäden verbinden und so die Erregung auf andere Bahnen überleiten

können. Die Sinnesnerven haben im Hirn ihre besondern Centra, nahe an der Basis des Hirns. Die Ganglienzellen dieser Centra, Wahrnehmungs- oder Perceptionszellen genannt, in welche die Sinnesnervenfasern eintreten, sind der Sitz der Sinnesempfindung, des Bewußtwerdens des Erregungszustandes der respekt. Sinnesnerven.

S. 167. Am 18. Sept. 1873 wurden zu Amberg in Bayern die Mörder Marchner Vater und Sohn mit der Guillotine hingerichtet, der Körper des Sohnes zuckte noch eine Minute lang, die Gesichtsmuskeln verzerrten sich schauerlich. Nachdem das Haupt des Vaters gefallen, ballten sich seine Hände krampfhaft, drei Minuten lang dauerte der Kampf der Lebensgeister, gräßlich verzerrte sich das Gesicht und die Zähne knirschten. Frankf. Zeitg. 20. Sept.

S. 215. Die 1872 19jährigen Negerinnen Millie und Christine aus Nordcarolina stellen eine Zwillingsbildung mit 2 Köpfen, 2 Hälsen, 2 Brustkasten, 4 Armen dar, welche in der Lenden- und Mittelbauchgegend in einen einfachen Unterkörper mit nur einer Mastdarmöffnung 2c. übergeht, so daß eine einfache Wirbelsäule bis ins Becken zu verfolgen ist. Von hier geht dann der unterste Theil des Leibes wieder auseinander und endigt in 4 Beine, von welchen bloß die äußern zum Gehen dienen. In jedem der beiden Oberkörper finden sich Herz, Lungen, Speiseröhre, die Verdauung ist für jeden Oberkörper gesondert. Der eine Oberkörper, Millie ist schwächer, sein Puls um 4 Schläge in der Minute langsamer, beide Oberkörper sind im Denken, Sprechen, Duettgesängen vollkommen gesondert, Millie singt Sopran, Christine Alt. Sie tanzen mit den äußern Beinen zierlich, ihr Wollen ist meist sehr harmonisch, beide hungern gleichzeitig. Die Tastempfindung ist an den Oberkörpern ganz gesondert; Berührung unterhalb der Vereinigung wird von beiden Sensorien zugleich wahrgenommen; das Rückenmark muß also unten einfach sein. Immer sind Zwillingsbildungen, seien sie ganz oder nur theilweise getrennt, gleichen Geschlechts: 2 Knaben oder 2 Mädchen. Sie beruhen auf bilateraler symmetrischer Keimspaltung um die Zeit der Bildung des Primitivstreifens und die Geschlechtlichkeit ist wahrscheinlich schon vor dem Auftreten des Primitivstreifens bestimmt, bei manchen Organismen vielleicht schon vor der Befruchtung.

S. 223. Bei manchen Mikrocephalen war das Gehirn nur wenig über 300 Grammen schwer, bei einem Volumen von nur 360 Cubikcentimeter.

S. 232. Duncan Gibb hat neuestens in England neun über 100 Jahre (101—104 J.) alte Personen näher untersucht. Bei allen war die Athmung noch ganz ungestört, die Brust wenn auch nicht sehr ausgedehnt, doch wohl geformt, die Resonnanz bei der

Percussion gut, die Rippenknorpel nicht verknöchert. Die Stimme war, eine Person ausgenommen, klar, sonor, fest. Beim Herzschlag wurde kein ungewöhnlicher Ton wahrgenommen, derselbe war nicht schwach, er war regelmäßig mit Ausnahme der zwei, die in der Beobachtungsperiode starben, gegen das Ende ihres Lebens. Der Puls war nicht hart, langsamer als bei jüngern Personen, bei Mrs. Paterson 54 in der Minute. Keine der beobachteten 9 Personen hatte sich über Verdauungsbeschwerden zu beklagen. Bei den 6 früher beobachteten war das Gesicht noch sehr gut, 5 konnten ohne Brille lesen. Auch der Geruchsinn war gut, an wenigsten der Gehörsinn, zwei waren taub. Die Geistesfähigkeiten waren bei allen unverletzt, auch das Gedächtniß einer Person noch gut, bloß bei dem 104 J. alten Jakob Eldrich begann die Intellienz schwächer zu werden, wahrscheinlich ein Vorbote ernsterer Aenderung. Alle wünschten übrigens das Ende herbei und das Leben schien ihnen eine Bürde zu sein. Die 3 später beobachteten Hundertjährigen verhielten sich analog. Im Ganzen waren es 7 Frauen und 2 Männer; der Verf. glaubt, daß diese geringe Zahl aber nicht zum Schluß berechtige, daß die Frauen öfter über 100 Jahre alt würden, als die Männer. Journ. of the A. I. 1872, 78 ff.

S. 236. Jose Martino Contriho, geb. 1694 lebt noch 1873 in Brasilien. Kathol. Zeitung v. Baltimore, Febr. 1873.

S. 289. Franz Toletus 1532 zu Cordova geboren wurde als ein prodigium von Geist und Verstand bezeichnet und war schon mit 15 Jahren Lehrer der Philosophie zu Salamanca. In den Jesuitenorden getreten, wurde er der erste aus diesem Orden hervorgegangene Kardinal. Der junge Grotius schrieb schon im 9. Jahre lateinische Gedichte und konnte mit 11 Jahren schon die Universität Leyden beziehen, wo ihm Scaliger, die Ungleichheit der Jahre nicht beachtend, bald seine Freundschaft schenkte. Pascal schrieb schon im 16. Jahre eine Abhandlung über die Kegelschnitte, welche die Bewunderung der Mathematiker erregte; später wurde von ihm die Wahrscheinlichkeitsrechnung begründet. Die übermäßigen geistigen Anstrengungen führten für ihn ein Nervenleiden herbei, woraus sich auch seine Neigung zu asketischer Strenge und zum gänzlichen Verlassen der Welt entwickelte. Während heftiger Krankheitsanfälle löste er oft in wenig Minuten die schwersten mathematischen Probleme und in einer schlaflosen Nacht entdeckte er die wichtigsten Eigenschaften der Cycloide. In seinen literarischen Werken hat er sich große Verdienste um Bildung der französischen Prosa erworben. Die letzten 4 Lebensjahre fand er Trost in der Bibel, die er auswendig lernte.

S. 317. Ein furchtbares Weib war auch Poppaea Sabina, Nero's zweite Gemahlin.

S. 319. Die durch den Strang im März 1873 hingerichtete Giftmörderin Anna Mary Cotton war äußerst gefaßt und starb anscheinend ohne Schmerz.

S. 370. Zu den ausgezeichnetsten Frauen gehören ferner die byzantinische Kaisertochter Theophano, Kaiser Otto II. Gemahlin und Mutter von Kaiser Otto III., die bei dem frühen Tode ihres Gemahles unter schwierigen Umständen eine treffliche Reichsverweserin war, und die Markgräfin Mathilde von Tuscien, „ihres glänzenden Hofes größte Zierde.“

Zusätze zu Band II.

S. 80. Seit der Emancipation der Neger in der Union soll sich ihre Zahl erstaunlich vermindern; sonst 4 Millionen, zählten sie 1869 nur noch $2^1/_2$ M.

S. 84. Carey Socialwissenschaft I, 300 reproduzirt die schweren Anklagen, welche William Pitt gegen sein eigenes Volk wegen dessen Verschuldung an den Negern ausgesprochen hat.

S. 99. Die Bewohner der Insel Yap oder Gap sind minder dunkel als die von andern Carolineninseln, ihre äußerst dürftige Bekleidung besteht bei den Männern bloß in einem Gürtel um die Hüften, bei den Frauen in einer Art Rock aus Palmblättern, der von den Hüften bis zu den Knieen reicht. Achtundfünfzig Häuptlinge herrschen über die kaum 3000 Seelen zählende Bevölkerung, die in immerwährenden Kriegen begriffen, doch heiter und vergnügungssüchtig ist. Sie machen Beile aus der Schalensubstanz der Riesenmuschel, als Geld haben sie von einer andern Insel her geschiffte z. Th. sehr große scheibenförmige, in der Mitte durchbohrte Steine. (Kalkspath), auch Perlmutterschaalen an Stränge gereiht. Tetens und Kubary in Journ. d. Mus. Godeffroy, 2. Heft. Hamb. 1873.

S. 101. Die Polynesier und Mikronesier flechten ihre Matten nur mit der Hand, bloß die Makenzie oder Ulithi-Insulaner (Carolinen), haben einen einfachen Webstuhl.

S. 112. Seit einer Reihe von Jahren wird Menschenraub auf den Südseeinseln von Engländern und Amerikanern systematisch betrieben und die Leute werden unter den Augen des Gouverneurs und der Behörden der engl. Kolonie Queenstown zum Landbau verwendet. 1869 wurde endlich von der englischen Regierung eine Untersuchung angeordnet. 1871 ermordeten auf Nukapu im Santa-kruz Archipel die erbitterten Eingeborenen den gelandeten Bischof

Patteson, weil eben eine Anzahl der Insulaner von Weißen geraubt worden war. Der fortwährende Menschenraub in Melanesien durch die Weißen wird jene Inseln bald entvölkert haben. Die Osterinsel hatte 1863 noch 1800 Einwohner, die großentheils nach Peru zum Sklavendienst unter dem Titel freie Arbeiter geschleppt wurden, 1871 waren nur noch 600 übrig. 1872 wurde in Melbourne jener Kapit. Armstrong, welcher geraubte Australneger massenhaft ermordete, nebst 8 Matrosen zu lebensl. Zuchthaus verurtheilt.

S. 135. Ranking in s. Researches nimmt die Bevölkerung Amerikas zur Zeit von Columbus zu 30—40 Millionen an. Zur Zeit der Endeckung lebten in der Union etwa 15 Millionen Indianer, jetzt 300,000; in Californien hat ihre Zahl von 100,000 im Jahre 1849 auf 30,000 abgenommen. Welche Verkehrheit gehört dazu, mit Schoolkraft den Widerstand der Indianer gegen die Weißen, die ihnen ihr Land rauben und Verderben aller Art über sie bringen, den Kampf des Rechtes gegen Gewalt und teuflische Arglist als einen „Kampf der Barbarei gegen die Civilisation" zu bezeichnen! — Der berühmte deutsche Nationalökonom Wilh. Roscher gesteht im Gegensatz zu der vulgären Meinung der spanischen Kolonial-Politik große Vorzüge zu.

S. 151. Seit ihrer Berührung mit den Europäern verarmen die südlichen Grönländer und nehmen an Zahl ab; sie haben allen moralischen Halt verloren, seit man ihre Priesterzauberer, die Angekoks verspottet und um alles Ansehen brachte; der Kaufmann Dalager hatte die Angekoks in einem Bericht von 1752 sehr günstig beurtheilt. Die Grönländer oder Eskimos im höchsten Norden, 75° n. Br. die von der Cultur nicht berührt wurden, sind nach John Roß kräftig und munter. — Nicht das wenigste trägt zum Aussterben der Naturvölker das Gefühl ihrer Ohnmacht den Weißen gegenüber bei; sie nimmt ihnen allen Lebensmuth, alles Vertrauen in ihre Kräfte, treibt sie zur Verzweiflung, zum Kinder- und Selbstmord.

S. 156. Nach Sabalischin hätten sich im russischen Asien nur die größere Massen bildenden Kirgisen, Jakuten, Buräten und Tungusen erhalten, viele kleinere Völker sind seit dem Erscheinen der Russen und ihrem oft grausamen Verfahren ganz oder fast ganz verschwunden. S. sibirische Briefe in der Moskauer Zeitung 1864.

S. 224. In dem friesischen Adelabuch, einer mit ihren Anfängen bis in das 5. oder 6. Jahrh. v. Chr. zurückreichenden Chronik wird öfters der Pfahlbauten gedacht. Sowohl Apollonia im Jahre 540 (eine der Arbeiterinnen an jener Chronik) als Adel, Friso's Sohn 250 v. Chr. besuchten die Schweizer Pfahlbauten, deren Bewohner sie Mârsâta, d. h. Seebewohner nennen und beschreiben den Bau der Wohnungen, Aussehen und Lebensweise der Pfahlbauer auf das ge-

naueste. Die Marsaten heißt es ausdrücklich, bauen ihre Häuser auf Pfählen in das Wasser, um sich vor den zahlreichen wilden Thieren zu schützen, leben von Fischfang und Jagd und verfertigen aus den Fellen der Thiere warme Pelzkleider, die sie an die Rheinschiffer verkaufen. Allgem. Ztg. Beilage 19. Okt. 1873. S. 4434. Der Leidener Philolog Dr. Eolco Verwys, selbst ein Friese bezweifelt das hohe Alter jener Handschrift, Adela- oder Linda-buch genannt und will dieselbe in das 16., vielleicht sogar 17. Jahr. setzen; ein noch jüngerer Ursprung ist durch alle Umstände ausgeschlossen. Ich frage aber, wie kommen denn dann Nachrichten über die Pfahlbauten in die Handschrift, von denen wir erst seit ein paar Dezennien wissen und sind nicht eben diese Nachrichten ein Beweis für das sehr hohe Alter jener Handschrift oder wenigstens dieser in ihr reproduzirten Nachrichten?

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Perty, Maximilian,

Die Anthropologie als die Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen

Bd.: 2

Leipzig 1874